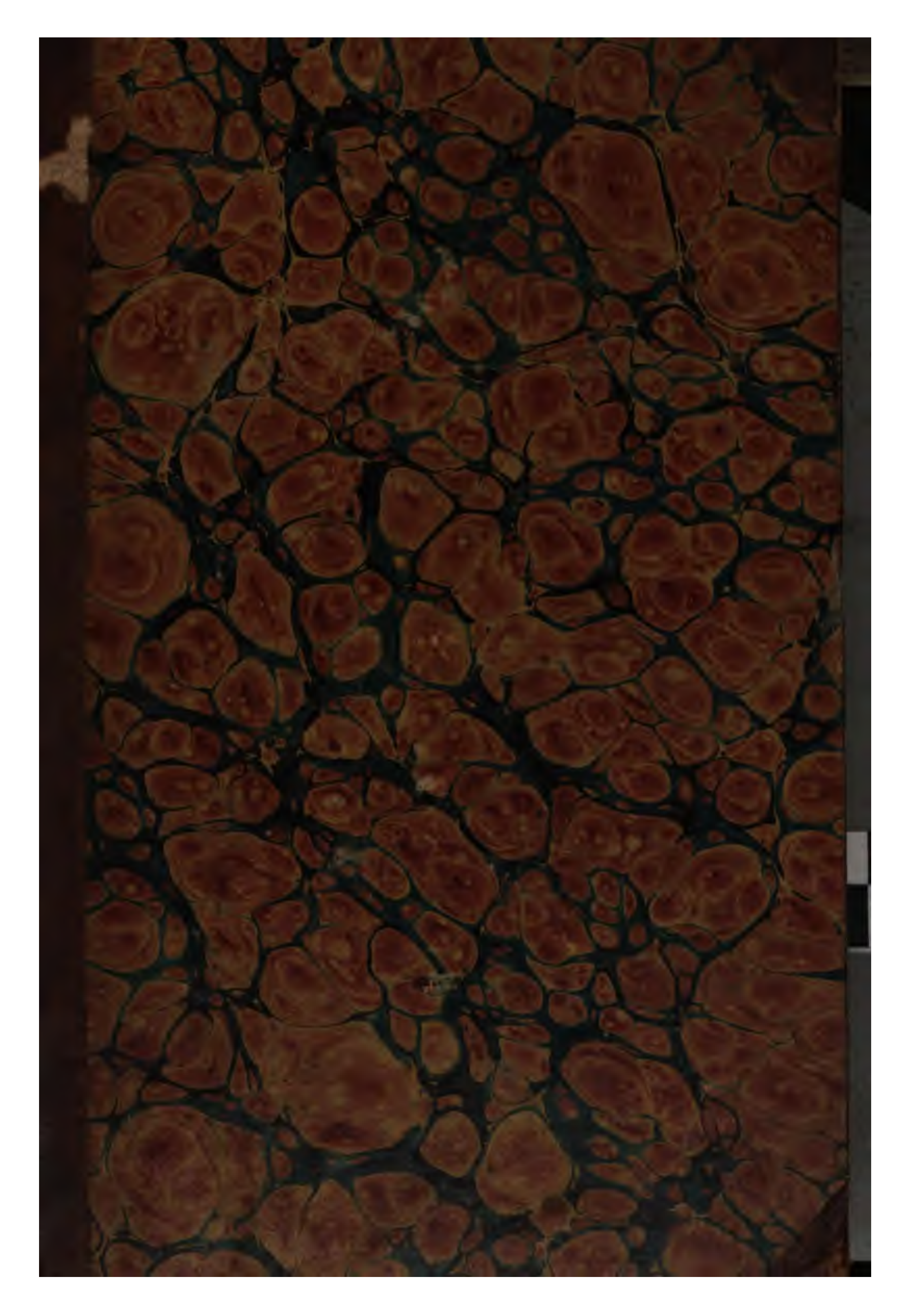
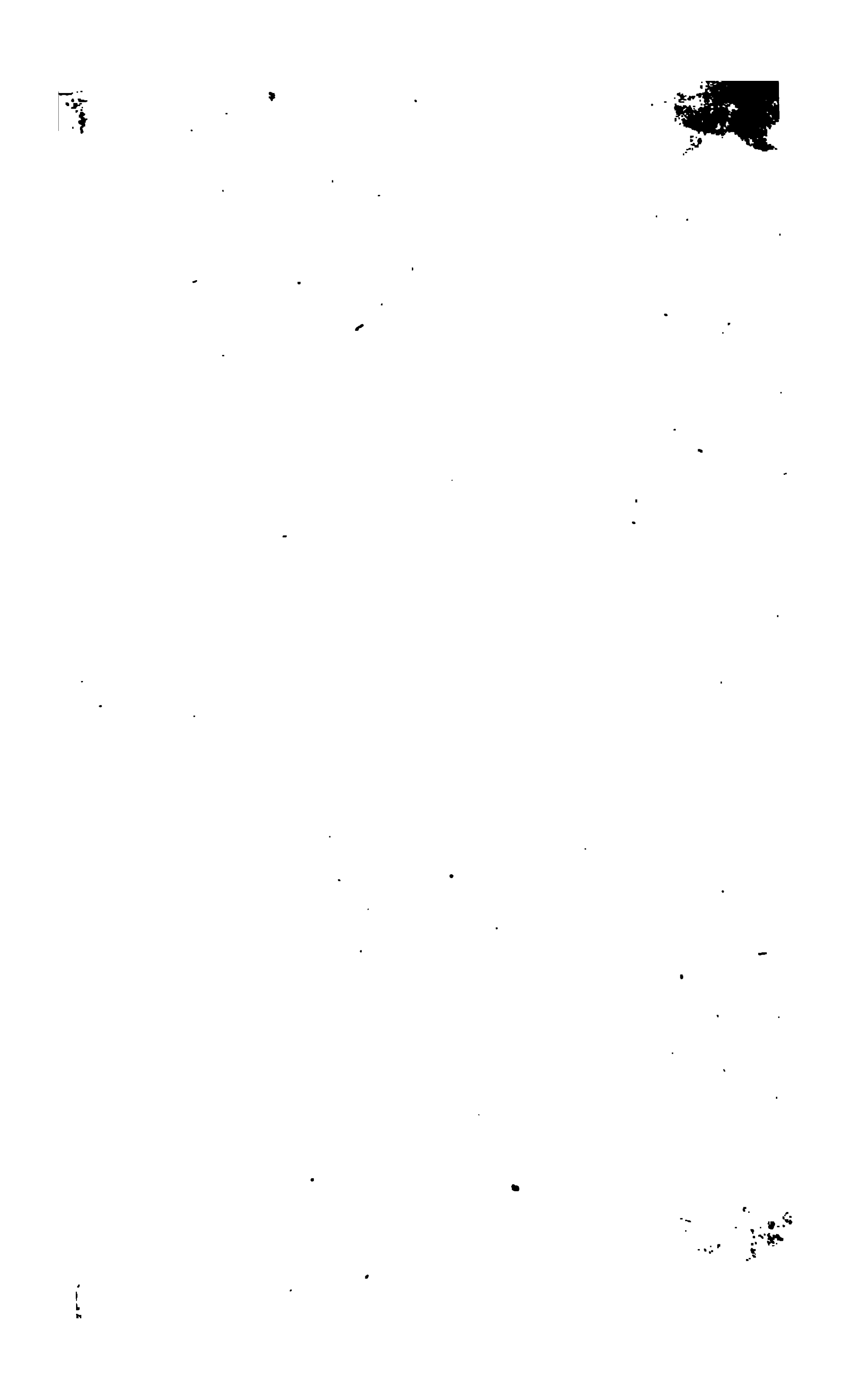








Geschichte
der
Religion Jesu Christi.

Von
Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,
fortgesetzt
von
Friederich v. Kerz.

Fortsetzung sechster Band.

Mainz 1829,
in der Simon Müller'schen Buchhandlung.

Geschichte
der
Religion Jesu Christi.

Von

Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg,

fortgesetzt

von

Friederich v. Kerz.

Zwanzigster Band.

Mainz 1829.
in der Simon Müller'schen Buchhandlung.

Wiesbaden, gedruckt bei Ludwig Riedel.

Des zweiten Zeitlaufes achtzehnter Zeitraum.

Von dem Regierungsantritt Justins II. 566 bis zu dem Pabste Gregorius des Großen 604

I.

1. Bei dem täuschenden Schimmer äußerer Stärke, welche Italiens und Afrikas Eroberung um Justinians lange Herrschaft verbreitet hatten, war das oströmische Reich unter diesem Kaiser, wie wir schon gesehen, in den tiefsten Verfall gerathen; und selbst im Innern hatte, gegen das Ende des Lebens dieses Monarchen, die beinahe an völlige Auflösung gränzende Schwäche der Regierung ihre höchste Stufe erreicht. Auf das neue in theologischen Streitigkeiten und Zänkereien wieder versunken, hatte Justinian in den zwei letzten Jahren seines Lebens keine Zeit mehr für die Geschäfte seines Regentenamtes. In den

Händen raubgieriger Beamten und übermüthiger Großen war daher die innere Verwaltung nach und nach ein geregeltes System grenzenloser Bedrückungen und schamlosen Räuberwerks geworden. Den Klagen und Seufzern der Unterthanen war der Weg zum Thron verschlossen; denn da der alte Monarch jetzt nur selten seinen Palast verließ, so war es seinen, dabei nicht wenig interessirten Umgebungen um so leichter, ihn über das gerechte Mißvergnügen seines Volkes in einer völligen, dem betagten Herrn wahrscheinlich selbst höchst wünschenswerthen Unwissenheit zu erhalten*). Aber um so mehr ward man nun auch Justi-

*) Als Belege zu dem hier oben Gesagten wollen wir einstweilen nur folgendes, den unreinen Geist der damaligen Verwaltung in seiner ganzen Monstruosität darstellendes Beispiel der Rechtspflege in den Provinzen anführen. In den römischen, an Persien grenzenden Ländern, nämlich in Mesopotamien, der Landschaft Osrhoëne und der Provinz Euphratensis hatten sich die Ehen im verbotenen Grade zum größten Aergerniß der Kirche so sehr vermehrt, daß endlich selbst die nächsten Blutsverwandten sich nicht mehr scheueten, eheliche Verbindungeu unter einander zu schließen. Diesem Unfug suchte Justinian durch mehrere, immer geschärftere Edicte zu steuern; und da diese nichts fruchteten, wurden endlich ungeheure Geldstrafen und in gewissen Fällen selbst Confiscirung des ganzen Vermögens gegen den Schuldigen verordnet. Um über die Beobachtung der gegen dergleichen Ehen gegebenen Gesetze zu wachen, ward eine besondere Commission von dem Kaiser ernannt. Aber leider betrachtete man damals ein Amt nicht als eine übernommene Verpflichtung, das Wohl des Staates oder des Monarchen zu befördern, sondern blos als ein glücklicher Weise errungenes Mittel, ungestraft zu rauben und auf jede, selbst die schändlichste Weise sich zu bereichern. Die niedergesetzte Commission artete also bald in eine geheime, die Ruhe und das Glück jeder Familie bedrohende Inquisition aus, die endlich

nians langer Regierung endlich satt; und ihrem Ende würden gewiß alle verständige Leute in Constantinopel wie in den Provinzen mit heiterm Gemüthe entgegengesehen haben, hätte Furcht vor blutigen Aufständen und bürgerlichen Kriegen die frohe Aussicht auf eine baldige Regierungsveränderung nicht wieder getrübt.

2. Justinian hatte fünf Neffen: Justinus der Kuropalat (Oberſthofmeiſter) Baduarius, Marcellus, Justinus und Justinian. Die drei Erstern waren Söhne seiner Schwester Vigilantia; die beiden Letztern Söhne des edeln Germanus, mithin Enkel eines, obgleich in der Geschichte namenlosen Bruders des Justinians *). Alle fünf, in fürst-

gar die Frechheit hatte, gegen eine mäßige, jährlich an den Fiscus zu bezahlende Summe, den ganzen Ertrag der möglicher Weise eingehenden Strafgelder förmlich für sich zu pachten. Von jetzt an war in allen jenen Ländern keine Ehe mehr gültig, die rechtmäßigsten Verbindungen wurden angefochten. Geheime Angaben, Verfälschungen und Rechtsverdrehungen waren an der Tagesordnung. Ohne Schonung und das mindeste Zartgefühl suchte man überall in die heiligsten Geheimnisse der Familien einzudringen. Rechtliche und angesehene Männer, oft schon längst verheirathet und Väter mehrerer Kinder, mußten, um langweiligen, oft schmachvollen Proceduren und immerwährenden Quälereien zu entgehen, sich mit großen Geldsummen von jenen Harpien loskaufen, und überall ward mit der Ehre, der Ruhe und dem Wohlstande der Familien der schändlichste Trafik getrieben; und dieses unerhörte Scandal, was beinahe unglaublich scheint, dauerte einige Jahre fort, bis endlich Justinians Nachfolger, im zweiten Jahre seiner Regierung demselben ein Ende machte.

*) Ungeachtet aller Mühe, welche Du Cange (Fami-

lichem Glanze und gleichsam im Purpur erzogen, hatten gleiche Ansprüche auf den Thron; und dennoch hatte der alte Kaiser, aus der jedem schwachen Monarchen eigenen Eifersucht auf seinen Nachfolger noch keinen derselben zum Cäsar ernannt *).

3. Außer ihrer fürstlichen Geburt hatten Baduarius und Marcellus wenig oder nichts Empfehlendes für sich. Wie es scheint, nährten auch Beide keine schwungsüchtigen Entwürfe; und ein stilles, in allem Ueberfluß hingleitendes Privatleben hatte für sie mehr Reize, als aller Glanz eines, stets von Sorgen und Unruhe umlagerten Thrones. Wirklich ist auch Ruhm nur für Wenige; Zufriedenheit aber für Alle, und wo diese fehlt, kann jener das Mangelnde nicht ersetzen.

4. Unstreitig verdienten die Herrschaft vor allen Uebrigen die beiden Brüder Justinus und Justinianus. Beide waren das Bild des edeln, tapfern und liebenswürdigen Germanus. Eine reine, Wahrheit und Tugend liebende Seele thronte bei Beiden in

---

liae Aug. Byzan.) auf fünf, mitunter oft sehr klein gedruckten Folioseiten sich gegeben, um über Justins und Justinians Familie ein befriedigendes Licht zu verbreiten, ist es ihm doch nicht gelungen, den Namen von Justinians Bruder aufzufinden; auch vermag er eben so wenig, wie Ludewig und Heinneccius, mit Bestimmtheit anzugeben, ob Justinian nicht noch mehrere Brüder und Schwestern, und endlich ob er wirklich eine Tochter gehabt hatte, deren Sohn Anastasius von seiner Großmutter Theodora mit Joanina, Belisars und Antominens Tochter nachher verheirathet war.

*) Wenn ein Kaiser Einem die Würde eines Cäsars ertheilte; so war es eben so viel, als wenn er ihn zum Nachfolger ernannt hätte.

einem mit allen Reizen kräftiger Jugend geschmückten Körper. Mit Auszeichnung hatten sie schon einigemal im Heere gedient; gegen Perser und Avaren Beide sich schon Ruhm und Lorbern erworben; und nicht nur die Verdienste und Tugenden des Vaters, auch ihre eigenen Verdienste und liebenswürdigen Eigenschaften und selbst das Recht der Geburt riefen beide, hoffnungsvolle Prinzen — das Edelste, was das justinianische Haus aufzuweisen hatte — auf den Thron.

5. Aber Justin der Kuropalat war der Liebling des alten Kaisers *). Er hatte Sophia zur Gemahlin, die Tochter einer Schwester der verstorbenen Kaiserin; und selbst nach ihrem Tode herrschte Theodora noch immer in dem Herzen ihres bethörten Gemahls. Zudem hatte in den letztern Jahren der Kuropalat sich nie von der Person seines Oheims entfernt, und die Würde, die er bekleidete, ihm zugleich einen zahlreichen Anhang in dem Palast verschafft.

---

*) Historische Quellen sind jetzt Theophanes, Evagrius, Menander (excerpt Legat.) und in so ferne ein Gedicht, wenigstens bisweilen, obgleich mit großer Behutsamkeit als ein historisches Zeugniß angeführt werden kann, verdient hier auch Korippus (de Laud. Justini) als eine Quelle genannt zu werden; besonders wo derselbe mit den andern Geschichtschreibern übereinstimmt. Unsere, jetzt gleich folgende Erzählung mancher, Justins Thronbesteigung begleitenden Nebenumstände beruhet einzig auf dem Zeugniß des Korippus. — Cedrenus und Zonaras sind weit später; können aber demungeachtet nicht beschuldiget werden, blindlings nachgeschrieben zu haben; denn sie weichen einigemal von dem, nicht selten offenbar befangenen, herben Evagrius ab, und zwar so, daß gerade dadurch ihre Erzählung vor jener des Letztern einen größern Grad von Wahrscheinlichkeit, mithin höhern Werth gewinnt.

Sobald also der alte Herr im Jahre 566 in der Mitternachtsstunde plötzlich verschieden war, begaben sich sogleich mehrere der vornehmsten Palastbeamten nach der Wohnung des Justinus, pochten an den Thoren und foderten mit Ungestüm, ohne Zeitverlust eingelassen zu werden. Dem, aus dem Schlafe aufgeschreckten, bestürzten Kuropalaten meldeten sie nun, was für jetzt noch für ganz Constantinopel ein Geheimniß war, nämlich den plötzlichen Tod des Kaisers. Callinikus, Befehlshaber der Leibwache trat hervor und überreichte eine, wie er sagte, von Justinian, kurz vor dessen Tode, ausgefertigte Urkunde, die den letzten Willen desselben enthielt, Kraft dessen sein Neffe Justinus, Sohn seiner Schwester Vigilantia, den Thron nach seinem Ableben besteigen sollte. Es wäre allgemein bekannt, fügte Callinikus hinzu, daß in den letzten Zeiten der verstorbene Monarch ihn seines Vertrauens in vorzüglichem Maaße gewürdiget hätte. Ihm habe Justinian also diese wichtige Urkunde übergeben und die Vollziehung ihres Inhalts seiner Treue und geprüften Anhänglichkeit an das kaiserliche Haus dringend empfohlen. Alle Anwesenden baten Justin, sich unverzüglich dem Willen seines Oheims zu fügen; denn es sey nicht rathsam, daß das Volk von Constantinopel bei seinem Erwachen sich ohne Herrscher finde.

6. Eiligst wurden jetzt in der Nacht noch die Senatoren versammelt. Von Callinikus und den Uebrigen begleitet, begab Justin sich in den Senat. Das wahre oder unterschobene Testament ward vorgelesen, und sämmtliche Senatoren warfen sich dem Justinus zu Füßen, ihn bittend, der von seinem Oheim und jetzt auch von dem ganzen Senat ihm übertragenen Herrschaft sich nicht länger zu entziehen;

7. Aus dem Senat begab Justin mit seinem ganzen Gefolge sich noch vor Anbruch des Tages in den kaiserlichen Palast. Die Leibwachen standen schon unter den Waffen. Justinians letzter Wille in Ansehung der Thronfolge war ihnen bekannt gemacht worden, und freudiger Zuruf scholl dem Neffen entgegen, als er sich dem Palaste seines verstorbenen Oheims näherte. Vor der Fronte der aufgestellten Truppen vertauschte nun Justin sein Gewandt gegen einen Waffenrock. Ein durch lange Dienstjahre ausgezeichneter Krieger legte ihm das Soldaten-Halsband an; und Justin ernannte ihn auf der Stelle zum Tribun. Vier Officiere, von ungewöhnlicher, körperlicher Stärke hoben ihn auf einem Schilde empor. Fest und mit Würde stand Justin auf demselben; und unter dem gewöhnlichen, dreimaligen, frohen Zuruf, begrüßten ihn nun sämmtliche Palasttruppen als Augustus und unüberwindlichen Beherrscher.

8. Noch betrachtete Justin sich nicht als Kaiser. Er wollte, daß der Wille seines Oheims und die Wahl des Senats und der Leibwache auch durch den Segen der Kirche bestätiget würden. Sobald also des verstorbenen Monarchen Leichenbegängniß, dessen Anordnung sich Justin zu seinem ersten Geschäfte machte, vorüber war, versammelten sich der ganze Senat und alle hohen Beamten des Reichs in der von Justinian erbauten prächtigen Sophienkirche. Ein feierlicher Gottesdienst begann. Während desselben ward der neue Herrscher von den dazu geeigneten Kronbeamten mit dem kaiserlichen Gewandt, den rothen Halbstiefeln, der weisen Tunica und dem Purpurmantel bekleidet, und ihm endlich von dem Patriarchen, unter mehrern salbungsvollen Gebeten der Kirche, das Diadem umdie Stirne gewunden.

9. In dem kaiserlichen Ornat und mit einem glänzenden Gefolge begab sich Justin aus der Kirche nach dem Hyppodrom. Eine zahllose Volksmenge füllte die Rennbahn. Justin bestieg den Thron und hielt an das Volk eine Rede, in welcher er Alles versprach, was ein junger Prinz bei seinem Regierungsantritt seinen Völkern gewöhnlich zu versprechen pflegt. Des Kaisers Rede ward einigemal durch lauten Freudenruf unterbrochen; aber bis zum Enthusiasmus stieg das Frohlocken des Volkes, als Justin gegen das Ende seiner Rede ihm versprach, das Consulat wieder herzustellen, mit Anbeginn des folgenden Jahres das Amt eines Consuls selbst zu übernehmen, und mit der völligen Wiederherstellung dieser Würde nun auch die dabei üblichen freigebigen Spenden an das Volk wieder zu verbinden. Des Beifallrufens war nun kein Ende, und selbst die Blauen und Grünen, obgleich noch immer feindlich einander gegenüber stehend, mischten jetzt freudig ihre Stimmen in den allgemeinen Jubel. Aber bald ward dieser unterbrochen durch das Klaggeschrei einer Menge Unglücklichen, welche um Loslassung ihrer, in Gefängnissen schmachtenden Väter, Gatten oder Söhne flehten. Justinus ward bis zu Thränen gerührt; und eine völlige, von dem Thron aus verkündigte Begnadigung aller Gefangenen war die Folge dieser schönen Rührung. Der Hyppodrom und die angrenzenden Straßen widerhallten jetzt von den lauten Segenswünschen auf das Haupt des gütigen Beherrschers. Aber kühn gemacht durch diesen Act kaiserlicher Milde, drängte sich nun eine andere, nicht minder zahlreiche Klasse von Unglücklichen um den Thron des neuen Monarchen. Beinahe seine ganze Regierung hindurch befand sich Justinian stets in dringender Geldverlegenheit. Als alle Finanzquellen versiegt oder erschöpft

waren, sah er sich endlich gezwungen, gegen eigenhändig unterzeichnete Schuldscheine große Summen von seinen Unterthanen zu borgen. Diese Anleihen waren natürlicher Weise gröstentheils, wo nicht unmittelbar, doch mittelbar erzwungen, und bei der am Hofe herrschenden Verschwendung und der den alten Kaiser bis an seinen Tod plagenden Baulust, in Verbindung mit der eigenen Habsucht der Finanzbeamten, war jede Hoffnung auf Rückzahlung längst schon verschwunden. Mehrere Familien waren dadurch völlig verarmt; viele andere blickten mit Schrekken nahender Armuth und drückendem Mangel entgegen. Alle diese Trostlosen umgaben nun den Thron des neuen Kaisers, und ihre nach Hülfe ausgestreckten Arme überreichten ihm die Schuldscheine seines Oheims. Die Scene war rührend, jedes Herz fühlte sich bewegt, und auf den kurz vorhergegangenen fröhlichen Volksrausch folgte nun lautes, flehentliches Rufen nach Gerechtigkeit und Abhülfe des Geschehenen. Justinus war überrascht; aber das Herz voll edler Entschließungen, erhob er sich von seinem Thron, gebot Stille, entschuldigte, in einer kurzen Rede an das Volk, Mißbräuche, welche blos Folgen der Altersschwäche seines Oheims, und mehr noch der Gewissenlosigkeit untreuer Beamten gewesen wären, versprach endlich schleunige Abhülfe, volle Bezahlung aller Schulden seines Vorgängers; und die Geschwindigkeit, mit der dieses Versprechen jetzt in Erfüllung gieng, erhöhete nun noch ungemein sowohl den Werth der Wohlthat, als das Dankgefühl der vielen, durch diesen Act der Gerechtigkeit, ihrem vorigen Wohlstand wiedergegebenen Familien. Noch in derselben Stunde wurden auf Befehl des Kaisers mehrere Zahlungscomptoirs in der Rennbahn errichtet, viele Säcke mit Gold und Silber aus der Schatzkammer dahin gebracht; alle Schuldscheine ein-

gelößt und hierauf öffentlich verbrannt; und zur größten Freude von ganz Constantinopel dauerte diese Operation unter den Augen des täglich auf dem Hyppodrom zahlreich versammelten Volkes mehrere Tage nacheinander ununterbrochen fort *).

10. Justins erste Sorge gieng nun dahin, Friede und Ruhe in den Kirchen seines Reiches wie-

*) Mehr noch, als durch diese Beweise der Milde und Gerechtigkeit, erwarb Justin sich die Volksgunst durch die, so eben hier oben erwähnte Wiederherstellung des Consulats. Zwar war dasselbe unter den Kaisern nie mehr, als ein bloser, bedeutungsloser Name gewesen; aber demungeachtet stand es bei Römern und Barbaren in dem größten Ansehen; denn das Andenken an das Consulat der Republik lebte noch stets in den Gemüthern der Völker, und Roms entarteten Enkeln schmeichelte auch jetzt noch eine Würde, die, obgleich blos ein leerer Schatten, doch immer noch ein, wenn auch nur schwaches Bild ehemaliger, römischer Größe und Majestät zurückstrahlte. Selbst die sogenannten Barbaren, Franken, West- und Ostgothen rc. hatten ganz übertriebene Begriffe von der consularischen Würde. Erst als König Chlodowig mit derselben von dem Kaiser Anastasius war bekleidet worden, glaubte dieser Eroberer die ganze Fülle königlicher Machtvollkommenheit erhalten zu haben; und als der große Theodorich, mitten im Glanze seiner Siege und einer weit ausgebreiteten Herrschaft, zum erstenmal das Amt eines Consuls antrat, sagte der berühmte Cassiodor von ihm, daß er jetzt die größte irdische Zierde erhalten und den Gipfel menschlicher Größe erreicht habe. — Im dreizehnten Jahre seiner Regierung ließ Justinian das Consulat erlöschen; und man muß gestehen, daß die Gründe, welche ihn dazu bewogen, so ziemlich vernünftig waren. Der mit dem Antritt des Consulats verbundene Aufwand war ganz ungeheuer. Im schwächsten Anschlage berechnet, belief sich derselbe nach unserm Gelde, wenigstens auf acht mal hundert tausend

der herzustellen. Ein kaiserliches Edict, welchem Justins, mit der Lehre der Kirche, vollkommen übereinstimmendes Glaubensbekenntniß beigefügt war, verbot alle Neuerungen, machte dem Zungengefechte der zankgeübten Incorruptibeln ein Ende, und ohne die Akephalen mit harten Maaßregeln zu bedrohen, foderte es sie auf, in Gemeinschaft des Glaubens sich mit der allgemeinen Kirche und dem Kaiser zu vereinigen. Alle von Justinian, weil sie dessen neuer Lehre, quod Christus incorruptibile habuerit corpus

---

Gulden. Manche angesehene Familie war schon verarmt, weil der Chef derselben zu dieser Würde war erhoben worden. Da die Ertheilung des Consulats als eine Belohnung ausgezeichneter Verdienste betrachtet ward, jedoch nicht selten der Fall eintrat, daß gerade derjenige, welcher in dieser Hinsicht die gerechtesten Ansprüche auf diese Würde hatte, nicht reich genug war, den ungeheuern Aufwand zu bestreiten; so ward es nach und nach zur Sitte, daß in solchen Fällen der kaiserliche Schatz zu Hülfe kommen und sämmtliche Unkosten tragen mußte. Dem stets geldbedürftigen Justinian schien aber diese Hülfleistung ungemein lästig. Er suchte also anfänglich durch mancherlei Verordnungen den Kostenaufwand zu vermindern; beschränkte z. B. das Rennen mit Pferden und Wagen, die Thiergefechte, die Spiele der Athleten, der Schaubühne, der Pantomimen 2c. und statt der schweren goldenen Münzen durften nur ganz kleine Silbermünzen unter das Volk geworfen werden. Da aber dieser Einschränkungen ungeachtet die Unkosten sich noch immer sehr hoch beliefen; so ließ endlich Justinian im Jahre 541 das Consulat völlig eingehen. Jetzt ward es von Justin wieder hergestellt. Aber bald sehnte sich niemand mehr nach dieser veralteten, kostspieligen Würde. Nur die Kaiser übernahmen dieselbe noch im ersten Jahre ihrer Regierung; und diese Gewohnheit dauerte ungefähr noch drei hundert Jahre fort, bis Kaiser Leo, den man den Philosophen nannte, das Consulat durch ein Gesetz förmlich abschaffte.

nicht hatten annehmen wollen, exilirte Bischöfe wurden wieder zurückgerufen, jedoch mit Ausnahme des Patriarchen Eutychius, welcher erst nach dem Tode des Johannes Scholastikus, in dem Jahre 575 den Stuhl von Constantinopel wieder bestieg. Allen am Hofe sich aufhaltenden Bischöfen, und ihre Anzahl war nicht klein, denn theils hatte Justinian viele dahin berufen, um ihm Rechenschaft über ihren Glauben abzulegen, theils waren auch viele aus eigenem Triebe dahin gekommen, größtentheils um am Hofe strenge Maaßregeln gegen ihre Gegner zu erwirken: allen diesen befahl nun Justin, sogleich das Hoflager zu verlassen, nach ihren Kirchen zurückzugehen, sich blos mit Geschäften ihres Berufes zu befassen, und in frommer Eintracht sowohl mit ihren Gemeinden, wie mit ihren Brüdern im heiligen Amte zu leben. Der Abt Photius, Belisars Stiefsohn, erhielt ausgedehnte Vollmacht von dem Kaiser, um auch die Kirchen Aegyptens zu beruhigen. Dieses schwere Unternehmen gelang indessen dem frommen und klugen Abte in den, durch die Anhänger des Theodosius und Gajanus, entzweieten Kirchen von Alexandrien nur zum Theile; immerhin ward jedoch wenigstens die äußere Ruhe wieder hergestellt; und da der Geist der Secten und Irrthümer blos durch Zank und Streit sich nährt, und erstarkt, nun aber allen streitsüchtigen Zungen ewiges Schweigen auferlegt wurde; so war eine, von jetzt an beinahe fünfzig Jahre in den morgenländischen Kirchen dauernde Ruhe die wohlthätige Folge dieses weisen Benehmens des neuen Beherrschers.

II.

1. Seinem Versprechen gemäß übernahm Justin am ersten Jänner des Jahres 567 das Con-

sulat; und die Pracht, welche er bei dieser Gelegenheit zur Schau stellte, kann ihm um so weniger zum Vorwurfe dienen; als nach vieljähriger Unterbrechung das Consulat und dessen Würde in der öffentlichen Meinung nur um so mehr noch gestiegen waren; mithin eine glänzende und prachtvolle Wiederherstellung dieses, der Römerwelt noch immer so theuern Schattenspiels, des neuen Kaisers Herrschaft über die Gemüther seiner Unterthanen mehr, als irgend etwas anderes, befestigen konnte. So oft Justin in diesen Tagen der Feier sich öffentlich zeigte, wurden mit verschwenderischer Freigebigkeit goldene und silberne Münzen unter die herbeiströmende Menge geworfen, und Spiele jeder Art, der Rennbahn wie der Schaubühne, ergötzten zehen Tage hindurch das vornehme, wie niedere Volk von Constantinopel.

2. So bald die festlichen Tage vorüber waren, überließ der Kaiser sich ernstern Geschäften. Der Chagan hatte Gesandten nach Constantinopel geschickt, theils um dem neuen Monarchen zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen, theils auch und vorzüglich, um sich der ununterbrochenen Fortzahlung der von Justinian den Avaren angewiesenen Jahrgelder auch unter der gegenwärtigen Regierung zu versichern. Um den Stolz dieser Barbaren zu zügeln, wollte Justin durch eine imponirende Scene ihnen höhere Begriffe, als sie bisher gehabt hatten, von der Größe und Macht eines römischen Kaisers beibringen. Um dieses zu bewirken, war alles dazu vorbereitet. Durch doppelte Reihen der ausgesuchtesten, in ihrem ganzen kriegerischen Schmuck, mit blänkenden Helmen und vergoldeten Schilden prangenden Palasttruppen, wurden die Gesandten über die weiten Hofräume und durch die langen Säulen-

gänge bis an die große Treppe der Kaiserburg geführt. Die Hauptstiege und die äußern Gemächer erfüllte eine endlose Zahl von Palastbeamten jeder Art; alle in reichem, mit Gold und Silber gesticktem Costüme. Als die Gesandten in den Thronsaal eintraten, fanden sie alle Großen des Reiches allda versammelt. Eine ernste, Ehrfurcht gebietende Stille herrschte in dem hochgewölbten Saale; aber den Kaiser sahen sie nicht; denn ein kostbarer, in Gold und Seide gewirkter Vorhang schattete vor dem Heiligthum römischer Majestät. Aber plötzlich rollte der Vorhang in die Höhe, und nun erblickten die Avaren den Kaiser in dem ganzen Glanz eines morgenländischen Beherrschers. Sein Gewand und sein Diadem blitzten und strahlten von den edelsten Steinen; der um viele Stufen erhöhete Thron war von Gold, ruhete auf vier Säulen von dem nämlichen edeln Metall, und über dem Thronhimmel schwebte eine beflügelte, goldene Siegesgöttin. Dem Thron zur Seite standen die vornehmsten Officiere der dienstmachenden Leibwache in blendendem Harnisch und mit goldenen und silbernen Helmen; und auf den untersten Stufen erwarteten die ersten Beamten des Reiches in ehrfurchtsvoller Stellung die Befehle ihres Gebieters.

3. Ueberrascht von der, den Thron und den Kaiser umstrahlenden Herrlichkeit, fügten unwillkührlich sich die Avaren der byzantinischen Sitte, und warfen sich vor dem Thron auf ihr Angesicht nieder. Als sie sich wieder von der Erde erhoben, bedurfte es für Tagetius, den Vornehmsten der avarischen Gesandtschaft, einige Augenblicke, um seine durch so viele unerwartete Eindrücke zerstreuten Sinne wieder zu sammeln. Endlich trat er einige Schritte dem Throne näher, und hielt, mit

tels eines ihm zur Seite stehenden Dollmetschers, eine Rede an den Kaiser, in welcher jedes Wort den Stolz und den Troß roher, unwissender Barbaren ausdrückte. Er erhob die Macht des Chagans, und sagte, daß alle Monarchen und südlich gelegene Reiche blos dessen Wohlwollen und Güte ihr Daseyn zu danken hätten. Justinian sey weise genug gewesen, um durch reiche Geschenke die Freundschaft des Chagans zu gewinnen; und er hoffe, daß Justinians Nachfolger gleiche Klugheit beweisen und durch nicht minder reiche Geschenke sich den Schutz der Avaren, und mit diesem alle Segnungen des Friedens erkaufen werde.

4. Justin, der seinen Unwillen kaum bis zum Ende dieser Rede zurückhalten konnte, antwortete nun den Gesandten in ächt altrömischer Sprache: „Geld und „Geschenke," sagte der Kaiser „werdet Ihr nicht von „mir erhalten; aber dafür will ich Euch eine weit „größere Wohlthat erzeigen, nämlich Euch Selbst„kenntniß lehren und über eure Unbedeutsamkeit und „Ohnmacht Euch die Augen öffnen. Das Geld, das „mein Vater (so nannte Justin seinen verstorbenen „Oheim) Euch geben ließ, habt Ihr blos dessen Mit„leiden mit euerm Elende und eurer Hülfsbedürftig„keit zu danken gehabt. Ihr bietet mir euern Schutz „und drohet mit eurer Feindschaft. Ich bedarf nicht „des Erstern, und verachte eure Drohungen. Die„jenigen, die Euch überwunden und vertrieben haben, „(die Türken) suchen mein Bündniß, und Ihr glaubt, „daß wir uns vor Euch fürchten könnten. Das „Reich hat Menschen, Pferde und Waffen im Ueber„fluß, um seine Grenzen zu vertheidigen und Bar„baren, die sie überschreiten wollen, zu züchtigen." — Um die avarischen Gesandten das Unanständige ihrer Rede recht fühlen zu lassen, sagte ihnen der Kaiser,

daß das Leben eines Gesandten ihm heilig sey, befahl ihnen aber in gebieterischem Tone, sich sogleich aus seiner Gegenwart zu entfernen. „Werdet Ihr aber," fügte jedoch Justin hinzu „reumüthig wiederkehren „und unsere Verzeihung erflehet haben; so ist es mög„lich, daß wir vielleicht in der Zukunft Euch einige „Beweise unsers Wohlwollens geben werden." —

5. Die Kühnheit des Kaisers, der den Avaren jetzt gleichsam den Fehde-Handschuh hingeworfen hatte, schreckte die Gesandten. Ihr Bericht gab dem Chagan eine ungemein hohe Meinung von dem kriegerischen Character des neuen Kaisers, von seiner Macht und seinen Hülfsquellen. Die Drohungen seiner Gesandten in Erfüllung gehen zu lassen, hielt er daher nicht für rathsam; entsagte sogar auf einige Zeit allen feindlichen Entwürfen gegen das römische Reich, und wandte einstweilen seine Waffen gegen jene Gegenden Germaniens, welche dem Scepter der austrasischen Könige unterworfen waren.

6. Aber in der Volksgunst hatte Justin, durch seine gegen die Avaren gezeigte Standhaftigkeit, nun desto mehr wieder gewonnen. In seinem Enthusiasmus gieng das Volk so weit, daß es jetzt schon seinen neuen Regenten dessen Vorgänger bei weitem vorzog. Justinian, sagten die Römer, hat seine Völker gedrückt und beraubt, um mit deren Raub die Barbaren zu bereichern; aber Justins Muth und Entschlossenheit werden nun mehr die Grenzen des Reiches, und mit diesen auch das Eigenthum der Unterthanen zu schützen wissen.

III.

1. Der Anfang von Justins Regierung war, wie wir so eben gesehen, vollkommen geeignet, den Römern die schönsten Aussichten auf eine glückliche und ruhmvolle Zukunft zu eröffnen. Um glücklich und mit Weisheit zu herrschen, bedarf es nicht gerade eines, alles überfliegenden Genies, und eben so wenig eines sehr großen, oder gar ungeheuern Apparats von todter Gelehrsamkeit. Was dazu erfodert wird, sind blos: ein natürlicher, durch keine Modedoktrinen befangener und getrübter Verstand; ein gefühlvolles, für Religion und Tugend warm schlagendes Herz, und endlich eine gewisse, zum Herrschen durchaus nöthige Festigkeit des Characters; und von diesen drei Haupterfordernissen hatte Justin, durch Handlungen der Gerechtigkeit, der Milde und fester Entschlossenheit, gleich in den ersten Monaten seiner Regierung mehr als genügende Beweise gegeben.

2. Aber bei Justin, dem es gewiß nicht an trefflichen Eigenschaften weder des Geistes noch des Herzens fehlte, bedurfte es leider stets einer starken, ungewöhnlichen Impulsion von Außen, um dem edlern Theil seiner Selbst die Herrschaft über den schlechtern Theil desselben zu verschaffen; und da er den äußern Eindrücken, besonders jenen der Sinne leicht unterlag, so sank er, so bald es an einer kräftigen Anregung von Außen gebrach, sogleich wieder in eine, seinem weichen Temperamente eigene Trägheit und Kraftlosigkeit zurück. Die edelsten Entschlüsse, die kurz vorher noch seine Brust schwellten, wichen dann seinem unmäßigen Hang nach Vergnügen. In üppigen, tief in die Nacht dauernden Gelagen vergeudete er eine kostbare Zeit, überließ sich Ausschweifungen jeder Art, büßte im Schoose der Lust nach

und nach alle Kraft und Männlichkeit ein, und ließ sich endlich von seiner Gemahlin Sophia, die zwar nicht alle Laster Theodorens, aber doch die Herrschsucht und den hochfahrenden Stolz ihrer Tante, ohne deren Klugheit, geerbt hatte, völlig am Gängelbande leiten. Tugenden und Laster theilten sich in sein Herz; oft bis zur Verschwendung freigebig, und dann wieder geizig bis zur Härte sogar gegen die Armen; stets geldbedürftig, aber doch zu milde, um seine Unterthanen mit neuen Steuern zu belasten, suchte er andere nicht minder unlautere Mittel, um seiner, durch Unordnung und Fahrlässigkeit entstandenen Geldnoth zu steuern. Reiche Erbschaften wurden unter nichtigem Vorwande von dem Fiscus verschlungen, die Strafgelder erhöhet, Laster und Verbrechen zu Finanzquellen erhoben, alle und auch die wichtigsten Aemter des Staates den Meistbietenden feil geboten, selbst mit Bisthümern und kirchlichen Würden ward ein sacrilegischer Handel getrieben; und so groß die Hoffnungen waren, welche Justin anfänglich in den Gemüthern seiner Unterthanen erregt hatte, eben so froh waren sie nun auch, als seine durch Ausschweifungen zerrütteten Organe und ein unheilbarer, bisweilen in Raserei übergehender Schwachsinn, ihn endlich zwangen, sich der Regierung völlig zu entziehen, und die Last der Herrschaft stärkern Schultern zu übertragen.

3. So lange Justinian lebte, stand Justinus mit dem andern Justin, dem Sohne des Germanus, in trauter Freundschaft. Da Beide auf die Thronfolge gleiche Rechte hatten, so gingen sie mit einander den Vertrag ein, daß, wer von ihnen auch der minder Beglückte seyn möchte, dieser den Beglückterem nicht beneiden, im Gegentheil ihm mit Liebe zugethan seyn, aber auch dafür nach ihm die

höchste Würde im Reiche erhalten sollte. Als Justinian starb, stand der Sohn des Germanus, um die von den Barbaren stets bedrohete Donau-Grenze zu bewachen, mit einem Heere in Mösien. Aus Bescheidenheit und um keiner falschen Deutung Raum zu geben, wollte Justin nach der Thronbesteigung seines Vetters nicht sogleich seinen Posten verlassen, erst den Ruf des neuen Kaisers erwarten. Dieser erfolgte jedoch noch nicht so bald, und erst gegen das Ende des zweiten Jahres seiner Regierung, als die Hoffnungen, die man sich davon gemacht hatte, schon sehr stark sich zu trüben anfingen, berief der Kaiser den Justin an seinen Hof. Aber kaum war derselbe in Constantinopel angekommen, als man ihm seine Leibwache nahm, die Treuesten seiner Diener von ihm trennte, ihn selbst als einen Gefangenen in seinem Palaste bewachte. Unter dem Vorwande, ihn zum Dux des Orients zu ernennen, ward er bald darauf von dem Kaiser nach Alexandrien geschickt, und dort gleich nach seiner Ankunft des Nachts in seinem Bette erdrosselt *).

*) Evagrius, aber auch nur Evagrius allein, erzählt, dem Erwürgten sey auf Befehl des Kaisers der Kopf abgehauen nnd nach Constantinopel gesandt worden; und die Kaiserin Sophia, deren Wuth selbst der Tod des schuldlos Hingerichteten nicht hätte sänftigen können, habe nach genossener Augenweide an den entstellten Zügen des vom Körper getrennten Hauptes, dasselbe auf die Erde geworfen und mit Füßen getreten. — Evagrius der Scholasticus (eine Benennung, die einen öffentlichen Anwald oder überhaupt einen praktischen Rechtsgelehrten bezeichnete. Diese Klasse von Staatsbürgern stand bekanntlich bei den alten wie bei den Oströmern in sehr großem Ansehen, sie gelangten gewöhnlich zu hohen Würden und Ehrenstellen, und wurden nicht selten, wenn sie auch kein öffentliches Amt bekleideten, in den wichtigsten Staatsangelegenheiten, besonders bei

4. Allgemein war der Abscheu, den dieser blutige Frevel erregte; aber vorzüglich war es die Kaiserin, welche die öffentliche Stimme als Mörderin des liebenswürdigen Justinus anklagte. Sophia war nicht gefühllos gegen gerechten Tadel; und die strafenden Blicke, die ihr jetzt, so oft sie sich

---

Gesandtschaften und geheimen Missionen gebraucht) Evagrius also konnte von Allem gut unterrichtet seyn; denn er blühete unter der Regierung des Justins und dessen beider Nachfolger, Tiberius und Mauritius. Wie es scheint, ist die traurige Geschichte von der Ermordung dieses trefflichen Prinzen sehr mangelhaft und unvollständig auf uns gekommen; denn wäre blos das Verlangen, sich von einem Nebenbuhler zu befreien, der einst gefährlich werden könnte, die Ursache der heimlichen Hinrichtung des Justins gewesen; so würde die Proscription auch auf den Justinian, der seinem Bruder so wohl an Kriegskunde als allen übrigen liebenswürdigen Eigenschaften völlig gleich stand, sich ebenfalls erstreckt haben. Sophias unversöhnlicher Haß und die dadurch herbeigeführte Mordthat müssen also noch in etwas Anderm ihren Grund gehabt haben. Wahrscheinlich entschlüpften dem unglücklichen Prinzen einige unvorsichtige Reden; diese wurden dem Kaiser und der Kaiserin hinterbracht und deren Argwohn dadurch erregt. Wo aber einmal, besonders an einem völlig despotischen Hofe, schwarzer Argwohn das Herz eines Monarchen vergiftet, da gibt es gleich der Späher und geheimen Angeber ohne Zahl. Die gleichgültigste Handlung, das unschuldigste Wort werden boshaft gedeutet, und von jenem höllischen Gezüchte, um sich geltend zu machen, gewöhnlich noch die schändlichsten Verläumdungen und offenbarsten Lügen ersonnen. Gewiß war es auch hier wieder eine solche teuflische Hofintrigue, welche den Knoten des blutigen Trauerspiels schürzte. Uebrigens ist es gar nicht zu bedauern, daß ein Schleier, den die Geschichte bis jetzt noch nicht gehoben hat, auch diese, wie so manche andere Gräuelthat dem Blicke der Nachwelt entzieht.

öffentlich zeigte, von allen Seiten begegneten, sprachen lauter zu ihrem Herzen, als die längst schon gewohnten Schmeicheleien ihrer sclavischen Höflinge. Um also die verlorne Neigung ihres Volkes zu gewinnen, vielleicht auch um die Vorwürfe ihres Gewissens zu stillen, entschloß sich die Kaiserin zu einem über alle Stände und Klassen der Einwohner von Constantinopel sich erstreckenden Akt der Milde, zu einem Akt, wie solchen bis jetzt die Geschichte noch nicht kannte, und der, wenn wirklich einem lautern Herzen entquollen, für mehr als mütterliche Sorgfalt der Kaiserin für das Wohl ihrer Unterthanen zeugen mußte. Das seit mehreren Jahren immer zunehmende Elend hatte die Schuldenmasse der weniger bemittelten Einwohner ungemein vermehrt; und da der Geist des Wuchers und einer teuflischen Speculation gerade durch den völlig gesunkenen Wohlstand so vieler Familien immer mehr angefacht und genährt ward, so stunden die Zinsen auf einem ungeheuer hohen, wahrhaft gottlosen Fuße; und mit der ersten Schuldverschreibung, die, durch den Drang der Umstände gezwungen, eine Familie auszustellen sich genöthiget sah, ward gewöhnlich auch schon ihre ganze Habe die sichere Beute irgend eines reichen und unchristlichen Wucherers. Vorzüglich verderblich und unheilbringend war dieser wucherische Geist der Unerfahrenheit der Jugend, in deren meistens unmäßigem Hange nach Vergnügen, für die vorzüglich auf die Thorheiten verschwenderischer Jünglinge speculirenden Geldwucherer, gewöhnlich die reichste Erndte blühete; und gerade von Söhnen angesehener Häuser, bestimmt, einst die Stützen ihrer Familien zu werden, war nicht selten das ganze künftige Erbe, oft selbst noch zu Lebzeiten der Väter., von diesen Vampyren schon verschlungen. Zwar fehlte es nicht an verständigen, den Wucher hemmen-

Glyc. p. 271
Hist. Misc. l. 16.

den Verordnungen, auch eiferten auf allen Kanzeln die Stimmen der Prediger gegen dieses schändliche, an so vielen Stellen in dem Evangelium, mit dem Fluche des einstigen Weltrichters belasteten Gewerb. Aber durch mancherlei, sinnreich ersonnene Kunstgriffe und Vorsichtsmasregeln, wußte man die Kraft der Gesetze zu lähmen, und gegen die Ermahnungen und Lehren der Kirche verhärteten Beispiel und die Begierde schnell reich zu werden, das Herz des in den Banden des Mammons befangenen Zuhörers. Zahllose Klagen darüber waren schon öfters bis zum Throne gelangt, und so kam jetzt die Kaiserin auf den edeln Gedanken, mehr als irgend eine ihrer Vorfahren, die Wohlthäterin ihrer Hauptstadt zu werden. Durch eine kaiserliche Bekanntmachung wurden alle Schulden der Einwohner von Constantinopel für eine Privatschuld der Kaiserin Sophia erklärt. Liquidations-Commissionen wurden niedergesetzt; und mehr besorgt, diese Wohlthat über alle zu verbreiten, als den leichtsinnigen Verschwender von dem, nur durch Unglück in diese Lage gerathenen Schuldner zu unterscheiden, gab die Kaiserin jenen Commissionen Befehl, mit Vermeidung aller in die Länge sich ziehenden Proceduren, die allgemeine Schuldentilgung möglichst zu beschleunigen. Alle Schuldscheine, wie auch die denselben oft beigefügten Unterpfänder wurden nun sämmtlich eingelös't und den Eigenthümern zurückgegeben; und in wenigen Monaten waren alle Schulden sammt den Interessen, letztere jedoch nach dem durch die Gesetze bestimmten Zinsfuß, richtig bezahlt. Ganz Constantinopel staunte über diese, bisher unerhörte Milde der Kaiserin. Die Ermordung des Justinus war jetzt vergessen, und Sophia die Mutter ihres Volkes.

5. Auch Justin, bei allen seinen Verirrungen,

verschloß dennoch sein Herz nie den gerechten Klagen seines Volkes, und er hatte Momente in seinem Leben, wo er, wie jener weise chinesische Kaiser hätte sagen können: „der Hunger meines Volkes ist mein eigener Hunger.“ Oefters eiferte er daher in dem Senat gegen schlechte Verwaltung der öffentlichen Gerechtigkeit. Die Gewaltthätigkeiten der Großen, Vornehmen und Reichen gegen den Geringern und Armen hatten alle Schranken überschritten; in ihrer Geburt, in ihren Würden und Reichthümern glaubten sie einen Reichstitel zu besitzen, den Niedrigen zu unterdrücken, ihn gleichsam ausserhalb dem Gesetze zu betrachten und sogar nach Willkühr zu berauben. Diejenigen, welchen die Handhabung der Gesetze anvertraut war, theils durch Furcht geschreckt, theils selbst im Solde der Ungerechtigkeit, beugten gewöhnlich das Recht; oder gaben der klagenden Armuth gar kein Gehör; und die ganze Rechtspflege war nicht viel mehr, als ein bloses Formenspiel, das weder der Person, noch dem Eigenthum des Geringern mehr Sicherheit gewährte. Noch mehr nahmen diese Gräuel überhand, als der Kaiser durch periodisch eintretende körperliche Leiden und Symptome von Schwachsinn gezwungen ward, sich mehrere Wochen oft in seinem Palaste einzuschließen und dem Blicke jedes seiner Unterthanen zu entziehen. Wenn er aber hierauf bei wiederkehrender Gesundheit sich öffentlich zeigte, dann ward er auch desto mehr mit Klagschriften über verweigerte oder gebeugte Gerechtigkeit von allen Seiten bestürmt. Als er sich eines Tages bitter darüber in dem Senat beklagte und die gegenwärtigen Senatoren mit Vorwürfen überhäufte, trat einer derselben — Schade, daß die Geschichte den Namen des Edeln verschweigt! — hervor, und versicherte den gebeugten Monarchen, daß, wenn es kaiserlicher Majestät gefiele, ihm

unbeschränkte Gewalt zu ertheilen, das Verbrechen, ohne Rücksicht auf die Person und Verhältnisse des Verbrechers, zu bestrafen, er mit seinem Kopfe dafür bürgen wolle, dem immer zunehmenden Klagegeschrei des Volkes um Gerechtigkeit in kurzer Zeit ein Ende zu machen. Die sichere Haltung des Mannes, als er zu dem Kaiser sprach, dieser unverkennbare Ausdruck innerer Festigkeit, gab seinem Vortrage ein noch größeres Gewicht. Justin nahm das Anerbieten an, und übertrug ihm auf der Stelle, mit der ausgedehntesten Vollmacht, die Präfektur von Constantinopel.

6. Es dauerte nicht lange, so kam eine arme Wittwe, klagend bei dem Präfekten gegen die Gewaltthätigkeit eines Mannes, der bei Hofe in großem Ansehen stand, und in dem Heere eine der ersten Würden bekleidete *). Gegen alles Recht hatte er ihr einen Theil des Erbes ihres verstorbenen Mannes entzogen, den andern eben so ungerecht ihr geschmälert. Der Präfekt schrieb sogleich an den Beklagten, stellte ihm das Gesetzwidrige seines Betragens vor, und bat ihn, aus Ehrfurcht vor den bestehenden Gesetzen die Klägerin unverzüglich klaglos zu stellen. Die Wittwe selbst mußte das Schreiben überbringen. Aber dieses that nicht die gehoffte Wirkung und die Ueberbringerin ward schmählig aus dem Hause des Uebermüthigen fortgejagt. Jetzt schickte der Präfekt einen Gerichtsdiener mit einer

*) Ohne den Namen des Mannes zu nennen, sagt Cedrenus, daß es ein Magister Militum gewesen sey. Die Magistri Militum waren eigentlich nur Unterfeldherren, aber dennoch ward denselben bisweilen die Führung eines ganzen Heeres übertragen.

Ladung an den Beklagten, mit der Klägerin sogleich vor Gericht zu erscheinen. Aber auch der Bote der Gerechtigkeit ward gehöhnt und der Ladung keine Folge geleistet.

7. Oefters ward dem Uebermüthigen die Ehre, an die kaiserliche Tafel gezogen zu werden. Der Präfekt wußte es und sah getrost einem solchen Tage entgegen. Als derselbe erschienen war, begab er sich mit einem ziemlich zahlreichen Gefolge in den kaiserlichen Palast; seine Begleitung ließ er in dem Vorsaale, er selbst trat in den kaiserlichen Speisesaal. Der Kaiser und die geladenen Gäste lagen schon an der Tafel. „Monarch," sagte jetzt der Präfekt: „als du mir die Präfektur der Stadt „übertrugest, gabst du mir den Befehl, alle Fesseln, „welche Convenienz oder Menschenfurcht der Ge„rechtigkeit bisher angelegt hatten, zu zerbrechen, „und jeden Beklagten, wer er auch seyn möchte, „der Herrschaft der Gesetze zu unterwerfen. Ich „komme jetzt, um dich zu fragen, ob dieses wirklich „dein höchster Wille sey oder nicht; und in dem „letzten Falle, um dich zu bitten, mich sogleich mei„nes Amtes und aller damit verbundenen Pflichten „gegen die öffentliche Sicherheit zu entlassen." Der Kaiser, bestürzt über diese unerwartete Frage, welcher, wie er sich wohl einbilden konnte, ein wichtiges Ereigniß zum Grunde liegen mußte, versicherte seinen Präfekten, daß dieses wirklich sein ernstlicher Wille sey. Ich selbst, fügte Justin hinzu, würde, wenn es möglich wäre, daß ich vor deinem Richterstuhl verklagt werden könnte, von meinem Thron herabsteigen und vor Gerichte dir Rede stehen. Jetzt öffnete der Präfekt die Thüren, befahl den Gerichtsdienern herein zu treten, und den Beklagten selbst an der Tafel des Kaisers zu greifen. Justin

ließ es ruhig geschehen. Die Gäste, erstaunt über die Kühnheit des Präfekten, sahen einander schweigend an, und der Stolze, dessen Trotz aber jetzt plötzlich dahin schwand, ward von den Dienern der Gerechtigkeit hinweggeführt.

8. In der Präfektur warteten schon die Klägerin, und die in ihrer Sache aufgerufenen Zeugen. Strenge ward jetzt der ganze Handel untersucht; die Zeugen wurden gehört, Beweise und Gegenbeweise genau geprüfet; und als am Ende der Beklagte mehrerer höchst sträflicher gesetzwidriger Handlungen überführt ward, sprach ihm der Präfekt sogleich das Urtheil. Er ward entkleidet und mit Ruthen gestrichen, ihm hierauf der Kopf geschoren, und er selbst rückwärts auf einen Esel gesetzt, und durch mehrere Straßen von Constantinopel zur Schau herumgeführt. Ein öffentlicher Ausrufer ging voran, und verkündigte allem Volke das begangene Verbrechen, den Namen des Verbrechers, und die an ihm vollzogene Strafe.

9. Dieses bisher unerhörte Beispiel strenger Gerechtigkeit that die gehoffte Wirkung. Jeder, wie hoch gestellt er auch seyn mochte, dem sein Gewissen etwas Aehnliches vorzuwerfen hatte, eilte um sich mit dem beleidigten Theile abzufinden, damit dieser ihn ja nicht dem strengen Richter überantworte. In kurzer Zeit herrschte volle Sicherheit der Person, wie des Eigenthums in ganz Constantinopel. Sich selbst Recht zu verschaffen und der öffentlichen Gerechtigkeit vorzugreifen, wagte von nun an Niemand mehr; denn auch jene, welche in Palästen wohnten, standen, gleich dem niedrigsten Hüttenbewohner, jetzt wieder unter der Herrschaft der Gesetze. — Bevor noch das erste Jahr seiner Amts-

führung verflossen war, erstattete der Präfekt dem Kaiser mündlichen Bericht über seine bisherige Verwaltung. Er bat den Monarchen, sobald es ihm gefiele, jetzt wieder einmal im Oeffentlichen zu erscheinen, Keinen, der Klagen zu führen hätte, zurückzuweisen, und so von dem innern Zustande seiner Hauptstadt sich selbst zu überzeugen. Der Kaiser that es; aber wo er jetzt hinkam, erscholl blos froher Zuruf ihm entgegen, und das ihn sonst so betäubende Geschrei um Gerechtigkeit und Schutz gegen Bedrückung ward nicht mehr gehört. Justinus war so vergnügt darüber, daß er den würdigen Präfekten öffentlich in dem Senate rühmte, ihn in den Patricier-Stand erhob, und für dessen ganze Lebenszeit in seinem Amte bestätigte.

10. Aber desto verderblicher für den Staat, desto tadelnswerther, und wohl dürfte man sagen, desto ruchloser, weil dem Evangelium zuwider, war ein Gesetz dieses Kaisers, wodurch er der Ehescheidung einen Spielraum eröffnete, wie solcher kaum unter den heidnischen Cäsaren je statt gehabt hatte. Um sich zu scheiden und dann wieder zu verheirathen, bedurfte es jetzt nur der Einwilligung beider Eheleute und einiger leicht zu beobachtenden, gerichtlichen Formen. — Das eheliche Verhältniß ist die erste und reinste Quelle, aus welcher alle anderen gesellschaftlichen, mithin auch staatsgesellschaftlichen Verhältnisse entspringen, und diese untergräbt jede Gesetzgebung, welche die erstere vergiftet. Aus dem Familien- oder Vater-Hause giengen alle Staaten und Reiche hervor, und in der Geschichte ihrer Entstehung liegen die ersten und unwandelbaren Grundsätze eines von dem Urheber der Natur selbst gegebenen und durch Ihn geheiligten Staatsrechts. Dieses wichtigste und heiligste aller menschlichen Verhältnisse (nämlich das

ehelige) erhob daher Jesus Christus zu einem Sacramente, und gab ihm eine Würde, welche die heidnische Welt nicht kannte, und nicht kennen konnte; und offenbar liegt schon hierin einer der wichtigsten Gründe der völlig verschiedenen Natur eines christlichen und heidnischen Socialzustandes. Die zum Sacrament erhobene Ehe ist also eine unmittelbare göttliche Institution, und jeder Eingriff der weltlichen Macht in dieselbe ist ein vermessenes, blos auf heidnischen Begriffen beruhendes Erkühnen; und man muß eben so sehr darüber staunen, als es bejammern, daß von allen Bischöfen des morgenländischen Reiches auch nicht ein Einziger seine Stimme gegen ein Gesetz erhob, das eine göttliche Einrichtung umzustürzen, und ein Band zu lösen sich erfrechte, dessen Unauflösbarkeit Jesus Christus selbst in den deutlichsten und unumwundensten Ausdrücken ausgesprochen hatte. Zwar muß man gestehen, daß bis zu den Zeiten des tridentinischen Conciliums die Kirche sich über die in keinem Falle zulässige Auflösbarkeit noch nicht erklärt hatte. Selbst einige Kirchenväter waren im Zweifel, ob nicht im Falle des Ehebruches auch die Ehescheidung ohne alle Beschränkung erlaubt sey. Aber die bei weitem größere Mehrzahl heiliger Väter hatte für die völlige, in keinem Falle eine Ausnahme gestattende Unauflösbarkeit der Ehe entschieden, und alle Zweifel darüber mußten endlich dahin schwinden, als Rom, diese Quelle aller Weisheit und Wahrheit, in den Decretalen der Päbste Siricius, Innocentius, Leo des Großen, Stephanus rc. bestimmt und ohne allen Rückhalt die Unauflösbarkeit ausgesprochen hatte *). Wenn aber

*) Hiezu kommen noch die in das graueste Alterthum christlicher Zeiten hinaufreichenden, sogenannten apostolischen Kanons, welche ebenfalls die Unauflösbarkeit

auch, trotz diesen päbstlichen Entscheidungen, in der morgenländischen Kirche, welche freilich, seit der Hälfte des fünften Jahrhunderts, an Heiligkeit, apostolischer Würde und Reinheit der Lehre, der abendländischen Kirche weit nachstand, der Ehescheidung noch einiger Raum gegönnt ward; so war dieses doch blos im Falle einer ehelichen Untreue; und Justins, der menschlichen Verdorbenheit und Zügellosigkeit der Leidenschaften, Thor und Thür öffnendes Gesetz war demnach ein gottloser, dem Staat höchst verderblicher und der ganzen Christenheit zum Anstoß und Aergerniß gereichender Unfug, bei welchem es dem Patriarchen von Constantinopel und den morgenländischen Bischöfen durchaus nicht mehr zu schweigen erlaubt war *).

des ehligen Bandes aussprechen, und dem Manne ausdrücklich verbieten, sich wieder zu verheirathen, so lange die, obgleich des Ehebruchs wegen, von ihm geschiedene Frau noch lebe.

*) In der Ehe nichts, als einen gewöhnlichen bürgerlichen Contract sehen zu wollen, ist nicht nur unchristlich und heidnisch, sondern auch im höchsten Grade unphilosophisch. (Hegel Naturrecht und Staatswiss. im Grundriß §. 161 – 64.) Aber eine noch größere Thorheit ist es, die Ehe als einen für das weltliche Forum gehörenden Gegenstand zu betrachten; denn, wäre sie auch wirklich blos ein gewöhnlicher Contract; so gebricht es doch offenbar der weltlichen Macht an Mitteln, für die wechselseitige Erfüllung dieses Contracts irgend eine Gewährschaft zu leisten. Ein solcher Contract bezieht sich ja nicht blos auf Geld, Häuser, Güter ꝛc. — dieses sind ganz außerwesentliche Nebensachen — sondern er beruhet auf ungleich höhern und heiligern Verpflichtungen; auf Verpflichtungen, von deren Erfüllung oder Nichterfüllung nicht blos ein vorübergehender materieller Vortheil, ein Gewinn oder Verlust, sondern das ganze

11. Im Innern, wie von Außen war Justins ganze Regierung eine ununterbrochene Kette von Schmach und unglücklichen Ereignissen. Wachte zwar eine strenge Obrigkeit über Sicherheit und

---

zeitliche, bisweilen auch ewige Wohl, und zwar nicht eines oder zweier Individuen, sondern ganzer Familien, ja wohl ganzer Generationen abhängt; er beruhet nämlich auf der gegenseitigen Verpflichtung ewiger Liebe, unverletzlicher Treue und des höchsten und innigsten Seelenvereins. Das Band der Ehe ist demnach ein rein geistiges Band, welches keine zeitliche materielle Macht weder zu knüpfen, noch zu erhalten, noch auch zu lösen vermag. Offenbar ist es ganz allein die Religion, das heißt, eine höhere unsichtbare Macht, welche über die von beiden Seiten übernommenen Verbindlichkeiten wachen, und für deren treue Erfüllung eine sichere Bürgschaft leisten kann, und insofern auch wirklich leistet, als die in den äußern sichtbaren Zeichen des Sacraments eingeschlossene, bestimmte, wirksame Gnade nur allein beide Theile so zu kräftigen vermag, daß sie ein, der Sinnlichkeit des Menschen und der Wandelbarkeit seines unsteten Herzens nachher so unendlich drückend scheinendes Versprechen, mit religiöser Treue, ihr ganzes Leben hindurch zu erfüllen im Stande sind. Das Mißkennen dieser höhern Weihe, dieser sacramentalischen Kraft, mithin die Entweihung des Sacramentes selbst ist unstreitig die vorzüglichste und vielleicht einzige Quelle der vielen heillosen, höchst unzufriedenen und oft so unglücklichen Ehen. Aber entweihet wird das Sacrament, wenn man mit unlauterm, unheiligem, bisweilen sogar schon beflecktem Herzen sich ihm nahet, um unter den Augen Gottes, das heißt, der Kirche, einen Bund zu beschwören, den gewöhnlich doch blos Sinnlichkeit, Stolz, Eigennutz, Schwungsucht, oder vielleicht gar noch gröbere Laster geschlossen hatten. Wie jedes entweihete, unwürdig empfangene Sacrament, bringt es alsdann, statt Heil und Gottes-Frieden, unheilbares Zerwürfniß der Gemüther, Hader und häusliches Elend, und am Ende leider oft gar noch ewiges Verderben.

Eigenthum in der Hauptstadt; so herrschte doch desto frecher die Ungerechtigkeit in den Provinzen; und im Ganzen genommen war die ganze Verwaltung nichts als ein Spiel frecher Willkühr, wobei die Habsucht sich bereicherte, und die beinahe außer Kraft gekommenen Gesetze stillschweigend zuschaueten, während gewissenlose Beamten das Mark der Länder verschlangen, und durch einen Theil ihres Raubes sich den Schutz mächtiger Großen erkauften. In einem eben so wenig erfreulichen Zustand befand sich auch das Reich in seinen äußern Verhältnissen. Das schöne Italien ward größtentheils wieder verloren. Avaren und andere barbarische Horden giengen über die Donau und bedroheten das Herz des oströmischen Reiches. Syrien und Mesopotamien wurden von den Persern mit Feuer und Schwert verheert, und die unbezwingbare Feste Dara, des Reiches Vormauer gegen Persien, von ihnen erobert; und in dem entfernten, durch innere Unruhen oft erschütterten Afrika nahmen Entvölkerung und Verödung mit jedem Jahre sichtbar zu.

12. Diese gehäuften Unfälle weckten endlich den Kaiser aus seinem Schlummer, und nach und nach wieder zum Gefühl seiner Kraft. Aber sein durch Ausschweifungen erschöpfter Körper und die völlig abgestumpften Organe versagten dem Geiste jetzt ihren Dienst, und ein, den Kaiser grausam folterndes Podagra, das ihn des Gebrauches seiner Füße beraubte, verschloß ihn oft mehrere Wochen in sein Gemach. Jeder geistigen wie physischen Anstrengung durchaus unfähig, und doch voll des besten Willens, mit aller Thätigkeit sich jetzt den Geschäften der Regierung wieder zu unterziehen, bejammerte er nun, aber leider zu späte den Verlust seiner in schändlichen Lüsten vergeudeten Kräfte. Des

darüber tief gefühlten Grams erste Folge war eine öftere Geistesabwesenheit, die bald einen periodischen Wahnsinn herbeiführte, der bisweilen sogar in eine Art von stiller Raserei übergieng. In einem solchen Anfall ließ er einmal in dem Staatsrath seinen Bruder Baduarius, der durch ein unvorsichtiges Wort seinen Unwillen gereizt hatte, von seinen Kämmerlingen in Gegenwart aller Staatsräthe tüchtig abprügeln. Als nachher die Kaiserin ihm das Unanständige und Empörende seines Betragens vorstellte, fühlte er darüber die tiefste Reue, fiel seinem Bruder zu Füßen, bat ihn um Verzeihung, zog ihn hierauf an seine Tafel, überhäufte ihn mit Liebkosungen und nahm ihn, um seine Versöhnung mit dem Bruder überall kund zu machen, mit in seinen Wagen und zeigte sich mit demselben in der größten brüderlichen Eintracht an allen öffentlichen Plätzen von Constantinopel.

13. Die Kaiserin sah endlich ein, daß bei der immer zunehmenden Geistesschwäche und völlig zerrütteten Gesundheit ihres Gemahls, derselbe nicht länger mehr der Bürde des Diadems gewachsen sey. In einem jener, nicht selten wiederkehrenden lichtvolleren Augenblicke, wo der Kaiser das volle Bewußtseyn seiner Selbst und seines Reiches Zustandes hatte, machte ihm also Sophia den Vorschlag, einen Cäsar zu ernennen, und diesem die Last der Herrschaft zu übertragen; und Justin hatte Geistesgröße genug, um diesen Antrag sogleich zu genehmigen, und freiwillig einem Purpur zu entsagen, den er, wie er nachher selbst öffentlich bekannte, bisher ohne Würde getragen hatte.

14. Daß es dem Kaiser weder an Verstand noch Menschenkenntniß gebrach, und daß seine Ge-

sinnungen stets lauter und wohlwollend waren, bewies er jetzt abermals in der Wahl eines Cäsars. Von Justins Ehe mit Sophien war ein Sohn und eine Tochter die einzige Frucht gewesen. Der Erstere, der Justus hieß, starb schon in der Wiege, und die Tochter, die Prinzessin Arabia, war unlängst an einen edeln Römer, Namens Baduarius, den der Kaiser zum Magister Officiorum ernannt hatte, vermählt worden. Aber der Schwiegersohn schien dem Kaiser nicht der Mann zu seyn, dessen jetzt das von allen Seiten bedrohete Reich bedurfte; und daß der Kaiser sich hierin nicht irrte, bewies nachher Baduarius selbst, als ihm der Oberbefehl über das Heer in Italien übertragen ward *). Eben so richtig beurtheilte auch Justin seine beiden Brüder Marcellus und Baduarius; und dem Justinian, Germanus jüngerm Sohne verschloß den Weg zum Thron des Kaisers Furcht, daß derselbe, wenn mit der höchsten Gewalt bekleidet, früh oder spät den Tod seines unschuldig hingerichteten Bruders rächen möchte.

15. Justins Wahl, von Sophiens Klugheit geleitet, fiel also auf kein Glied des kaiserlichen Hauses, sondern auf Tiberius, einen der schönsten und wohlgestaltetsten Männer des Reiches. Aber die, jedes Auge schon anziehende äußere Schöne seines Körpers ward nicht wenig erhöhet durch noch weit schönere Eigenschaften des Geistes wie des Herzens.

*) Dieser Baduarius ward der Stammherr der nachher in Italien berühmt gewordenen, edeln venezianischen Familie Badoero. Schon in dem zehnten Jahrhundert hatte dieses Haus der Republik Venedig mehrere Herzoge gegeben; und ist diese Abstammung, wie es kaum bezweifelt werden kann, vollkommen erwiesen; so möchte nicht leicht irgend ein europäisches Königshaus einen Stammbaum aufzuweisen haben, dem die Familie Badoero nicht den ihrigen an die Seite setzen könnte.

Frühzeitig hatte Justinus sich seiner angenommen, ihn erziehen lassen, in verschiedenen Aemtern, in Geschäften des Krieges wie des Friedens seine Einsicht, seine Treue und Rechtschaffenheit geprüft, und unlängst ihn zum Feldherrn seiner Leibwache ernannt. An einem verdorbenen Hofe rein und tadellos in seinen Sitten, der Schmeichler niederträchtige Künste verachtend, unumwunden in Worten, treu, bieder und gerad in allen seinen Handlungen, frei von schwungsüchtigen Entwürfen, und daher fest in seiner Ueberzeugung, und furchtlos in treuer Erfüllung seiner Amtspflichten, war Tiberius ein Gegenstand allgemeiner Achtung, am Hofe nur von Wenigen gefürchtet und vom Volke und allen Rechtschaffenen mit Liebe verehrt. Das Fundament dieses edeln Charakters, und das eigentliche Element seiner Kraft war eine, in dem tiefsten Innern seiner Seele liegende Religiosität, ein lebendiger, stets thätiger Glaube, den er in einem glühenden Busen bewahrte, und der, gleich einem Leuchtthurm, auf der gefährlichen, oft verfinsterten Bahn des Lebens jeden seiner Schritte leitete, allen seinen Handlungen ein gewisses, nicht zu erheuchelndes Ebenmaas gab, und so gleichsam den ganzen Inhalt, wie den ganzen Umfang seines Lebens und Wirkens in ein durchaus harmonisches, Geist und Herz befriedigendes Verhältniß setzte; und die Wohlthat, welche Justin, durch die Erhebung des Tiberius, seinen Völkern erzeigte, war ein hinreichendes Sühnopfer für alle von ihm gegen den Staat begangenen Verbrechen. *)

*) Ganz mit Stillschweigen dürfen wir jedoch nicht übergehen, daß des Tiberius schöne und einnehmende Gestalt keinen geringen Antheil an seiner Erhebung hatte. Wie jedermann, erblickte auch Sophia des Kaises Tod in sehr naher Perspektive. Der schöne junge Mann hatte Eindruck auf ihr Herz gemacht, und fest entschlossen ihm nach dem Tode Justins ihre Hand zu reichen,

16. Die Feier der Adoption und Erhebung des Tiberius zur Cäsarwürde geschah in dem großen Porticus des kaiserlichen Pallastes. Gegenwärtig waren der Patriarch und ein Theil seiner Geistlichkeit, gegenwärtig auch der Senat und alle Großen des Reiches. Gleich einem ersterbenden Lichte, das kurz vor seinem Erlöschen plötzlich noch einmal leuchtend emporflammt, nahmen auch bei dem hinsterbenden Justin jetzt alle Kräfte seines Geistes einen ganz ungewöhnlich höheren Schwung. «Sieh hier» sagte der Kaiser zu dem neuen Cäsar «die Insignien deiner künftigen «Macht. Es ist nicht Justin, der dich krönet, son«dern es ist die Hand Gottes selbst, aus der du die «Zeichen der höchsten Gewalt empfängst. Ehre sie; «so werden auch sie dich ehren. Ehre die Kaiserin; «sie war deine Monarchin und wird jetzt deine Mutter. «Rein seyen stets deine Hände, beflecke sie nie mit «dem Blute deiner Unterthanen. Die Liebe meiner «Völker habe ich verscherzt; werde mir also ja nicht «ähnlich. Oft und tief bin ich gefallen, und dulde «nun dafür die gerechte Strafe; aber jene meiner Die«ner, die durch bösen Rath und ihre alles vergiften«den Schmeicheleien mich in dieses Unglück gestürzt ha«ben, werden einst vor dem Richterstuhle Jesu Christi «eine desto furchtbarere Rechenschaft abzulegen haben. «Laß den Glanz des Diadems dich niemals blenden; «sey hierin weiser, als ich es war; und wenn du «fühlest, wer du bist, so erinnere dich zugleich auch

bestrebte sie sich jetzt nur um so mehr, ihn einstweilen zum Genossen des Throns ihres Gemahls zu erheben. Tiberius war indessen schon vermählt; aber zu klug, um eine Größe zurückzuweisen, die er blos als Mittel betrachtete, einst das Glück von Millionen zu befördern, wußte er seine Verbindung zu verheimlichen, und bis zu dem Augenblicke, wo er nach Justins Tod alleinherrschender Augustus ward, blieb dieselbe der ganzen Welt ein Geheimniß.

«stets, wer du warest. Das Glück deiner Unterthanen sey deine einzige Sorge. Mit der Gewalt eines «Herrschers übernimmst Du jetzt auch alle Pflichten «eines zärtlichen Vaters. Suche die Liebe Deiner «Völker zu gewinnen. Wache über Erhaltung der «Mannszucht in dem Heere, bestrebe Dich, das Zu«trauen desselben zu verdienen. Verschließ Dein Ohr «Spionen und geheimen Angebern. Gestatte nicht, «daß man, hinweisend, auf das Beispiel deines Vor«gängers, Dich zu falschen oder gar ungerechten Maß«regeln verführe. Ich sage dieses vorzüglich deswegen, «weil ich selbst gerade hierin nur zu oft bin getäuscht «worden. Zu wie vielen schändlichen Neuerungen ward «ich nicht von interessirten Höflingen, unter dem fal«schen Vorwande des Herkommens verleitet? Schütze «endlich die Reichen im Besitze, wie im Genuß ihres «Vermögens; sey aber auch der Vater der Armen, «und komm, so weit Du es vermagst, ihren Bedürf«nissen und ihrem Mangel stets liebreich entgegen.» — Die ganze zahlreiche Versammlung war bis zu Thränen gerührt. Der Patriarch sprach nun die Gebete der Kirche. Tiberius warf sich dem Kaiser zu Füßen, und dieser wandt ihm das Cäsars-Diadem um die Stirne. Als Justin den neuen Cäsar wieder aufhob, sagte er zu ihm: «In dem Zustande, in welchem ich mich be«finde, fühle ich sehr wohl, daß, indem ich die höchste «Gewalt mit Dir theile, ich sie Dir ganz übergebe. «Sogar mein Leben ist in deinen Händen; befiehlst «Du, so lebe ich, befiehlst Du, so sterbe ich. Möge «der allmächtige Gott Dir in Dein Herz legen, was «ich vielleicht Dir jetzt noch zu sagen vergessen habe.» — Das um den Palast versammelte Volk ließ nun den gewöhnlichen, dreifachen frohen Zuruf hören; und jeder Rechtschaffene dankte Gott aus der Tiefe seines Herzens, daß das Diadem nun ein Haupt schmücke, das kräftig genug wäre, auch die Bürde desselben zu ertragen.

17. In seinem ganzen Leben war vielleicht Justin nie so liebenswürdig, nie so groß gewesen, als in dem feierlichen Momente seiner Thronentsagung. Vier Jahre lebte er noch ruhig in völliger Zurückgezogenheit von allen Geschäften. Seine Tage versüßten des Cäsars Dankbarkeit und kindliche Ehrfurcht; und wenn auch körperliche Leiden ihm bisweilen noch manche Stunde verbitterten; so folterte ihn doch nicht mehr sein Gewissen mit Vorwürfen über Nichterfüllung solcher Pflichten, deren Erfüllung, in dem traurigen Zustande, in welchem er sich befand, offenbar seine Kräfte bei weitem überstieg.

18. Die Investitur des Cäsars Tiberius geschah an einem December-Freitag des Jahres 574, und am 5. October im Jahre 578 starb Kaiser Justin II. nach einer Regierung von zwölf Jahren, zehen Monaten und ein und zwanzig Tagen.

III.

1. Das merkwürdigste, wahrhaft universalhistorische Ereigniß während Justins Regierung ist unstreitig die Gründung eines neuen Reiches in Italien durch die **Longobarden**. Dieses, den sueviſchen Nationen angehörige Volk, das von den langen, bei ihm in großer Verehrung stehenden **Bärten** seinen Namen erhielt, *) übertraf an

*) Andere leiten den Namen dieses Volkes von den, bei ihm eingeführten langen Spiesen (**Barden**, **Hellebarden**) her. Gregor der Große scheint dieser Meinung zu seyn. Mehr Wahrscheinlichkeit hat indessen doch die obige Ableitung. Wenigstens standen ungeheuer lange Bärte bei den Longobarden in einem ganz ungemein hohen Ansehen. Als Carl der Große, um die Longobarden den Franken ähnlicher zu machen, dem

Wildheit und Grausamkeit, aber auch an Tapferkeit alle übrige Germanische Völkerstämme. *) Der Schrecken, den sie überall, wohin sie kamen, verbreiteten, gab zu der Sage Anlaß, daß sie den Hundesköpfen ähnlich gestaltete Köpfe hätten, und das Blut ihrer im Kampfe erschlagenen Feinde ihr gewöhnliches Getränk sey. Dieser schauervolle Wahn war ihnen, weil er sie ihren Feinden nur noch furchtbarer machte, nicht unwillkommen, und zur Verbreitung und Bekräftigung desselben trug der bey ihnen eingeführte Brauch, aus den Hirnschädeln erschlagener Feinde, Trinkgeschirre zu verfertigen, welche sie Schala, die Römer patena nannten, nun wirklich auch das seinige mit bey. Größtentheils waren sie von hoher Gestalt und schlankem Wuchs, aber ungemein häßlicher Gesichtsbildung. Den hintern Theil des Kopfes hatten sie geschoren, aber von vorne hingen ihnen auf beyden Seiten die Haare in langen Locken bis auf den Mund herab. In ihrer Tracht hatten sie viel Aehnlichkeit

---

Herzog Grimoald von Benevent befahl, seine Longobarden anzuhalten, die langen Bärte abzuscheren, entstand darüber ein solcher Tumult, daß, um einer blutigen Empörung vorzubeugen, Carl von seinem Begehren abstehen mußte. Uebrigens müssen wir noch bemerken, daß dieses Volk von den alten Geschichtschreibern, als Tacitus, Ptolomäus, Procopius, Paulus Diaconus, ferner in mehrern Urkunden, so wohl ihrer eigenen Könige, als der ersten fränkischen Kaiser, nicht Longobarden, sondern Langobarden genannt wurden. Muratori fand Marmorplatten aus dem 8. Jahrhundert, auf welchen ganz deutlich Langobarden zu lesen war. Die Abänderung des Lang in Long (wegen longus) rührt von spätern lateinischen Schriftstellern her.

*) Vellejus Paterculus sagt von den Longobarden: Gens germana feritate ferocior.

mit den Angelsachsen. Ihre Kleider waren kurz, aber sehr weit, von Leinen oder Tuch und mit mancherlei bunten Farben durchwebt. Ihre Fußbekleidung war die der Sachsen, nämlich, starke aber offene Schuhe, welche ober dem Fuß entweder geknüpft oder mit farbigen, größtentheils weisen Bändern zusammen geschnürt wurden. Von ihrem Charakter, ihren Sitten und ihrer Lebensweise gibt uns Pabst Gregor der Große keinen sehr vortheilhaften Begriff; ihm widerspricht zwar Paul Warnefried; *) aber die Eile, mit welcher Narses das ihm zu Hülfe geschickte Corps Longobarden, ihrer verübten Greul wegen, gleich nach der ersten Schlacht wieder nach Hause schickte, scheint das Zeugniß des Erstern zu bestätigen. Uebrigens war Paul ein geborner Longobard, und sehr verzeihliche Vorliebe zu seinem Volke machte, daß er auf seine Nation auch in ihren frühern Perioden schon anwandte, was erst später, nachdem ein langer Aufenthalt in Italien ihre Sitten gemildert und ihren Charakter veredelt hatte, allenfalls eine Anwendung gefunden haben mochte.

2. Zu den Zeiten Augusts und der Antonine wohnten die Longobarden jenseits der Elbe, in der heutigen Mark Brandenburg und dem Magdeburgischen. **) Nach vielen Wanderungen, auf denen

*) Gewöhnlich Paulus Diaconus genannt.

**) Einige, besonders neuere Schriftsteller, unter andern auch Grotius, dieser jedoch blos aus Vorliebe für Schweden, weisen den Longobarden zu ihrem ursprünglichen Vaterlande Scandinavien an. Diese Meinung hat indessen sehr wenig Beifall gefunden; denn die besten alten lateinischen und griechischen Geschichtschreiber nennen die Longobarden ein germanisches Volk, das zur Zeit, als es zuerst bekannt wurde (unter der

sie manches gefährliche Abenteuer tapfer und glücklich bestanden, ließen sie sich endlich, Pannonien und Norikum gegen über, in dem Lande der von Odoaker überwundenen und hinweggeführten Rugier nieder. Hier in dem ehemaligen Rugierlande ward ein königlicher Gast von ihnen ermordet, und zwar auf Befehl und unter den Augen des longobardischen Königs Tato Tochter. Um den mit den Longobarden geschlossenen Bund zu erneuern, hatte Rudolph, König der Heruler, seinen Bruder an Tatos Hof gesandt. Nach glücklich geendigtem Geschäfte wollte jener sogleich wieder zurückkehren, aber sein Weg führte ihn vor der Wohnung der Königstochter vorüber. Die Prinzessin lag am Fenster, und forschte, was der stattliche Zug und das Zusammenlaufen des Volkes bedeuteten. Als ihre Neugier befriedigt war, schickte sie einen Boten an den fremden Prinzen, ihn bittend, sie zu besuchen und mit einem Trunk Wein sich zu laben. Der Heruler nahm die Einladung an; aber er war von sehr kleiner Gestalt und ziemlich häßlichem Ansehen. Die in ihrer Erwartung getäuschte Prinzessin erlaubte sich ungeziemende Spottreden gegen ihren Gast; dieser entbrannte in Zorn und beantwortete ihren Spott mit noch schnödern Worten. Tatos Tochter fing an, zu weinen, trocknete aber bald ihre Thränen, und beschloß dafür sich blutig zu rächen. Durch freundliche Rede suchte sie den Prinzen wieder zu besänftigen, bat ihn, sich neben ihr nieder zu lassen. Rudolphs Bruder setzte sich an ein Fenster. Unter dem Vorwande, ihn zu ehren, ließ sie kostbare Teppiche vor die Fenster hängen, gab aber in Geheim ihren Trabanten Befehl,

Regierung Kaisers Augustus) zwischen der Elbe und Oder seine Wohnsitze hatte.

auf ein gewisses Zeichen den frechen Gast mit ihren Hellebarden rückwärts zu durchstoßen. Mitten im traulichen Gespräche ward nun wirklich das verabredete Zeichen gegeben, und der unglückliche Prinz in Gegenwart der beleidigten, blutdürstigen Fürstentochter ermordet.

3. Der Bund zwischen beiden Völkern war nun zerrissen. Es entstand ein blutiger Krieg. Die Longobarden wurden besiegt und auf einige Zeit den Herulern zinsbar. Aber die National-Rache der Letztern war dadurch noch nicht befriediget. Der Sieg hatte sie übermüthig gemacht; und sie drangen in ihren König, die Longobarden auf das neue mit Krieg zu überziehen. Rudolph sammelte ein ungeheures Heer und rückte damit in das feindliche Land. Als beide Heere auf einander stießen, ordnete zwar Rudolph die Schlacht, zog aber, als diese begann, sich in sein Zelt zurück, um einstweilen, da er an dem Siege gar nicht zweifelte, durch Brettspiel sich die Zeit zu verkürzen. Um von der Niederlage seiner Feinde gleich Nachricht zu erhalten, befahl er einem seiner Diener, auf einen hohen, vor dem Zelte stehenden Baum zu steigen und den Hergang der Schlacht zu beobachten; aber unüberlegt setzte er hinzu: „sage mir jedoch nicht, daß meine Heruler fliehen, sonst lasse ich dir auf der Stelle den Kopf abschneiden." Oefters fragte nun der König, wie die Sachen stünden; aber der, welcher auf dem Baum saß, gab stets befriedigende Antwort. Endlich entwischte ihm unwillkührlich ein Schrei des Schmerzens. Aufgeschreckt dadurch, rief der König: „wie; hat vielleicht mein Heer die Flucht ergriffen?" — Nicht ich" antwortete jener „sondern du Selbst, mein Herr König, hast es gesagt" — In der größten Bestürzung sprangen nun alle von ihren

Sitzen auf; aber durch ihre Unentschlossenheit verlohren sie die wenigen, kostbaren Augenblicke, die ihnen noch zu ihrer Rettung übrig waren. Die Longobarden drangen in das Zelt, und der König samt seiner ganzen Umgebung ward von dem siegenden Feinde erschlagen. Die Niederlage der Heruler war vollständig. Die Folge davon war völlige Zerstreuung der Nation. Ein Theil derselben unterwarf sich den Longobarden, ein noch größerer floh zu den Gepiden; und diese gestatteten den Flüchtlingen, forthin neben und unter ihnen zu wohnen. *)

4. Durch ihren entscheidenden Sieg über die Heruler gewannen die Longobarden nun eine größere

*) Paul Diac. erzählt, der Himmel habe die Heruler verblendet. In voller Reife stehende Flachsfelder hätten sie für Wasser angesehen, und um durchzuschwimmen, mit ausgebreiteten Armen sich auf die Erde (das vermeintliche Wasser) geworfen. Um so schneller wären sie von dem, ihnen ohnehin auf dem Fuße folgenden Feinde ereilt und, weil auf der Erde liegend und außer Stande sich zu vertheidigen, sämmtlich erschlagen worden. — Daß dieses ein Mährchen ist, wird jeder Leser von selbst fühlen; so albern es aber auch seyn mag, ist es dennoch für den Geschichtforscher nicht ohne Bedeutung. Es erhellet nämlich daraus, daß die Longobarden Ackerbau trieben; daß sie sogar Flachs baueten, was sie gewiß nicht gethan haben würden, wenn sie nicht auch gewußt hätten, ihn zu bearbeiten und Tuch zu Kleidungsstücken daraus zu verfertigen; kurz die Fabel, in Verbindung mit andern, hie und da zerstreuten Notitzen, wird behülflich, den Grad von Cultur und Civilisation zu bezeichnen, auf welchem die Longobarden schon vor ihrer Einwanderung in Pannonien standen. Nicht alles, was dem oberflächlich Lesenden unbedeutend scheint, ist es deswegen auch dem, der etwas mehr Nachdenken damit verbindet. Aus diesem Grunde haben wir auch aus dem so eben erwähnten Schriftsteller die ganze obige Erzählung, als Beitrag zum Sittengemälde jener Völker hier aufgenommen.

Bedeutsamkeit, und erhielten unter ihrem 9ten Beherrscher, dem König Audoin in dem Jahre 548 von dem Kaiser Wohnsitze in Pannonien. Justinian wollte sich ihrer, als eines Gegengewichtes gegen andere barbarische Nationen, vorzüglich gegen die Gepiden bedienen. Von ihrer Treulosigkeit hatten diese ihm schon manchen Beweis gegeben; den Uebergang über die Donau sollten sie bewachen, erhielten dafür auch ein sehr bedeutendes Jahrgeld, ließen aber demungeachtet für ein Goldstück, das man ihnen für jeden Kopf bezahlen mußte, nicht selten Slaven, Bulgaren und Hunnen ungehindert über den Fluß setzen. Mit unverbrüchlicher Treue hing König Audoin an dem Kaiser, lag aber beinahe in ununterbrochener Fehde mit den Gepiden. Oft verklagten beide Völker sich gegenseitig vor dem Thron in Constantinopel. Justinian hütete sich, durch deutlichen und unumwundenen Bescheid ihrem Zwiste ein Ende zu machen; gröstentheils gab er doppelsinnige, zweideutige Antworten; ließ dann bisweilen bald dem einen, bald dem andern Theile eine schwache Unterstützung zufließen, und erhielt durch diese Politik unter Longobarden und Gepiden ein gewisses Gleichgewicht, das, weil es den Krieg unter beiden Völkern verlängerte, nicht ihnen, sondern blos den Römern Vortheil brachte.

5. In dem, im Jahre 551. abermals zwischen Audoin und dem Gepiden-König Thorisind ausgebrochenen Kriege, ward letzterer in einer blutigen Schlacht besieget, und dessen Sohn Thorismund von Audoins Sohne, dem kühnen Alboin, dessen Tapferkeit zum Gewinn der Schlacht am meisten beigetragen hatte, mit eigener Hand erschlagen. Durch Justinians Vermittelung ward bald darauf Friede geschlossen; aber der auch an Leibesstärke alle seine

Landsleute übertreffende tapfere Alboin, war jetzt der Liebling seiner Nation. Als die Longobarden nach Hause zurückgekehrt waren, foderten sie demnach mit Ungestüm von ihrem König, daß er seinen Sohn, um dessen Tapferkeit zu lohnen, an die königliche Tafel ziehen möchte. Es wär dieß die größte Ehrenbezeigung, welche bei der longobardischen Nation einem Krieger zu Belohnung irgend einer Großthat erzeiget werden konnte. «Ihr wißt» sprach der, mit Strenge auf die Sitte der Väter haltende Audoin «daß kein Prinz, wie brav er sich auch in der Schlacht gehalten haben mag, an der Tafel seines Königs sitzen kann, wenn er noch nicht seine Waffen und Rüstung von einem fremden Könige erhalten hat.» — Schweigend unterwarf sich Alboin der vaterländischen Sitte; aber in der Nacht verließ er, begleitet von 40 Jünglingen, tapfer wie er, heimlich das Hoflager seines Vaters, zog an den Hof des Königs der Gepiden, und machte diesen mit seinem Verlangen bekannt. Zwischen beiden Nationen war der Friede geschlossen, und den Gesetzen der Gastfreiheit zu Folge, mußte jetzt Thorisind den Mörder seines Sohnes umarmen und bewirthen.

6. Bei dem Gastmahl saß Alboin an dem Platz des von ihm getödteten Thorismund. Dieß erneuerte den Schmerz des gebeugten Vaters; von seinem Gefühle überwältiget, sagte er endlich zu Einigen seiner Gepiden: «ach, wie theuer meinem Herzen ist jene «Stelle, und wie verhaßt derjenige, der sie jetzt ein«nimmt.» Kunimund, Thorisinds zweiter Sohn, hatte die Worte des Vaters, ob gleich nur leise gesprochen, dennoch gehört. Schon vom Weine berauscht, ward er dadurch noch mehr zur Rache entflammt; was er suchte, war jetzt blos ein Anlaß zum Kampf. «Die Longobarden», sagte endlich der rohe

Jüngling, „gleichen an Geruch und Gestalt vollkom„men den Stuten auf unsern sarmatischen Ebenen" — „Du hast Recht," erwiederte Einer von Alboins Gefährten „nur füge noch hinzu, daß sie weit stärker hin„ten ausschlagen als eure Stuten; du hast es ja selbst „gefühlt; gehe nur auf die Felder von Asfeld, dort „wirst Du die Gebeine der Gepiden mit jenen der „schlechtesten Thiere vermischt finden." — Wüthend über diese Beschimpfung, sprangen jetzt alle Gepiden von ihren Sitzen auf. Eben so auch Alboin und seine 40 Getreuen. Beide Theile legten die Hand an das Schwert. Aber Thorisind, dem die Rechte der Gastfreiheit heilig waren, gebrauchte sein königliches Ansehen. Er stillte den Tumult, nahm Alboin und dessen Gefährten in Schutz und verbot strenge jede fernere beleidigende Rede. Das Mahl ward ruhig wieder fortgesetzt, und als es beendiget war, ließ Thorisind die Waffen seines Sohnes herbei bringen, überreichte sie feierlich, jedoch mit einer Thräne im Auge, dem longobardischen Prinzen, und entließ ihn nach einer nochmaligen Umarmung ungekränkt von seinem Hofe. — Im Triumphe kam Alboin zurück; und die Longobarden bewunderten nun eben so sehr die beispiellose Kühnheit ihres Prinzen, als den Edelsinn und die nicht minder beispiellose Großmuth des Königes der Gepiden. Bald darauf starben beide Könige, und ihre Söhne Alboin und Kunimund folgten ihnen in der Herrschaft.

7. Gleich seinem Vater Audoin, blieb auch Alboin Justinians treuer Bundesgenosse, und würde, ohne die Unvorsichtigkeit dieses Kaisers, vielleicht sein ganzes Leben über ein warmer Freund der Römer geblieben seyn. Aber in seinem Kriege gegen Totila foderte Justinian von seinem Bundesgenossen ein Hülfscorps, und Alboin sandte einige Tausend

seiner Longobarden, welche den Narses, wie der Leser schon weiß, auf seinem Zuge nach Italien begleiteten. Einen größern, jede gesunde Politik verläugnenden Fehlgriff hätte Justinian sich kaum können zu Schulden kommen lassen. Er erinnerte sich nicht, daß von Völkern, welche in Norikum und Pannonien wohnten, Italien schon zweimal war erobert worden; er sah nicht ein, daß das schöne Land für alle nordischen, den südlichen Ländern sich so gerne nähernden Barbaren einen unwiderstehlichen Reiz habe, und dachte nicht daran, daß es für die jugendliche Heldenseele des nur nach Krieg und Heldenruhm dürstenden Alboins blos einer kleinen Anregung bedürfe, um ein Wagstück zu unternehmen, das unter ungleich minder günstigen Umständen schon einem Odoaker und Theodorich gelungen war.

8. Die Longobarden, welche in Narses Heere gedient hatten, und von ganz Ober- und einem Theile von Mittel-Italien alle Landstraßen, Wege, Flüsse, wie den Zug der Gebirge kannten, erzählten nach ihrer Rückkehr Wunderdinge von dem, von der Natur mit allem nur gedenkbaren Segen überschütteten Lande, von der Fruchtbarkeit seines Bodens, der ohne viele Arbeit von seinem Besitzer zu fordern, ihm alle Bedürfnisse des Lebens im Ueberfluß liefere, und endlich von den vielen üppigen und lachenden Gärten, von den schönen Landhäusern, und der Menge großer und prachtvoller Städte und dem Reichthum ihrer Einwohner. Was aber vorzüglich zu den Sinnen wie zu dem Herzen ihrer Landesleute sprach, war die aus Italien nach Hause gebrachte, reiche Beute. Viele der vornehmern und daher auch reichern Longobarden hatten während ihres Feldzuges in Italien manche, ihnen vorher unbekannte Bedürfnisse kennen gelernt und an deren Befriedigung sich

gewöhnt. Diesen Genüssen wollten sie auch zu Hause nicht völlig entsagen. Eine Art eines, obgleich an sich nur äußerst schwachen Verkehrs bildete sich nach und nach zwischen den Longobarden und den äußersten Grenzländern des obern Italiens, und die köstlichsten und auserlesensten Früchte des Italienischen Himmels prangten von jetzt an nicht selten auf der königlichen Tafel, und weckten mit jedem Tage das Verlangen des Königs und seiner Großen nach dem schönen und glücklichen Lande.

9. Immer mehr und mehr reifte demnach in der Heldenbrust des kriegerischen Alboins der Gedanke, die Bahn des großen Theodorichs zu betreten, und sich ebenfalls Italiens zu bemächtigen. Was ihn jedoch, selbst nach Justinians Tod, in seinem Entschluß noch wankend machte, war die Furcht vor dem, noch immer mächtigen Reiche der Gepiden und einem Bündniß desselben mit den Römern; endlich auch des Narses nicht minder gefürchtete Gegenwart in Italien. Aber der graue Held war in Jahren schon sehr weit vorgerückt, und es war voraus zu sehen, daß er, dem Laufe der Natur gemäß, seinem ehemaligen Gebieter bald in die Ewigkeit folgen würde.

10. Seit seiner letzten Gesandtschaft an Justin, zürnte der Chagan den Römern. Aber ein, nach zwei zweifelhaften Schlachten mit den Austrasischen Franken, völlig erfolgloser Feldzug, der ihn mithin für den Verlust der früher von den Römern erhaltenen Jahrgelder nicht entschädigen konnte, hatte den Muth der Avaren geschwächt, das wilde, kriegerische Feuer ihres Fürsten so ziemlich gedämpft; und thatenlos und unschlüssig, wohin er mit besserm Erfolg seine Waffen wenden könnte, ruhete jetzt der

Chagan in den weiten und wüsten Ebenen Sarmatiens in seinem Zelte. An diesen ordnete Alboin eine Gesandtschaft mit dem Antrage eines doppelten Bündnisses gegen Römer und Gepiden. Nur mit Kaltsinn hörte anfänglich der Chagan die Anträge der Gesandten, ward aber zu allem bereitwillig, als sie ihm versprachen, den zehnten Theil von allem Vieh der Longobarden den Avaren sogleich zu überlassen. Der Bund war nun bald geschlossen. Beute und Gefangene sollten getheilt, die Länder der Gepiden aber ausschließlich den Avaren eingeräumt werden.

11. Zwei furchtbare Heere drangen in verschiedenen Richtungen in die Länder der Gepiden. Die von zwei Seiten nahende Gefahr weckte den Kunimund aus seiner bisherigen Unthätigkeit. Ein allgemeines Aufgebot rief alle waffenfähige Gepiden unter die Fahne ihres Königes; und in der sehr richtigen Voraussetzung, daß er, wenn die Longobarden besiegt wären, mit den Avaren bald fertig werden würde, eilte Kunimund mit seinem Heere dem Alboin entgegen. Das Daseyn einer zahlreichen und kriegerischen Nation ward jetzt durch eine einzige Schlacht entschieden; aber diese war eine der blutigsten, welche bisher je noch deutsche Völkerstämme einander geliefert hatten. Alboin und Kunimund stießen in der Schlacht auf einander, und von Familien-Groll und Nationalhaß entflammt, begannen sie sogleich den Zweikampf. Alboin blieb Sieger; wie einst den Prinzen Thorismund, durchrannte er auch jetzt dessen Bruder mit seiner Lanze. Aber auch nach dem Tode ihres Königes entsank dennoch den Gepiden nicht der Muth; sie fochten gleich Verzweifelten; aber ihr Muth und alle ihre Tapferkeit brachten ihnen keine andere Vortheile, als blos einen ehrenvollen Tod. Die ganze weite

Ebene, der ungeheure Schauplatz dieser mörderischen Schlacht, war mit Leichen bedeckt, und Paul Warnefried versichert, daß an diesem blutigen Tage mehr als vierzig Tausend Gepiden erschlagen wurden.

12. Dem in der Schlacht gefallenen König ließ Alboin den Kopf abschlagen. Nach der Longobarden wilden Sitte ward aus Kunimunds Hirnschädel ein Trinkgeschirr verfertiget. Als eine Trophäe der Tapferkeit des heldenmüthigen Alboins ward es länger als zwei hundert Jahre sorgfältig von den Longobarden aufbewahrt; und der so eben erwähnte Warnefried erzählt, daß Herzog Ratcheis bei einem großen Gastmal es ihm und den übrigen Gästen gezeigt habe.

13. Ohne Widerstand zu finden drangen jetzt die beiden Heere vor; und da Alboin alle Bedingungen seines mit dem Chagan geschlossenen Vertrages treu erfüllte; so wurden nun alle Länder der Gepiden, nämlich die heutige Moldau, Walachei, Siebenbürgen und einige Länderstrecken jenseits der Donau die neuen Wohnsitze der Bundesgenossen der Longobarden; und das, eine kurze Zeit so furchtbare dacische Reich der Avaren, welches jedoch nicht viel über zwei hundert Jahre bestand, war jetzt durch Alboins Schwert und Tapferkeit gegründet. Die Gepiden hörten auf, eine Nation zu seyn. Ein kleiner Theil floh in die römischen Provinzen und ließ sich allda nieder. Die größere Anzahl mußte sich unter das Joch der Sieger beugen und, nach der schon seit vielen Jahrhunderten bei den Longobarden bestehenden Politik wurden alle, ihre zugefallenen gefangenen Gepiden mit gleichen Rechten und Freiheiten der Nation der Longobarden einverleibt. (567.)

14. Obgleich Trassainus, ein arianischer Bischof, Kunimunds Schätze mit Hülfe eines Anverwandten dieses Königes nach Constantinopel flüchtete und sie dem Kaiser Justinus übergab, so übertraf dennoch die Beute alle Hoffnungen der, an keinen großen Reichthum noch gewöhnten Eroberer. Aber Kunimunds Tochter, die schöne Rosamunde ward dem Alboin zu Theil. Schon bei seinem frühern Besuche an Thorisinds Hofe hatte er die Prinzessin gesehen, mit ihr gesprochen, und war von ihren Reitzen, die nachher zu so vielen Liebesromanen den reichhaltigen Stoff boten, völlig bezaubert worden. Zum Unglück für Alboin war seine erste Gemahlin, die fränkische Prinzessin Clodiswinte gestorben; und freiwillig oder gezwungen, reichte nun die schöne Rosamunde Kunimunds Mörder ihre Hand. — Die Zerstörung des gepidischen Reiches machte bei den Barbaren Alboins Name unsterblich; das alles vergrößernde Gerücht seiner Heldenthaten verbreitete sich schnell über das ganze Abendland; alle germanische Völkerstämme erblickten in ihm das begeisternde Bild eines unerreichbaren Helden, und noch zu den Zeiten Carls des Großen wurden in den Volksliedern der Bayern, Sachsen, Thüringer und Allemannen, Alboins Heldentugenden von allen Nationen teutonischer Zunge gefeiert.

IV.

1. Nach Ueberwindung der Gepiden richtete nun Alboin seine Blicke einzig nach Italien. Ernster wurden jetzt seine Vorkehrungen; überall ward an Verfertigung neuer Waffen gearbeitet, ein ungeheurer Vorrath von jeder Art derselben herbeigeschafft,

und endlich auch aus dem Zwecke aller dieser Zurüstungen den Longobarden kein Geheimniß mehr gemacht. Aber kaum hatte der König seinen Entschluß bekannt werden lassen, als schon aus dem Innern von Germanien ganze Haufen kühner Abenteurer herbeiströmten, um der Fahne des gefeierten Helden zu folgen. Auch Sarmatien, Pannonien, Norikum rc. rc. lieferten eine Menge versuchter und handfester Krieger; und als er zu den Sachsen, diesen alten Bundesgenossen der Longobarden, sandte, um sie zu einem Zuge nach Italien einzuladen, nahmen sogleich zwanzig tausend Mann mit ihren Weibern und Kindern diese Einladung an.

2. Mit einem zahllosen Heere, zusammengesetzt aus allen Nationen: Gepiden, Bulgaren, Sarmaten, Sueven, Bayern und Sachsen, trat Alboin gleich nach Ostern, am ersten April des Jahres 568 seinen Zug nach Italien an. Es war eine abermalige Wanderung der ganzen longobardischen Nation. Weiber, Kinder und Greise folgten daher dem Heere, und alle bewegliche Habe der Familien ward auf mehreren tausend Wagen nachgeführt. Bevor die Longobarden aus Pannonien auszogen, erneuerte Alboin sein Bündniß mit den Avaren; er überließ diesen alle Länder, welche seine Nation seit 42 Jahren diesseits und jenseits der Donau besessen hatte,*) jedoch unter einer äußerst sonderbaren Bedingung, deren genaue Erfüllung auch die Longobarden wohl selbst, wenn der dazu geeignete Fall eingetreten wäre, nicht sehr

*) In Pannonien wohnten die Longobarden erst seit zwanzig Jahren; aber in einigen Ländern, Pannonien gegenüber, hatten sie sich schon weit früher niedergelassen.

strenge würden gefodert haben, unter der Bedingung nämlich, daß, wenn die Eroberung Italiens fehlschlagen würde, alle ihre vorigen Wohnsitze, so wohl in Pannonien, als diesem Lande gegenüber, ihnen von den Avaren wieder sollten eingeräumt werden.

3. Hätte der Hof von Byzanz, freilich ohne es zu wissen und zu wollen, Alboin nicht kräftig zu schleuniger Ausführung seines kühnen Unternehmens ermuntert; so würde er es höchst wahrscheinlich noch einige Zeit ausgesetzt haben; denn obgleich eine schreckliche Pest vor drei Jahren einen großen Theil der Bevölkerung Italiens hinweggerafft und eine, gleich in dem nächsten Jahre darauf folgende Hungersnoth das Land noch mehr verödet hatte, mithin von den Italienern selbst höchstens nur ein sehr schwacher, vielleicht gar kein Widerstand zu befürchten war; so lebte doch Narses und in seinen Händen lag noch immer die Verwaltung und das Schicksal von Italien. Mit ihm stand Alboin seit mehreren Jahren in freundschaftlicher Berührung; er kannte und ehrte die Heldentugenden des großen Mannes, fürchtete aber noch ungleich mehr dessen ihn in allen seinen Unternehmungen bisher begleitendes Glück.

4. Aber den einzigen festen Damm, welcher dem wilden, über die julischen Alpen nach Italien sich ergießenden Strom von Barbaren hätte Einhalt thun können, zerstörte jetzt der Unverstand der byzantinischen Regierung selbst. So lange Justinian lebte, wagte an seinem Hofe der Neid es nicht, seine Stimme gegen Narses zu erheben; aber kaum hatte der alte Kaiser die Augen geschlossen, als das Ungeheuer desto frecher sich gegen den großen Mann erhob. Keine Verläumdung,

so abgeschmackt sie auch seyn mochte, ward gesparet, kein Mittel unversucht gelassen, den grauen Helden und Staatsmann bei dem schwachen Kaiser und der den Regierungsgeschäften ebenfalls nicht gewachsenen Kaiserin zu verdächtigen; kurz, der Untergang des einzigen Mannes, welcher Italien hätte retten können, ward von einer Rotte boshafter und feiger Höflinge beschlossen.

5. Als Narses nach beendigtem Gothen-Krieg die Verwaltung von Italien übernahm, war das Land tief in seinem Wohlstand gesunken; der bürgerliche Zustand des Volkes und seiner verschiedenen Stände lag überall in der größten Verwirrung; die Gesetze waren ohne Kraft, und der ganze Organismus des Staates war völlig zerrüttet. Viele Städte waren zerstört oder deren Mauern eingerissen; die nothwendigsten öffentlichen Gebäude lagen in Schutt; große Landesstrecken waren beinahe gänzlich entvölkert, und manche der schönsten und fruchtbarsten Gegenden in Einöden verwandelt. Aber von einem Lande, welches achtzehen Jahre hindurch der Schauplatz eines der blutigsten und verheerendsten Kriege gewesen, gleich nach geschlossenem Frieden alle Früchte genießen wollen, welche nur eine Reihe segensvoller Friedensjahre gewähren kann: dieß ist unstreitig der höchste Grad von Wahnsinn einer durchaus grundsätzlosen Regierung. Um alle, Italien geschlagene Wunden zu heilen, bedurfte es nicht blos einer weisen und einsichtsvollen Verwaltung, sondern vorzüglich auch ganz ungewöhnlicher, dieser Verwaltung zu Gebote stehender financieller Kräfte. Schon die Unterhaltung und Ergänzung eines, zur Sicherheit Italiens durchaus nöthigen, verhältnißmäßigen Heeres erforderte jährlich ungeheure Summen. Für einen

Staatsmann, wie Narses, war die gefährdete Lage Italiens, das, von allen Seiten von lauernden, nach dem schönen Lande lüsternen Barbaren umgeben, nur in einem starken, wohl disciplinirten stets schlagfertigen Heere die Garantie seiner Sicherheit finden konnte, wahrhaftig kein Geheimniß; daß aber, besonders in Zeiten der Gefahr, von dem indolenten, stets von Geldverlegenheit geplagten Hofe in Constantinopel weder Geld, noch Soldaten oder Waffen zu erwarten wären; dieß hatten ihn seine eigenen, und noch mehr des großen Belisars traurigen Erfahrungen gelehrt. Statt also Italiens Einkünfte, die ohnehin in den ersten Jahren bei dem verarmten Zustand mancher Provinzen nur sparsam flossen, an den Hof von Constantinopel zu senden, verwandte er dieselben zum Unterhalt und zur Ergänzung des Heers, zur Anschaffung großer Vorräthe von Waffen und Kriegsbedürfnissen, zum Wiederaufbauen und Befestigen der Städte, zum Schiffbau und Füllung der Seearsenäle von Ravenna und Misenun, zu Reconstruirung und Reorganisirung aller Zweige der innern und äußern Verwaltung, zu Milderung des gemeinsamen Elends in Zeiten öffentlicher Calamitäten, wie der Pest, Theurung und Hungersnoth; kurz, in der Ueberzeugung, daß Italien auf die Beiträge seiner Staatsbürger gerechtere Ansprüche hätte, als die Vergeudungssucht eines entfernten, in träger Sicherheit schwelgenden Hofes, verwandte er die Einkünfte des Landes zu Befriedigung dessen dringendster Staatsbedürfnisse, die er um so weniger unbefriediget lassen durfte, als er sonst offenbar dadurch das politische Interesse des Gesammtreiches gefährdet und auf das neue der Römer Herrschaft über Italien wieder auf das Spiel gesetzt hätte.

6. Aber einer schwachen, von Weiberlaune geleiteten und stets geldbedürftigen Regierung konnte natürlicher Weise ein solches Verwaltungs-System nicht sehr gefallen. Diese ungünstige Stimmung des Hofes wußte die Bosheit trefflich zu nutzen. Man sagte Justin und seiner Gemahlin Sophia, Narses betrachte sich als unabhängigen Herrn von Italien; seine Verwaltung und sein ganzes Benehmen sey das Betragen eines Souverains und nicht eines Unterthanen; die Gefälle und Einkünfte seiner Statthalterschaft entziehe er nur deswegen der kaiserlichen Schatzkammer, um seine eigenen Koffer damit zu füllen, daher auch seine gesammelten Schätze längst schon die bescheidenen Grenzen eines Privatvermögens weit überschritten hätten. — Diese Beschuldigungen, obschon geeignet, auf schwache Gemüther Eindruck zu machen, verfehlten doch anfänglich ihre Wirkung. Narses Feinde thaten einen zweiten Schritt. In Rom wurden von ihnen einige feile Seelen erkauft, und diese kamen nach Constantinopel, um im Namen der Römer gegen Narses Geiz und Bedrückungen vor dem Throne des Kaisers Klage zu führen. Von einer mächtigen Parthei geschützt, erlaubten diese Leute sich sogar, drohende Worte in ihre Rede an Justin einfließen zu lassen. Gothische Knechtschaft, sagten sie, wäre ihnen erträglicher gewesen, als die Tyrannei eines griechischen Verschnittenen, und würde man sie nicht unverzüglich von ihrem Bedrücker befreien; so wären sie gezwungen, sich einem andern Herrn zu unterwerfen. Diese Drohung beunruhigte den Kaiser, dessen Furcht vor Empörung Narses geheime Feinde so zu steigern wußten, daß der schwache Monarch, von leeren Phantomen geschreckt, endlich in den Sturz des grösten seiner Feldherren einwilligte. Unter dem Namen eines Exarchen ward Longinus zum Statthalter von Italien ernannt. Narses ward zurückbe-

rufen; aber seine Zurückberufung war nun auch zugleich für Alboin und seine Longobarden das erwünschte Signal zu ihrem Aufbruch nach Italien.

7. Narses war gerade in Rom, als das kaiserliche, ihn nach Hofe berufende Schreiben ankam. Es enthielt zugleich auch die Gründe seiner Zurückberufung. Dem Gebote seines Monarchen gehorchend, aber tief gebeugt von Schmerz über den schändlichen Undank der Römer, verließ Narses sogleich Rom, ging nach Neapel, und war entschlossen, sich allda, so bald als möglich, nach Constantinopel einzuschiffen. Aber plötzlich verbreitete sich jetzt, von den Alpen bis zu der sicilianischen Meerenge, die schreckliche Nachricht: Alboin, der furchtbare König der Longobarden, deren wilde Grausamkeit ohnehin noch in dem Andenken vieler Einwohner lebte, sey mit einem zahllosen Heere gegen Italien im Anzug. Alle Blicke waren nun wieder auf Narses gerichtet. Die Römer zitterten, und baten den Pabst Johannes III. nach Neapel zu reisen, und Verzeihung für sie von Narses zu erflehen. Willig unterzog sich das Oberhaupt der Kirche dieser Reise. Mit leichter Mühe erhielt der Pabst Verzeihung für die Römer; aber länger und kräftiger widerstand Narses dessen Bitten, als er in ihn drang, jetzt zum zweitenmal wieder der Retter Italiens zu werden. „Ich selbst" sagte endlich Johannes, „will „Statt deiner nach Constantinopel gehen, vor dem „Thron des Kaisers deine Sache führen, deine Verläumder entlarven, und den übelunterrichteten Monarchen belehren, daß niemand mehr, als das römische „Volk selbst deine boshaften Ankläger verabscheue. „Nur dein Genie vermag das furchtbare über Italien „jetzt einbrechende Ungewitter zu beschwören. Ich „werde dem Kaiser sagen, daß die vereinten Bitten „der Kirche und aller italienischen Provinzen dich, zu

„ihrem Retter und Beschützer verlangen". — Ein gottgefälliges Band der Freundschaft vereinte längst schon beide große Männer mit einander. Narses vermochte nicht länger zu widerstehen, fügte sich den Wünschen des Pabstes, und kehrte mit demselben zurück. Im Triumphe ward er in Rom empfangen. Aber die Freude der Römer war von kurzer Dauer. Narses ward bald darauf krank, und starb nach wenigen Tagen, geschmückt mit allen Tugenden eines Christen, wahren Helden und großen Staatsmannes, in dem fünf oder sechs und neunzigsten Jahre seines Alters. *)

---

*) Blos seines großen, überall — Gott weiß wie und warum — gefundenen Credits wegen, müssen wir jetzt auch von dem abgeschmakten, durchaus das Gepräge lügenhafter Klatscherei tragenden Mährchen von Narses Verrätherei und dem Spinnrocken der Kaiserin Sophia hier eine kurze Erwähnung machen. Zu Folge dieser sinnlosen Fabel, womit der gutmüthige, aber sehr leicht und daher auch Viel und Alles glaubende Paulus Diaconus, ungefähr 200 Jahre nach Narses Tod, die Welt zuerst zu regaliren beliebte, soll die Kaiserin Sophia dem Narses, als er zurückberufen ward, haben sagen lassen: «Verschnittenen gebühre keine Herrschaft über Männer; diesen möchte er daher ihre Waffenübungen überlassen, und dafür zu dem, für ihn schicklichern Posten bey dem Hoffrauenzimmer nach Constantinopel zurückkehren, wo sie ihm einen Spinnrocken in die Hand geben werde.» — Narses Antwort sey gewesen: «Ich will ihr einen Faden spinnen, den die Kaiserin nie mehr soll abwickeln können.» Er habe hierauf sogleich Rom verlassen, sich nach Neapel begeben und von da aus den Alboin mit seinem Heere nach Italien gerufen. — Wir sind überzeugt, daß es unter unsern Lesern vielleicht auch nicht einen einzigen geben wird, bei welchem alle Umstände dieser Erzählung nicht schon das gröste und gerechteste Mistrauen gegen dieselbe erregen sollten. Ohne uns also auf des Baronius, leider sehr ungeschickte, auf einer beinahe unverzeih-

lichen Verwechselung der Personen beruhende Vertheidigung des Narses einzulassen, eine Vertheidigung, die der ungemein gelehrte Cardinal viel besser gethan hätte, gar nicht zu übernehmen, indem er dadurch nur den Gegnern Blöse und Gelegenheit gab, von der Hauptfrage abzuweichen, und sich blos mit der freilich sehr leichten Widerlegung seiner schwachen Gründe zu beschäftigen: Ohne uns also auf die Annalen des Baronius zu berufen, wollen wir blos bemerken, was auch schon andere bemerkt haben, daß nämlich kein einziger gleichzeitiger oder bald darauf folgender griechischer Geschichtschreiber dieser Verrätherei des Narses auch nur mit einem Worte erwähnt, daß außer dem Mellitus, einem ganz obscuren, in einem Winkel Spaniens lebenden Schriftsteller, der eine kleine, bis auf den heutigen Tag noch nicht gedruckte Chronick schrieb, beinahe zweihundert Jahre lang kein Mensch Etwas von diesem Geschichtchen wußte, bis es von dem obigen, halb longobardischen halb römischen Geschichtschreiber, der unter dem letzten Longobarden König Desiderius und unter Carl dem Großen blühete, der Welt endlich aufgetischt ward. Einige wenige der besten neuern Geschichtschreiber, wie z. B. Muratori, Le Bret 2c. haben daher sehr gegründete Zweifel dagegen erhoben, andere, wie z. B. Schlosser, haben es geradezu verworfen. Sogar in der, gewöhnlich alles nur überhudelnden, und mit ziemlich wenigem Geiste und noch wenigerm Geschmack geschriebenen allgemeinen Weltgeschichte, wird der erbärmliche Schwank in einer der Anmerkungen — und diese sind größtentheils an dem ganzen bändereichen Werk noch das beste — vollkommen, wie er es verdient, abgefertiget. Indessen scheint es sonderbar, daß bis jetzt von niemand noch bemerkt worden, daß die Grundlosigkeit der dem Narses angeschuldigten Verrätherei schon aus der kurzen Zwischenzeit, welche die Epoche seiner Ungnade von jener des Einfalles der Longobarden in Italien trennt, klar und deutlich hervorgeht. Der Bote, den Narses von Neapel aus mit der Einladung an Alboin sandte, hätte seine Reise in einer Luftmaschine machen, und der Longobarden König mit seinem ganzen Volke in einem ähnlichen Fuhrwerke sich auf den Weg nach

Italien begeben müßen. Aber das Auswandern einer zahlreichen Nation mit Weibern, Kindern, Greisen, mit allem ihrem Vieh und ihrer fahrbaren Habe, erfodert doch einige Vorkehrungen. Alboin sorgte auch für einen ungeheuern Vorrath von Waffen; diese musten entweder in Pannonien erst verfertiget, oder in den römischen Provinzen nach und nach und gleichsam im Geheim aufgekauft werden. Endlich schickte der König auch noch eine Einladung an die Sachsen, und die zwanzig tausend Familien, welche die Einladung annahmen, werden ebenfalls nicht so schnell marschfertig gewesen seyn, wie allenfalls ein auf Cordon stehendes Bataillon leichter Fußjäger. Eben so auch die zahlreichen Schaaren mancherlei anderer Nationen, welche aus dem Innern von Germanien nach Pannonien zogen, und mit Alboins Heere sich da vereinten. Die Zurüstungen des longobardischen Königs erfoderten offenbar ein paar Jahre, und wäre Narses wirklich der Verräther gewesen; so hätte er es schon in dem Jahre 567 mithin ziemlich bald nach dem Tode des alten Kaisers seyn müßen. Aber welche nur immer gedenkbare Ursache könnte er damals gehabt haben, um das schönste und glorreichste Werk seines Lebens, ein Werk, das mit unsterblichem Ruhm ihn krönte, muthwillig mit eigenen Händen zu zerstören, und ein Land, welches er mit königlicher Gewalt beherrschte, und das unter seiner Verwaltung sich schon wieder zu einem ziemlichen Grade von blühendem Wohlstand empor geschwungen hatte, auf das neue den Verheerungen wilder Barbaren preiszugeben. Wahrhaftig, es gehört dazu ein ganz eigener Appetit — freylich de gustibus non est disputandum — große, durch das Dunkel der Jahrhunderte hindurch schimmernde Namen mit Koth zu beschmutzen, um eine so erbärmliche, durch die bekannte Leichtgläubigkeit eines Schriftstellers in die Geschichte eingeschwärzte Fabel von Generation zu Generation, gleich einer heiligen Ueberlieferung fortzupflanzen; und dennoch ist dieses von den mehrsten, beinahe von allen Geschichtschreibern geschehen, selbst von jenen, die man zu den bessern rechnen möchte, und von welchen also schärfere Prüfung und etwas mehr histo-

V.

1. Vielleicht in demselben Augenblicke, in welchem Narses die Augen schloß, überschauete von den Höhen von Monreale Alboin mit Entzücken die am Fuße der Gebirge sich hinstreckenden fruchtbaren Ebenen von Italien. Er zeigte das reitzende Land seinen Gefährten; und in dem sichern Vorgefühl, daß er keinen oder nur schwachen Widerstand finden würde, nahm er jetzt schon, gleichsam in Gedanken davon Besitz.

---

rische Beurtheilungskraft mit Recht gefodert werden könnten.

Eben so verhält es sich auch mit den ungeheuern Schätzen, welche Narses hinterlassen haben soll. Gregor von Tours, dessen historische Quellen, wenn die Sachen nicht gerade Frankreich betreffen, blos im Hörensagen bestehen, erzählt, Narses, der dem frommen Bischofe zu Folge in Constantinopel sterben muß, habe sie in einen tiefen Brunnen nahe bei dieser Stadt verborgen. Ein Anderer läßt ihn sie in einer Höhle bei Neapel verbergen; lauter Dinge, von welchen nur hie und da die Leute in Frankreich und Spanien etwas wissen, die aber allen griechischen Geschichtschreibern ohne Ausnahme unbekannt sind. Daß Narses ein, seiner ausgezeichneten Stellung und den hohen Aemtern, die er bekleidete, verhältnißmäßiges Vermögen hinterlassen haben mag, daran ist nicht zu zweifeln; denn dieß ist ganz natürlich. Nach seinem in Rom erfolgten Tode ward seine Leiche in einen bleiernen Sarg gelegt, nach Constantinopel gesandt, und dort mit geziemender Pracht beerdiget; und da er unbeerbt gestorben; so ward, gleich des großen Belisarius Verlassenschaft, wahrscheinlich auch die seinige ein Raub des unaufhörlich in Geldnöthen steckenden und daher stets nach reichen Erbschaften hungernden und dürstenden Fiscus.

2. Das von Julius Cäsar erbauete Forum Julii *) war die erste Stadt, welcher Alboin sich bemächtigte. Es war das Thor Italiens nach Noricum; und Alboin, die Wichtigkeit ihrer Lage einsehend, ordnete, um die Gebirgspässe zu bewachen, den Gisulph, einen seiner tapfersten und, weil mit dem königlichen Hause verwandt, auch treuesten longobardischen Großen zum Herzog der Stadt und ihres Gebietes. Gisulph, nicht minder als der König von der Wichtigkeit des Postens überzeugt, weigerte sich denselben zu übernehmen, wenn der König nicht gestattete, daß mehrere der vornehmsten gothischen Familien sich hier niederließen, und ihm zugleich eine bedeutende Anzahl Pferde der besten Race überlassen würden. Alboin willigte in das Begehren seines Anverwandten, und so ward jetzt der Grund gelegt zu dem nachher so mächtig gewordenen italienischen Herzogthum von Friaul.

3. Schrecken ging dem Heer der Longobarden voran; das Vorurtheil, daß Alboin und seine Schaaren unüberwindlich wären, beseitigte jeden Widerstand, und die geschreckten Einwohner nahmen, wie zu den Zeiten des Attila, mit den Trümmern ihres Vermögens wieder zu Felsen, Seen, Sümpfen und den Inseln des adriatischen Meerbusens ihre Zuflucht. Paulinus, der schismatische Patriarch, oder Erzbischof von Aquileja, floh mit den Schätzen seiner Kirche und einem großen Theil der Einwohner auf die Insel Grado; und die wenigen, aber zutrauungsvollern Bürger, welche in Aquileja zurückgeblieben waren, öffneten freiwillig ihre Thore den Longobar-

*) Heute zu Tage Cividad del Friuli.

den. *) Nach der Eroberung von Aquileja ging Alboin wieder nach Forum Julii, wo er den Winter über blieb.

4. Im Anfang des folgenden Jahres kam endlich der, dem Narses zum Nachfolger ernannte Longinus, als Exarch in Italien an. Wie es scheint, hatte Kaiser Justinus große Lust, den Longobarden ihre Eroberungen so viel als möglich zu erleichtern; denn statt eines bedeutenden Hülfscorps, brachte Longin nur eine Handvoll ungeübter und schlecht bewaffneter Soldaten mit; auch verstand der neue Exarch wenig oder gar nichts vom Krieg, war mit Italiens politischen, wie Local-Verhältnissen ganz unbekannt und endlich dem Heere völlig fremd, das, ohnehin im höchsten Grade mißvergnügt wegen der unwürdigen Behandlung seines ehemaligen Feldherrn, und ohne alles Zutrauen zu seinem neuen Anführer, nun allen Muth verlor und in den festen Plätzen, in welche es vertheilt war, sich eingeschlossen hielt. Longin mußte sich also für jetzt blos darauf beschränken, hie und da die Besatzungen zu vermehren und die bedeutendsten Festungen mit Kriegsbedürfnissen und Lebensmitteln zu versehen; auch ward, durch Befestigung der beiden Vorstädte von Ravenna, nämlich Cäsarea und Classis, noch mehr für die Sicherheit der Hauptstadt gesorgt; und da die Longobarden, der Belagerungskunst völlig unkundig, vor jeder, mit einer Mauer und einigen Thürmen versehenen Stadt, wenn sie nur

*) Die geflüchteten Einwohner erbaueten nachher auf der Insel eine Stadt, und der Sitz des Patriarchen von Aquileja blieb nun in Grado bis zu dem Jahre 1440, wo er nach Venedig verlegt ward.

einiger maßen Widerstand leisten wollte; gewöhnlich viele Monate, ja sogar Jahre verloren, zudem auch keine Flotten und keine Schiffe hatten, der Muth der Besatzung und der Einwohner von Ravenna aber durch die Sicherheit der Zufuhr zur See und, im widrigsten Falle, durch die Leichtigkeit des Entkommens ungemein gesteigert ward; so war für die Sicherheit des Sitzes der griechischen Regierung so wohl für jetzt, als auch für die Zukunft so ziemlich gesorgt.

5. Frühzeitig erschien im Jahre 569 Alboin wieder im Felde. An den Ufern der Piave kam Felix, Bischof von Trevigo, ihm entgegen und empfahl seine Kirche und die Einwohner der Stadt dem königlichen Schutz. Alboin, um im Laufe seiner Eroberungen nicht aufgehalten zu werden, wünschte durch Beweise von Milde die Liebe der Italiener zu gewinnen. Ueber das zutrauungsvolle Betragen des Felix war er demnach ungemein erfreuet, befahl sogleich eine Urkunde auszufertigen, in welcher er der Kirche von Trevigo ihr Eigenthum und ihre Rechte auf das neue bestätigte und ließ die Einwohner der Stadt seiner Gnade und seines besondern Wohlwollens versichern.

6. Dem Beispiel von Trevigo folgten bald eine Menge anderer bedeutender Städte, und ohne das Schwert zu ziehen, zog Alboin durch die Thore von Oderzo, Monte Selle, Vicenza, Verona, Trente, Brescia und Bergamo; und ganz Venetien, das sich damals bis an die Adda erstreckte, war in kurzer Zeit in der Gewalt der Longobarden. Nur Mantua, Padua, Cremona und Monsilice, welche wohl befestigt waren, und eine starke Besatzung hatten, leisteten Widerstand. Mantua ward indessen

schon in dem folgenden Jahre erobert; aber Padua, Cremona und Monsilice trotzten lange Zeit den vereinten Kräften der Longobarden, und wurden erst dreisig Jahre nachher von dem Longobardischen König Agilulf bezwungen.

7. In allen Städten, welche sich ihm unterworfen hatten, ließ Alboin eine starke Besatzung, unter der Anführung eines Herzogs, zurück. Diese Herzoge waren anfänglich blos Statthalter, ihr Amt und ihr Wirkungskreis völlig abhängig von dem Willen des Königs. Aber wir werden sehen, daß sie bald nachher die Grenzen ihrer Macht zu erweitern wußten, nach und nach sich aller Rechte eines Souverains anmaßten, ihre Statthalterschaften in erbliche Lehen verwandelten und zum Theil sehr mächtige, große Länderstrecken beherrschende Fürsten wurden. *)

8. Im gesicherten Besitze von ganz Venetien, rückte Alboin nun in Ligurien ein. Ohne Aufforderung ergaben auch hier sich Lodi, Como und alle übrigen Städte bis an die cotinischen Alpen. Aber sie waren größtentheils ziemlich entvölkert, denn sehr viele der Einwohner hatten mit ihrer beweglichen Habe, theils in die festen Seeplätze am Ligustischen Meere, theils auf die Inseln großer Landseen sich geflüchtet. Da es den Longobarden sogar

*) Wie es scheint, waren die Herzoge, welche Alboin setzte, nicht einmal an Rang einander gleich; denn einige hatten blos eine einzelne oft wenig bedeutende Stadt unter ihrem Befehle, während andere großen Bezirken mit mehrern volkreichen Städten ebenfalls als Herzoge vorstanden. Bei dem nachher so hoch gestiegenen Ansehen und der ungemein erweiterten Macht dieser Herzoge war es eine natürliche Folge, daß die Mächtigen die Mindermächtigen verschlangen und deren Gebiet dem ihrigen einverleibten.

an Barken fehlte; so waren Inseln die sichersten Zufluchtsörter gegen die Barbaren; und die Einwohner befestigter Seeplätze, ermuthiget durch die Hoffnung eines möglichen Entsatzes zur See, hielten ebenfalls ihre Thore geschlossen und zur Vertheidigung ihrer Mauern sich bereit. *)

9. Unter der Verwaltung des Narses hatte Mailand sich wieder aus seinen Trümmern erhoben, schon einen bedeutenden Grad von Wohlstand erreicht; und die Größe der Stadt und die Menge prächtiger Gebäude hatten ihr schon wieder ihren vorigen Rang unter den Städten Italiens bezeichnet. Auch die Festungswerke Mailands befanden sich in trefflichem Stande, aber die Besatzung war schwach und mit dem weiten Umfange der Mauern in keinem Verhältniß. Honoratus, ebenfalls ein die drei Kapitel hartnäckig vertheidigender, schismatischer Bischof, hatte sich mit den Schätzen seiner Kirche in das festere, durch seine Lage mehr gesicherte Genua geflüchtet; ein großer Theil der Einwohner war ihm gefolgt, und die Stadt war schon ziemlich menschenleer, als Alboin mit seinem Heere unter ihren Mauern erschien.

10. Die Longobarden vermutheten keinen lan-

*) Durch Ueberschwemmung und das Austreten mehrerer Flüsse, hatte sich damals vor kurzer Zeit, zwischen Lodi und Cremona, ein großer See und in der Mitte desselben eine Insel gebildet. Auch hierher kamen Flüchtlinge und erbaueten nachher die, heute zu Tage noch existirende Stadt Crema. Als man in der Folge und bei ruhigern Zeiten, dem öftern Austreten der Flüsse durch Dämme zu steuern suchte; so verlor sich nach und nach das Gewässer, das Erdreich trocknete, und Crema stand nicht mehr auf einer Insel.

gen Widerstand; aber sie wurden in ihren Hoffnungen getäuscht; denn die Stadt hielt sich noch fünf Monate. Endlich ward sie zur Uebergabe gezwungen; und die Eroberung Mailands schwellte nun so sehr den Muth und den Stolz der Barbaren, daß sie unter wildem Freudengeschrei Alboin zum König von Italien ausriefen. Nach dem Brauch jener Zeit ward er mitten im Heere auf einem Schilde emporgehoben, ihm eine große Lanze, bei den Longobarden das Zeichen königlicher Würde, gereicht, und in der drohenden Stellung eines Eroberers ihm auf das neue von der Nation gehuldiget. Mit der Eroberung Mailands beginnt bei den Geschichtschreibern die Zeitrechnung des longobardischen Reiches, dessen kurzes aber merkwürdiges Daseyn kaum den schwachen Zeitraum von etwas mehr als zwei hundert Jahren ausfüllt.

11. Ganz Ligurien, bis auf Pavia und einige Seeplätze, erkannte jetzt Alboin für seinen Beherrscher. Die Zerstörung Mailands durch die Gothen und Burgunder hatte Pavia zu einer der bedeutendsten Städte Italiens erhoben; mit einem zahlreichen Heere rückte also Alboin vor dieselbe. Aber die Gothen hatten den Sitz ihrer Könige in eine, beinahe unbezwingbare Feste verwandelt, und der die Mauern der Stadt bespühlende Tessino erschwerte nun um so mehr die Angriffe der in der Belagerungskunst durchaus unwissenden, rohen Barbaren. Alboin wollte anfänglich die Stadt erstürmen, ward aber mit großem Verlust einigemal zurückgeschlagen, und sah sich endlich gezwungen, Pavia förmlich zu belagern.

12. Auf der Abendseite der Stadt schlug Alboin sein Lager auf. Aber die Belagerung verwandelte sich bald in eine Blokade; und da diese sich in die Länge zog, theilte der König sein Heer, ließ den einen Theil

vor Pavia, und ging mit dem andern über den Po. Sogar jenseits der appeninischen Gebirge drang er jetzt bis Genua vor, plünderte und verheerte die umliegende Gegend, vermochte jedoch nicht, sich der Stadt selbst zu bemächtigen. Aber mit leichter Mühe eroberte Alboin die ganze Provinz Aemilien. Tortona, Piacenza, Parma, Reggio, Modena wagten es nicht, seinen Waffen zu widerstehen, und ganz Tuscien und Umbrien fielen beinahe ohne Schwertstreich in seine Gewalt. Spoleto, Umbriens ehemalige Hauptstadt, von den Gothen von Grund aus zerstört, aber ebenfalls von Narses wieder aus dem Schutt hervorgezogen, ward jetzt zu einem Herzogthum erhoben, das nachher, weil immer mehr und mehr erweitert, sich endlich zu einem der drei mächtigsten Herzogthümer Italiens erhob. Der Statthalter, den Alboin ernannte, hieß Faroald, und mit ihm beginnen die italienischen Geschichtschreiber die Reihe der Herzoge von Spoleto *).

13. Eine entsetzliche Theurung, welche auf ein Jahr voll überströmenden Segens gefolgt war, vermehrte nun noch das Elend von Italien und erleichterte die Fortschritte der Longobarden; und in ganz Ober- und Mittel-Italien waren blos Genua, Rom, Ravenna mit der Provinz Flaminium und einigen Seeplätzen, jetzt noch die einzigen Domainen des byzantinischen Kaiserreiches. Aber von Toscana aus streiften die Longobarden öfters raubend und verheerend bis an die Vorstädte von Rom. Während der zweihundertjährigen Dauer des von Alboin in Italien ge-

*) Schon unter Alboin umfaßte das Herzogthum Spoleto ganz Umbrien, und ward nachher immer noch vergrößert.

stifteten Reiches, ward Rom nur zu oft von den Longobarden gedrängt und geängstiget. Von ihren Mauern herab mußten die Römer sehen, wie die Feinde Roms Vorstädte mit allen ihren Kirchen und öffentlichen Gebäuden plünderten, in Brand steckten und dem Erdboden gleich machten; aber die Stadt selbst ward doch nie von den Longobarden genommen. In solchen Zeiten der Gefahr wendeten die, des Krieges entwöhnten, und mit den Waffen in der Hand ihre Stadt zu vertheidigen völlig unfähigen Römer sich gewöhnlich an die Päbste, und diesen gelang es stets, theils durch Geld theils durch freundschaftliches Zureden, die Longobarden wieder zum Rückzug zu bewegen.*)

---

*) Der in seinen historischen Ansichten und Bemerkungen nicht immer sehr glückliche Baronius sagt bei Erwähnung des Einfalles der Longobarden in Italien, daß es einzig die schismatischen Bischöfe Istriens, Veneliens, Liguriens ꝛc. ꝛc. gewesen, welche durch ihre Hartnäckigkeit, mit der sie an den drei Kapiteln gehangen, diese göttlichen Strafgerichte über sich herbeigezogen hätten. Die Länder, wo diese Schismatiker ihre Sitze gehabt, wären daher vorzüglich von den Barbaren gezüchtiget, die andern Provinzen aber, und besonders Rom und seine Umgebung mit der größten Schonung behandelt worden. Hierüber wird nun der gelehrte Cardinal von dem nicht minder gelehrten und der römischen Kirche nicht weniger ergebenen Muratori (Gesch. v. Ital. B. 3. S. 541.) trefflich zurechtgewiesen. Von allem, was Baronius sagt, geschah gerade das Gegentheil. Die Länder, deren Kirchen schismatische Bischöfe vorstanden, hatten, weil sie sich gleich unterwarfen, am wenigsten zu leiden, während in andern Gegenden, wo es keine schismatischen Bischöfe gab, nachher noch ganze Städte zerstört und das Gebiet von Rom, nebst dessen Vorstädten, wie es sich aus den Briefen des Pabstes Gregorius des Großen ergibt, mit Feuer und Schwert verheert wurden. Auch trug der Einfall der Longobarden, wie Cardinal Noris sehr richtig bemerkt, ungemein

14. Pavia war indessen noch immer nicht bezwungen, und die Geduld der Belagerer fing an zu

---

vieles dazu bei, das Schisma zu verlängern, indem die von dem römischen Stuhle getrennten Bischöfe, weil unter longobardischer Herrschaft stehend, nicht mehr den, die Beschlüsse des Conciliums vollstreckenden Arm der weltlichen Macht zu fürchten hatten. — Der bald mehr, bald weniger umwölkten Hand der Vorsehung in der Leitung und dem Gange der großen Weltbegebenheiten, in Demuth und Anbetung nachspüren wollen, ist eines religiös-philosophischen Geistes würdig; aber Anmaßung ist es, in jedem Einzeln und Besondern Gottes Rathschlüsse in allen ihren Tiefen ergründen zu wollen, und daher über dem Haupt eines ganzen Volkes oder Landes göttliche Strafgerichte zu erblicken, wo offenbar keine da sind. Zu Lößung der, in der Weltgeschichte einem oft begegnenden Scheinwidersprüche sind zwei Prinzipien vollkommen hinreichend; das erste nämlich einer über Alles waltenden, Alles erhaltenden und Alles zu einem höhern, der unendlichen Erbarmungen Gottes würdigen Zweck lenkenden Vorsehung; das andere endlich einer, Alles mit grenzenloser Weisheit genau prüfenden und genau wägenden göttlichen Gerechtigkeit. Aber dieses Prüfen und Wägen geziemt eben so wenig dem beschränkten menschlichen Geiste, als ihm ein Antheil an dem Weltrichteramt gebührt. Zudem würde ihm nicht einmal die Geschichte — weil es unmöglich ist — alle hiezu nöthigen Data liefern können. Wie oft z. B. mögen nicht schon die zum Himmel ausgestreckten, reinen Hände irgend einer der Welt ganz unbekannten, vielleicht von ihr verachteten Klostergemeinde ein über eine Gegend heranziehendes göttliches Strafgericht wieder abgewendet haben, während auf der andern Seite oft auch eine Stadt oder ein ganzes Land für ein längst schon über denselben schwebendes und noch nicht gesühntes Verbrechen, durch ihren Untergang büßen mußten. — Erhabener, als die Himmel über der Erde, sind des Herrn Gedanken über den Gedanken der Menschenkinder.

ermüden; aber um jeden Preis wollte Alboin sich der Stadt bemächtigen; sie ward also noch enger eingeschlossen, und das Murren der, jeder Belagerung schnell überdrüßigen Barbaren durch des Königs Gegenwart gestillet. Um jedoch eine kostbare Zeit nicht ganz fruchtlos zu verlieren, unternahm Alboin einstweilen einen Zug gegen Unteritalien. Er ließ Rom auf seinem Marsche rechts liegen, verbrannte aber die für unüberwindlich gehaltene Feste Petra Pertusa, zog hierauf durch das Picenische, und drang in Samnium bis an die Grenze von Campanien vor. Je weiter er sich von Ravenna entfernte, desto schwächer ward der Widerstand, und überall wo er hinkam, fand er blos muthlose Völker nnd bereitwillige Unterwerfung.

15. Wahrscheinlich war es jetzt, daß Alboin jenes Herzogthum gründete, welches nachher bei weitem das mächtigste von allen ward, beinahe alle Länder des heutigen Königreiches Neapel umfaßte und von dem toskanischen bis an das adriatische Meer sich erstreckte. Wir sprechen von dem Herzogthum Benevent, das gleich bei seiner Gründung schon jene von Friaul und Spoleto an Umfang übertraf. Das Herzogthum Friaul hatte die Bestimmung, die nördlichen Päße Italiens zu bewachen und andern Barbaren den Eingang in dasselbe zu schließen. Jenes von Spoleto, in dem Herzen von Italien, mußte Ravenna beobachten, den Sitz des Exarchats, und die einzige feste Basis aller Operationen der Römer, wenn sie, von Constantinopel aus unterstützt, Italien auf das neue erobern wollten. Das Herzogthum Benevent endlich war nicht blos bestimmt, für die Longobarden anfänglich nur ein Waffenplatz zur fernern Eroberung der noch übrigen südlichen Provinzen zu seyn, sondern es sollte auch dem Süden von Italien zur Vormauer gegen die

Römer dienen, im Falle diese von Africa und Sicilien aus den Versuch einer Landung auf den südlichen Küsten der Halbinsel unternehmen würden. In der Wichtigkeit ihrer Bestimmung lag also der Grund der grössern Ausdehnung und Bedeutsamkeit, welche Alboin ihnen gleich im Anfang gab, und in diesen nun wieder die Leichtigkeit, mit welcher die Herzoge, oder Statthalter dieser Bezirke, in dem Laufe der Zeit, und unter einem fortwährenden Zusammenfluß günstiger Umstände, sich auf jenen Gipfel von Macht und Größe erheben konnten, auf welchem wir sie bald nach dem Untergang des longobardischen Reiches in Italien erblicken werden.

16. Nach diesem erfolgreichen Zug gegen Unteritalien, rückte Alboin wieder mit seinem ganzen Heere vor die Mauern von Pavia. Schon drei Jahre hatte die Belagerung gedauert. Aber eine fürchterliche Hungersnoth in der Stadt kam jetzt den Belagerern zu Hülfe, und die Bürger von Pavia, ohne alle Hoffnung eines Entsatzes, öffneten endlich Alboin ihre Thore. Entrüstet über den hartnäckigen Widerstand, hatte der König in einer Aufwallung seines Zornes geschworen, daß alle Einwohner, ohne Unterschied des Alters oder Geschlechtes, unter der Schärfe seines Schwertes fallen sollten. Aber Alboin, obgleich wir in seinen Sitten noch manche Spur der, seiner Nation eigenen Wildheit finden, hatte dennoch ein mildes Herz, war nichts weniger als grausam und blutdürstig. Als er in die Stadt ritt, und die Festigkeit der Mauern und Thürme, die vielen herrlichen Gebäude und schönen Kirchen, und den prächtigen, von Theodorich erbaueten Pallast erblickte, sänftigte sich sein Sinn; er verzieh den Einwohnern und beschloß, Pavia zu seinem beständigen Sitz und der Hauptstadt seines neuen Reiches zu erheben. Des Königes Zorn fürchtend, hatten die Bür-

ger in ihre Häuser sich eingeschlossen, und einen ganz gewissen Tod erwartend, sahen sie mit jedem Augenblick Mord und Plünderung entgegen. Als aber von all diesem Greul nichts geschah, kein Haus geplündert und kein Mord begangen ward, faßten sie wieder neuen Muth, verließen ihre Wohnungen, und strömten schaarenweise nach dem großen Thor des königlichen Pallastes. Alboin zeigte sich dem Volke; ließ ihm sagen, daß er ihm verzeihe, Leben und Freiheit ihm schenke, aber auch hoffe, daß es durch Gehorsam und Treue ihm diese Wohlthat lohnen werde. Unaussprechlich war jetzt der Jubel der Einwohner, besonders da sie hörten, daß Pavia auch ferner der Sitz seiner neuen Beherrscher bleiben würde. Glücklich prieß man sich nun, von einer Regierung entbunden zu seyn, die nur emsig, im Frieden das Mark der Unterthanen zu verschlingen, dieselben zu schützen in Zeiten des Krieges und der Gefahr nicht vermöchte. *)

---

*) Paul Warnefried erzählt, die Einwohner von Pavia seyen durch ein Wunder gerettet worden. Als Alboin durch das St. Johannisthor habe in die Stadt reiten wollen, sey sein Pferd unter dem Thore gestürzt und habe sich durchaus nicht wieder aufrichten wollen, obgleich der König beide Sporen gebraucht und auch seine Stallmeister das Thier mit ihren Peitschen angetrieben hätten. Einer der den König begleitenden Officiere, ein frommer Mann, habe den König aufmerksam darauf gemacht, daß dieses eine göttliche Warnung sey, sein gethanes blutiges Gelübde ja nicht zu erfüllen; worauf der König seinen Schwur sogleich wieder zurückgenommen, und das Pferd alsdann von selbst wieder aufgesprungen sey. Da dieses Wunder, obgleich von allen Geschichtschreibern nacherzählt, doch nur auf sehr schwachen Zeugnissen beruhet, übrigens es auch bei einem Ereignisse, das sich auf die natürlichste Weise, mit der grösten Leichtig-

VI.

1. Italien war nun größtentheils Alboins Herrschaft unterworfen. Für ihren rechtmäßigen Oberherrn erkannten ihn ganz Venetien und Ligurien; *) ferner ganz Toscana, Umbrien, mehrere Städte, welche zu der heutigen Mark Ancona gehörten, die picenische Landschaft, Samnium und der größte Theil von Campanien; und in den noch südlicher gelegenen Provinzen machte Zotto, den Alboin zum Herzog von Benevent geordnet hatte, mit jedem Tage weitere Fortschritte.

2. Indessen war jedoch auch auf der andern Seite das Exarchat jetzt noch nicht ganz unbedeutend. Zu demselben gehörten Ravenna und die Provinz Flaminium; Genua und dessen Küste mit den Seestädten Savonna, Albenga und Monaco; ferner die Städte Padua, Cremona und Monse-

---

keit so ganz von selbst erklären läßt, ganz unnöthig ist, zu einem Wunder seine Zuflucht zu nehmen, so glauben wir, daß man diese Geschichte auf ihrem eigenen Werth oder Unwerth beruhen lassen könne. Die Herzen der Könige und ihrer Gewaltigen sind in Gottes Händen wie Wasserleitungen; und in der Brust des menschenfreundlichen, edeln Alboins bedurfte es sicher nur einer leisen Anregung, um ihn das Verabscheuungswürdige seines gethanen Schwurs sogleich fühlen und einsehen zu lassen.

*) Venetien begriff damals weit mehr, als die nachmalige terra ferma der Republik von Venedig; und Ligurien umfaßte nicht blos das Herzogthum Mailand, das Monferatsche, sammt Genua und dessen am Meere hingestreckten Küstengebiete, sondern auch das ganze nachherige, schöne Fürstenthum Piemont.

lice; Rom mit der Stadt und dem Hafen von Porto; ferner in dem neu errichteten Herzogthum Benevent noch die Städte Neapel, Cumä und Amalfi; und endlich die beiden südlichsten Spitzen von Italien, nämlich auf der einen Seite von Cosenza bis an die Meerenge von Sicilien, und auf der andern von Hydruntum (dem heutigen Otranto) bis an das, ziemlich weit in das Meer reichende Vorgebirg von Salentinum. *)

3. Alboin war jetzt bedacht, die innere Verfassung seines neuen Reiches zu ordnen; und hätte er länger gelebt, so würde sein gesunder, unbefangener Menschenverstand, sein richtiger Regententakt und sein, obgleich roher, aber auch jeden falschen Schmuck verschmähender, hoher Sinn eben so sehr, wie seine bisherigen Heldeneigenschaften

*) Die dem Exarchat in dem südlichen Italien hier angewiesenen engen Grenzen hatte es zwar noch nicht zu Lebzeiten Alboins; seine Besitzungen in Apulien, Lucanien und Calabrien waren damals noch etwas ausgedehnter; aber diese Besitzungen, hatte es gleichsam von den Longobarden blos in temporärem Pacht, den Alboin, hätte er länger gelebt, bald wieder aufgelößt haben würde. Unter Alboins Nachfolgern verlor das Exarchat in Unteritalien ein Stück Landes nach dem andern, bis es sich endlich in die hier oben angegebenen engen Grenzen zurückgedrängt sah. König Aistulph (751) zerstörte und eroberte endlich das Exarchat; so daß die Griechen von allen ihren ehemaligen Besitzungen in Italien blos noch Sicilien behielten, welche Insel nebst der Stadt Neapel, auch nach dem Sturz des longobartischen Reiches, noch griechische Besitzungen blieben. Sicilien ward in der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts von den Arabern erobert; und später wurden endlich auch aus Neapel und dessen Küstenlande die Griechen von den Normännern vertrieben.

ein Gegenstand unserer gerechten Bewunderung geworden seyn. Aber ein unglücklicher Augenblick entschied jetzt über das Leben des tapfern und edeln Alboins, und derselbe unselige Moment ward zugleich die Quelle vieljährigen namenlosen Elends für ganz Italien.

4. Zu Verona, in dem herrlichen, ebenfalls von Theodorich dem Ostgothen erbauten Pallaste gab Alboin den Grossen seines Reiches ein glänzendes Gastmahl. Trunkenheit gehörte zu den Heldentugenden der rohen Nation, und die Tapfersten setzten eine vorzügliche Ehre darein, bei grossen Gastmahlen das gewöhnliche Maas ihrer Unmässigkeit noch bei weitem zu überschreiten. Auch hierin that es Alboin allen Uebrigen vor. Schon viele Becher des besten italienischen Weines hatten er und seine Siegesgefährten jetzt geleert; als es dem König einfiel, das gröste und kostbarste seiner Trinkgeschirre, nämlich Kunimunds Hirnschädel herbeibringen zu lassen. Unter dem rauschenden Beifall der lärmenden Gäste kreiste nun der grauenvolle Becher an der Tafel. Aber vom Weine schon berauscht, rief jetzt Alboin in einem Ausbruch wilder Unnatur plötzlich aus: „Füllet den Becher noch „einmal mit Wein; füllet ihn aber bis an den „Rand, und bringet ihn der Königin, damit auch „sie sich heute ihres Vaters erfreue". — Rosamunde erblaßte, erhob sich von ihrem Sitze, sank aber wieder auf denselben zurück, und hatte kaum noch Kraft, die Worte hervorzubringen: „Ich werde die „Befehle meines Herrn befolgen." Sie berührte hierauf den Becher mit ihren Lippen, schwur aber in ihrem Herzen, sich blutig zu rächen an dem Tyrannen, der so grausam den heiligsten Naturgefühlen öffentlich zu höhnen sich erkühnt hätte.

5. Höchst wahrscheinlich war es blos gebeugter, gedemüthigter Stolz, der Rosamunde zur Rache entflammte; denn tugendhaft war sie nicht, und längst schon unterhielt sie ein geheimes, höchst sträfliches Liebesverständniß mit Helmichis, Alboins Schildträger. *) Diesen wählte sie jetzt zum Diener ihrer Rache; aber erschrocken bebte derselbe zurück, als er der Königin Antrag hörte, zwar nicht vor der Größe des Frevels, den er begehen sollte, wohl aber vor dem Gedanken an Alboins Tapferkeit und übermenschliche Riesenstärke, wovon er, als dessen Schildträger, in den vielen Schlachten so oft schon der erstaunte Zeuge zu seyn Gelegenheit gehabt hatte. Demungeachtet willigte Helmichis am Ende dennoch ein, jedoch unter der Bedingung, daß Peredeus, ein ebenfalls wegen seiner ungewöhnlichen körperlichen Stärke berühmter longobardische Ritter ihm seinen Beistand nicht versage. Aber auch Peredeus schauderte vor dem blutigen Auftrag zurück; da er jedoch eine der Kammerzofen der Königin liebte, so versprach er wenigstens unverbrüchliches Stillschweigen.

6. Aber Rosamunde war nicht das Weib, das bei dem ersten mißlungenen Versuch ihr Vorhaben sogleich wieder aufgab. Unversöhnlich in ihrem Hasse, sann sie auf Mittel, Peredeus Treue zu seinem Könige am Ende dennoch zu besiegen. Auf ihr Verlangen mußte jene Kammerzofe ein Billet an ihren Geliebten schreiben und, unter einem erlogenen, aber schlau ersonnenen Vorwande, ihm bedeuten, daß ihre nächste nächtliche Zusammenkunft durchaus in Dunkel und Schweigen ge-

*) Bei den Longobarden Schildpor genannt.

hüllt seyn müsse. Der Zofe Stelle nahm nun Rosamunde ein. Als es Zeit war, brach die Königin das Stillschweigen, und entdeckte dem staunenden Peredeus, wen er umarmt habe; sie ließ ihm jetzt die Wahl, entweder selbst zu sterben, oder König Alboin zu ermorden. Der Elende wählte das Letztere.

7. Schon am folgenden Tage ward die Greulthat vollbracht. Nach der Tafel pflegte der König, gewöhnlich etwas berauscht, sich auf das Bett zu werfen und, nach der, durch die Wärme des Clima nothwendig gewordenen Sitte der Italiener, sich einem Mittagsschlafe zu überlassen. Unter dem erheuchelten Scheine ängstlicher Besorgniß für die Ruhe ihres Gemahls, ließ Rosamunde die innern Wachen abgehen, entfernte, so weit sie nur konnte, die Diener und Edelknaben, und verschloß alle Zugänge zu dem königlichen Schlafgemach. Als sie unter teuflischen Liebkosungen ihren Herrn und Gemahl eingeschlummert hatte, öffnete sie selbst den Verschwornen die Thür. Nur mit Widerwillen gingen diese an die blutige That. Mit eigenen Händen stieß die Königin sie in das Zimmer. Reue und Rücktritt waren für dieselben nun nicht mehr möglich; denn verloren waren sie, wenn Alboin jetzt plötzlich erwachte. Der feige Helmichis gab ihm den ersten Stoß. Aber sogleich erwachte nun auch der König und sprang nach seinem Schwert, das er nie weit von sich entfernte; aber die treulose, falsche Gattin hatte es in die Scheide festgemacht. Mit einem Fußschemel, den er in der Eile ergriff, vertheidigte er sich noch einige Zeit gegen die Verschwornen; aber die Waffen waren zu ungleich, und der unüberwindliche Alboin unterlag endlich den wiederholten Stößen seiner Mörder. Als er zur Erde sank, öffnete Rosamunde die Thür, und ihr satanisches Lachen ver-

bitterte und vergiftete den letzten Augenblick des sterbenden Königes. (573.)

8. Alboins plötzlicher Tod setzte den Pallast von Verona und die ganze Stadt in Schrecken. In der ersten Bestürzung nahmen viele der Großen die Flucht; und die schändliche Rosamunde machte einen Versuch, unter dem Namen ihres neuen Gemahls, des Helmichis, über Italien und die Longobarden zu herrschen. Eine ihr völlig ergebene Schaar von Gepiden, welche Alboin seinem Heer einverleibt hatte, war bereit, sie in jedem ihrer kühnen Entwürfe zu unterstützen. Aber bald hatten die Longobarden sich von ihrem ersten Schrecken wieder erholt; und da sie in Rosamunde die Mörderin ihres großen Königes ahndeten; so foderten sie jetzt mit vereinter Stimme die schleunige Bestrafung der Verbrecherin und deren schändlichen Genossen.

9. Rosamunde fing an zu zagen, sandte eiligst einen Boten an den Exarchen und bat um Schutz und sichere Aufnahme in Ravenna. Longin, dessen Erbärmlichkeit man es verzeihen muß, daß er über den Tod des furchtbarsten Gegners der Römer sich hoch erfreuen konnte, ließ sogleich ein Schiff aus dem Hafen auslaufen und schickte es der Königin entgegen. Begleitet von ihrem so genannten Gemahl Helmichis und dessen Mordgesellen Peredeus, fuhr Rosamunde mit ihrer Tochter Albesswinda, ihren treuen Gepiden, und allen geraubten Schätzen des Pallastes von Verona die Etsch hinab, bestieg das ihr entgegengesandte, römische Schiff, und kam glücklich in Ravenna an.

10. Aber untröstlich waren die Longobarden über den Verlust ihres Königes. Mit jenem, einer

allgemein und tief gefühlten Trauer einer ganzen Nation eigenen Gepränge begruben sie die königliche Leiche am Ende eines Säulenganges, nahe an der Hauptstiege des Pallastes zu Verona; und das Schwert, mit welchem Alboin das Reich der Gepiden gestürzt, die Römer besiegt und Italien erobert hatte, ward zu ihm in den Sarg gelegt. Ungefähr zwei hundert Jahre nachher ließ Giselbert, Herzog von Verona, das Grab öffnen, nahm das Schwert und noch einige andere Kostbarkeiten aus dem Sarg, und rühmte sich dann, den Gründer des longobardischen Reiches in Italien selbst gesehen zu haben. — Alboin hatte keine volle vier Jahre als König von Italien geherrscht; aber Sieger wie Besiegte beweinten und betrauerten aufrichtig den allzufrühen Tod des Helden.

11. Den ihnen zürnenden Longobarden waren Rosamunde, Helmichis und Peredeus entflohen, nicht aber der Hand des unsichtbaren Rächers. Longin ward von Rosamundens Schönheit, vielleicht mehr noch von ihren Reichthümern geblendet; er trug ihr sein Herz und seine Hand an. Kunimunds Tochter verschmähete weder das Eine noch das Andere. Ihr Stolz, wie ihre Herrschsucht fühlten sich geschmeichelt; denn die Gemahlin eines mit beinahe unbeschränkter Gewalt bekleideten Exarchen konnte sich vollkommen jeder Königin gleichstellen. Mit dem Verbrechen schon vertraut, war ihre erst unlängst mit Helmichis vollzogene Vermählung für sie kein Hinderniß. Ein mit dem stärksten Gift vermischter Trank ward also in Bereitschaft gehalten, und dem Helmichis, als er nach dem Bade, wie er zu thun pflegte, zu trinken verlangte, derselbe gereicht. Das Gift war von furchtbar schneller Wirkung. Kaum hatte Helmichis einige Züge gethan, als er erblaßte, auf seinen Sitz niedersank, und ein Feuer fühlte, das

gleich Höllengluth in seinen Eingeweiden brannte. Er errieth sogleich die Hand, die den tödtlichen Trank bereitet, sammelte seine letzten Kräfte, sprang auf, setzte Rosamunde den Dolch an die Kehle, und zwang sie, die übrige Hälfte des Bechers zu leeren. Gleich darauf war Helmichis eine Leiche; und einige Augenblicke später folgte ihm nun auch Rosamunde, und zwar nicht blos in den Tod, sondern auch in das schreckbare Gericht, das jetzt die Verbrecherin wie den Verbrecher erwartete.

12. Longin wußte sich bald über den Verlust seiner Geliebten zu trösten. Von den aus Verona geraubten Schätzen nahm er so viel als ihm beliebte und schickte das Uebrige samt Alboins Tochter Albeswinda und dem Peredeus an den Kaiser nach Constantinopel. Justin war darüber so vergnügt, daß er die Einkünfte des Exarchen vermehrte, auch dessen ohnehin beinahe schon königlicher Gewalt eine noch größere Ausdehnung gab.

13. Zu Constantinopel legte Peredeus in Gegenwart des Kaisers eine Probe seiner ungeheuern Körperstärke ab. Er bekämpfte und überwäldigte einen der größten und stärksten Löwen. Aber Justin, der als Monarch den Mörder eines Monarchen blos verabscheuen, aber gewiß nicht ehren konnte, überdieß vielleicht noch befürchtete, daß derselbe auch zu Constantinopel einst von seiner Riesenstärke einen des Fluches werthen Gebrauch machen möchte, ließ ihm bald darauf, um ihn unschädlich zu machen, die Augen ausstechen. Peredeus ergrimmte darüber so sehr gegen den Kaiser, daß er ihn zu ermorden beschloß. Sobald er also von der ausgestandenen Operation geheilt war, versah er sich mit zwei scharf geschliffenen Dolchen,

die er unter seinem Gewand verbarg, ließ sich nach dem Pallaste führen und begehrte, unter dem Vorwande dem Kaiser wichtige Dinge zu entdecken, eine geheime Audienz. Justin argwohnte Verrath; schickte also zwei Pallastbeamten, um den Peredeus über dessen vorgebliche Geheimnisse zu vernehmen. Als der Bösewicht sich entdeckt sah, gerieth er in Wuth, packte mit nervigem Arm beide Beamten und stieß jedem einen Dolch in die Brust. Nur mit Mühe konnte man sich des Rasenden bemächtigen. Das Urtheil ward ihm gesprochen; und ein eben so schmählicher, als grausamer Tod, auf dem zur Hinrichtung gemeiner Verbrecher bestimmten Platz, lohnte nun dem von der unsichtbaren Hand des Rächers gezeichneten Peredeus für seinen begangenen Königsmord.

14. Alboin hatte keine männlichen Erben hinterlassen. Nach seinem Tode begaben sich alle Großen des Reiches zu einer neuen Königswahl nach Pavia und wählten, nach einem kurzen Zwischenreich von fünf Monaten, den Clephis, oder Clepho, einen der angesehensten und tapfersten Heerführer, zu ihrem König. Lange vor ihrem Einfall in Italien waren zwar die Longobarden schon Christen gewesen, wenn man anders diesen Namen in seiner vollen Bedeutung Arianern beilegen kann. Aber dieses arianischen Christenthums ungeachtet, befanden sich unter ihnen doch noch sehr viele Heiden, und zu diesen gehörte auch der neuerwählte König. Mit heidnischem Wahne verband er blutige Grausamkeit und unersättlichen Geiz. Tod oder Verbannung war gewöhnlich das Loos jedes bemittelten Grundeigenthümers. Angesehene und reiche Römer oder Italiener waren vorzugsweise der Gegenstand seiner blutigen Verfolgung. Aber nicht blos gegen die Eingebornen, auch gegen seine eigene Nation und deren Häupter verfuhr Cle-

phis mit gleicher Wuth. Unter schlecht ersonnenem Vorwande ließ er viele der Großen hinrichten, andre in harte Bande schlagen. Aber um so frühzeitiger war auch das Maas seiner Greuel voll. Einer seiner Edelknaben warf sich zum Rächer der unterdrückten Menschheit auf, und ermordete den Tyrannen, als er gerade an der Tafel saß. Die Veranlassung, wie die näheren Umstände dieses Mordes sind unbekannt.

15. Clephis hatte nur achtzehen Monate geherrscht, in dieser kurzen Zeit aber das Exarchat in noch engere Grenzen eingeschlossen, die ganz nahe bei Ravenna gelegene Feste Rimini erobert, auch aus seinen Trümmern das von Narses von Grund aus zerstörte Forum Cornelii wieder hervorgezogen und in dessen Nachbarschaft das sehr feste Schloß Imola erbauet, wovon nachher die Stadt selbst den, ihr bis auf den heutigen Tag gebliebenen Namen erhielt.

16. Clephis hinterlassener Sohn Autharis war bei dem Tode seines Vaters noch ein Knabe. Davon nahmen nun die longobardischen Großen, die, weil jeder selbst nach der Krone strebte, über einer neuen Königswahl sich nicht vereinigen konnten, die Veranlassung, gar keinen König zu wählen und eine aristokratische föderalistische Regierungsform einzuführen. Sechs und dreisig Herzoge regierten jetzt Italien, das heißt, ein jeder dieser sechs und dreisig kleinen Tyrannen drückte, plünderte oder wüthete nach wilder Willkühr in dem, von den beiden vorigen Königen ihm zur Statthalterschaft angewiesenen Gebiete. Ihre Herrschaft war das wahre Bild einer Räuberregierung, deren Häupter mit ihren Spiesgesellen sich in ein hülfloses Land theilten, und so recht nach ihrer Weise darin haußten. Weder Leben noch Eigenthum ward mehr durch ein Gesetz geschützt. Nur Armuth gewährte

noch einige Sicherheit, wenn nicht anders es einer wilden, oder berauschten Schaar heidnischer Longobarden bisweilen einfiel, sich einstweilen durch Christen-Mord zu belustigen. Vielen edeln Italienern und Römern brachte die Habsucht der Herzoge den Untergang, und der mindeste Versuch, den unglücklichen Boden Italiens zu verlassen, ward mit dem Tode bestraft. Kirchen wurden geplündert, schändlich entweihet und verbrannt; Priester und Diener Gottes an den Stufen der Altäre ermordet, und noch bis auf den heutigen Tag feiert die Kirche das Fest jener achtzig Märtyrer, welche im Jahre 579 in Campanien von heidnischen Longobarden erwürgt wurden, und zwar blos deswegen, weil sie sich geweigert hatten, von dem, einigen heidnischen Götzen geweiheten Opferfleische zu geniessen. — Zehen lange Jahre dauerte dieser unselige, wilde, von göttlichen und menschlichen Gesetzen entbundene Zustand. Für Italien vielleicht die unglücklichste und jammervollste Periode seiner Geschichte!

17. Gleich nach Clephis Tod, oder vielleicht noch unter dessen Regierung, gingen auch die zwanzig tausend Sachsen wieder nach Hause. Die Longobarden wollten ihnen nicht gestatten, nach eigenen Gesetzen und Gebräuchen zu leben. Der Grund davon lag wohl in der, schon seit Jahrhunderten bei den Longobarden herrschenden Maxime, ihre Nation, wo immer möglich, durch Fremde zu ergänzen und zu vermehren. Sclaven, von deren Treue sie überzeugt waren, nahmen sie an Kindesstatt an, und Gefangene, deren Tapferkeit sie ehrten, wurden der Nation einverleibt und erhielten alle Rechte eines freien Longobarden. Die Tapferkeit der Sachsen war ihnen bekannt; gerne also hätten sie dieselben in Longobarden umgeschaffen; da dieses aber nicht anging; so ließen sie solche in Frieden ziehen.

18. Bevor jedoch die Sachsen nach ihrem Vaterlande zurückkehrten, wollten sie erst noch ihr Glück in Gallien versuchen. Sie gingen über die Alpen, drangen raubend und verheerend in die Provence ein, und schlugen endlich in der Nähe von Riez ihr Lager auf, von wo aus sie alle Flecken und Maierhöfe der umliegenden Gegend plünderten. Aber Eunius, mit dem Beinamen Mumulus, ein tapferer, des Krieges sehr erfahrner Feldherr Königs Guntram, sammelte in der Eile einige Truppen, überfiel die zerstreuten Sachsen, tödtete derselben einige Tausende, nahm den übrigen alle Gefangene und gemachte Beute ab, und zwang sie, zu geloben ruhig in ihre Heimat zurückzugehen. Die Sachsen kehrten hierauf nach Italien zurück, nahmen ihre Weiber und Kinder, und kamen dann in zwei Haufen über Nizza und Ambrün nach Gallien zurück. Aber an das Plündern gewöhnt, konnten sie der Versuchung der, weil es gerade Erndtezeit war, auf dem Felde liegenden Früchte nicht widerstehen. Sie raubten das Getraide, droschen es aus und verzehrten es unter Weges, führten auch alles Vieh aus der Gegend mit sich fort und verheerten nebenbei sengend und brennend alle Oelbäume und Weinberge weit umher. Mumulus zog auf das neue gegen die Räuber aus, ereilte sie in der Nähe von Lyon, als sie gerade über die Rhone gehen wollten, und jagte ihnen einen solchen Schrecken ein, daß sie eine sehr bedeutende Summe Goldes, als Ersatz für den verursachten Schaden, auszahlten. König Siegebert von Austrasien, dessen Gebiet sie nun betraten, ließ ihnen andeuten, daß sie sich auf dem kürzesten Wege in ihr altes Vaterland an der Elbe zu begeben hätten. Als sie dort ankamen, fanden sie ihre ehemaligen Wohnsitze von einer Colonie Schwaben besetzt, die nun ebenfalls die Rückkeh-

renden nicht sehr freundlich aufnahmen. Die Sachsen wollten Gewalt brauchen, wurden aber in zwei Treffen von den Schwaben geschlagen. Unter beiden Völkerstämmen kam es endlich zu einem Vergleiche, dem zu folge die Sachsen den dritten Theil ihrer vormaligen Ländereien zurückerhielten. — Der Mönch Widichind, der zur Zeit Kaisers Otto des Zweiten blühete und schrieb, erwähnte noch eben dieser Schwaben, die, obgleich mitten unter den Sachsen wohnend, dennoch nach ihrem Herkommen und eigenen Gesetzen lebten. *)

VII.

1. Unstreitig wäre bei der, in dem longobardischen Reiche nun eingeführten vielköpfigen Verfassung, der gegenwärtige Augenblick für die Griechen der günstigste gewesen, die Longobarden aus ihren neuen Besitzungen wieder zu vertreiben. Die unter sechs und dreisig kleinen Tyrannen zersplitterte und daher geschwächte Kraft der Nation würde die Wiedereroberung Italiens ungemein erleichtert haben. Aber in einen der gefahrvollsten Kriege mit den, das Reich von mehrern Seiten anfallenden Persern, Avaren und Bulgaren verwickelt, konnte der edle, des Thrones so würdige Cäsar Tiberius seinen italienischen Provinzen nur Blicke des Mitleidens, und zwar blos eines ganz sterilen Mitleidens schenken. Der Friede, welcher einige Jahre vor Justinians Tode dem langwierigen, verheerenden Kriege zwischen den Römern und Persern ein Ende

*) Mascov Geschichte der Deutschen zweiter Theil, vierzehntes Buch, §. 7.

gemacht, war auf hundert Jahre geschlossen; ward aber schon im zehnten Jahre durch die Eifersucht des persischen Königes, über das unlängst zwischen den Türken und Römern geschlossene Bündniß wieder gebrochen.

2. Unter Toumouens zweitem Nachfolger Mokan, welchen die griechischen Geschichtschreiber Dissaboul nennen, waren die Türken über den Jaxartes gegangen, und hatten die zwischen diesem Fluß und dem Oxus gelegene Landschaft Sogdiana sich unterworfen. Die Sogdianer waren nun Türken geworden, und da sie einen starken Handel in Seide trieben, und aus Mangel an Länderkunde auf den Gedanken kamen, für Persien und das römische Reich die Faktoren dieses Handelszweiges zu werden, so begehrten und erhielten sie von dem Chan die Erlaubniß, den Versuch eines mit beiden Reichen abzuschliesenden Handeltstraktates zu machen. Aber der Chan selbst, um seine gemachten Eroberungen gegen Süden und Osten zu sichern, wünschte mit diesen beiden Reichen, die mächtigsten der damaligen Welt, in freundschaftliche Verhältnisse zu treten. Mit den sogdianischen Karavanen, welche von Samarkand und Buchara nach Persien reisten, schickte er zwei und siebenzig Gesandten an den König von Persien; übertrug aber die Gesandtschaft nach Constantinopel, die ein noch höheres Interesse für ihn zu haben schien, dem Maniach, einem sogdianischen, nun Mokans Vasall gewordenen Fürsten.

3. Am Hofe des Chosrou fanden weder die sogdianischen Kaufleute, noch des Chans Gesandten eine günstige Aufnahme. Da Persien, durch seine am indischen Meere gelegenen Seeplätze, die Seide unmittelbar aus China bezog; so wäre es eine gro-

ße Thorheit gewesen, diese Waare unter erhöhetem Preise aus der zweiten Hand zu kaufen. Statt aller Erklärung ließ also Chosrou alle Seide, welche die Karavanen mitgebracht hatten, aufkaufen und öffentlich verbrennen. Aber auch mit den Türken und deren Chan wollte der persische König durchaus in keiner Berührung stehen. Er sorgte demnach für die Sicherheit seiner nördlichen Grenzen, vermehrte die Festungswerke der, ihrer Lage wegen, Persien zur Vormauer dienenden Stadt Derbend, und gab Befehl, die über fünfzig Stunden sich fortziehende, die caucasichen Gebirgspässe schließende Mauer wieder auszubessern. *) Den zwei und siebenzig Gesandten des Chan ließ er ein langsam wirkendes Gift beibringen und, als einer nach dem andern davon gestorben war, überall das Gerücht verbreiten, den an ein rauhes und nasses Clima gewöhnten Türken sey Persiens brennende Sonnenhitze tödtlich. Mokan ward jedoch dadurch nicht getäuscht; er ahndete schändlichen Verrath, zürnte den Persern und suchte nun um so eifriger ein Bündniß mit den Römern.

4. Maniach's Sendung nach Constantinopel hatte einen dreifachen Zweck. Erstlich sollte der Gesandte wegen des Seidenhandels einen Traktat abschließen, hierauf den Kaiser zu bewegen suchen, den flüchtigen Ogern, die jetzt europäische Avaren hießen, und welche der Türkenhaß bis jenseits des schwarzen Meeres verfolgte, seinen Schutz zu entziehen, und endlich ein gegenseitiges Schutz- und Trutzbünd-

*) Der persische König Darius soll diese Mauer schon gegen die Scythen erbauet haben. Neuere Reisebeschreiber behaupten, an manchen Orten noch Spuren und Ruinen derselben entdeckt zu haben.

niß gegen jeden Feind, welcher eines der beiden Reiche angreifen würde, in Vorschlag bringen. — Was den Seidenhandel betraf, woran auch wohl dem Chan wenig oder nichts gelegen seyn mochte; so ward Maniach, durch den Anblick der zahllosen Seidenwürmer und der vielen in Thätigkeit gesetzten Seidespinnereien, bald überzeugt, daß die sogdianischen, mit Seide beladenen Karavanen in dem römischen Reiche keinen großen Absatz finden würden. Aber desto glücklicher war er in seinen übrigen Negotiationen. Justinus versprach, die flüchtigen Ogern, oder Avaren ihrem Schicksal zu überlassen, und genehmigte mit zuvorkommender Bereitwilligkeit das ihm angetragene Bündniß mit den Türken.

5. In orientalischem Pomp und mit glänzendem Gefolge war Maniach in Constantinopel erschienen, hatte reiche Geschenke, zum Theil Früchte der Türken öfterer Einfälle in China, am Fuße des kaiserlichen Thrones niedergelegt, und die Versicherungen der Freundschaft des großen Chans mit den greulichsten Verwünschungen gegen sein und seines Gebieters Haupt verbürgt. Justin, äußerst zufrieden mit dieser Sendung, bewirthete mit kaiserlicher Pracht einige Tage nach einander die türkischen Gesandten, und ordnete, um des Chans Höflichkeit zu erwiedern, nun ebenfalls römische Gesandte mit zahlreichem Gefolge an denselben. Das Haupt der römischen Gesandtschaft war der Comes Zemarkus, ein Mann von vielem Verstand, und den sein äußeres, würdevolles Ansehen völlig eignete, die Majestät seines Gebieters bei einem entfernten und mächtigen Beherrscher zu vertreten.

6. Nach einer ziemlich beschwerlichen Reise, deren Länge und Dauer nicht wohl angegeben werden

können, bekamen die Römer in einem Thale am Fuße des Altai's das königliche Zelt zu Gesicht. *) Aber bevor sie in dasselbe eingeführt werden konnten, mußten sie sich einer sonderbaren, auch nachher bei den Mongolen lange noch üblichen Ceremonie unterwerfen. Auf zwei Seiten wurden Feuer angezündet, und zwischen diesen durch eine dichte Dampfwolke von Weihrauch die Gesandten hindurch geführt. Türkische Priester tanzten vor ihnen her und murmelten, unter vielen widerlichen Verdrehungen ihrer Körper, und bei dem Geräusch einer Menge Trommeln und Schellen, mancherlei, dem griechischen Ohr ganz unverständliche Gebete her. Man sagte ihnen hierauf, daß sie nun gereiniget wären und im Angesicht des großen Chans erscheinen dürften.

7. In einem mit seidenen Vorhängen behangenen Zelte wurden sie dem Herrn der sieben Geschlechter und Gebieter der sieben Weltgegenden **) vorgestellt. Er saß auf einem goldenen, mit Rädern versehenen und einem Pferde bespannten Thron; eine Menge von Beamten und Sclaven umgaben denselben. Sobald Zemark die mitgebrachten Geschenke überreicht hatte, versicherte er den Chan der wohlwollenden Gesinnungen seines Herrn „Mächtiger Gebieter zahlloser Nationen" sagte Zemark „unser

---

*) Daß Menanders (Excerpt. Legat.) ziemlich detaillirten Erzählungen von den türkischen und römischen Gesandschaften für Zeit- und Sittengeschichte nicht unmerkwürdig seyn können, bedarf doch wohl hier keiner weitern Erörterung.

**) Dieß war der Titel, welchen der Groß-Chan, nach dem Zeugniß des Menander, in seinen, in scythischer Sprache und mit scythischen Buchstaben geschriebenen Briefen an den römischen Kaiser, sich beilegte.

„große Kaiser, gerührt von den Beweisen deines „Wohlwollens gegen die Römer, wünscht, daß un„unterbrochenes Glück überall Deine Waffen begleite; „daß Deine unüberwindlichen Heere alle Deine Feinde „besiegen und mit deren Raub beladen stets siegreich „zurückkehren, und endlich daß ein enges, nie durch „Eifersucht, diesem alle freundschaftliche Gefühle töd„tenden Gift getrenntes Bündniß beide Nationen auf „ewig vereinige" — Mokans Antwort entsprach vollkommen den Freundschaftsbetheuerungen der Römer. Die Gesandten wurden herrlich bewirthet, und Zemark hatte die Ehre, an der Tafel seinen Platz an der Seite des Chans zu finden. Das Mahl dauerte beinahe den ganzen Tag, und statt des Weins ward ein aus geronnener Pferdemilch bereitetes Getränk gereicht, das die berauschende Kraft des Weines hatte, und dem Gaumen der Römer nichts weniger als unangenehm war.

8. Noch prächtiger war die Bewirthung des folgenden Tages. Jetzt wurden die Gesandten auch in die andern Zelter des Chans geführt. Die Römer erstaunten über die mehr als orientalische Pracht, welche darin herrschte. Alles strahlte von Gold und den edelsten Steinen, die seidenen Vorhänge waren mit einer Menge der schönsten Figuren in Gold künstlich durchwirkt. In einem dieser Zelte stand der Thron des Chans aus massivem Golde und ruhend auf sechs Säulen von eben demselben edeln Metalle. In einem andern erhob sich ein Bett von gediegenem Gold auf vier, ebenfalls ganz aus Gold verfertigten Pfauen; und zierlich aufgestellt, prangten vor dem Eingang dieser Zelte eine ungeheuere Menge von goldenem Tafelgeschirr, kostbaren Gefäßen und goldenen und silbernen Becken und Bildsäulen, die, wie die Römer versicherten, an kunst- und geschmackvoller Ar-

heit selbst jenen nicht nachstünden, welche man in den reichsten Städten des Orients bewundere. Sie gehörten größtentheils den Chinesen zu, und wurden die Beute der Türken bei deren öftern Einfällen in China.

9. Endlich brach Mokan mit seinem Heere gegen Persien auf. Zemark und noch zwanzig andere Römer von seinem Gefolge mußten den Chan auf diesem Zuge begleiten; reichlich beschenkt, wurden die übrigen mit der Weisung entlassen, jene, welche den Chan begleiteten, in dem heutigen Kaptschack nördlich des schwarzen Meeres zu erwarten. Bei Tarsa, an den Ufern des Oxus kamen Abgeordnete des Königs von Persien in das türkische Lager. Mokan überhäufte sie mit den bittersten Vorwürfen wegen der an seinen Gesandten in Ctesiphon begangenen Treulosigkeit. Demungeachtet zog er sie an seine Tafel, gab aber den römischen Gesandten den Vorrang vor jenen des großen Königs. Diese erhoben darüber ein so unmäßiges lautes Geschrei, daß der Chan, entrüstet über diese Verletzung der ihm gebührenden Ehrfurcht, in ziemlich demüthigenden Ausdrücken ihnen augenblickliches Stillschweigen gebot, und nach geendigtem Mahl sie sogleich wieder aus seinem Lager entfernte. Auch Zemark und seine Begleiter wurden jetzt entlassen. Mokan setzte seinen Marsch fort und schlug bald darauf ein bedeutendes, in persischem Dienste stehendes Corps Hajathaliten. Aber an der Spitze eines zahlreichen Heeres rückte nun auch Chosrou heran. An den Grenzen von Chorasan stießen beide Heere auf einander. Man erwartete eine blutige Schlacht. Aber bald wurden friedliche Unterhandlungen auf das neue wieder angeknüpft. Aus beiden Lagern gingen Gesandten hin und her, und ein Vergleich kam endlich zu Stande, dem zu Folge Chosrou für seinen äl-

testen Prinzen eine Tochter des Chans zu seiner Gemahlin erhielt.

10. Indessen war der zwischen den Römern und Türken geschlossene Bund ein Dorn in den Augen des großen Königes. Um sich auf einer andern Seite zu entschädigen und an dem Kaiser sich zu rächen, fiel Chosrou mit einem starken Heere in das, in einer Ecke Arabiens gelegene Land der Homeriten. Derjenige, welcher damals über diesen Theil Arabiens herrschte, hieß Samaturzes, war ein abyssinischer Fürst und treuer Bundesgenosse der Römer. Klein von Körper, aber groß an Geist, tapfer, gerecht, fromm und wahrhaft Philosoph, ohne vielleicht das Wort Philosophie je noch gehört zu haben, beschäftigte sich Samaturzes blos mit dem Glück seiner Unterthanen. Entschlossen ging er jetzt den Persern entgegen, focht wie ein Held, ward aber von dem, an Truppenzahl ihm unverhältnißmäßig überlegenen Gegner endlich dennoch geschlagen, seine Hauptstadt geplündert, er selbst aus dem Lande vertrieben; und ein Prinz aus dem alten Fürstenhause der Homeriten bestieg nun, als Persiens Vasall und Feueranbeter, den Thron dieses kleineu, aber gesegneten Theils von Arabien.

11. Justin fühlte die, seinem christlichen Bundesgenossen zugefügte Beleidigung, drohete laut, die Schmach desselben zu rächen, hielt daher sogleich die Auszahlung des, in dem letzten Friedensschluß, unter dem Namen eines Jahrgeldes, festgesetzten, an Persien zu entrichtenden Tributs zurück, that jedoch wie gewöhnlich wieder gar Nichts, was seinen Drohungen auch nur den mindesten Nachdruck hätte geben können. Trotz des beiderseitigen Mißvergnügens, würde demnach der Friede unter beiden Reichen dennoch nicht un-

terbrochen worden seyn; aber ein, durch der Perser Unduldsamkeit herbeigeführte Aufstand der Christen in Persarmenien gab auf einmal den Sachen eine andere Wendung und machte den Ausbruch des Krieges unvermeidlich.

12. In dem schon einigemal erwähnten, unter Justinian mit den Persern geschlossenen Vertrage sicherte ein, auf Justinian's ausdrückliches Verlangen eingerückter Artikel allen, unter persischer Herrschaft lebenden Christen nicht nur freies Bekenntniß zum Christenthum, sondern auch völlig ungestörte Ausübung aller ihrer kirchlichen und religiösen Gebräuche. Aber Chosrou, wie wir schon wissen, haßte die Christen, und da er sie nur dem Namen nach kannte, so schwebte über ihnen stets sein Verdacht, daß sie, ihm als einem Feueranbeter abhold, bei der ersten günstigen Gelegenheit dem römischen Kaiser sich unterwerfen würden. Um von dieser Sorge sich zu befreien, schickte er seinen Surena*) nach Armenien, und ließ dem Adel des Landes und allem Volke bedeuten, daß er nicht eher sich ihrer Treue versichert halten könnte, als bis sie sich ebenfalls zu der Religion der Perser bekennten und dem Christenthum entsagten. In Gegenwart eines zahlreich versammelten Volkes hielt der Surena eine Unterredung mit dem Bischofe des Landes; da nun das Volk einigemal laut schrie, daß es nie das Feuer anbeten würde, so suchte der Bischof Chosrous Stellvertreter von der Gehaltlosigkeit des Feuerdienstes zu überzeugen, ihm, wo möglich, einige Begriffe von der Wahrheit und Erhabenheit des Christenthums beizubringen. Surena ver-

*) Dieß war der Titel, den die ersten Minister, oder Großveziere der Könige von Persien damals führten.

mochte nichts darauf zu erwiedern; gerieth aber eben deswegen in einen desto heftigern Zorn, schalt den Bischof derb aus, und mißhandelte ihn endlich auf das grausamste mit Stockschlägen. Aber nun verlor auch das Volk die Geduld, fiel wüthend über den Surena her, und zerriß ihn und seine Begleiter in Stücken.

13. Unverzüglich ward jetzt beschlossen, das persische Joch auf immer abzuwerfen. Varanes, ein edler Armenier ward zum Fürsten von Persarmenien ausgerufen, und Deputirte wurden nach Constantinopel gesandt, um im Namen der Nation dem Kaiser, als ihrem nunmehrigen Oberherrn zu huldigen, und dessen Schutz gegen Persien zu erflehen.

14. Am kaiserlichen Hofe fanden die armenischen Abgeordneten günstiges Gehör. Justin, der froh war, den Verlust von Italien durch den Gewinn einer andern Provinz, wenigstens einigermaßen zu ersetzen, machte den Armeniern die schönsten Verheißungen, lobte sie wegen ihrer treuen Anhänglichkeit an das Christenthum und versicherte sie seines mächtigen Schutzes. In Gedanken war er jetzt schon Herr von Armenien; aber hierbei hatte es nun leider auch wieder sein Bewenden.

15. Persarmenien wieder zum Gehorsam zu bringen, wäre dem König von Persien ein Leichtes gewesen. Aber Chosrou war alt, stand in dem 81. Jahre seines Lebens, und übersättiget vom Ruhm, ruhend auf seinen Lorbeeren, wünschte er jetzt seine letzten Tage im Frieden zu beschließen. Gegen die aufrührerischen Persarmenier wollte er daher nichts unternehmen, bevor er nicht die Gesinnungen des Kaisers erforscht hätte. Unter dem Vorwande, die Auszahlung der

rückständigen Jahrgelder zu fodern, schickte also der König eine Gesandtschaft, deren Haupt ein sehr vornehmer und verständiger Perser, Namens Sebothes war, nach Constantinopel. Auch selbst jetzt noch wäre vielleicht der Friede unter beiden Reichen zu erhalten gewesen, aber mit dem nämlichen Stolze, mit welchem Justin vor einigen Jahren die Abgeordneten des Chagan der Avaren behandelt hatte, begegnete er nun auch den persischen Gesandten. Gleich in der ersten Audienz sagte er ihnen, daß er sich jetzt eines Bessern besonnen, und in Zukunft dem König von Persien keine Jahrgelder mehr zahlen lassen werde. „Will Chosrou," setzte der Kaiser hinzu „mein Freund seyn; so muß er aus „seiner Freundschaft keinen Handelsartikel machen, „und es geziemt ihm eben so wenig, seine Freund„schaft zu verkaufen, als es für mich anständig ist, „dieselbe zu kaufen."

16. Der persarmenischen Angelegenheiten war in der ersten Audienz gar keine Erwähnung geschehen. Da aber Chosrous Gesandten, als sie zum zweitenmale vor dem Throne erschienen, abermals ein tiefes Stillschweigen darüber beobachteten; so brachte der Kaiser diesen Gegenstand endlich selbst zur Sprache. „Habt Ihr keinen Auftrag," fragte Justin, „mir etwas über Persarmenien zu sagen?" Die Gesandten antworteten, man könne zwar nicht leugnen, daß einige Unordnungen dort vorgefallen; dieselben wären aber von keiner Bedeutung, und der König hätte schon einen seiner Veziere dahin geschickt, um die Ruhe in der Provinz wieder herzustellen. „Nun so wißt," erwiederte jetzt der Kaiser mit erhöheter Stimme, „daß ich die Persarmenier „als meine Unterthanen betrachte, und sie unter „meinen Schutz nehme. Sie bekennen sich zu der „nämlichen Religion, zu der auch ich mich bekenne; und

„wenn man sie angreift; so ist es meine Pflicht, „sie zu vertheidigen." — Sebothes, der in seinem Herzen ein Christ war, warf sich nun dem Kaiser zu Füßen, ihn bittend, ja doch zu bedenken, welche allgemeine, blutige Verfolgung er, selbst wenn seine Waffen glücklich seyn sollten, über die vielen Tausende von Christen, die in den persischen Provinzen lebten, alsdann herbeiführen würde; das gute Vernehmen, wodurch beide Reiche in kurzer Zeit so blühend geworden wären, möchte er doch jetzt nicht auf einmal wieder gänzlich zerstören. Aber Justin, durch das demüthige Betragen des Sebothes noch kühner gemacht, verwarf alle friedlichen Anträge und wiederholte den Gesandten, daß er, auf die erste Bewegung des Königs, seine Heere gegen ihn in Marsch setzen werde. Chosrous stolzen Sinn sey er entschlossen zu beugen, und Persien, wenn es nöthig seyn sollte, auf immer von einem Tyrannen zu befreien. *)

17. Der Krieg war hiermit erklärt; die Gesandten reisten ab, und Justin, zufrieden, durch seine den Persern gegebenen stolzen Antworten, das Staunen der Höflinge erregt zu haben, dachte nun nicht weiter mehr an den persischen Krieg. Seine Zurüstungen bestanden blos darin, daß er den Marcian, einen Mann von Verdienst, jedoch ohne Truppen,

*) Als die persischen Gesandten in der ersten Audienz, nach morgenländischer Sitte, sich vor dem Thron niederwarfen, und mit ihrer Stirne die Erde berührten, entfiel dem Sebothes seine mit edeln Steinen reich geschmückte Hauptbinde. Alberne Höflinge machten nachher den Kaiser darauf aufmerksam, als auf eine ganz sichere Vorbedeutung der nahen Eroberung von ganz Persien. Daher Justins stolze Unbeugsamkeit und die darauf erfolgte Kriegserklärung.

Geld und Waffen, nach dem Orient schickte. Marcian warb unter Weges etliche tausend Landstreicher an, zog hierauf die schwachen Besatzungen einiger Städte an sich, und ging damit über den Euphrat. Da die Perser sich nicht eines so frühzeitigen Einfalles versahen; so waren die Grenzen unbesetzt, und Marcian konnte ungestört die nächstliegenden, kleinen und wehrlosen Städte und Schlösser einstweilen plündern und verheeren. Stolz auf diesen, im Ganzen doch so höchst unbedeutenden Waffenerfolg, rückte Marcian mit seinen Schaaren vor Nisibis. Als der persische Befehlshaber den schwachen römischen Heerhaufen heranziehen sah, verbot er, die Thore zu schließen, verdoppelte nur die Wachen, ließ aber durch einen seiner Officiere den Marcian fragen, ob er, da er Nisibis zu belagern unmöglich die Absicht haben könnte, allenfalls gekommen wäre, um die Viehheerden der Einwohner auf der nahe bei der Stadt gelegenen Weide zu hüten.

18. Sobald Chosrou sich zum Krieg gezwungen sah, ordnete er sogleich in seinem ganzen Reiche die furchtbarsten Zurüstungen. Zwei der zahlreichsten persischen Heere erschienen im Felde; das Eine unter der Führung des Königs, das Andere unter dem Oberbefehl seines Feldherrn Artaban. Bei dem Anmarsch der Perser zog Marcian sich eiligst vor Nisibis zurück. Unterweges löste sich sein kleines Heer beinahe völlig auf. Er selbst ward zurückberufen; aber sein Nachfolger Acacius konnte ebenfalls keine Wunder thun; denn nirgends stand mehr ein römisches Heer im Felde, das den Persern hätte Widerstand leisten können. In eigener Person belagerte Chosrou die Festung Dara. Artaban zog von Babylon gegen den Euphrat, ging über diesen Fluß, verheerte einen Theil von Mesopotamien, drang dann in Syrien ein,

zerstörte die Vorstädte von Antiochien, eroberte
verbrannte Heraclea und Apamea, stieß hierauf
der zu dem König, legte zu dessen Füßen Mesc
tamiens und Syriens reiche Beute, und war
Zeuge, wie auch die unbezwingbare, für die Röı
so ungemein wichtige Grenzfeste Dara von dem Kör
nach einer fünfmonatlichen Belagerung, erobert we

19. Jetzt geschah es, daß Justin, wie
schon erzählt, in Schwachsinn oder Wahnsinn
Der ganze Orient stand nun den Verheerungen
Perser offen. Keine Vormauer schützte mehr die P
vinzen, und kein Heer stand mehr im Felde,
Fortschritte der Feinde zu hemmen. In dieser
zweiflungsvollen Lage fiel Sophia, wie von o
erleuchtet, auf den einzigen Gedanken, der jetzt n
Rettung bringen konnte. Sie nahm die Großm
des Chosrou in Anspruch. Eigenhändig schrieb
einen Brief an ihn, schilderte ihm den traurigen
stand ihres Gemahls, die hülflose Lage einer schı
chen Frau, deren zitternde Hand in dieser gefahrv
len Zeit die Zügel der Regierung führen sollte;
erinnerte ihn daran, daß auch er einst gefährlich kr
gewesen, und Justinian damals, mit brüderlic
Zärtlichkeit für seine Gesundheit besorgt, ihm
besten und geschicktesten griechischen Aerzte geschı
habe. Trajan, ein Mann von senatorischer Würı
war der Ueberbringer dieses Briefes. Tief ward
König gerührt, als er ihn durchlas; und da Mens
lichkeit und menschliches Gefühl der Politik jener Z
noch nicht ganz fremd waren; so schloß Chosrou a
der Stelle einen dreijährigen Waffenstillstand mit d
Römern. — Ausgeschlossen aus diesem Vertrag bl
jedoch das, durch Justins Verheißungen getäusch
und nun dem Zorn eines übermächtigen Monarch
preisgegebene Persarmenien.

VIII.

1. Fest entschlossen, beiden Reichen den Frieden wieder zu geben, aber auch, wenn dieses nicht möglich seyn sollte, die Schmach der Römer zu rächen, benutzte Cäsar Tiberius die Zeit des Waffenstillstandes sehr weislich zu Kriegsrüstungen. Er sah ein, daß es jetzt einer, der Größe und Macht des römischen Reichs geziemenden Anstrengung erfodere, wohl ahnend, daß Chosrou, jetzt übermüthiger als sonst, die Friedensvorschläge der Römer verwerfen würde. Alle morgenländischen Provinzen, Illyrien, Mösien, Thracien, selbst Scythien und die Alp- und Donau-Länder mußten zahlreiche Schaaren auserlesener Krieger senden. In kurzer Zeit hatte Tiberius ein Heer von zweimal hundert tausend Mann im Felde; und um den Persern noch überdies auch eine mächtige Diversion im Norden und Osten ihres Reiches zu machen, sandte er eine neue Gesandtschaft, an deren Spitze Valentin, ein Tribun seiner Leibwache, stand, an den Groß-Chan der Türken.

2. Als Valentin bei den Türken ankam, war kurz vorher Mokan gestorben, und dessen Sohn Tourenth gerade mit dem Leichenbegängniß seines Vaters beschäftiget. Aber Tourenth beherrschte nur einen der acht großen Zünfte der Türken. Die Würde eines Groß-Chans des gesammten türkischen Reiches war auf einen andern Zweig des königlichen Hauses übergegangen. Tourenth zürnte den Römern, denn die Türken hatten vernommen, daß der Kaiser ihren Feinden, den Avaren, wieder neue Ländereien angewiesen, sie in die Zahl römischer Bundesgenossen aufgenommen, auch die Auszahlung einer bedeutenden Summe Geldes an dieselben genehmiget.

habe.*) Als die römischen Gesandten dem Tourenth vorgestellt wurden, legte er seine zehn Finger in den Mund, zog sie dann wieder heraus und sagte: „Sehet! Ihr Römer habt gerade eben so viele Sprachen. Mit mir redet ihr diese Sprache, eine andere „mit meinen Unterthanen, und mit andern Nationen „wieder andere Sprachen. Aber alle eure Sprachen „sind blos Sprachen des Truges und der Treulosigkeit. Mit unsern Feinden habt ihr Freundschaft „gemacht. Wenn ich mich herablasse, gegen diese „Elenden zu Felde zu ziehen; so werden wir uns, „wie es Herren gegen ihre Sclaven geziemt, blos „unserer Peitschen bedienen; bei dem Knall derselben „werden sie schon zittern; unsere zahlreiche Reiterei „wird sie, wie einen Ameisenhaufen zertreten. Ihr „Römer sucht nur andere Nationen zu betrügen, sie „in Kriege zu verwickeln, und dann die Früchte ihrer „Arbeiten und ausgestandenen Gefahren zu genießen. „Ihr sagt mir, daß ihr, um zu mir zu kommen, den „Caucasus überstiegen hättet, gleichsam als wenn keine „andern Wege in das Gebiet der Türken führten. Ich „kenne den Lauf der Ströme, des Dniesters, des „Hebrus und der Donau, und auch die Wege, auf „welchen die Hunnen, Slaven und meine flüchtigen „Avaren in euer Land gekommen sind. Kehrt schleu,

*) Noth und Unfälle jeder Art hatten die Römer dazu gezwungen. Als der Krieg mit Persien ausgebrochen war, fielen zu gleicher Zeit auch die Avaren das römische Reich wieder an. In zahllosen Haufen waren sie über die Donau gegangen, hatten ein römisches Heer in die Flucht geschlagen, einen Theil von Illyrien mit Feuer und Schwert verheeret und dann die Räumung Sirmiums gefodert, der letzten, den Römern in Pannonien noch gehörenden festen Stadt. Sirmium erhielten sie zwar diesmal noch nicht; aber dafür waren ihnen andere Länderstrecken einstweilen angewiesen worden.

„nig wieder zurück, und sagt euerm Herrn, daß die „Türken eben so unfähig wären, eine Treulosigkeit „zu begehen, als solche ungestraft zu ertragen, und „daß ihn daher die verdiente Strafe in Kurzem tref„fen werde.“ — Den ersten Aufwallungen des Chans setzten die Gesandten ein würdevolles Stillschweigen entgegen. Als sie das Wort nahmen, suchten sie die Römer gegen die ihnen gemachten Vorwürfe zu rechtfertigen. „Mächtiger Gebieter!“ sagte am Ende Valentin, „wenn Gesandtenmord dich nicht mit ewi„ger Schmach bedecken würde; so möchte ich wün„schen, jetzt lieber auf der Stelle von deiner Hand „zu sterben, als die Beschuldigung der Treulosigkeit „gegen meinen Herrn und die Römer noch einmal „aus deinem Munde zu hören.“ — Diese Rede schien den Chan zu besänftigen. „Nun gut,“ sagte er, „wenn Ihr wirklich an der Trauer über den Ver„lust meines Vaters Antheil nehmt, so gebt mir Be„weise davon. Nicht mit Thränen, sondern mit „Blut beweinen die Türken den Verlust ihrer Fürsten, „oder Anverwandten.“ — Auf der Stelle zogen Valentin und seine Begleiter ihre Schwerter und zer„fetzten sich in Gegenwart des Chans auf mancherlei Weise ihre Gesichter. Touxenth schien damit zufrie„den, und die Römer hatten nun die Ehre, Zeugen der, unter den Türken bei Beerdigung ihrer Fürsten üblichen Feierlichkeiten zu seyn. Die schrecklichste die„ser Ceremonien war das Erwürgen von vier Scythen, welche mit eben so vielen der schönsten Pferde aus Mokans Stalle in eine tiefe Grube, neben dem Grabe des verstorbenen Chans geworfen wurden. Bevor Touxenth jene vier Unglücklichen ermorden ließ, befahl er ihnen mit furchtbarer Stimme, jetzt unverzüglich zu seinem Vater zu eilen, und diesem zu melden, wie er seine Regierung angetreten, und auf welche Weise er schon in den ersten Tagen geherrscht habe.

3. Noch einige Tage behielt Tourenth die römischen Gesandten bei sich, und gab ihnen hierauf sicheres Geleit nach dem Aufenthalt des Groß-Chans am Fuße des goldenen Gebirges. Das gegenwärtige Haupt der türkischen Gesammtnation hieß Tardou-Chan und war Tourenths naher Anverwandte. Aber auch bei diesem hatte, wie es scheint, die römische Gesandtschaft nicht den erwünschten Erfolg. Der Türken Unwille gegen die Römer war indessen nicht von langer Dauer. Gemeinsames Interesse und beiderseitiges Bedürfniß vereinten bald wieder beide Nationen; und wir werden in der Folge sehen, daß schon unter Tiberius unmittelbarem Nachfolger ein, mit den Römern in Bündniß stehendes türkisches Heer in Persiens östliche Provinzen einfiel, und beinahe den Thron der Sassaniden*) gestürzt hätte.

4. Alle Bemühungen des Cäsars, den Waffenstillstand in einen dauernden Frieden zu verwandeln, waren fruchtlos. An der Spitze eines furchtbaren Heeres zog Chosrou nach Armenien. Die römischen Gesandten behandelte er mit der größten Verachtung, ließ sie gar nicht vor sich, befahl ihnen, in der Feste Dara seine fernern Befehle zu erwarten; und als Theodor, der Vornehmste der Gesandtschaft, ihm dennoch nach Armenien gefolgt war, ließ er ihm sagen, daß er auf den Trümmern von Cäsarea, Cappadociens Hauptstadt, ihm die erste Audienz ertheilen werde. Aber Tiberius hatte den Justinianus, Sohn des großen Germanus und Bruder des unter Justin ermordeten Justinus, zum Oberfeldherrn des Heeres gegen die Perser ernannt. Keinen bessern Händen hätte der Cäsar die Führung des Heeres

*) Die in Persien herrschende Familie war von dem Stamme der Sassaniden.

übergeben können. Eben so tapfer und des Krieges kundig, wie sein edler Vater, besaß Justinianus jene ganz eigene militärische Beredsamkeit, welche zu den Zeiten des alten Roms, in dem Munde eines geachteten Feldherrn, oft die Muthlosesten in Helden verwandelt hatte. In Eilmärschen zog er den bedrängten Armeniern zu Hülfe. Chosrou stand jetzt unter den Mauern Theodosiopolis, der Hauptstadt des römischen Armeniens. Er hatte geglaubt, nirgends Widerstand zu finden; als er hörte, daß ein römisches Heer gegen ihn anrücke, ließ er endlich den Theodor rufen, und nahm von demselben die Briefe des Cäsars an. Höhnisch fragte er hierauf den Gesandten, ob denn wohl Theodosiopolis eben so unbezwingbar sey, wie Dara. Theodor antwortete, daß er dieses nicht zu sagen vermöge, wohl aber wisse, daß jede Stadt unbezwingbar sey, sobald Gott die Vertheidigung derselben übernehme. Nach mehrern fruchtlos gewagten Stürmen, hob Chosrou die Belagerung auf, und zog durch Pontus, über Amasea, nach Cappadocien. An der Grenze des Landes hatte er abermals eine Unterredung mit Theodor; er versicherte ihn, daß, wenn er früher die Briefe des Tiberius erhalten, er schwerlich Ctesiphon verlassen haben würde. Jetzt sey es zu spät, er schon zu weit vorgerückt, um ohne Schande sogleich wieder rückkehren zu können. Der Römer versicherte ihn, daß, wenn er wirklich zum Frieden geneigt sey, die Conferenzen bald wieder angeknüpft seyn sollten; nur bitte er sich aus, bis dahin nichts mehr gegen das römische Gebiet zu unternehmen. Chosrou versprach eine Waffenruhe von 40 Tagen, und Theodor ging schleunig nach Constantinopel zurück.

5. Aber diesmal ließ Justinianus dem Perser-Könige nicht Zeit, sein Versprechen zu erfüllen. Das

römische Heer stand schon vorwärts Cäsarea. Chosrou erstaunte, als er Kunde erhielt von der Nähe des feindlichen Heeres; aber noch größer war sein Erstaunen, als er von den Höhen bei Melitene herabzog, und in der, am Fuße des Gebirges sich hinstreckenden, weiten Ebene die beinahe unabsehbaren Schlachtreihen der Römer überblickte. Er stellte sein Heer sogleich in Schlachtordnung, bildete aber lauter Colonnen, denen er eine mehr als gewöhnliche Tiefe gab, daher er auch von dem, in einer ungeheuer ausgedehnten Linie geordneten römischen Heere auf beiden Seiten überflügelt ward. Mit der Zuversicht des gewissen Sieges durchflog Justinian die Reihen seiner Soldaten; Worte und Gebährden ermunterten zum Kampfe; zu jeder Schaar sprach er in der ihr eigenen Sprache; und die jetzt plötzlich von allen Seiten ertönenden, zahllosen Kriegstrompeten und Hörner, das Wiehern der Pferde, die blänkenden Helme, Schilde und Schwerter, der dichte Wald von Lanzen und Speeren, der auf allen Punkten sich erhob, und endlich vorzüglich das vermischte, wilde Kriegsgeschrei des aus zehnerlei Nationen bestehenden römischen Heeres kühlten nun nicht wenig den Muth der kurz vorher noch so schlachtlustigen Perser. Selbst Chosrou fing an zu schwanken, war unsicher, ob er eine Schlacht liefern, oder auf die Anhöhen sich wieder zurückziehen sollte.

6. Aber der tapfere Curs, ein geborner Scythe, dem Justinian den Oberbefehl über den rechten Flügel übergeben hatte, ließ jetzt dem König keine Frist mehr zur Wahl. Mit seinen, ihm untergeordneten, zahlreichen Schwadronen umging er den linken Flügel der Perser, stürzte sich auf ihre Reserve, sprengte diese in wenigen Augenblicken auseinander,

fiel dann über das persische Lager her, eroberte die königlichen Gezelte mit allen darin befindlichen Kostbarkeiten, und erbeutete endlich selbst den silbernen Altar mit der Perser heiligem Feuer. Alles dieses geschah unter den Augen des Königs. Aber er konnte den Seinigen nicht zu Hülfe kommen; denn das ganze römische Heer hatte sich jetzt ebenfalls in Bewegung gesetzt, und auf der ganzen Frontlinie hatten überall einzelne Gefechte statt.

7. Mit dem nämlichen Ungestüm fiel Curs nun auch die Perser in dem Rücken an, durchbrach deren dichte Schwadronen und öffnete dem endlosen Zug seiner mit den Schätzen des persischen Lagers beladenen Kameelen eine Bahn mitten durch den Feind. Mit Siegesgeschrei ward er von den Römern empfangen. Noch wüthender und heftiger begann jetzt der Kampf. Aber bald trennte die Nacht die beiden Heere. Voll Unmuth stieß Chosrou in der Dunkelheit auf ein zu weit vorgeschobenes römisches Corps und hieb es in Stücken. Mit Anbruch des Tages steckte er das menschenleere Melitene in Brand; und trat dann seinen, einer Flucht nicht ganz unähnlichen Rückzug gegen den Euphrat an.

8. Noch an dem diesseitigen Ufer des Flusses wurden die Perser von den, ihnen auf dem Fuße folgenden Römern ereilet. Vielleicht zum erstenmal in seinem Leben fühlte der königliche Greis jetzt das, was man Furcht zu nennen pflegt. Er verlor die Gegenwart des Geistes, setzte sich auf den besten seiner Elephanten und schwamm durch den Strom, unbekümmert, was aus seinem Heere nun werden könnte. Auch dieses, dem Beispiel des Königs folgend, wollte jetzt durch Schwimmen sich retten; aber leider fand der größte Theil desselben in den Wellen

des Euphrats sein Grab. Jene, welche diesseits des Flusses geblieben waren, wurden von den Römern theils zusammen gehauen, theils gefangen genommen, und so war das furchtbare Heer, mit welchem Chosrou noch vor wenigen Monaten ganz Armenien überschwemmt hatte, nun völlig vertilgt.

9. In Constantinopel schwebten Hof und Stadt noch in banger Erwartung der Wendung des Feldzuges und des Erfolges einer, wie jedermann einsah, nicht zu vermeidenden Hauptschlacht. Bis jetzt war von dem römischen Herre noch kein Bote in Constantinopel angekommen. Aber plötzlich und unerwartet verkündeten nun zwei und achtzig Elephanten, beladen mit der Beute der persischen Lager die Siege der Römer. Unbeschreiblich war der Jubel des Volkes bei dem Anblick der zur Schau gestellten Trophäen. Mehrere Nächte hindurch ward die Stadt beleuchtet, und der Cäsar, seinen Feldherrn mit Lobsprüchen überhäufend, überließ nun den Plan zur Fortsetzung des Krieges ganz dessen, nun so oft schon geprüften Einsicht.

10. Justinian war schon über den Euphrat und Tigris gegangen. Immer tiefer drang er in Persien ein. Schon naheten Chosrous Residenz sich die Flammen des Krieges. Aber die Römer wendeten sich nördlich, und aus dem Innern des persischen Reiches zog Justinian den Armeniern zu Hülfe. Der Schrecken, der seinen Waffen vorangieng, lähmte alle Satrapen, durch deren Provinzen er zog. Nirgends fand er Widerstand; nirgends erschien ein Heer im Felde, den Römern die Schlacht zu bieten. Was an Truppen Chosrou noch in der Eile hatte zusammen raffen können, bewachte jetzt Persiens nordöstliche Grenzen; denn die Türken, welche

die Siege der Römer vernommen, hatten in Sogdiana sich gesammelt, und droheten durch Hyrcaniens Gebirgspässe in Persien einzudringen. Bald weheten daher der Römer siegreiche Fahnen an den Ufern des Phasis, und zum ersten Male segelten jetzt römische Kriegs- und Transportschiffe auf dem Hyrcanischen Meere. Die ganze südliche Küste desselben mit ihren, durch Handel reich gewordenen Seeplätzen ward von den Römern geplündert und verheeret, und Justinian — was noch nie den Römern, und selbst Kaiser Trajan nicht gelungen — blieb mit seinem Heere den ganzen Winter über in dem Herzen von Persien.

11. Mit Anbruch des Frühlings schickte Justinian fünf tausend in Hyrcanien gefangene Perser nach Cypern, um die durch Erdbeben halb verödete Insel auf das neue wieder zu bevölkern. Mit seinem Heere zog er hierauf in die fruchtbaren Ebenen Assyriens herab. Auch dieser Theil Persiens fühlte jetzt die furchtbare Gegenwart der Römer. Erst gegen Ende des Sommers ging Justinian über den Tigris und Euphrat zurück und führte sein Heer wieder auf römischen Boden. Aber unermeßlich war der Reichthum der Beute, den dasselbe zurückbrachte; der Gefangenen war eine solche ungeheure Menge, daß ein Goldstück der höchste Preis eines gefangenen Persers ward.

12. Seit der unglücklichen Schlacht bei Melitene und dem Verlust seines Heeres war Chosrou in tiefe Schwermuth gesunken. Ueber ein einziges Jahr der Schmach und seines Ehrgeizes gescheiterter Hoffnung, vermochte ihn nicht eine lange Reihe von Jahren glänzender Siege und Eroberungen zu trösten. Kaum angekommen in seinem Palaste zu Ctesiphon, verewigte er, durch eine höchst sonderbare Verordnung, nicht nur den Ruhm der römischen Waffen, sondern,

Volk rief: „lange lebe der Kaiser und die Kaiserin! aber wo ist unsere neue Augusta?“ Es dauerte nicht lange, so kam eine beinahe ganz unbekannte, aber noch in der Blüthe erster Schönheit stehende Dame mit zahlreichem Gefolge von Dienern und Dienerinnen an. Ein Herold rief aus: „es ist Anastasia, die Gemahlin des Kaisers!“ Tiberius stieg vom Thron herab, umarmte zärtlich, in Gegenwart der erstaunten Menge, seine Gemahlin, reichte ihr hierauf die Hand, führte sie die Stufen zum kaiserlichen Sitze hinauf und setzte ihr die Krone auf das Haupt. Die Beweise gegenseitiger Zärtlichlichkeit, die Schönheit der neuen Fürstin, und die über ihre holden Züge verbreitete Milde und Sanftmuth hatten auf die zahlreiche Versammlung den tiefsten Eindruck gemacht. Das Volk brach in lautem Jubel aus; und die Rennbahn und die ganze Umgegend des Hyppodrams wiederhallten lange von ununterbrochenen Segenswünschen auf das glückliche, geliebte Herrscher-Paar. Um das Gehässige, das sich an den Namen Tiberius knüpfte, so viel als möglich zu mildern, nahm der Kaiser nun auch noch den Beinamen Constantinus an.

3. Für den Hof, den Senat und die ganze Stadt, war die Entdeckung, daß Tieberius und Anastasia mit einander vermählt, und zwei holde Prinzessinnen von sehr zartem Alter die Früchte dieser glücklichen Verbindung wären, eine ganz unerwartete, aber allgemein höchst freudige Ueberraschung. Nur Sophiens Herz und Stolz fühlten sich tief verwundet. Als der Herold den Namen Anastasia ausgerufen, war sie erblaßt, hatte einigemal ihre Gesichtsfarbe verändert. Getäuscht in ihrer Hoffnung, den Thron mit demjenigen zu theilen, den sie darauf erhoben, und im Sinne schon zu ihrem

zweiten Gemahl gewählt hatte, sah sie nun ein, daß alle Früchte ihrer Bemühungen jetzt blos das Erbe einer glücklichern Nebenbuhlerin wären. Tiberius, der Sophiens Geheimniß längst schon errathen hatte, suchte nun auf alle nur mögliche Weise sie über ihren eingebildeten Verlust zu trösten. In Constantinopels anmuthigster Gegend, nahe bei dem Hafen an der Stadt, ließ er einen eigenen, prächtigen Palast für sie erbauen. Die Einkünfte, welche er ihr anwies, der Hofstaat, den er ihr ordnete, und der äußere Pomp, mit dem er sie umgab, übertrafen weit den Glanz der Umgebungen der regierenden Kaiserin. Er selbst begegnete ihr mit der größten Ehrerbietung, nannte sie Mutter, schien im Oeffentlichen bei feierlichen Gelegenheiten sogar ihre Befehle zu erwarten; und hielt strenge darüber, daß auch von Andern mit gleich-tiefer Ehrfurcht ihr begegnet ward.

4. Aber schwer wird es einem leidenschaftlichen Gemüth, mit den blosen Symbolen der, von ihm mit glühendem Verlangen begehrten Gegenstände sich zu begnügen. Der äußere Schimmer der Herrschaft konnte Sophien nicht entschädigen für den Verlust der Herrschaft selbst, und der Titel: Mutter mußte vielleicht gar, indem er ihren geheimen Empfindungen gleichsam Hohn zu sprechen schien, ihr ohnehin schon blutendes Herz noch schmerzhafter verwunden. Ihre ehemalige Neigung gegen Tiberius verwandelte sich in Haß, und sie beschloß, denjenigen zu stürzen, der, wie sie wähnte, mit Undank ihr gelohnt hatte.

5. Der Mißvergnügten gab es nicht wenige am Hofe, wie in der Stadt. Die Prinzen von Justinians Hause ertrugen nur mit Widerwillen die Herrschaft eines Fremden; ihre Anhänger waren zahlreich;

denn Neid und Mißgunst, welche im Gefolge ein
glänzenden Glückes nie fehlen, hatten ihre Anz
ziemlich vermehrt. Mit ihren Schätzen war es S
phia leicht, einen Haufen Miethlinge zu erkauf
durch geheime Emissaire mit ihrem Gelde den Pö
von Constantinopel zu erregen. Mit dem Bru
des, vorzüglich auf ihren Betrieb ermordeten Ju
nus hatte sie sich ausgesöhnt, ihm den Thron v
hießen; und der sonst so edel denkende Justinian l
es geschehen, daß Sophia ihn zum Werkzeug ih
Rache erkohr. Der Plan der Verschwörung war
ner Ausführung nahe. Sophia hatte dazu die Z
der Weinlese gewählt, in welcher Tiberius, um
paar Wochen die stillen Freuden des Landlebens
genießen, sich gewöhnlich nach einem, von Const
tinopel nicht sehr entfernten Lustschloß begab. Sch
war er dahin abgereist. Die Verschwornen athme
nun freier, und glaubten nicht einer sehr großen G
zu bedürfen. Aber zum Glück erhielt jetzt Tiber
Kunde von dem ganzen Complott. Eiligst kehrte
nach Constantinopel zurück. Die unerwartete, schn
Ankunft des Kaisers war ein Donnerschlag für
Verschwornen; sie ahndeten, daß alles verrathen, n
hin auch alles verloren wäre. Bevor Tiberius
der kaiserlichen Burg abstieg, begab er sich nach
Kathedralkirche, um dort Gott für die gemachte E
deckung zu danken. Sämmtliche Senatoren und
Patriarch von Constantinapel wurden hierauf in
kaiserlichen Palast berufen. Tiberius theilte ih
den Plan der Verschwörung mit, bezeichnete a
namentlich alle Häupter derselben. Die ganze V
sammlung trug einstimmig darauf an, sich eiligst
Majestätsverbrecher zu bemächtigen. Aber jede, a
noch so gefährliche, jedoch zu rechter Zeit noch e
deckte Verschwörung hört in dem Augenblicke ihrer E
deckung auf, furchtbar zu seyn. Vorsätzlich zög

alsp der gütige Kaiser mit Verhaftung der Schuldigen. Allen wollte er Raum lassen, entweder Verzeihung von ihm zu erflehen, oder durch schleunige Flucht sich zu retten.

6. Justinian war der erste, der in dem Palaste erschien, sich reumüthig dem Kaiser zu Füßen warf, und seinen Kopf und alle seine Schätze zum Sühnopfer für sein Verbrechen anbot. Unter jedem andern Monarchen würde Germanus Sohn auf dem Blutgerüste sein Leben beschlossen haben; aber Tiberius, voll Vertrauen auf Justinians Edelmuth, hob ihn wohlwollend auf, ertheilte ihm einige sanfte Verweise, gab ihm alle seine Schätze, die Justinian schon nach dem Palaste hatte bringen lassen, wieder zurück, und glaubte sich nun der Treue dieses Feldherrn auf immer versichert. Justinian vergaß nie, wem er Leben und Freiheit zu danken habe; und durch die Beweise überfließender Milde, welche Tiberius bei dieser Gelegenheit gab, — denn alle Schuldigen wurden begnadiget — ward in den Herzen der Völker die Herrschaft des so großmüthigen Monarchen jetzt nur noch desto tiefer und fester gegründet.

7. Blos mit der verwittweten Kaiserin Sophia glaubte Tiberius eine Ausnahme machen zu müssen. Sie ward verhaftet, aller ihrer Schätze, von welchen sie einen so schlechten Gebrauch gemacht hatte, beraubt, und dafür blos anständiger Unterhalt ihr geordnet. Ihr gesammter Hofstaat und alle ihre Umgebungen wurden entlassen, und nur Diener und Dienerinnen ihr gegeben, welche dem Kaiser bekannt waren, und deren Anzahl jetzt nicht mehr die Forderungen eines bequemen Privatlebens überstieg. Auch den Palast, den sie bisher bewohnt hatte,

mußte sie verlassen, eine andere, einsamer gelegene, weniger in die Augen fallende, kaiserliche Wohnung beziehen; und statt des bisherigen Gepränges und der gehäuften, von allen Seiten ihr erwiesenen Ehrenbezeugungen, ward Sophia jetzt, mit beschränkter Freiheit, unter die Leitung und Aufsicht eines treuen und verständigen Kriegs-Tribun gestellt. Ein Verfahren, das allerdings etwas hart, uns beinahe befremden müßte, von Seiten eines Fürsten, der gewiß nicht zu jenen gehörte, die über der ersten persönlichen Beleidigung sogleich die größten, ihnen früher erzeigten Wohlthaten und geleisteten Dienste vergessen. Aber höhere Rücksichten bestimmten hierin das Verfahren des Kaisers. Bei Sophiens stolzem, unruhigem und unversöhnlichem Charakter, erfoderten des Reiches Sicherheit und Ruhe offenbar etwas strengere Maßregeln; und indem Tiberius auf diese Weise Justins Wittwe unschädlich machte, that er blos was Vernunft ihm vorschrieb, und Pflichtgefühl ihm gebot.

X.

1. Dem Chosrou Nouschirvan folgte dessen ältester, oder vielleicht auch begünstigter Sohn Hormouz auf dem Throne von Persien *). Die Ge-

*) Ueber Hormouz Lebens- und Regierungs-Geschichte verbreitet sich unter den griechischen Geschichtschreibern, bei weitem am umständlichsten Theophylakt, der Syrer, welcher unter Kaisers Mauritius Regierung blühete und schrieb. Ihm widersprechen jedoch bisweilen die morgenländischen Geschichtschreiber. In solchen Fällen glaubten wir, den letzteren folgen zu müssen, außer da, wo die Folge der Begebenheiten offenbar der Erzählung des Theophylakts eine größere Glaubwürdigkeit ertheilt.

schichte dieses Prinzen, seiner frühern Jugend, der ersten Jahre seiner Regierung, seiner nachherigen völligen Entartung, seiner grenzenlosen Thorheiten und Grausamkeiten, so wie die schmachvolle Weise, auf welche er endlich Thron und Leben verlor, erinnern unwillkührlich an den, in den Annalen wahnsinniger Grausamkeit so merkwürdigen Kaiser Nero. Gleich diesem hatte auch Hormouz einen Seneca und Burrhus gefunden, eine eben so sorgfältige Erziehung, wie der adoptirte Sohn des Claudius, genossen; und diesem, ihm vielleicht unbekannten Vorbilde treu, war Hormouz Regierung in den ersten Jahren eben so lobenswerth, als sie nachher verabscheuungswürdig, und er selbst ein Scheusal der Nation und gesammten Menschheit ward.

2. Nourschivan hatte die Erziehung seines Prinzen Hormouz dem Buzurge-Mihir, seinem ersten Vertrauten, und vielleicht dem weisesten und tugendhaftesten Manne von ganz Persien übertragen. Die persischen Geschicht- und Jahrbücher sind voll der edelsten Züge aus dem Leben dieses Weisen, und seine mit nicht minderer Sorgfalt gesammelten Aussprüche werden von den Morgenländern selbst jenen des, von ihnen so hochgeehrten indischen Philosophen Pilhai vorgezogen. Als Nouschirvan in einer jener gelehrten Versammlungen, deren wir schon im Leben dieses Prinzen erwähnt haben, die Frage aufwarf, welches wohl der höchste Grad menschlichen Elendes seyn könnte, ward von den anwesenden griechischen, indischen und persischen Philosophen und Gelehrten Mancherlei vorgebracht. Den größten Beifall fand die Meinung, welche ein sehr hohes, dabei ganz kraftloses und gebrechliches Alter mit großer Armuth verbunden, als den höchsten Grad menschlichen Elendes bezeichnete. Aber nun fragte Nou-

schirvan auch den Buzurge-Mihir um seine Meinung. „Herr!" erwiederte dieser „nach meiner Ueberzeugung „ist derjenige von allen Menschen der elendeste und „unglücklichste, welcher am Ende seiner irdischen Lauf„bahn steht, und sich keiner einzigen edeln That erinnert, „auf welche er mit Wohlgefallen zurückblicken könnte." Der König und die ganze Versammlung gaben diesem, dem Christenthum entlehnten, weisen Ausspruch ihre Zustimmung.

3. In dem Staatsrath pflegte Buzurge nie zu eilen, seine Meinung zu sagen, und sprach nur dann, wenn er ausdrücklich von dem Könige dazu aufgefodert ward. Als Nouschirvan ihn einst um die Ursache dieser Zurückhaltung seiner Meinung fragte, gab er zur Antwort, ein Staatsmann müsse seinen Rath nur, wie der Arzt die Arznei, bei sich zeigender Nothwendigkeit geben.

4. Bei der Behandlung des jungen Prinzen, in welchem er manche böse Neigung zu unterdrücken, manches wuchernde Unkraut in dessen Herzen auszurotten hatte, pflegte er stets seine ernsten Vorstellungen durch geistvolle Scherze zu mildern. Unter andern Untugenden war der Jüngling dem Schlafe sehr ergeben, das heißt, dem Schlafe zu einer Zeit, welche die Natur nicht zum Schlafen bestimmt. Nach einer durchschwärmten Nacht, fiel es ihm immer sehr schwer, das Bette zu verlassen, sich zu kleiden, und an sein Tagwerk zu gehen. Aber Buzurge kam jeden Tag sehr frühe in den Palast, und sein Eintritt in das Gemach des Prinzen nöthigte diesen auch wider seinen Willen zum Aufstehen. Der vielen, bei dieser Gelegenheit gehaltenen Strafpredigten ward Hormouz endlich müde und, um doch Etwas darauf erwiedern zu können, befahl er einigen seiner Vertrauten, als

Räuber verkleidet, auf seinen Hofmeister, wenn er sehr frühe aus seiner Wohnung nach dem Palaste gehen würde, zu lauern und ihm Alles, was er bei sich führte, zu rauben. Dieß geschah, aber Buzurge setzte seinen Weg fort und trat in dem Zustande, in welchem ihn die angeblichen Räuber gelassen hatten, in das Schlafzimmer des Prinzen. Hormouz forschte sogleich nach der Ursache des sonderbaren Aufzuges, in welchem er heute vor ihm erschien. Buzurge erzählte, was ihm geschehen war. „Nun so seht Ihr doch einmal selbst," sagte jetzt der Prinz, „daß das „frühe Aufstehen und Ausgehen nicht immer zum „Guten führt. Wäret Ihr nicht so frühe aufgestan„den und ausgegangen, so würde Euch dieses unan„genehme Ereigniß nicht begegnet seyn;" — „gerade „das Gegentheil, mein Prinz," erwiederte Buzurge „blos deßwegen bin ich beraubt worden, weil ich nicht „noch früher aufgestanden und ausgegangen bin, als „die Räuber selbst." — Das Gerücht von Buzurges Weisheit und Tugend hatte sich über das ganze, mittlere, westliche und südliche Asien verbreitet; und noch lange nach seinem Tode ward der Name dieses Weisen nicht blos von Persern und Indiern, sondern selbst von den Arabern mit Ehrfurcht genannt. Als die Verehrer des Islams, mit dem Schwerdt in der Hand, dem Koran auch nach Persien den Weg gebahnt hatten, setzten sie ihren Stolz darein, den Buzurge für einen geheimen Mohametaner, das heißt, für einen Vorläufer ihres großen Propheten zu erklären.

5. Aber Buzurge war in seinem Herzen ein Christ, gehörte der ziemlich zahlreichen, über ganz Persien zerstreuten Christen-Gemeinde an. Das Evangelium war die Quelle seiner Weisheit, die Moral dieses göttlichen Buches auch jene, welche er

seinem königlichen Zögling lehrte, und die unter seiner Leitung immer zunehmende Veredlung des Charakters des Letztern, war der sichtbare Segen, den das gläubige Gebet eines Christen auf jedes seiner Werke der Liebe herabzieht *).

6. Auch nach des großen Chosrou Tod, blieb Buzurge noch am persischen Hofe. Der bisherige Hofmeister ward jetzt der erste Rathgeber und treue Freund des jungen Königes. So lange er diesem zur Seite stand, ging Alles vortrefflich. Alle Handlungen des jungen Monarchen trugen den Stempel der Wohlthätigkeit, alle seine Reden das Gepräg der Weisheit; und in ganz Persien ward gesagt, daß der neue König seinen Vater eben so weit übertreffe, als Nouschirvan alle seine Vorfahren übertroffen habe. Dem Buzurge-Mihir erzeigte er stets die größte Ehrerbietung; und diese ging so weit, daß er in Gegenwart dieses Weisen sich nie mit den königlichen Insignien schmücken wollte. Als Einige aus seiner Umgebung ihm bemerkten, daß eine solche Ehrfurcht selbst jene übertreffe, welche ein Monarch seinem leiblichen Vater zu erzeigen pflege, gab Hormouz die merkwürdige Antwort: „Ihr habt Recht „meine Freunde. Ich selbst fühle es, wie Ihr; „aber dennoch glaube ich, so handeln zu müssen. „Von meinem Vater erhielt ich das Leben und ein „Königreich; Beydes wird nur auf einige Zeit mein

*) Buzurges Christenthum kann nicht in Zweifel gezogen werden. Es wird durch das Zeugniß mehrerer morgenländischen Geschichtschreiber bestätiget, welche erzählen, daß Hormouz Sohn, Chosrou Perwiz, den ehrwürdigen Greis, als er schon ein ungemein hohes Alter erreicht hatte, blos des christlichen Bekenntnisses wegen, habe hinrichten lassen.

„seyn; aber die Tugenden, die ich dem Buzurge zu „danken habe, bleiben mein unvergängliches Eigen„thum, und folgen mir selbst noch in die Ewigkeit „nach." — Schade, daß ein solcher Fürst für Persien nicht ein bleibender Segen seyn sollte!

7. Im dritten Jahre der Regierung des Hormouz beschloß Buzurge, das Geräusch des Hofes und das lärmende Gewühl der Welt zu verlassen; hohes Alter schützte er vor, aber der wahre Grund war die am Hofe so sehr erschwerte Ausübung seiner Religion. Hormouz wollte anfänglich sich von seinem ehrwürdigen Vormund nicht trennen; als dieser aber seine Bitten wiederholte, gab er endlich, obgleich ungerne seine Einwilligung. — Aber leider schied nun auch mit Buzurge Persiens schützender Genius auf immer von der Seite des Königes. Die Entfernung des Weisen vom Hofe ward bald in ganz Persien gefühlt. Das Benehmen des Königes, seine Umgebungen, sein Hof, der Charakter seiner Regierung, kurz, Alles gewann jetzt schnell eine andere Gestalt. Alle unter Hormouz Vater, irgend eines Verbrechens, oder einer Niederträchtigkeit wegen verbannten Palast- oder Staatsbeamten wurden nach und nach wieder zurückberufen; und die Rückkehrenden feierten stets ihren Triumph durch die Entfernung, oder Verbannung einiger alten, getreuen Räthe des Nouschirvan. Von niederträchtigen Höflingen umgeben, überließ Hormouz sich jetzt blindlings seinen und seiner Günstlinge Leidenschaften. Bald war nun jedes Tugendgefühl aus seiner Seele und endlich auch aus dem Palaste und der ganzen Staatsverwaltung verdrängt. Die Satrapen und hohen Beamten des Reiches, nicht mehr nach Verdienst, sondern blos nach der Laune eines jungen, thörichten Despoten gewählt, drückten und

saugten das Mark der Unterthanen; und als ein im Dienste Rouschirvans ergrauter, alter Diener dem Könige endlich entdeckte, daß die Raubgier und Ungerechtigkeiten der Satrapen den Namen ihres Beherrschers in allen Provinzen Persiens zu einem Gegenstande des Fluches und der allgemeinen Verwünschung machten, so ward ein schmähli3er und grausamer Tod der Lohn für diese treue Warnung. Von jetzt an war der Wahrheit jeder Weg zum Thron verschlossen, und dieser blos von Schmeichelei, Niederträchtigkeit, Lüge und Falschheit umlagert.

8. Hormouz Vater hatte seinem Sohne ein Verwaltungssystem überlassen, welches von Erfahrung und Staatsklugheit geordnet, nun die Probe eines halben Jahrhunderts bestanden hatte. Zu Folge einer trefflichen Einrichtung des Rouschirvan, hatte jedes Dorf in Persien seinen Richter. Der Instanzen-Zug war durch weise Gesetze genau bestimmt; und da Richter und Gerichtshöfe nur im Namen des Königes und als dessen Repräsentanten das Recht sprachen; so waren Sporteln und Gerichtsunkosten den Persern unbekannte Dinge. Natürlicher Weise war in einem Reiche von solchem Umfange das Gerichts-Personal sehr bedeutend. Hormouz fiel auf den Gedanken, es zu vermindern. Die obersten Richter des Königreiches, vermöge einem ihnen zustehenden und in der Verfassung Persiens gegründeten Recht, erlaubten sich, Gegenvorstellungen an den König zu senden. Aber der tolle Despot gerieth darüber in Wuth. Die Freimüthigkeit seiner Oberrichter betrachtete er als eine Rüge seiner ganzen Regierung. Eine Folge davon war, daß gegen diese, allen Persern so ehrwürdige Magistratur nun eine allgemeine Verfolgung begann. Alle Richter wurden ihrer Stellen entsetzt, alle Gerichtshöfe aufgehoben; und Rou-

schirvans unwürdiger Sohn hatte nun die ganz unbegreifliche Narrheit, der einzige Richter in seinem ganzen Königreiche seyn zu wollen. So wie Persien, sagte er, nur einen Herrn hat, soll es auch in Zukunft nur einen Richter haben.

9. Jeden Tag schmückte Hormouz von jetzt an sein Haupt mit der Tiara. Bisher pflegten Persiens Könige die königliche Hauptbinde nur bei großen Feierlichkeiten zu tragen, oder wenn sie öffentlich zu Gericht saßen, und ihren Unterthanen das Recht sprachen. Als man sie jetzt täglich auf dem Kopfe des Hormouz sah, nannten ihn die Perser Tagedar, das heißt, Kronenträger. Aber täglich wurden nun auch des Königes Richterstuhl und Palast mit dem Blute schuldloser Opfer befleckt. Das geringste Versehen ward mit dem Tode bestraft. Vorzugsweise wüthete er gegen den hohen Adel, und noch glücklich durfte der sich preisen, dessen Los blos Verweisung oder ewige Gefangenschaft ward. Gewöhnlich waren die Wellen des Tigris das Grab der persischen Edeln; und die morgenländischen Geschichtschreiber versichern, daß der Wüthrich während ein paar Jahren mehr als dreizehn tausend vornehme Perser in diesem Flusse habe ersäufen lassen.

10. Zu wahnsinniger Grausamkeit gesellte sich bei ihm jetzt auch noch der schändlichste Geiz. Sogar den Truppen verkümmerte und schmälerte er den Sold. Hormouz fühlte die Nothwendigkeit, ein zahlreiches Heer zu unterhalten; da er aber, seiner Nichtswürdigkeit sich bewußt, die Macht des Heeres in einer Empörung fürchtete, so haßte er es zugleich von ganzem Herzen, und ward daher desto verschwenderischer mit dem Blute der Soldaten. Zu feige, um selbst die Führung seiner Heere zu übernehmen, und auch des

Krieges zu unkundig, um aus seinem Palaste die Operationen seiner Feldherren zu leiten, waren die persischen Waffen unter seiner Regierung stets unglücklich. Den, unter Nouschirvan, seinem Abschluß schon ganz nahen Frieden hatte Hormouz nicht genehmiget. Der Krieg ward also fortgesetzt, anfänglich mit wechselndem Glücke; aber bald wütheten die Flammen des Krieges ausschließlich in den persischen Provinzen; und von Mauritius, welchem Tiberius den Oberbefehl über das Heer gegen Persien übergeben hatte, in den beiden entscheidenden Schlachten bei Callinikus und Constantine völlig besiegt, ward Hormouz, durch den gänzlichen Verlust seines Heeres, von welchem kaum noch ein Bote ihm die Nachricht von der beispiellosen Niederlage der Perser überbringen konnte, endlich zum Frieden gezwungen.

11. Eben so treulos gegen fremde, als grausam und ungerecht gegen seine eigenen Völker, brach Hormouz bald wieder den mit dem Kaiser geschlossenen Frieden. Ein persisches Heer ging über den Euphrat, verheerte einen Theil des römischen Gebietes und errang einige Vortheile über die überraschten und unvorbereiteten Römer; aber bald rächten diese die ihnen zugefügte Schmach, und in mehreren auf einander folgenden Feldzügen wurden die Perser von den römischen Feldherren Philippicus, Germanus, Priscus, Commentiolus und Heraclius, stets mit dem Verluste beinahe ihres ganzen Heeres in die Flucht geschlagen.

12. Der Thron der Sassaniden fing jetzt an zu wanken; denn auch an Persiens östlicher Grenze stand der Groß-Chan der Türken mit einem Heere von dreimal hundert tausend Mann. Durch die zweideutige und doppelsinnige Botschaft des Chans getäuscht, sah

der bethörte Hormouz in demselben blos seinen nahen Verwandten, und in den Türken ein ihm zu Hülfe eilendes Heer. Die Satrapen von Baktriana und Chorasan erhielten Befehl, den furchtbaren Ankömmlingen die Thore und Pässe ihrer Provinzen zu öffnen. Aber das Heer des Chans rückte gegen die Gebirge Hyrcaniens und das Einverständniß der Türken mit den Römern ward entdeckt. Verloren war nun das Reich der Sassaniden, hätte nicht ein Sprößling der edeln Familie von Rei, eines der sieben uralten fürstlichen Häuser Persiens, es jetzt gerettet *).

13. Bei der Nachricht von dem Einfalle der Türken, hatte Hormouz die große persische Reichsversammlung zusammen berufen; sie bestand aus den Großen des Königreiches, den vornehmsten Satrapen, den Würdeträgern und allen hohen Beamten des Throns. In dieser Versammlung ward von einem edeln Greise, der einst unter Nouschirvan Gesandter bei den Türken gewesen, dem König berichtet, daß, während seines Aufenthaltes im dem königlichen Lager am Altai, ein türkischer Sterndeuter dem damaligen Chan vorausgesagt, es werde einer seiner Nachfolger Persien angreifen, einige Provinzen bezwingen, aber

*) Diese sieben Familien leiteten ihre Abkunft von jenen sieben Persern her, welche zugleich mit Darius Hystaspes von der persichen Nation des Thrones würdig erklärt wurden, und von welchen derjenige die Krone wirklich erhalten sollte, dessen Pferd durch Wiehern die aufgehende Sonne zuerst begrüßen würde. Als das Glück, oder vielmehr die Klugheit eines Stallmeisters, zu Gunsten des Darius entschieden hatte, erhielten dessen Gefährten solche Prärogative, die sie über den ganzen übrigen Adel Persiens weit erhoben, und ihnen anfänglich in ihren Domainen sogar eine Art von Unabhängigkeit von dem Könige zusicherten.

dann von einem riesenmäßig = großen und starken Perser, der einer wilden Katze ähnlich sehe, geschlagen und völlig besiegt werden.

14. Man sann jetzt einige Augenbicke hin und her, wo dieser Anführer zu finden seyn möchte. Einer der Anwesenden bemerkte, daß alle Angaben des türkischen Sterndeuters, zur Bezeichnung des persischen Helden, der die Türken besiegen sollte, in Bahram, dem gegenwärtigen Statthalter Mediens, sich genau und vollständig vereint fänden. An Körperstärke und Leibesgröße übertreffe er alle Perser, und wegen seines wilden Blickes, den das Volk mit jenem einer wilden Katze vergleiche, habe man ihm den Beinamen Tschoubin gegeben.

15. Unverzüglich ernannte Hormouz den Bahram zum obersten Feldherrn von ganz Persien, und stellte zu dessen Verfügung alle in dem Königreich befindlichen Truppen. Aber Bahram lehnte das Letztere von sich ab, und verlangte von dem König blos fünfzehen Tausend, aber der besten von ihm selbst auserlesenen Krieger. — Nur ein Paß führte über die hohen hircanischen Berge in die Ebenen Mediens; aber dieser Paß war ein sehr schmaler und äußerst steiler Abhang des, in der hircanischen Gebirgskette hervorragenden Felsens Pule Rudbar. Hierher begab sich Bahram mit seinem kleinen Heere, besetzte die, die ganze gebirgige Gegend beherrschenden Anhöhen von Pule Rudbar, und erwartete entschlossen das sich nahende türkische Heer.

16. Die Natur des Terrains erlaubte den Türken nicht, auch nur den zehnten Theil ihrer Streitkräfte zu entwickeln. Die Myriaden von Soldaten, welche dem Chan folgten, nutzten ihm jetzt nichts,

denn die Massen, die er zum Gefechte vorschieben konnte, waren oft nicht einmal jenen der Perser gleich, welche den Engpaß besetzt hielten, von den Höhen herab einen Hagel von Pfeilen den Stürmenden entgegen sandten, und durch die ungeheuern Steine, welche sie herabwälzten, ganze Reihen derselben zerschmetterten. Mehrere Tage ward mit dem größten Ungestüm gefochten, jeder Angriff mit ungeheuerm Verlust der Stürmenden zurückgeschlagen. Von einem Pfeile getroffen, fällt endlich auch der Chan. Ein Wurfspieß durchbohrt die Brust seines Sohnes. Panischer Schrekken bemächtiget sich der Türken; ihr ganzes Heer ergreift die Flucht. Von den Anhöhen herab stürzt mit seinen tapfern Schaaren sich nun Bahram auf die Fliehenden, und die Gezelte des Chans mit allen ihren Kostbarkeiten und der ganze Reichthum des türkischen Lagers wurden das Eigenthum der Sieger.

17. Das Kostbarste der gemachten Beute sandte Bahram unverzüglich dem Könige, zugleich auch einen, in den unterwürfigsten Ausdrücken abgefaßten, sehr umständlichen Bericht über die Niederlage der Türken. In den ersten Augenblicken überwallender Freude wußte Hormouz nicht, wie er seinen Feldherrn genug belohnen, mit welchen Ehrenbezeugungen und Ehrentiteln er ihn überhäufen sollte. Aber des Königs Günstlinge, voll Besorgniß, daß der Ruhm des Helden ihren eigenen, erborgten Glanz verdunkeln, und Bahrams steigende Größe endlich ihren Untergang bereiten könnte, wußten bald dessen Treue dem Könige zu verdächtigen; sie logen ihm zuletzt gar vor, wie sie sichere Kunde erhalten, daß Bahram die größten Kostbarkeiten für sich zurückgelegt, nur den unbedeutendsten Theil der reichen Beute dem Könige geschickt habe. Nichts ist leichter, als in der Seele eines, sich des Hasses seiner Völker bewußten, und daher von

steter Furcht vor Empörung gequälten Despoten Argwohn zu wecken. Bahrams Verdienst ward also jetzt schnell wieder vergessen, er selbst dem Untergange geweihet, und wahrscheinlich würde er auf der Stelle den Lohn seiner Siege in den Fluthen des Araxes gefunden haben, wäre nicht ein römisches Heer unter der Anführung des tapfern Romanus in Armenien eingefallen. Der Tyrann war jetzt zur Verstellung gezwungen; und Bahram erhielt Befehl, mit seinem Heere den Römern entgegen zu gehen, und sie aus ganz Armenien wieder zu vertreiben.

18. Stolz auf den, über die Türken erfochtenen Sieg, rückten entschlossen die Perser in Eilmärschen den Römern entgegen. Aber gegen die, in allen Künsten des Krieges geübten, und unter der Anführung eines erfahrnen Feldherrn fechtenden römischen Legionen war Bahram nicht so glücklich, wie gegen die undisciplinirten, obgleich zahllosen, wilden, türkischen Schaaren. Er ward von Romanus geschlagen und die Römer besetzten den größten Theil von Armenien. In der Gegend von Artaxata waren Römer und Perser auf einander gestoßen. Ein schmaler Arm des Araxes trennte beide Heere. Bahram schickte einen Herold in das römische Lager. Im Namen des persischen Heerführers foderte derselbe den Romanus auf, den Tag zur Schlacht zu bestimmen; auch ließ er ihm die Wahl, entweder selbst ungehindert über den Fluß zu gehen, oder den Persern den freien Uebergang zu gestatten. Romanus war so klug das letztere zu wählen. Der Sieg blieb nicht lange zweifelhaft. Das persische Centrum fing zuerst an zu weichen; um es zu unterstützen, zog Bahram einige Truppen von seinem linken Flügel hinweg. Die Römer, die es bemerkten, griffen diesen nun desto wüthender an, schlugen ihn mit leichter Mühe aus dem

Felde, und die Flucht des linken Flügels zog jene des ganzen Heeres nach sich. Da die Perser den Fluß im Rücken hatten; so hätte dieses ihre Niederlage vollständig machen müssen. Aber Bahrams Klugheit und ungewöhnliche Tapferkeit wußten dem ungeachtet doch noch einen so ziemlich leidlichen Rückzug zu bewerkstelligen. Der Perser Heer war zwar geschlagen und zum Rückzuge über die Gebirge gezwungen, aber nichts weniger, als völlig vernichtet.

19. Das Mißgeschick seines Feldherrn machte niemand mehr Freude, als dem Hormouz selbst. Statt des Ehrenkleides, welches die persischen Könige ausgezeichneten Feldherren zu schicken pflegten, sandte er dem Bahram einen vollständigen Weiberanzug und entsetzte ihn seiner Feldherrn Würde. Trotzig und drohend beantwortete der Arsacide*) das königliche Schreiben, behandelte darin den Hormouz wie ein Weib, und erklärte ihm, daß er unfähig sey, länger über Persiens Helden zu herrschen. Auf den Brief setzte er die Aufschrift: an Hormouz, Chosrous entartete Tochter. Bahram legte hierauf die ihm übersandte Weiberkleidung an, und zeigte sich in diesem unwürdigen Aufzuge den Soldaten. Die Schmach seines Feldherrn fühlte das ganze Heer wie seine eigene. Bahram hielt nun eine kurze Rede an dasselbe, aber bevor er noch geendet hatte, lief schon die Losung: Tod dem Tyrannen! durch alle Reihen des persischen Heeres. Den Enthusiasmus der Soldaten ließ Bahram nicht ungenutzt verrauchen. Die Entsetzung des Hormouz ward förmlich beschlossen,

*) Abulphagrius nennt ihn so. Die Familie von Rei muß daher mit dem ehemaligen königlichen Hause der Arsaciden verwandt gewesen seyn.

und im Namen des künftigen Königes empfing Bahram den Huldigungs-Eid seines Heeres. Bald darauf kam Sarames, ein vornehmer Beamte in dem persischen Lager an. Er hatte den Auftrag, allen Soldaten und Officieren, im Namen des Hormouz, allgemeine Verzeihung zu verkünden, den Bahram aber in Ketten an den Hof nach Ctesiphon zu schicken. Das Resultat dieser Sendung war, daß der unglückliche Bevollmächtigte unter den Füßen eines Elephanten zertreten ward.

20. Schnell verbreitete sich jetzt das Gerücht von Bahrams Empörung über ganz Persien, und sogleich folgten mehrere Provinzen dem Beispiel des Aufruhrs. Der längst schon unter der Asche glühende Brand ward jetzt überall lodernde Flamme. Ganz Medien, Baktrien, Karamanien und Babylon pflanzten die Fahne der Empörung auf. Ein dem König treu gebliebenes Heer zog unter Pherocanez dem Bahram entgegen; aber der Anführer ward ermordet, und das Heer ging zu den Rebellen über. Auch die kurz vorher von den Römern vor Nisibis geschlagene persische Armee, die Grausamkeit des Hormouz fürchtend, kündigte ihm den Gehorsam auf, und erklärte sich für Bahram; wo dieser sich nur immer zeigte, ward er als Persiens Befreier frohlockend begrüßt.

21. Als die Nachricht von der Empörung der persischen Heere und Provinzen bei Hormouz anlangte, gerieth er in eine Art von Raserei, deren wilde Ausbrüche, weil schreckbar Allen, die sich ihm naheten, den allgemeinen Abfall nur noch mehr beschleunigten. In allen großen Städten tobte jetzt wilder Aufruhr; die königlichen Paläste wurden geplündert, die Gefängnisse erbrochen, und Hormouz

und seine Minister geächtet. Des Königes Ungnade hatten zwei sassanidische Prinzen sich zugezogen; und den Tod erwartend, lag Banduhye *), der ältere Bruder, in einem unterirdischen Gefängniß; aber brüderliche Zärtlichkeit zerbrach jetzt seine Fesseln. Dem jüngern Bruder Bostam gelang es nämlich, auch in Ctesiphon die Einwohner gegen den Tyrannen zu erregen. Zu dem, unter aufrührischem Geschrei, sich in alle Straßen ergießenden Volke schlug sich nun bald die schwache Besatzung der Stadt. Banduhyes Gefängniß ward gesprengt, und an der Spitze der nämlichen Soldaten, welche ihn bisher bewacht hatten, eilte er nach dem Palast. Hormouz erschrack, als er den Eintretenden erblickte; seinen ihn umgebenden, aber jetzt zitternden Sclaven befahl er sogleich, sich des Verräthers zu bemächtigen. Aber Hormouz Herrschaft hatte ein Ende. Niemand gehorchte seinem Befehle. Mit starkem Arm faßte Banduhye den König bei der Brust, schleuderte ihn von seinem Sitze, riß ihm die königliche Binde von dem Haupte, und führte ihn in denselben Kerker, den er selbst so eben verlassen hatte.

22. Während des Tumultes, der jetzt die Stadt und den Palast erfüllte, war Chosrou, Hormouz ältester Sohn, entflohen. Aber Banduhye und Bostam wurden bei Zeiten davon benachrichtiget. Sie folgten sogleich der Spur des flüchtigen Prinzen, ereilten ihn noch an demselben Tage, und betheuerten ihm, daß sie nur den Tyrannen, seinen Vater, nicht aber dessen Sohn des Thrones berauben wollten.

*) Die griechischen Geschichtschreiber nennen ihn Bindos, so wie auch Bahram von ihnen Varanes genannt wird.

Um Chosrou völlig zu beruhigen, leisteten Banduhye und Bostam ihm auf der Stelle den Eid der Treue; worauf Hormouz Sohn mit den beiden Brüdern wieder nach Ctesiphon zurückkehrte.

23. Banduhye und Bostam standen beide bei den Persern in hohem Ansehen. Chosrou betrachtete demnach sich schon als König, und Banduhye, der unter dem Namen eines unerfahrnen Jünglings selbst zu herrschen strebte; suchte auf alle Weise dessen Thronbesteigung zu beschleunigen. Aber Hormouz lebte noch; und so lange dieser lebte, und die Nation nicht der Thronrevolution ihre Zustimmung gegeben hatte, blieb Chosrou ein Thronräuber und Banduhye ein straffälliger Rebel; *) zudem stand auch noch Bahram unter den Waffen, und bange Zweifel schwebten ohnehin schon über den wahren Gesinnungen dieses gefürchteten Anführers; endlich hatte auch Hormouz aus seinem Gefängnisse Botschaft an die Rebellen gesandt, an die Nation appellirt und die Zusammenberufung des hohen Rathes gefordert. **) Eine Versamm-

*) Dieses blieben sie in jedem Falle; aber nach den Ansichten der Revolutionäre und Usurpatoren aller Zeiten und Länder, stand man auch in Persien in dem Wahn, daß die scheinbare Zustimmung der Nation einer solchen Gewaltthat eine staatsrechtliche Sanktion ertheilen könne.

**) Bei den Persern machte der Adel die Nation aus. Der Grund davon ist natürlich und einleuchtend. Schon in den ältesten Zeiten war eine Art von Feudalverfassung in Persien eingeführt. Alle großen und kleinen Satrapien, wie auch die vornehmsten Kronbedienungen waren erblich. Die Statthalter zahlten einen gewissen, bestimmten Tribut an den königlichen Schatz, standen jedoch in Ansehung ihrer Verwaltung unter der gebieten-

lung der Großen des Reiches war also unvermeidlich; aber sie schien den Rebellen gefahrlos, weil sie hoffen konnten, daß der allgemeine Haß gegen den Tyrannen alle versammelten Satrapen bald zu Genossen ihres Verbrechens machen würde. Banduhye und seine Gefährten nahmen daher keinen Anstand, unverzüglich das zu thun, was Hormouz und die gebieterischen Zeitumstände von ihnen verlangten.

---

den Aufsicht des Königes, in dessen Händen ihr Leben lag, der aber, wenn er einen derselben tödten ließ, die dadurch erledigte Satrapie den rechtmäßigen Nachkommen des Getödteten nicht entziehen durfte. Zudem scheint es auch, wie wir gleich etwas weiter unten sehen werden, daß es in Persien mehrere Familien gab, auf deren Besitzungen ganz eigene Freiheiten und Prärogative hafteten, und deren Eigenthümer, blos in Ansehung ihrer Person, nicht aber ihres Grundeigenthums von dem Könige abhängig waren. Uebrigens gab es in Persien auch Städte und Distrikte, welche unter keinem Erbsatrapen standen; aber dieselben gehörten zu den Domainen, zu den Krongütern des Monarchen, wurden daher auch königliche Städte genannt, und die sie verwaltenden Behörden hingen in Allem von der Willkühr des Königes ab. Hieraus geht nun klar hervor, daß bei erledigtem Thron die persischen Edeln die einzigen, ganz freien unabhängigen und selbstständigen Männer des Reiches waren, die im staatsrechtlichen Sinne allein die Nation ausmachten, und welchen daher bei der Wahl, so wie bei der Bestätigung des neuen Königes, oder auch wenn unter den rechtmäßigen Erben des verstorbenen Monarchen wegen der Erbfolge Streitigkeiten entstanden, ein entscheidendes Stimmrecht gebühren konnte. Da aber jedem rechtmäßigen Gebrauch stets ein gesetzwidriger Mißbrauch zur Seite steht; so geschah es auch hier, daß der persische Adel sich nicht selten erfrechte, auch bei Lebzeiten des Königes sich zu dessen Richter aufzuwerfen, und dann seine gesetzlose, verderbliche und höchst sträfliche Empörung einen in der Reichsverfassung gegründeten National-Akt zu nennen.

24. Eine in den Annalen der Völker unerhörte, *) schauerhaft-imponirende Scene fesselt jetzt mit Erstarren die Aufmerksamkeit des Geschichtforschers. Von den versammelten Satrapen und Beamten des Thrones, die noch vor wenigen Wochen, zur Erde niedergeworfen, den Glanz des königlichen Diadems angebetet hatten, erscheint nun Persiens König in Ketten, den Körper bedeckt mit blutigen Spuren der niedrigsten, sclavischen Mißhandlung, um Rechenschaft zu geben von dem Gebrauch der königlichen Gewalt, seine Handlungen zu rechtfertigen und denen im Angesicht der Nation zu antworten, die ihn des Thrones und seines Lebens verlustig erklärt hatten. Todtenstille herrschte in dem Saale, als Hormouz, mit seinen Ketten rasselnd, vor seine, noch unlängst anbetend vor ihm im Staube liegenden Richtern hintrat. Zorn funkelte in jedem seiner Züge; aber die Würde eines Königes thronte noch auf seiner Stirne. Mit rollenden Augen durchflog er schnell die Versammlung; auf jedem ruhete sein zürnender Blick, und schweigend schien er alle zu erinnern, was Sie, was Er bisher gewesen. Aller Anwesenden Blicke waren gegen die Erde geheftet. Nur einige Wenige, von Rache entflammt, schienen durch Mienen und Gebährden der gefallenen Größe zu höhnen. Aber Jene, welche von den, von Gott in die Natur gelegten Gesetzen zum Herrschen berufen sind, welches auch übrigens ihre Individualität seyn mag, umgiebt in solchen außerordentlichen und gefahrvollen Momenten stets ein gewisser unsichtbarer Zauber jener höhern, offenbar von Oben auf sie ausgegossenen Majestät, deren Strahlen, wenn selbst ihrem Erlöschen nahe, doch bis auf den letzten Augenblick die Persönlichkeit auch

---

*) Unerhört: jedoch blos bis auf die Zeiten der englischen und dann der französischen Revolution.

eines in Staube getretenen Monarchen noch umleuchten. Hormouz hielt an die Versammlung eine Rede, die durch das bei allen Anwesenden erregte Staunen, Persien erinnerte, daß sein König einst das Glück gehabt hatte, ein Schüler des weisen Buzurge zu seyn. Voll Wahrheit, Feuer und Kraft würde dieselbe uns in die Versuchung führen, sie für die spätere Dichtung eines phantasievollen Schriftstellers zu halten, wenn nicht griechische und morgenländische Geschichtschreiber uns solche beinahe wörtlich und in den nämlichen Ausdrücken aufbehalten hätten. „Zeugen und Urheber meiner Leiden!" sprach jetzt Hormouz. „Der „Gefangene, welcher vor Euch steht, ist euer König. „Wer erkühnt sich, denjenigen zu verhöhnen, dem er „bisher nur zitternd und mit der größten Ehrfurcht „sich nahete? Im Purpur geboren, durch das Recht „meiner Geburt auf Persiens Thron erhoben, und „Beherrscher des mächtigsten Reiches, das die Sonne „bescheint, trage ich jetzt diese schweren Fesseln, „schmachte in einem finstern Kerker und bin Preis gegeben allen Mißhandlungen der niedrigsten meiner „Sclaven. Verblendet durch euern leidenschaftlichen „Haß gegen mich, steht Ihr in dem Wahne, daß ich „wirklich eine solche Behandlung verdiene. Aber was „verdienen denn diejenigen, deren unüberwindlicher „Arm dieses Reich gegründet; was verdienen meine „Vorfahren, die Artaxerxes, Sapors, Nouschirvan „rc. rc. die durch ihre Siege und ihre Weisheit Persien auf die höchste Stufe des Ruhmes und des „Wohlstandes erhoben und, zum Lohn ihrer glorreichen Thaten, den Sprößlingen ihres Blutes, den „Nachkommen ihres Hauses, das Reich als ein rechtmäßiges Erbe hinterlassen haben? Wisset es Alle, „die Ihr hier versammelt seyd, nicht Ich allein seufze „jetzt in einem dumpfen Kerker; mit mir seufzet darin „auch das ganze, mit Ruhm und Sieg gekrönte König-

„liche Geschlecht der Sassaniden; nicht mich allein „trifft die gegenwärtige Schmach; die ganze und glän„zende Reihe eurer Könige, meiner Ahnen, theilt sie „mit mir“ ꝛc. ꝛc. Hormouz sprach hierauf von den Wohlthaten der bürgerlichen Ordnung, von jener hierarchischen Kette, die, am Throne befestiget, alle Klassen und Geschlechter der Staatsbürger umfaßt, einer Kette, aus welcher man kein Glied herausnehmen kann, ohne daß der ganze gesellschaftliche Zustand in Trümmern zerfalle. Er machte die Versammlung darauf aufmerksam, daß jede Empörung, weil sie die Principien und das Fundament der bestehenden Ordnung stürze, stets neue Empörungen gebähren, und der unter den Häuptern derselben nothwendig bald eintretende Zwist nichts als Anarchie, bürgerliche Kriege und endlich den Untergang des Reiches herbeiführen müßte.

25. Aufmerksam horchte bis hierher die Versammlung der Rede des Königes. In den Augen einiger zarter fühlenden Seelen glänzte sogar eine Thräne des Mitleides. Aber im Ganzen genommen hatten Hormouz Worte die Gemüther nur leise berührt, keinen bleibenden Eindruck erzeugt. Sobald er daher seine Regierungsmethode zu rechtfertigen, seine Siege zu preisen anfing, ward sogleich ein allgemeines, immer lauter werdendes Geflüster des Unwillens hörbar; als er aber sich zum Ankläger seines ältesten Prinzen Chosrou aufwarf, ihn des Thrones unwürdig erklärte, und dafür dessen jüngern Bruder empfahl, da empörte sich das Gefühl der Zuhörer und auf das neue erwachte der schon etwas schlummernde Haß gegen einen Tyrannen, der jetzt selbst den zartesten Banden der Natur und des Blutes öffentlich Hohn spräche. Der ungestüme Banduhye, der von Chosrous Thronbesteigung sich selbst die größten Vortheile versprach, nahm zuerst das Wort. In wenigen, aber gedräng-

ten Zügen entwarf er ein schauerliches Gemälde der blutigen, Pallast und Residenz in Mordgruben verwandelnden Regierung des Hormouz. „Du rühmst Dich," sagte Banduhye, sich an den Gefangenen wendend „deiner Siege; aber hast Du denn je dein Schwert „gegen andere Feinde gezogen, als gegen deine eigenen „Unterthanen? Sind die Thäler Armeniens und die „Ebenen Mesopotamiens nicht mit den Gebeinen der, „von den Römern erschlagenen Perser bedeckt? Haben die zahllosen Leichen der, auf deine tyrannischen „Befehle ersäuften Edeln Persiens, nicht die Gewässer des Tigris und Euphrats geschwellt? Sind deine Palläste nicht mit Kostbarkeiten und Reichthümern überfüllt, während der Adel und das Volk „und alle Provinzen Persiens verarmten? Deine „Verwaltung Hormouz! war ein ununterbrochenes „Rauben und Plündern, dein Thron ein nie abgebrochenes Blutgerüst und Du selbst nicht der Beherrscher, sondern der Henker deines Volkes. Jetzt, da „Du nicht mehr gegen deine ehemaligen Unterthanen wüthen kannst, kehrt deine Wuth sich gegen dein „eigenes Blut, gegen deinen eigenen schuldlosen Sohn, „damit ja ganz Persien erkenne, daß Du nicht nur alle „Gesetze der Gerechtigkeit und Menschlichkeit, sondern „selbst die heiligsten Gefühle der Natur mit Füßen „trittst." — Banduhye wendete sich hierauf an die Versammlung, die, wie er sagte, gleiche Empfindungen, gleicher Haß gegen Tyrannei hier versammelt hätte; flehentlichst bat er sie, Persien unverzüglich von einem Ungeheuer zu befreien, das nicht einmal zu leben, viel weniger zu herrschen mehr würdig sey.

26. Schrecklich war die Wirkung, welche Banduhyes Flammenrede in den Gemüthern der Zuhörer erzeugte. Die ganze Versammlung ward zu gleicher Wuth entflammt. Unter wildem Geschrei erhoben

alle anwesende Satrapen von ihren Sitzen; statt der bisherigen tiefen Stille wiederhallte der Saal von Nichts als Verwünschungen auf das Haupt des Tyrannen; und die in mancher Brust längst schon glühende Rache fand nun einen weiten und freien Spielraum ihrer Befriedigung. Der jüngere Sohn des Hormouz, der Liebling seines Herzens, ward auf der Stelle herbeigeführt und unter den Augen des Vaters ermordet; auch die Mutter des unglücklichen Prinzen wurde mit den Haaren herbeigeschleift, auf der noch blutenden Leiche ihres Sohnes erdrosselt und dann in Stücken zerhauen; *) dem Hormouz selbst aber, zu dessen Gunst sich jetzt auch nicht eine einzige Stimme mehr erhob, wurden mit einem glühenden Eisen die Augen ausgestochen, und so der entthronte Monarch zu immerwährender Nacht und ewiger Kerkerstrafe verurtheilt.

27. Als die unerhörte, lange dauernde Scene des Entsetzens endlich vorüber, und der Saal von den schauerlichen Gegenständen vollzogener, blutigen Rache wieder gereiniget war, bestieg Hormouz ältester Sohn, Chosrou den königlichen Sitz; und alle anwesenden Satrapen und Edeln, indem einer nach dem andern sich vor dem Throne niederwarf, huldigten ihm, als ihrem nunmehrigen König. — Der Unbesonnenheit eines leichtsinnigen, von Stolz und Hochmuth aufgeblasenen Jünglinges kann und muß man vieles zu gute halten; aber schwerlich werden Geschichte und Nachwelt dem Chosrou seinen gänzlichen Mangel an kindlicher Pietät, seine beispiellose Stumpfheit des Gemüthes und die völlige Ertödtung jedes sympathetischen Gefühles in seiner Brust, jemals verzeihen können.

*) Die Morgenländer erzählen, die unglückliche Mutter sey lebendig mit einer Säge in zwei Theile zerschnitten worden.

28. Nur langsam und mit einer, seinen weit aussehenden Planen entsprechenden Vorsicht war Bahram indessen mit seinem Heere vorgerückt. Den ganzen Winter hatte er mit furchtbaren Rüstungen zugebracht. Die Königswürde war nun nicht mehr sein, blos in Geheim von ihm genährter Wunsch; öffentlich und mit der Zustimmung seines Heeres streckte er jetzt seinen Arm nach Persiens Krone aus. Die Versammlung, welche den Hormouz entsetzt und Chosrou auf den Thron erhoben hatte, nannte er einen Haufen Verräther, und erklärte die ganze Thronveränderung, weil Er, sein tapferes Heer und so viele andere Großen des Reiches, als die einzigen wahren Repräsentanten der Nation, dabei nicht wären zu Rathe gezogen worden, für gesetzlos, ungültig und nichtig.

29. Chosrou fühlte so gut, wie seine Anhänger, daß die Thiare auf seinem Haupte wanke, so lange der gewaltige Bahram sich nicht unterworfen, ihn nicht für seinen König erkannt hätte. Schon am sechsten Tag nach dem Antritt seiner Regierung ordnete er daher eine Gesandtschaft an Bahram, that ihm seine Thronbesteigung kund, schickte ihm kostbare Geschenke und trug ihm die zweite Stelle in seinem Reiche an.

30. Bahrams Antwort war, wie man sie erwarten konnte. Er erkannte Chosrou nicht für seinen König, nannte ihn blos Hormouz Sohn, nahm auch dessen Geschenke nicht an. Ihm, dem Chosrou, sagte Bahram in seinem Schreiben, gezieme es nicht, königliche Briefe zu erlassen und gleich einem König Geschenke zu machen. Seine blos von einem Haufen niedriger und obscurer Aufrührer zu Stande gebrachte Thronerhebung sey ein völliger Um-

sturz der Verfassung des Reiches. Er möchte also besorgt seyn, sich nicht das Schicksal seines Vaters zuzuziehen, demnach alle aus ihren Gefängnissen befreite Missethäter sogleich wieder dahin zurückführen lassen, das Diadem an irgend einem geheiligten Orte niederlegen, und dann zu ihm kommen, um Verzeihung seiner Fehler und die Statthalterschaft einer Provinz aus den Händen seines ihm gnädigen Wohlthäters zu erhalten. In seinem Schreiben nennt Bahram sich den Freund der Götter, Bezwinger der Menschen, Feind aller Tyrannen, den Satrapen der Satrapen, Befehlshaber aller Persischen Heere und endlich einen, mit allen Tugenden, die er der Reihe nach anführt, geschmückten Fürsten.

31. Chosrou, der Stärke seines Gegners und seiner eigenen Schwäche bewußt, erwiederte diesen Brief auf eine Weise, die fernern Unterhandlungen und einer gütlichen Ausgleichung immer noch Raum ließ. Bahrams Schreiben, sagte Hormouz Sohn, habe er richtig und, weil er dessen Wohlbefinden daraus ersehen, auch mit Vergnügen erhalten, jedoch Manches darin gefunden, was wahrscheinlich Bahrams Geheimschreiber, schlaftrunken und halb träumend, ohne Wissen seines Herrn hinein gesetzt habe. Von allem diesem werde er also nichts thun, die Gefangenen, denen er die Freiheit geschenkt, nicht wieder einkerkern lassen, auch das Diadem nicht niederlegen, wohl aber nächstens zu ihm kommen, um entweder ihn freundlich eines Bessern zu belehren, oder seine Huldigung mit den Waffen zu erzwingen. In der Hoffnung des Erstern, nennt Chosrou den Bahram seinen künftigen, lieben und getreuen Gefährten. Die Titel, die der König sich

beilegt, sind nach orientalischer Weise zahllos, schwülstig und albern. *)

32. In Eile zog Chosrou so viele Truppen zusammen, als er konnte, bewaffnete alle Sclaven und Knechte in Ctesiphon und rückte damit dem Bahram entgegen. Bald waren beide Heere blos durch einen nicht sehr breiten Fluß von einander getrennt. Aber bei dem Anblick Bahrams, in einer Reihe von Feldzügen und Gebirgskriegen abgehärteter Krieger entsank Chosrous Heere der Muth. Der König selbst zeigte Unentschlossenheit, machte gleich in der ersten Nacht eine rückgängige Bewegung, und schloß sich mit seinem Heere in die grosse und feste Stadt Nisibis ein. Die Entdeckung eines geheimen Einverständnisses einiger Officiere seines Heeres mit dem Bahram war nicht geeignet, dem König grosse Zuversicht zu der Tapferkeit und Treue seines, in aller Eile zusammengerafften Heeres einzuflösen. Die Verräther wurden zwar hingerichtet; aber ihr Tod brachte Chosrou schlechten Gewinn. Bahram, dem die Unerfahrenheit des jungen Königes und dessen Heeres Zaghaftigkeit nicht entgingen, wußte bald durch geschickt combinirte Bewegungen seinen schwachen Gegner irre zu

*) Chosroes Rex regum; Dominantium Dominus; Gentium Dominus; Princeps pacis; Hominum salus; Inter Deos quidem homo bonus et aeternus; Inter homines autem Deus illustrissimus; Victor longe gloriosissimus; Cum sole et oriens; Nocti oculos (Stellas) largiens; A Majoribus nobilis Rex belli osor; Bene merens de omnibus; Asonas mercede conducens, et regnum Persis custodiens. Varamo, Persarum Duci, amico nostro. — Theophyl. Sim. interpr. fac. Pont. Soc. Jesu. Lib. 4. Cap. 8.

führen, ihn von einem falschen Schritt zum andern zu verleiten. Es dauerte nicht lange, so war Letzterer von allen Seiten umzingelt; ein Theil seines Heeres ward in Stücken gehauen, der andere zerstreut. Durch schnelle Flucht retteten sich Chosrou und Banduhye nach Ctesiphon; aber viele ihrer Anhänger, selbst von jenen, welche Hormouz Sohn auf den Thron gesetzt hatten, gingen nun zu Bahram über.

33. Noch unentschlossen, wohin er seine wankenden Schritte richten wolle, hatte Chosrou, in der Begleitung von dreißig Getreuen, seine Residenz kaum verlassen, als Banduhye ihn an die Gefahr erinnerte, seinen Vater lebend zurückzulassen. Mit Abscheu verwarf Chosrou den Vatermord; aber Banduhye, wohl einsehend, daß alles verloren wäre, wenn Bahram sich des alten Hormouz als eines Werkzeuges seines eigenen Ehrgeizes bedienen würde, kehrte schnell nach Ctesiphon zurück, ging in das Gefängniß, und erdrosselte den blinden König mit einer Bogensehne. *) Nach vollbrachter

*) Anders erzählt Theophylakt (B. 4. K. 7) den Tod des Hormouz. Diesem Geschichtschreiber zu Folge hatte Chosrou, gleich nach seiner Thronbesteigung und bevor er noch gegen Bahram zog, seinen Vater aus dem Kerker in ein reich geziertes Gemach des Pallastes bringen, auch die ausgesuchtesten Speisen und trefflichsten Weine ihm reichen lassen. Aber Hormouz verschmähete jede Linderung seines Schicksals, die er dem undankbaren Chosrou, den er als den Räuber seiner Krone betrachtete, sollte zu danken haben; warf demnach Speisen und Weine auf die Erde, mißhandelte mit Worten jene, welche sie ihm gebracht hatten, und stieß in der Heftigkeit seiner leidenschaftlichen Aufwallungen die gräßlichsten Verwünschungen

blutiger That eilte Banduhye seinem Herrn sogleich wieder nach.

34. Noch war Chosrou ungewiß, wohin er mit den wenigen Getreuen, die ihm geblieben, und seinen Gemahlinen, die ihm gefolgt waren, und wovon einige sogar säugende Kinder an der Brust hatten, jetzt fliehen sollte. Unter drei Vorschlägen, die seine Freunde ihm gemacht, hatte er nun die Wahl, nämlich entweder in einem unbekannten Thal des Caucasus sich zu verbergen und dort einen günstigern Zeitpunkt zu erwarten, oder am Fuße des Altai bey dem Groß-Chan Schutz zu suchen, oder auch Persiens alten Feinden, das heißt, den Römern sich in die Arme zu werfen. In dieser quälenden Ungewißheit streckte Chosrou die Arme gegen Himmel, flehend zu dem Gott der Christen: „Du einziger, wahrer Gott, den die Römer an„beten, zeige mir einen Ort der Zuflucht, und ich „verspreche, außer Dir, keine andern Götter mehr „anzubeten." Seinem Pferde legte er hierauf die Zügel auf den Hals und überließ es dessen Wahl, welchen Weg er einschlagen sollte. Das Pferd nahm die Richtung gegen den Euphrat. Chosrou folgte dem Ufer des Flusses, entkam glücklich den, ihn beinahe schon greifenden Händen eines, von Bahram ihm nachgesandten Reiterhaufens, gieng

gegen seinen unnatürlichen Sohn aus. Als Chosrou dieses hinterbracht ward, ergrimmte er gegen seinen Vater, und gab Befehl, denselben mit Keulen todt zu schlagen. — Nach unserm Urtheil ist die Erzählung der morgenländischen Geschichtschreiber, als wahrscheinlicher, dieser des Theophylakts vorzuziehen; wenigstens ist sie minder empörend; immerhin ein nicht kleiner Gewinn.

hierauf durch die Wüste, und langte endlich gerade am Abend eines Tages einige Meilen von der ersten römischen Grenzfestung Circesium an. — Probus, Präfekt der Provinz, hatte in Circesium seinen Sitz. Gegen die dritte Nachtwache ward er geweckt. Mit Staunen hörte er den Bericht: „der von aufrührischen Unterthanen vertriebene König von Persien sey in der Nähe der Stadt, und begehre nun eingelassen zu werden.“ — Sogleich befahl Probus die Thore der Festung zu öffnen. Chosrou mit seinem kleinen Gefolge war indessen angekommen; und mit Anbruch des Tages empfingen nun die Mauern von Circesium den königlichen Flüchtling.

35. Um der Regierung in Constantinopel von diesem wichtigen Ereigniß Kunde zu geben, ward unverzüglich ein Eilbote dahin abgesandt; derselbe war zugleich Ueberbringer eines von Chosrou an den Kaiser gerichteten Schreibens. — Auf dem Throne von Constantinopel saß damals schon Mauritius, der adoptirte Sohn und Tochtermann des edeln Tiberius. Chosrous Brief, obgleich um Schutz flehend, war dennoch mit Würde und Hoheit und in dem gemeinschaftlichen Interesse aller Monarchen geschrieben. Der Kaiser zeigte Wohlgefallen bei dem Empfang desselben. Aber seine Freude, die er jetzt nicht bergen konnte, hatte nicht in einer engherzigen, selbstsüchtigen Politik ihren Grund; nicht wuchern wollte Mauritius mit dem Unglück eines vertriebenen Monarchen; wohl aber diese Gelegenheit benutzen, um den Feind der Römer durch Großmuth und Wohlthaten zu besiegen, und auf diese Weise beiden Reichen die Segnungen eines dauerhaften Friedens zu verschaffen.

36. Bahram hatte indessen sich des Pallastes und der königlichen Schätze in Ctesiphon bemächtiget. Den königlichen Titel nahm er zwar nicht an, übte aber alle Rechte eines Königes, und überall ward seinen Befehlen gehorcht. Im Besitze der ungeheuren Schätze und Reichthümer der Könige von Persien, belohnte Bahram reichlich seine Freunde und sein Heer, behandelte mit der größten Schonung die Anhänger der königlichen Parthei, zeigte gegen Jedermann sich freigebig und leutselig, und suchte durch milde und gelinde Regierung die Gemüther der Perser zu gewinnen. Sein geheimer und sehnlichster Wunsch war, daß Persiens hoher Adel und die Magier ihm die Krone antragen, ihn dem Scheine nach zwingen möchten, den Thron zu besteigen. Ein glänzendes Fest gab er ihnen daher nach dem andern, war verschwenderisch freigebig gegen sie mit den königlichen Schätzen, ließ eine allgemeine Amnestie verkünden, und that alles, was er thun konnte, um sein Ziel zu erreichen, ohne die persische Verfassung zu verletzen. Aber alles dieß führte ihn zu Nichts. Die Magier beharrten bei ihrem Widerspruch und der Adel fuhr fort, eine religiöse Anhänglichkeit an das alte Königshaus zu heucheln. Bahram ward endlich des Spieles müde, versah alle grose oder feste Städte mit Befehlshabern, auf deren Treue er sich verlassen konnte, und als gerade eines der grösten Feste der Perser einfiel, schmückte er sich an diesem Tage mit der Tiare, legte alle Insignien der königlichen Würde sich bei, und verband von jetzt an den Titel mit der Macht eines Königes.

37. Aber laut murrten nun auch die Magier und die persischen Edeln über den Umsturz ihrer Verfassung. Die Gemüther geriethen nach und

nach in Gährung, und es entspann sich gegen Bahram eine furchtbare, sich weit verzweigende Verschwörung. An der Spitze derselben stand Banduhye, der, kurz vorher noch ein Gefangener des Bahram, ihm Leben und Freiheit zu danken hatte. In der Nacht griffen die zahlreichen Verschwornen den Palast des Bahram an; aber dieser, an der Spitze seiner braven Leibwache, that Wunder der Tapferkeit. Ueberall wurden die Verschwornen zurückgeschlagen, hitzig verfolgt, größtentheils getödtet oder gefangen genommen, und die Gefangenen, ohne weitere Form eines Prozesses, entweder mit dem Schwert hingerichtet, oder von Elephanten zertreten. Nur Wenige, und unter diesen Banduhye fanden ihr Heil in der Flucht. Letzterer war selbst so glücklich, unerkannt die Grenzen von Armenien zu erreichen. Hier gelang es ihm, in kurzer Zeit viele Edeln des Landes für die Sache des Chosrou zu gewinnen, und bald darauf fing er sogar an, öffentlich Truppen für denselben zu werben.

38. Mauritius hatte indessen dem Chosrou einen ungleich schönern und ansehnlichern Aufenthalt angewiesen. Commentiolus, Befehlshaber der römischen Truppen in Syrien, mußte den König unter einer starken Bedeckung nach Hyerapolis geleiten. Der Bischof, der ganze Adel der umliegenden Gegend und eine große Menge Volkes kamen ihm entgegen. Er erhielt alle seinem hohen Range gebührende Ehrenbezeugungen. Ein geräumiger mit allem im Ueberfluß versehener Palast ward ihm zur Wohnung angewiesen, und auf kaiserliche Kosten ein sehr stattlicher, wahrhaft fürstlicher Haushalt ihm geordnet. Unter dem Vorwandte, dem Kaiser persönlich seine Dankbarkeit zu beweisen, wünschte Chosrou sehnlich, nach Constantinopel zu

gehen. Diesen gar zu kostspieligen Besuch wußte jedoch Mauritius unter dem nicht minder scheinbaren Vorwande abzulehnen, daß Chosrous eigenes Interesse es demselben nicht erlaube, sich allzuweit von den Grenzen Persiens zu entfernen. Aber dafür ließ der Kaiser nun seinem Schützling ein kostbares, mit edeln Steinen besetztes Diadem, goldenes und silbernes Tafelgeschirr und eine sehr bedeutende Summe in Gold zum Geschenke überreichen.

39. Bahram schien indessen sich wenig um den entflohenen Sohn des Hormouz, und noch weniger um dessen in Persien zurückgelassenen Anhänger zu bekümmern. Seine Befehlshaber in den Städten und Provinzen verdoppelten blos ihre Wachsamkeit. Mehrere Hinrichtungen hatten daher statt; aber jede Verschwörung ward in ihrer Geburt erstickt, und durch strenge und schleunige Bestrafung der Schuldigen und Verdächtigen, die öffentliche Ruhe überall erhalten. Das Einzige, was Bahram besorgen zu müssen glaubte, war ein Angriff von Seite der Römer. Nach Constantinopel ordnete er daher eine Gesandtschaft, mit dem Auftrage, dem Kaiser Friede und Freundschaft zu bieten, die große und feste Stadt Nisibis, sammt allem Lande zwischen dem Euphrat und Tigris den Römern abzutreten, und dafür von dem Kaiser gar nichts zu fodern, auch nicht einmal die Entfernung des Chosrou aus den Ländern des römischen Reiches, sondern blos, im Falle eines auf das neue beginnenden Kampfes um Persiens Krone, sich der Neutralität der Römer zu versichern.

40. Chosrou hatte bereits ein Jahr in Hyeropolis gelebt; aber immer quälender und peinlicher ward jetzt für ihn der Gedanke, vielleicht sein

ganzes Leben hindurch der Pensionair der Römer bleiben zu müssen. Um diese bangen Zweifel zu lösen, ordnete er ebenfalls Einige aus seiner Umgebung an den Kaiser; und die Abgeordneten des Chosrou und jene des Bahram kamen nun beinahe mit einander und zu gleicher Zeit in Constantinopel an. Beiden Theilen ertheilte Mauritius öffentliche Audienz. Bahrams Gesandte machten nicht viel Worte; was auf die innern Angelegenheiten Persiens sich bezog, übergingen sie mit Stillschweigen; sagten blos, daß ihr König, um einen dauerhaften Frieden mit den Römern zu schließen, zu Abtretung oben erwähnter Länder bereit sey, und foderten dann in ganz laconischen Ausdrücken eine bestimmte Erklärung von dem Kaiser, daß er bei den noch immer fortwährenden Unruhen in Persien ein gleichgültiger Zuschauer bleiben wolle. — Aber ganz anders und weit minder stolz war das Benehmen der Abgeordneten des Chosrou. In demüthiger Sellung erschienen sie vor dem Throne des Kaisers. In einer weitschweifigen Rede, ganz in orientalischem Geschmack, sprachen sie lange von dem Wechsel des Glückes, den mannigfaltigen menschlichen Schicksalen, der Wandelbarkeit aller irdischen Größe und dem gemeinsamen Interesse aller Monarchen. Mit den übertriebensten Farben schilderten sie den Undank des Bahram, den Chosrous Vorfahren mit Gütern und Wohlthaten überhäuft hätten. Gott, sagten sie, habe zwei große Lichter, gleich Sonnen, nämlich das Römische und Persische Reich erschaffen, um den Erdkreis zu beleuchten, zu beleben, die Wildheit der Völker zu zügeln, und Ruhe und Ordnung zu erhalten. Aber die Welt sey voll böser Dämonen, und diese, stets beschäftiget, die göttlichen Anordnungen zu zerstören, hätten nun Persien zu einem Schauplatz der Verwirrung und

des Elendes gemacht, die Sclaven gegen ihre Herren, die Untergebenen gegen ihre Obern, die Vasallen gegen ihren rechtmäßigen König, und das Laster gegen die Tugend bewaffnet. Für diejenigen, welche Gott dazu berufen, und ihnen deßwegen auch Weisheit und Macht gegeben, sey es demnach Pflicht, die Einwirkungen der bösen Geister zu hemmen, ihre verderblichen Bemühungen zu vereiteln, und die göttlichen Einrichtungen, und mit diesen Ruhe und Ordnung zu erhalten und über das dem Throne und der königlichen Würde gebührende Ansehen zu wachen. Sie endigten ihre Rede mit dem Erbieten ihres Herrn, ganz Armenien, nebst den beiden Grenzfesten Dara und Martyropolis an die Römer abzutreten und einen ewigen, für beide Reiche gleich segensvollen Frieden zu schließen. — Mauritius brachte die Sache der beiden Könige vor den Senat, und dieser, schon bekannt mit den Gesinnungen des Kaisers, entschied sogleich zum Vortheil des Chosrou.

41. Unverzüglich mußten jetzt Bahrams Gesandte Constantinopel verlassen; aber jenen des Chosrou ward ein Senatusconsult eingehändiget, welches die Versicherung enthielt, daß die Römer die Sache der Gerechtigkeit und des Throns in Persien übernommen, und solche mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen beschlossen hätten. An Commentiolus, gegen welchen Chosrou Klage geführt, und der diesem Fürsten nicht sehr hold zu seyn schien, schrieb der Kaiser, er möchte sich ferner nicht mehr in die persischen Angelegenheiten mischen. Die in Armenien und Syrien stehenden Legionen erhielten Befehl, sich in Marsch zu setzen. In den Ebenen Mesopotamiens sollte das Heer sich sammeln, der tapfere Narses den Oberbefehl übernehmen, hierauf sogleich über den Tigris gehen, und das Schwert nicht eher in die

Scheide stecken, bis er Nouschirvans Enkel wie auf den Thron seiner Väter gesetzt hätte. *)

42. Schnell nahmen jetzt Chosrous Angeleg heiten eine andere Wendung. Sey es wirklich tr Anhänglichkeit an das Haus der Sassaniden, o vielleicht auch nur Neid und Schelsucht über Größe Desjenigen gewesen, den sie noch vor kur als ihres Gleichen in ihrer Mitte sahen: kurz, bald Narses und Chosrous Fahnen jenseits des T ris weheten, nahm der Abfall der Perser von B ram mit jedem Tage zu. Aus allen Gegen

*) Um jeder, obgleich unmöglich scheinenden Verwe lung vorzubeugen, müssen wir bemerken, daß der N ses, von welchem hier die Rede ist, ein jüngerer Z genosse des großen Narses, des Eroberers von Ita war. Mit vielem Lobe erwähnt desselben schon Co pus in seiner versificirten Beschreibung der Thronbe gungs-Feierlichkeiten Justins II., wodurch Baro veranlaßt ward, ihn mit dem Exarchen zu verwech und diesen zu einer Zeit in Constantinopel zu fin wo derselbe offenbar in Italien sich befand. Ueberh gab es in dieser Periode drei Narses. Der Erf war gleich in Belisarius erstem Feldzuge gegen die P ser, mit seinem Bruder Isak, zu den Römern überge gen, hatte von Justinian Güter und Ehrenstellen erha aber weiter Nichts gethan, das in der Geschichte Aufbewahrens werth gewesen wäre. Von dem and dem großen Narses, ist das Land, das ihn erze nicht bekannt; aber der dritte, dessen jetzt Erwähn geschieht, war aus dem persischen Antheil Armeni mithin ein geborner Unterthan des Königes, je frühzeitig in die Dienste des römischen Kaisers getre Er war würdig, den Namen desjenigen zu tra dem mit so vielem Rechte der Beiname Gothicus bührt hätte. An Kriegskunde, persönlicher Tapfe und Hoheit des Geistes stand er dem großen Na wenig, oder gar nicht nach.

strömten die persischen Edeln herbei, um dem Sohne ihres letzten Königes zu huldigen. Alle Städte und feste Schlösser, vor welchen Chosrou sich zeigte, öffneten von selbst ihre Thore, und nicht selten wurden ihm sogar die Köpfe einiger Anhänger seines Gegners gesandt. Auch Banduhye war indessen nicht müßig gewesen und mit zwanzig tausend Mann, die täglich noch durch persische Ueberläufer vermehrt wurden, durchzog er jetzt in angestrengten Märschen die Provinzen Comagene und Osröehne, um dem Chosrou zu Hülfe zu eilen. Bahram wandte zwar alles an, um die Vereinigung beider Heere zu verhindern; aber seine Kriegskunde scheiterte hierin an dem höhern Feldherrntalente des Narses. Als beide Heere vereint waren, sah Chosrou sich an der Spitze von mehr als sechzig tausend Mann. Unter den Fahnen Bahrams standen nur vierzig tausend, aber gröstentheils versuchte, und mit allen Gefahren des Krieges vertraute Soldaten.

43. Chosrou brannte vor Begierde, durch eine Hauptschlacht sein und Persiens Schicksal zu entscheiden. Aber gerade das Gegentheil lag in dem Plane seines, selbst mitten in den größten Gefahren stets ruhigen und besonnenen Gegners. Die Ueberlegenheit des feindlichen Heeres richtig berechnend, vermied Bahram eine entscheidende Schlacht, nahm stets trefflich gewählte Stellungen, in welchen er gegen seinen Willen nicht von Narses zum Schlagen gezwungen werden konnte, und suchte durch kleine, von wechselndem Glücke begleitete Gefechte, Chosrous Heer unaufhörlich zu beunruhigen. Um die Römer unvorbereitet, besonders bei nächtlicher Weile zu überfallen, bediente er sich jeder Kriegslist; aber auch hierin wurden alle seine Versuche durch die Wachsamkeit des römischen Feldherrn ver-

eitelt. Eines Tages, als Chosrou abermals i
Narses drang, den Feind auf den Höhen, auf we
chen er stand, anzugreifen, der Römer aber au
weisen Gründen das Begehren des noch unerfahrne
Königes zurückwies, entbrannte dieser in Zor
trennte sich von dem römischen Heere, und gr
mit seinen persischen Schaaren ganz allein ein
Flügel des Bahram an. Der Erfolg davon wa
wie Narses ihn vorausgesehen hatte; und mit de
Verluste seines ganzen Heeres, ja selbst seines L
bens oder seiner Freiheit, hätte Hormouz unbeso
nener Sohn seine Tollkühnheit büßen müssen, wä
der römische Feldherr ihm nicht noch zu rechter Ze
zu Hülfe geeilet. Von diesem Tage an war Cho
rou bescheidener, und fügte sich ohne fernern Wid
spruch den klügern Anordnungen des, an Talen
Erfahrung und Tapferkeit, ihm weit überlegen
Narses.

44. An den Ufern des Balarath, an M
diens Grenze ward Chosrous sehnlichster Wuns
endlich erfüllt. Aber nicht Er, selbst nicht Narse
sondern der Ungestüm seiner eigenen Soldat
zwang Bahram zur Schlacht. Als er sah, daß
unvermeidlich war, ordnete er sein Heer und erwi
sich, selbst an diesem für ihn so unglücklichen Tag
als einen der größten Feldherren seiner Zeit. Cho
rous aus lauter Persern bestehender linker Flüg
griff Bahram zuerst an, und warf ihn nach kurze
Gefechte über den Haufen. Aber pfeilschnell ei
Narses demselben zu Hülfe, brachte ihn wieder zu
Stehen, und zwang, durch eine geschickte Bewegun
welche er mit einigen aus der Reserve gezogenen Tru
pen in die Flanke des Bahrams machte, diesen zu
Rückzug. Mit dem Kern seiner Truppen griff Ba
ram nun das Centrum der Römer an; aber Nar

war schon wieder dahin zurückgekehrt. Der Angriff der feindlichen Perser ward mit ausnehmender Tapferkeit zurückgeschlagen; und als sie sich nicht gerade in der größten Ordnung zurückzogen, fiel Narses mit solchem Ungestüm über sie her, daß er sie auf das Fußvolk zurückwarf, dieses dadurch in Unordnung brachte, und das Centrum des persischen Heeres durchbrach. Bahrams von einander getrennte Flügel wurden nun in der Fronte, der Flanke und dem Rücken angegriffen. Die lange geprüften Krieger fochten jedoch mit dem Muth der Verzweifelung. Einzelne kleine Haufen, die von Elephanten getragen wurden, obgleich getrennt und völlig umzingelt, fuhren noch immer fort, mit Pfeilen von den Thürmen herab, der Sieger eine Menge zu tödten. Aber leider vermochten jetzt nichts mehr Tapferkeit und Muth. *) Das feindliche persische Heer ward gänzlich geschlagen, und das Treffen war für Chosrou so vollständig gewonnen, daß selbst der kühne, unternehmende Bahram alles für verloren hielt. Von einigen tausenden begleitet, verließ er das Schlachtfeld; aber von ungleich zahlreichern Haufen hitzig verfolgt, zerstreuten bald sich auch diese, und Bahram, nur begleitet von einem kleinen Haufen seiner Getreuen, entfloh durch Hyrcaniens Gebirge zu den Zelten der Türken. Als ein Feind des Perser Königes, war er der Freundschaft des Groß-Chans

*) Jedes Heer bestehet aus drei Grundelementen, nämlich a) aus der physischen Masse, b) aus der moralischen Kraft dieser Masse (Muth, Tapferkeit, Gehorsam ꝛc.) und endlich c) aus der Intelligenz des Feldherrn. Wo nun, wie hier der Fall war, die zwei letztern auf beiden Seiten gleich sind, da muß natürlicher Weise die physische Masse, das heißt, die größere Anzahl entscheiden.

versichert. Wirklich ward Bahram auch von den Türken mit dem größten Wohlwollen aufgenommen. Er lebte unter ihnen ungefähr noch zwei bis drei Jahre, und lohnte die Gastfreundschaft, die er genoß, mit sehr wesentlichen, den Türken in ihren Kriegen, durch seine Tapferkeit und Erfahrung geleisteten Dienste. Aber so lange Bahram lebte, glaubte Chosrou sich auf seinem Throne nicht sicher. Unaufhörlich drang er also in die Türken, die Auslieferung seines großen und gefürchteten Gegners fordernd; und der Chan, um den Zudringlichkeiten des persischen Hofes ein Ende zu machen, vielleicht auch die Drohungen des Königes fürchtend, entledigte sich endlich seines unglücklichen Gastfreundes durch ein, ihm unmerksam beigebrachtes Gift.

45. Abulpharagius, ein christlicher morgenländischer Geschichtschreiber, der den Bahram stets Marzaban, das heißt, den Feldherrn nennt, setzt ihn in die Reihe der persischen Könige; auch haben mehrere sehr weise und wohlthätige Gesetze, die Bahram während einer kurzen und stürmischen Regierung gab, seinen Namen unter den Persern bis auf den heutigen Tag in ehrenvollem Andenken erhalten.

46. Nach dem großen, von Narses erfochtenen Sieg, fand Chosrou nirgends mehr Widerstand, überall blos zuvorkommende Unterwerfung, und ganz Persien gehorchte ihm wieder als seinem rechtmäßigen Beherrscher. Er entließ daher jetzt das römische Heer, belohnte es aber blos mit Versprechungen und den übertriebensten Lobsprüchen, die er dessen Tapferkeit ertheilte. Mit Genehmigung des kaiserlichen Feldherrn behielt er jedoch zwei tausend auserlesene römische Soldaten bei sich, die

von jetzt an seine Leibwache bildeten, und auf deren Treue und Tapferkeit er sich mehr, als auf jene seiner Perser verlassen zu können glaubte. Dem Kaiser, welchem er früher schon die Schlüssel von Dara und Martyropolis geschickt, auch Armenien abgetreten hatte, dankte er in einem Schreiben, und zwar in den rührendsten Ausdrücken für die ihm erzeigten Wohlthaten; er sagte, daß er es nie vergessen werde, nie vergessen könne, daß er blos der Großmuth des römischen Kaisers den Thron seiner Väter zu danken habe. *) Auch sein, vor der entscheidenden Schlacht, dem heiligen Märtyrer Sergius gemachtes Gelübde eilte er nun zu erfüllen. Das von seinem Großvater Nouschirvan in Sergiopolis aus der Kirche des heiligen Sergius geraubte, mit einer Menge der kostbarsten Juwelen gezierte Kreuz schickte Chosrou wieder zurück, nebst noch einem andern Kreutze von nicht viel geringerm Werthe, dessen Aufschrift, welche Chosrou selbst darauf hatte setzen lassen, sowohl die von dem heiligen Märtyrer ihm erzeigte Wohlthat, als auch seine Dankbarkeit dafür der Nachwelt beurkunden sollte. **)

---

*) So lange Mauritius regierte, ward auch der, jetzt zwischen den Römern und Persern geschlossene Friede mit unverbrüchlicher Treue, und ungewöhnlicher Gewissenhaftigkeit beobachtet.

**) An den, durch Weisheit und Frömmigkeit ausgezeichneten Patriarchen Gregorius von Antiochien, unter welchem alle syrischen Kirchen standen, und welchem Chosrou, so lange er sich auf römischem Gebiete aufhielt, stets eine ganz besondere Ehrerbietung erwiesen hatte, wurden beide Kreutze geschickt. Kirchliche Schriftsteller haben uns so wohl Chosrous Brief an den Patriarchen, als auch die von ihm auf das eine Kreutz gesetzte Aufschrift sorgfältig aufbewahrt. Letz-

47. Ueberhaupt setzte Chosrou auch einige Zeit nachher noch immer ein besonders Vertrauen auf die wunderthätige Fürbitte des heiligen Sergius. Als die geliebteste seiner Gemahlinen, Schirin, (die Süße) ihm keine Kinder gebar, schickte er abermals an den Bischof von Antiochien, und nahm seine Zuflucht zu dem heiligen Märtyrer. Wenige Wochen darauf ward Schirin schwanger, und Chosrou sandte auf das neue prächtige Tempelga-

---

tere lautet also: " Es begab sich, daß Chosrou, „König der Könige, Sohn des Hormouz, durch die „strafbare Treulosigkeit des verfluchten Bahrams, „und einiger Haufen seiner Reiterei gezwungen ward, „bei den Römern Schutz zu suchen. Als ich nun eines „Tages einige meiner Völker zu Pferde, unter der „Anführung eines gewissen Befehlshabers, nach der „Stadt Carcas sandte, um die Absichten des verfluch„ten Zadespras zu vereiteln, welcher von Nisibis „dahin gekommen war, in der Absicht, die Besatzung „der Stadt zur Treulosigkeit gegen mich zu verführen; „so vernahm ich in dieser Zeit, daß der berühmte Mär„tyrer Sergius einem Jeden, der mit einer Bitte sich „an ihn wende, alles gewähre, was man von ihm „verlange. Am siebenten Tage des Jenners im ersten „Jahre meiner Regieruug, bat ich ihn also, mir den „Sieg gegen den Zadespras zu verleihen; wofür ich von „meiner Seite versprach, im Falle meine Truppen „den Aufrührer tödten, oder lebendig gefangen nehmen „würden, seiner Kirche in Sergiopolis ein goldenes, „mit edeln Steinen besetztes Kreuz zu schenken. Am „neunten Tag des Februars kehrten meine gegen Za„despras ausgesandten Völker zurück und brachten mir „dessen Kopf. Da ich also meine Bitte erhalten hatte, „und nun Willens bin, einen öffentlichen Beweis mei„ner Dankbarkeit abzulegen; so habe ich dieses, aus„drücklich dazu verfertigte Kreuz in seine Kirche ge„schickt, wie auch jenes, welches von meinem Großva„ter Chosrou, Sohne des Cobad, war erobert, und „bisher unter meinen Schätzen aufbewahrt worden."

ben nach Sergiopolis in die, nach dem erwähnten Heiligen genannte Kirche. *) Indessen würde man sich sehr irren, wenn man hieraus eine für Chosrous Christenthum günstige Schlußfolge herleiten wollte. Chosrou hatte gar keine Religion; er verachtete die Götter der Perser, und ehrte mit den Lippen den Gott, den die Römer anbeteten, so lange er des Beistandes der Römer bedurfte. Da er sich lange in Syrien aufhielt; so hatte er durch Christen vieles von den, durch Gott an dem Grabe des heiligen Märtyrers gewirkten Wundern gehört, und wandte daher in seinen Nöthen sich ebenfalls an ihn; weil es ihm, da er nur zeitliche Vortheile begehrte, ganz gleichgültig war, von wem auch immer er sie erhalten könnte. Wäre Chosrou in das türkische Lager des Groß-Chans geflohen, und hätte man ihm allda von einem berühmten Zauberer oder Wahrsager gesprochen, so würde dieser durch seine bösen Künste und Blendwerke der Dämonen nicht minder sein Zutrauen gewonnen, und Chosrou, so oft er der Hülfe bedurfte, auch zu dem Schwarzkünstler seine Zuflucht genommen, diesem ebenfalls Bildsäulen errichtet, oder herrliche Gaben ihm gesandt haben. Daß Gott, der in seinen Heiligen geehrt seyn will, dennoch Chosrous Wünsche erhörte, darf uns nicht

*) Die Griechen nennen diese Gemahlin des Chosrou Irene. Die morgenländischen Geschichtschreiber sagen, sie sey eine Tochter des Kaisers Mauritius gewesen. Aber die Beschreibung, welche sie von der Person und den Talenten derselben machen, scheinen vollkommen das Zeugniß der Griechen zu bestätigen, welchem zu Folge Schirin eine sehr reitzende, talentvolle, jedoch in ihren Sitten tadellose, griechische Schauspielerin oder Sängerin war.

XI.

1. Das dem Geschichtsforscher so selten begegnende Glück, auf irgend einem Thron einen wahren Vater seiner Völker zu erblicken, sollte leider auch für das römische Reich jetzt kein lange bleibender Segen seyn. Um die Menschen zu beglücken, waren dem liebenswürdigen Tiberius nur vier Jahre von der Vorsehung gegönnt. Wie es scheint, war die Erde seiner nicht werth, darum nahm so frühe der Himmel ihn zu sich. Jeder Tag seines, leider nur zu kurzen Regentenlebens war mit irgend einer, bald auf einzelne Individuen, bald auf zahlreiche Familien, oder ganze Völker und Provinzen sich erstreckende Wohlthat bezeichnet; und des milden Titus, durch alle Jahrhunderte so hoch gefeiertes Wort wäre auch in dem Munde dieses gütigen Monarchen keine Unwahrheit gewesen. Nur in dem Gesammtglück der Menschheit fühlte Tiberius sich glücklich; nur im Kreise seiner Unterthanen war er froh, und kein Titel war ihm schmeichelhafter und erfreulicher als die seinem Herzen stets so wohlthuende Benennung eines Vaters des Vaterlandes. Von einer ächten Religiosität tief durchdrungen, stets wachsam über sich selbst und treu in Erfüllung seiner hohen Berufspflichten, daher arbeitsam in seinem Kabinette, weise und besonnen im Kreise seiner Räthe, gerecht auf dem Thron, leutselig und herablassend gegen jedermann und ungemein glücklich in der Wahl seiner Feldherren, erhielt unter ihm das Reich von Außen wieder einen Theil seiner antiken Hoheit, und im Innern blüheten überall Wohlstand, Zufriedenheit und Bürgerglück; und obschon in schwere und lange Kriege verwikelt, fand Tiberius dennoch Mittel, die

Lasten seiner Unterthanen zu erleichtern, Steuern und Abgaben zu mindern, selbst bedeutende Rückstände zu erlassen, und die, durch die Einfälle der Perser, halb zu Grunde gerichteten Einwohner Syriens weit über ihren Verlust zu entschädigen. Seine Wohlthaten maß dieser leutselige Monarch nie nach dem Bedürfniß der Bittenden, selbst nicht nach den ihm zu Gebote stehenden Mitteln; sondern folgte hierin stets blos dem unwiderstehlichen Zuge seines schönen Herzens. Jede Thräne wollte der gütige Kaiser trocknen, jedes verwundete Herz in seinem Reiche heilen, und jedes Leiden seiner Unterthanen lindern; und wenn man ihm, wegen seiner, oft alle Schranken überschreitenden Freigebigkeit, bisweilen einige, von menschlicher Klugheit, wie es schien, gebotene Vorstellungen machen wollte; so antwortete er blos mit den Worten des Evangeliums: Sammelt Euch Schätze dort, wo der Rost nicht an ihnen naget, und die Motten nicht an ihnen zehren. Aber unter den, stets zum Geben geöffneten Händen des frommen Kaisers vermehrten sich gleichsam sichtbar die Mittel seiner Wohlthätigkeit; daher auch die bald über das ganze römische Morgenland verbreitete Volkssage, daß die Stimme eines Engels dem Kaiser unermeßliche, bisher tief in der Erde vergrabene Reichthümer entdeckt habe. Freilich hatte Tiberius einen unermeßlichen Schatz gefunden; aber derselbe lag nicht verborgen in der Erde; der treffliche Monarch fand ihn in seinem eigenen menschenfreundlichen Herzen, in seiner weisen Sparsamkeit, seiner Abneigung von eitler Pracht und seinem Verschmähen alles unnöthigen, blos der Schwelgerei dienenden Luxus; er fand ihn ferner, und zwar vorzüglich, in jenem auf wahren Werken reiner Nächstenliebe stets ruhenden; Alles vermehrenden und Allem sichtbares

Gedeihen gebenden Segen von Oben. *) — Aus

*) Wir können der Versuchung nicht widerstehen, unsern Lesern jetzt eine kleine, hieher gehörende Geschichte zu erzählen, für deren Aechtheit, weil sie gleichsam unter unsern Augen sich zugetragen, uns auch der Ort, wie die Namen der handelnden Personen bekannt sind, wir volle Bürgschaft leisten können. — In dem sogenannten Hungerjahr von 1817 bis 1818 befahl ein am Niederrhein begüterter, sehr christlich denkender Edelmann denjenigen, denen er die Verwaltung seines Hauswesens übertragen hatte, Allen, welche in dieser harten Zeit ohne Brod seyn würden, Getraide nach dem Maaße ihres Bedürfnisses zu reichen. Dieß geschah; aber der Bedürftigen kamen bald so viele, daß der Verwalter, oder die Verwalterin es für Pflicht hielten, dem Herrn des Hauses einige Vorstellungen darüber zu machen. Nicht nur, hieß es, würde bei wiederkehrendem Frühjahr das Aussaatkorn fehlen, sondern die Familie selbst laufe Gefahr, noch während des Winters, dessen Ende nichts weniger als sehr nahe war, Mangel an dem zu ihrem Haushalt nöthigen Getraide zu leiden. Die Besorgnisse der treuen Hausgenossen waren in der That vollkommen gegründet; aber die Nächstenliebe des Edelmannes wollte demungeachtet durch dergleichen Berechnungen sich nicht stören lassen. Er bestand darauf, nur immer wie bisher fortzufahren, so lange zu geben, als Etwas zum Geben da wäre, und den lieben Gott für das Uebrige sorgen zu lassen. Die nicht minder christlich denkende Verwalterin, die nun ihre Pflicht erfüllt hatte, folgte von Herzen gerne dieser Weisung. Kein Dürftiger ward zurückgewiesen. Rechts und links ward gegeben, und zwar jedem ein volles und gerütteltes Maß gegeben; und nun ergab es sich, daß, als der harte und lange Winter vorüber war, endlich auch durch die, freilich ziemlich späte, und bald möchte man sagen, auch ziemlich linkisch getroffenen Regierungsanstalten Mangel und Theurung aufgehört hatten, es nicht nur auf dem Edelhofe an dem nöthigen Saatkorn nicht im mindesten gebrach, son-

Liebe zu dem frommen, allgemein geliebten Kaiser, gewannen selbst dessen Umgebungen die Tugend lieb; und die Grundsätze, die er gleich einem fruchtbaren Saamen, über sein ganzes Reich verbreitete, gaben der ganzen Verwaltung überall eine neue, veränderte Gestalt. Oeffentliche Aemter wurden nicht mehr verkauft. Kein Recht ward mehr gebeuget, über Bedrückung im ganzen Reiche keine Klage mehr gehört, und gleich dem Beispiel des gekrönten allgemeinen Familienvaters, betrachteten nun auch die Statthalter und Magistrate in den Provinzen diejenigen, denen sie vorgesetzt waren, nicht mehr wie ihre Untergebenen, sondern als Kinder einer und derselben großen Familie. — Nie mischte sich Tiberius in geistliche Angelegenheiten. Das Kirchenregiement blieb ihm fremd; er hielt es nicht für ein Attribut seiner Krone, sondern überließ es jenen, welche Gott dazu geordnet hatte; und obgleich Beherrscher eines mächtigen Reiches, vergaß er doch nie, daß er nur ein Laie war, der Eintritt in das Heiligthum ihm also nicht gezieme und er in der Stimme der Kirche blos die Stimme Gottes, wie ein folgsamer Sohn zu hören, nicht aber als Herr ihr zu gebieten hätte. Indessen fehlte es ihm doch an nichts we-

---

dern auch noch ein ungleich größerer Getraidevorrath, als in den gewöhnlichen Jahren, in den Scheunen des Edelmannes vorhanden war. — Was die Weisheit unserer Tage über diese Geschichte allenfalls zu bemerken haben möchte, können wir von selbst denken. Indessen kann jeder von der Wahrheit derselben, und zwar gerade in dem Sinne, in welchem wir sie erzählt, so bald er nur will, durch eigene Erfahrung sich überzeugen. Er darf ja blos, sey es im Großen oder im Kleinen, dem Beispiele jenes Edelmannes folgen.

niger, als an theologischen Kenntnissen. Als der fromme Patriarch Eutychius in einer Schrift eine Meinung aufgestellt hatte, welche, der Erklärung der Kirche zufolge, nicht mit deren Lehre übereinstimmte, hatte Tiberius dießfalls eine lange Unterredung mit Eutychius. Mit der geziemenden Demuth eines, obschon gekrönten Laien, trug der Kaiser dem Patriarchen seine Ansichten vor. Eutychius bewunderte die Gründlichkeit des Monarchen, und diesem ward bald darauf der schöne Lohn, daß der römische Legat, der nachherige Pabst Gregorius der Große, seine Meinung und Ansichten über diesen Gegenstand vollkommen mit ihm theilte. *) Unter Tiberius Regierung ward der Friede

*) Die größte, erhabenste und wissenswürdigste aller Wissenschaften, nämlich die Wissenschaft des Heils, das ist die vollkommene Erkenntniß Gottes und unserer Verhältnisse zu dem Ewigen, die Erkenntniß unserer Selbst, des Zweckes unsers Daseyns, der Mittel, unsern erhabenen Beruf zu erfüllen und der dazu uns gebotenen, durch Jesus Christus uns errungenen Kräfte einer höhern Welt; kurz die vollständige Kenntniß der unendlichen, gleich mit Anbeginn der Welt ebenfalls beginnenden und stets über dem Menschengeschlecht schwebenden Erbarmungen Gottes hielt man damals noch nicht für das besondere Eigenthum einer, im Verhältniß mit den Uebrigen, äußerst kleinen, ausschließlich dem Dienste der Kirche, unter dem Namen: Geistlichen, sich widmenden Gesellschaft. Wer nur immer auf geistige Bildung Anspruch machte, Weisheit aufrichtig liebte und nach Wahrheit dürstete, ergab sich dem Studium dieser erhabenen, wahrhaft göttlichen Wissenschaft; und daher konnten auch, in den ersten Jahrhunderten der Christenheit, bald aus dem Gewühle des thätigsten weltlichen Geschäftslebens, bald aus dem Heere und dem Getümmel eines Lagers, oder gar aus der Mitte des glänzenden Geräusches eines Hofes, ein Ambrosius, Germanus, Nektarius rc.

der morgenländischen Kirchen nie, auch nur einen Augenblick gestört.

---

ohne fernere wissenschaftliche Vorbereitungen zu Bischöfen gewählt werden, und zwar in Zeiten, wo Sekten von allen Farben, durch sophistische Künste und die subtileste Dialektik, die Lehre der Kirche zu trüben, zu entstellen, oder ihren Worten einen ganz falschen Sinn unterzuschieben unaufhörlich bemühet waren. Selbst bis ganz nahe an unsere gegenwärtigen heillosen Zeiten, nämlich bis zum Anfange des verflossenen Jahrhunderts war, besonders in Frankreich z. B. das Studium der Dogmatik, der Kirchengeschichte, und besonders das Lesen und Forschen in den Schriften der Kirchenväter durchaus nicht aus den, für Knaben und Jünglinge aus den höhern Ständen, entworfenen Schul- und Lehr-Planen ausgeschlossen; und der große Condé, nachdem er in einem Alter von kaum 20 Jahren schon unverwelkliche Lorbeeren errungen, und gerade von einem glänzenden Feldzug zurückgekommen war, hatte Willen und Fähigkeit, in einer öffentlichen, theologischen Disputation, dem damals noch jungen, aber nachher so groß und berühmt gewordenen Bossuet, als Opponent gegen über zu treten. — Heute zu Tage ist dieses freilich ganz anders. Einige, gewöhnlich nicht einmal sehr zusammenhängende Reminiscenzen aus dem im Knabenalter dürftig genossenen Catechismus-Unterricht hält man jetzt für einen, für das ganze Leben vollkommen hinreichenden Vorrath; und die unverzeihligste Unkunde, die crasseste Unwissenheit nicht blos in den ehrwürdigsten Institutionen, wie in den sinn- und geheimnißvollen Gebrauchen und Ceremonien unserer heiligen Kirche, sondern selbst in manchen deren wesentlichsten Dogmen, glaubt man jetzt mit den vier Worten zu rechtfertigen: Ich bin kein Theolog. Aber sind wir denn nicht alle berufen, Theologen zu seyn, das heißt, in der Erkenntniß Gottes und unsers Heils täglich weitere Fortschritte zu machen, in den Geist der unendlich weisen, das ewige Wohl der Menschheit bezweckenden göttlichen Offenbarungen, Fü-

Vie de Boss. p. l'Ab. Bausset

2. Bisher hatte Tiberius sich stets einer unun-

---

gungen und Satzungen täglich weiter einzudringen, mit jedem Tage uns immer tiefer in den Abgrund göttlicher Weisheit, Liebe und Erbarmung zu versenken! Sind wir nicht alle berufen, nicht nur den Namen Jesu öffentlich, laut und frei zu bekennen, sondern auch, wie der große Apostel sagt, einem Jeden, der uns darum fragt, Rechenschaft von unserm Glauben zu geben, und die Gründe desselben ihm vorzulegen? Sind wir endlich nicht alle verbunden, dem in Zweifeln fluthenden, von jedem Wind der Weisheit dieser Welt hin und her getriebenen Bruder eine hülfreiche Hand und dessen Glauben eine feste Stütze zu bieten? Wird man aber dieses zu leisten fähig seyn, wenn man nicht im Stande ist, das was man in seinem eigenen glaubigen Gemüthe sorgsam bewahrt, auch in Begriffen und Lehrsätzen zu entfalten, in Worte einzukleiden und, durch ein logisch geordnetes System, es seinem Verstande stets zu vergegenwärtigen? Und endlich gibt es wohl eine andere Philosophie, oder hat es je eine andere gegeben, als — Theologie? Man durchgehe nur die Geschichte aller sogenannten alten oder neuen Philosophien und Philosopheme, dieser müßigen, mit Worten und Begriffen seit Jahrtausenden, nur stets in wechselnden Formen, getriebenen Spiele, wobei man immer nur nach Phantomen und Luftbildern hascht, nie eine Wahrheit gewinnt, wohl aber den Besitz jener, die einem schon geworden, nicht selten wieder verliert; kurz, Philosophien und Philosopheme, die weder den unsterblichen Geist erheben, noch den Verstand bereichern, oder das Gemüth veredeln, stets hoch in den Lüften über dem Leben schweben, aber nie wohlthätig in dasselbe eingreifen; und dem verwundeten Herzen, wenn des Schicksals harte Hand es blutig gedrückt, nichts als leere Worte und täuschende Verheissungen zu bieten haben. — — Aber so wie jetzt leider der ganze Ritus unsers öffentlichen, wie häuslichen Lebens sich immer mehr dem Heidenthum nahet; eben so tragen dessen Spuren auch schon unsere ganze wissenschaftliche Cultur und geistige Bildung, und immer meh-

terbrochenen Gesundheit zu erfreuen gehabt. Der Genuß einiger unreifen, oder ungesunden Feigen, welche er des Morgens nüchtern zu sich nahm, zog ihm eine Unpäßlichkeit zu. Anfänglich hielt man es blos für unbedeutend und vorübergehend; aber wahrscheinlich lag schon ein schwererer Krankheits-Stoff in dem Körper des geliebten Monarchen, denn jene Unpäßlichkeit erzeugte nach und nach ein stetes Unwohlseyn, welches, verbunden mit einer immer fühlbarern Abnahme aller Kräfte, die Aerzte endlich für eine abzeh-

---

werden diese sich jenem nähern, so lange nicht in dem Gebiete der Wissenschaften Theologie die erste und erhabenste Stelle einnimmt, und so lange nicht Schul-Lehr- und Erziehungsplane entworfen werden, nach welchen ein vollständiger, erschöpfender Unterricht in allen Zweigen der Wissenschaft des Heils den allein sichern und festen Grund zu jeder fernern wissenschaftlichen Ausbildung legt. Wissenschaft und Kunst bilden das geistige Element unsers Lebens. Alles kommt also darauf an, daß es die rechte Wissenschaft, die rechte Kunst sey. Man spricht jetzt so viel von der hohen Cultur der Griechen und Römer; man strebt, dieselbe wieder herbeizuführen. Aber jene wenigen, wahrhaft großen Männer des heidnischen Alterthums, die wir mit Recht bewundern, folgten stets dem Lichte, das jedem Menschen leuchtet, der in die Welt kommt; diesem folgen wir aber nicht, denn indem wir das ungleich höhere Licht der Offenbarung auszulöschen bemüht sind, erstickt jenes von sich selbst; und dann muß nothwendig auf dieser Bahn, wenn wir auf derselben fortwandeln, ein immer fühlbarer werdendes Zurückschreiten der sich selbst überlassenen Vernunft, ein immer tieferes Verirren in Nebel, Nacht und Finsterniß, und endlich, was unzertrennlich davon ist, ein völliges Versenken und Untergehen des menschlichen Geistes in den Kräften der materiellen Welt, das schöne Resultat unserer gepriesenen Aufklärung, das traurige Loos künftiger, vielleicht schon nächst kommender Generationen werden.

rende Krankheit erklärten. Um eine reinere und gesündere Luft zu genießen, bezog Tiberius im Sommer des Jahres 582 den Pallast Hebdomon in Chalcedon. Aber leider stand der menschenfreundliche Fürst an dem Ziel seiner irdischen Laufbahn, und weder die Künste der Aerzte, noch der wohlthätige Einfluß des sanften Climas von Chalcedon, vermochten mehr seine Tage zu verlängern. Indessen war es nicht der Verlust seiner Krone und seines Lebens, was sein Herz beunruhigen konnte; nur das Wohl des Reiches, das er zurückließ, das Glück der Völker, die er wie seine eigene Familie liebte, waren der Gegenstand seiner zärtlichen Besorgniß. Tiberius hatte nur zwei Töchter, Constantine und Charito. Keinen Nachfolger zu ernennen, schien ihm gefährlich, noch gefährlicher, die Krone Einem zu überlassen, welcher derselben nicht würdig seyn möchte.

3. Mehrere Tage wankte sein Entschluß zwischen seinem großen Feldherrn Mauritius und dem edlen Justinianus *). Beide waren Männer von hohem Geiste und großartigem Charakter. Wie es scheint, gab aber der von Ersterem unlängst über die Perser bei Constantine erfochtene, glänzende und entscheidende Sieg, auf Tiberius Wagschale des Verdienstes endlich den Ausschlag. Am 5. August desselben Jahres ernannte Tiberius den Mauritius zum Cäsar und bezeichnete ihn zugleich, als den künftigen Gemahl seiner ältesten Tochter, der Prinzessin Constantine. Die zweite, Charito ward mit Germanus, dem Sohne des ältern Germanus aus dessen zweiter Ehe mit Mathasunta, des großen Theodorichs Enkelin, verlo

*) Nämlich jenem schon öfters erwähnten Justinian, welcher ein Sohn des Germanus und jüngerer Bruder des ermordeten Justinus war.

4. Acht Tage darauf wurden alle in Constantinopel anwesenden Großen, der Patriarch und dessen gesammte Geistlichkeit, ferner der ganze Senat und die höhere Magistratur der Stadt nach dem Palaste Hebdomon berufen. In einer Senfte wurde Tiberius in den Thronsaal getragen. Nur gestützt und gehoben von einigen Kronbeamten, vermochte er jetzt zum letztenmal einen Thron zu besteigen, den er schon nach wenigen Tagen auf immer verlassen sollte. Zu schwach, um selbst zu sprechen, wählte Tiberius seinen ersten Quästor, (Kanzler) den mit ungemeiner Wohlredenheit geschmückten Johannes, zum Organ seiner Gesinnungen. Grabesstille herrschte in dem weiten Saale und der zahlreichen Versammlung. Jedes Herz brach bei dem Anblick des sterbenden Kaisers; und alle Augen hingen an den Lippen des Johannes, als dieser endlich zu sprechen begann. „Römer! so „wie euer Glück mich mein ganzes Leben hindurch „einzig beschäftigte, eben so ist auch jetzt, wo ich am „Ziele meiner Laufbahn stehe, das Wohl des Reiches „der einzige Gedanke, der mich beunruhiget, und ich „glaube in mir die Stimme eines Jeden von Euch zu „hören, die mir zuruft:" Du hast in deinem Leben für uns gesorgt, und nun ist es deine Pflicht, auch dafür zu sorgen, daß selbst nach deinem Tode es uns noch wohlergehe. „Bald werde ich vor dem Richter„stuhle des Königs der Könige stehen, und dann „wird zwischen Mir und dem geringsten meiner Unter„thanen kein anderer Unterschied seyn, als blos die „Größe und Schwere der auf mir lastenden Verant„wortung. Aber gewiß würde ich alsdann nicht blos „über meine Handlungen, sondern auch über jene „meines Nachfolgers Rechenschaft ablegen müssen, „wenn ich jetzt nicht demjenigen die Krone überlasse, „den ich nach der innersten Ueberzeugung meines Ge„wissens auch für den würdigsten halte. — Durch sei

„ne Siege über die Perser, wie durch seine Tugenden „und seine in allen ihm anvertrauten Geschäften er„probte Einsicht, hat Mauritius bewiesen, daß er „eben so fähig ist, das Reich gegen äußere Feinde zu „schützen, als durch weise und gerechte Verwaltung „das Glück der Unterthanen zu befestigen. Ihn er„kläre ich also jetzt zum Kaiser und zu meinem Nach„folger, und um alle meine Unterthanen von der Rein„heit meiner Gesinnungen bei dieser Wahl zu überzeu„gen, gebe ich dem Mauritius zugleich die Hand mei„ner Tochter, nehme ihn als Sohn in meine Familie „auf, und lege deren Glück und Wohl ruhig in seine „Hände nieder." — Mauritius warf sich zu den Füßen des Kaisers, und dieser sammelte alle seine Kräfte, um mit eigener Hand ihm das Diadem um die Stirne zu winden. Da aber Tiberius die Krone gerade so übergeben wollte, wie er sie erhalten hatte, so wandte er sich nun auch in einer kurzen Rede, aber voll des tiefsten Inhalts, an den neuen Augustus, zu welchem, wie Tiberius sagte, er jetzt wie ein Vater zu seinem Sohne sprechen könne. In wenigen Worten führte er seinem Sohne und Nachfolger, in dem feierlichen Momente seiner Erhöhung, die wichtigsten Pflichten seines künftigen Regentenberufes vor die Seele. Stets müsse die Gerechtigkeit neben ihm auf dem Throne sitzen, und nur Liebe und nicht Furcht die ihm unterworfenen Völker in dem Gehorsam erhalten. „Stehe aber ja nicht in dem Wahne, daß, weil „durch das Glück über alle andere Menschen erhoben, „Du auch alle Andere an Weisheit, Einsicht und „Klugheit übertrafest. Fliehe daher, gleich der Sün„de, jene mit der höchsten Gewalt gewöhnlich verbun„dene Niedrigkeit der Seele, die weder Widerspruch „noch Tadel erträgt, und jeden guten Rath, wie jede „Belehrung verschmähet." — Endlich bat er in den rührendsten Ausdrücken den neuen Kaiser, daß er in

der Liebe zu seinem Volke und in der Sorgfalt für dessen Wohl ihm, seinem sterbenden Vater, ein bleibendes Denkmahl errichten möge.

5. In dem Besitze eines grosen Gutes fühlt man dessen ganzen Werth nie so sehr, als in dem Augenblicke, wo der Verlust desselben uns drohet. Die ganze, so mannigfaltig gemischte, zahlreiche Versammlung war bis zu Thränen gerührt, und nur schwach in der Brust zurückgehaltene Seufzer unterbrachen die feierliche Stille, welche auf die Rede des Kaisers folgte. Tiberius, selbst tief ergriffen, machte endlich der rührenden Scene ein Ende. Er befahl, die Erhöhung des Mauritius den auf dem Hebdomon versammelten Einwohnern von Constantinopel bekannt zu machen. Der neue Kaiser zeigte sich dem Volke, empfing dessen Huldigung durch den gewöhnlichen, dreimaligen frohen Zuruf, und warf dann, eine Menge Gold- und Silber-Münzen unter dasselbe aus. Als dieses vorüber war, ließ Tiberius, ganz erschöpft, sich wieder nach seinem Schlafgemach in sein Bette zurückbringen. Der letzte Akt seines kurzen, aber segenvollen Lebens war nun zu Ende; der Vorhang fiel, und Tiberius starb gleich am folgenden Tage, nämlich am 14. August des Jahres 582, nachdem er drei Jahre und neun Monate als Cäsar, und drei Jahre, zehen Monate und neun Tage, als einziger Augustus geherrscht hatte.

6. Der Schmerz über den Tod dieses wahren Vaters seiner Völker war aufrichtig und ungeheuchelt. Als die kaiserliche Leiche von Chalcedon nach Constantinopel gebracht ward, zog die ganze Stadt, im Gewand der tiefsten Trauer und mit brennenden Fackeln in der Hand, an das Gestade des Meeres, um dort die kostbare Reliquie zu empfangen. In der Kirche

zu den heiligen Aposteln, dem gewöhnlichen Begräbnißort der Kaiser, fand auch Tiberius seine Ruhestätte; und die vielen, an seinem Grabe geflossenen Thränen waren die schönste und rührendste Lobrede auf seine Tugenden und sein höheres Verdienst.

7. Dem Willen des großen Verstorbenen zu Folge, ward, sobald die Zeit der Trauer vorüber war, die Vermählung des Kaisers mit der Prinzessin Constantine gefeiert. Ein Fest folgte dem andern, und Alles, was den Glanz des Thrones erhöhen konnte, mußte jetzt dazu beitragen, diese festliche Tage zu verherrlichen. Eine ganze Woche hindurch wurden Hof und Stadt in einem ununterbrochenen Freudentaumel erhalten; und da Mauritius, obgleich er im Ganzen genommen an Verdienst seinem Vorgänger nachstand, dennoch alle Tugenden eines Privatmannes mit jenen eines Regenten auf dem Throne verband, mithin auch in der Verwaltung der Geist und die Grundsätze des Tiberius noch immer fortlebten; so verlor sich die allgemeine Betrübniß sehr bald in dem geräuschvollen Getümmel einer neuen Regierung, in dem Glanz der Morgenröthe einer neuen Sonne, deren, besonders im Anfang, milder und belebender Strahl die Römer bald vergessen ließ, daß sie einen der weisesten, leutseligsten und tugendhaftesten Monarchen verloren hatten.

XII.

1. In dem Jahre 558 verließen wir, im 19. Bande unserer Geschichte, die fränkische Monarchie gerade in dem Augenblicke, als sie, auf das neue unter dem Scepter Clotars 1. vereint, nun offenbar das gröste, mächtigste und gefürchtetste Reich in Europa war. Gewiß würde damals schon Frankreich, als

vorherrschende Macht, durch seinen Einfluß bald dem ganzen Abendlande das Gesetz und dem in seinem Innern zerrissenen, eigentlichen Deutschland eine Verfassung gegeben haben; hätten die bald darauf wiederholten Theilungen der Monarchie und die daraus entstandenen vielen blutigen, bürgerlichen Kriege die Macht des Reiches nicht wieder auf das neue gebrochen, in endlosem Bruderzwist die Kraft der Nation muthwillig zersplittert, den Charakter der Nation noch mehr verwildert, das königliche Ansehen geschmälert, und so Frankreichs gebietenden Einfluß auf die übrigen Reiche, auf viele Jahre hin, beinahe völlig vernichtet. Aber demungeachtet vielseitig verwebt in die Schicksale anderer Völker, verdient Frankreichs Geschichte um so mehr die Aufmerksamkeit des kirchlichen Schriftstellers, als diese Macht bald die einzige Schutzwehr des päbstlichen Stuhles gegen die furchtbaren Longobarden ward, und selbst nach dem Sturz des griechischen Exarchats die Päbste noch schützte, bis endlich Pipin und Carl der Große Roms Retter und völlige Befreier wurden, den Thron der Päbste um viele Stufen erhöheten, deren Unabhängigkeit begründeten, und den in dem grauesten Alterthum und an der Wiege des Christenthums errichteten, ehrwürdigen römischen Stuhl auch mit der ihm gebührenden, weltlichen Macht und zeitlichem Glanze umgaben.

2. Clothar I. erfreute sich nicht lange des ihm anheim gefallenen reichen Erbes seiner beiden Brüder und seines Neffen; er starb schon gegen das Ende des Jahres 561, nachdem er kurz vorher die Empörung seines Sohnes Chramnus gedämpft, und den diese Rebellion unterstützenden Grafen von Bretagne in einer entscheidenden Schlacht völlig besiegt hatte.

3. Clothar I. hinterließ vier Söhne, Chari-

bert, Guntram, Chilperich und Siegebert. Chilperich wußte sich der Schätze seines Vaters zu bemächtigen, und machte einen Versuch, das ganze Reich an sich zu reissen; aber seine Brüder zwangen ihn zu einer Theilung durch das Loos, und so erhielt nun Charibert das Königreich Paris, Guntram das Königreich Orleans mit Burgund, Chilperich das Königreich Soissons und Siegebert Austrasien. Charibert und Guntram waren Friede liebende Fürsten, und letzterer führte nie Krieg, ohne dazu gezwungen zu seyn; gegen seinen Willen ward er in die Händel seiner unruhigen, jüngern Brüder verflochten; suchte aber nie, aus dem Bruderzwist Vortheile für sich zu ziehen, zeigte vielmehr stets die gröste Bereitwilligkeit, die streitenden Partheien mit einander auszusöhnen, oder wenn er selbst eigene Beschwerden hatte, sich gütlich zu vergleichen. Das Wohl seiner Völker lag ihm am Herzen, und dasselbe blutete bei den Drangsalen, die seine Unterthanen in Kriegszeiten von seinen eigenen wilden Schaaren erdulden mußten, und die er doch nicht lindern konnte. Auch der Geistlichkeit erwieß er geziemende Ehre, ward der Wohlthäter mancher Kirche, und zeigte in manchen seiner Handlungen einen ächten religiösen Sinn; kurz, ohne ein ausgezeichneter Regent zu seyn, war Gunthram ein guter, sanfter, friedliebender Herr, leutselig gegen jederman, und gerecht sogar mit Hintansetzung seines eigenen Vortheils; welches gewiß in jenen Zeiten eine ziemlich seltene Erscheinung war. Nur Schade, daß seine Güte oft Schwäche ward, die, wenn von seinen Vertrauten mißbraucht, sogar einigemal in Ungerechtigkeit und Grausamkeit gegen Andere ausartete. *)

---

*) So z. B. liebte Guntram seine Gemahlin Austregildis sehr zärtlich. Als diese nun krank ward, und sich endlich dem Tode ganz nahe fühlte, jedoch noch gar

4. Alle vier Söhne des Clothar waren für die damalige Zeit wohl unterrichtete Prinzen; aber der gelehrteste und gebildetste von Allen war unstreitig Charibert, König von Paris. Er war ein Herr von lebhaftem und durchdringendem Verstande, dabei gerecht, edel, freigebig, freundlich im Umgange, und würdevoll in seinem ganzen Benehmen. Er liebte Künste und Wissenschaften, war der lateinischen Sprache so mächtig, wie seiner eigenen und, der fränkischen wie römischen Rechte und Gesetze vollkommen kundig; saß er sehr oft zu Gericht, und seine Aussprüche waren stets eben so weise, als gerecht. In den National-versammlungen der Großen seines Reichsantheils ward er gleich einem Orakel gehört; seine Vorschläge waren immer die weisesten; und den Gesandten, welche er an seine Brüder, oder an fremde Höfe schickte, entwarf er gewöhnlich ihre Instruktionen mit eigener Hand. Schade, daß diese trefflichen Eigenschaften durch

---

keine Lust zu sterben hatte, so bat sie ihren Gemahl, die beiden Ärzte, die sie in ihrer Krankheit behandelt, nach ihrem Tode hinrichten zu lassen. Der zärtliche Gemahl versprach es, hielt auch pünktlich was er versprochen hatte, und die beiden unglücklichen Aesculape, wovon der Eine Nicolaus, der Andere Donatus hieß, wurden, sobald Austregildis todt war, wirklich enthauptet. — Bemerken müssen wir bei dieser Gelegenheit, daß, nach den fränkischen Gesetzen, der Arzt, von welchem geglaubt ward — denn eine eigentliche gerichtliche Ueberführung war hier nicht wohl möglich, — daß er durch seine Ungeschicklichkeit, oder Nachlässigkeit den Tod eines ihm anvertrauten Kranken veranlaßt habe, den Anverwandten des durch seine Kunst Getödteten, zu willkührlicher Bestrafung, übergeben ward. — Wahrscheinlich wurden dergleichen sinnlose Gesetze wenig oder gar nicht gehandhabt; denn sonst wäre es gar nicht zu begreifen, wie noch ein vernünftiger Mensch damals praktischer Arzt hätte werden mögen.

Greg. Tou l. 5. c. 36

Unenthaltsamkeit und Unkeuschheit befleckt wurden. Ein Sclave der Wollust, ärgerte Charibert durch Bigamie und Ehebruch die Kirche und sein Volk; und als er sich, während seine rechtmäßige Gemahlin lebte, zum zweiten und drittenmale vermählte, ward er von Germanus, Bischof von Paris förmlich in Bann gethan. Charibert starb im siebenten Jahr seiner Regierung.*) Sein Länderantheil ward unter seinen drei Brüdern getheilt, und diese Theilung gab wie gewöhnlich wieder neuen Anlaß zu Unruhen und bürgerlichen Kriegen. In seinen Sitten war Gunthram geregelter, als Charibert, aber an Fähigkeiten stand er demselben bei weitem nach.

5. Völlig verschieden von den ältern Brüdern, an Charakter, wie an Kopf und Gemüthe, waren die beiden jüngern, Chilperich und Sigebert. Eben so ausschweifend, wie Charibert, besaß Chilperich weder den Verstand noch die Herzensgüte seines Bruders. Zwar war er ein sehr gelehrter Herr; aber seine Gelehrsamkeit glich einem todten Capital, das weder ihm selbst noch seinen Völkern Zinsen abwarf. Ehrgeizig, ländersüchtig und daher ungerecht, treulos, unruhig und unfriedsam, athmete er nichts, als Eroberung und Krieg; aber des Krieges unkundig, obgleich tapfer für seine Person, waren seine Plane gewöhnlich schlecht berechnet, daher auch jede seiner kriegerischen Unternehmungen ihm mißlang.**)

*) Gregor von Tours hat nur Chariberts Laster, und ein anderer gleichzeitiger Bischof, nämlich Venantius Fortunatus blos die guten Eigenschaften dieses Königes uns aufbewahrt. Wahrscheinlich war also dessen Charakter eine Mischung von beidem.

**) Chilperich machte auch Verse und schrieb eine Meng

6. In seinen Sitten der tadelloseste war unstreitig Siegebert, König von Austrasien. Um ihren Lüsten desto zügelloser zu fröhnen, hatten die drei ältern Brüder sich Gemahlinen von der niedrigsten Abkunft gewählt. Nach Belieben konnten sie dieselben entlassen, auch Concubinen, so viel sie nur wollten, sich beilegen, und sogar, wenn es ihnen einfiel, mit einer derselben, wenn auch ihre Gemahlinnen noch lebten, sich auf das neue wieder vermählen. Das Band der Ehe hatte seine Heiligkeit verloren, und thierische Wildheit trat an die Stelle ehelicher Keuschheit und Treue. Nur Siegebert machte hierin eine Ausnahme. Er warb um des westgothischen Königes Athanagilds Tochter, und erhielt die Hand dieser Prinzessin und mit ihr einen, für die damaligen Zeiten ganz ungeheuern Brautschatz.

7. Die Franken, welche in eine lange, in grauem Alterthum sich verlierende Reihe edler Ahnen einen ungemein hohen Werth legten, waren ganz entzückt über diese Verbindung eines ihrer Fürsten mit einer Königstochter. Zudem war Brunehilde, so hieß die Prinzessin, eine wahre Perle ihres Geschlechtes. Geschmückt mit allen Reitzen körperlicher Schönheit, stand sie in der Blüthe ihres Alters, und voll Anmuth und holder Rede, ergoß sich über ihr ganzes Wesen eine unbeschreibliche Grazie, welche alle Herzen unwiderstehlich ihr gewann. Mit diesen äußern Gaben verband sie einen lebhaften Geist, vielen Verstand, dabei nicht minder treffliche Eigenschaften des Herzens *) und eine, bei Frauen höchst seltene

Gedichte in lateinischer Sprache, welche der stets schlagfertige Venantius Fortunatus (Lib. 9. carm. 1.) wie es sich versteht, pflichtschuldigst lobt und ungemein erhebt.

*) Als Siegfried sich mit Brunehilde vermählte, sagte Gre-

männliche Charakterstärke. In der öffentlichen Meinung der Franken stieg nun durch diese Vermählung Siegeberts Ansehen eben so sehr, als jenes seiner Brüder dadurch herabsank. So lange Siegebert lebte, hatte er, besonders, nach seines Bruders Chariberts Tod, stets einen überwiegenden Einfluß sowohl auf seine Brüder, als auf die Gesammtnation der Franken.

8. Dem lauernden Chilperich waren die Vortheile der glänzenden Vermählung seines Bruders nicht entgangen. Er wollte dessen Beispiel folgen, und warb bei Athanagild um Brunehildes ältere Schwester Galswinda. Aber sein ausschweifendes Leben war dem westgothischen König bekannt, und nur mit vieler Mühe konnte er die Hand der Prinzessin erhalten, und zwar unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er alle seine Concubinen sogleich von seinem Hofe entfernen sollte. Von allen seinen Frauen, denn so nannte man damals auch die Beischläferinnen der Könige, hatte Fredegunde über Chilperichs Herz die gröste Gewalt; sie allein machte also eine Ausnahme, und blieb auch, nach der Vermählung des Königs, noch wie bisher an dessen Hofe zurück. Es dauerte nicht lange; so entdeckte die Königin das geheime Einverständniß ihres Gemahls mit Fredegunde. Die tugendhafte Königstochter drang auf schleunige Entfernung der verschmitzten Buhlerin; sie drohete, Soissons zu verlassen und zu ihrem Vater nach Spanien zurückzukehren. Aber Chilperich hatte weder Kraft noch Willen, seine schmachvollen Fesseln zu zerbrechen; leichter ward es ihm,

---

gor von Tours von dieser Prinzessin: erat puella elegans opere, venusta aspectu, honesta moribus atque decora, prudens concilio et blanda colloquio. — (lib. 4. c. 27.)

das schöne Band zu zerreissen, das an eine liebenswürdige Gemahlin ihn knüpfte und die edle Galswintha, die sich in vollkommener Gesundheit niedergelegt hatte, ward am andern Tag todt in ihrem Bette gefunden.

9. Auf Chilperich und Fredegunde fiel sogleich der Verdacht heimlicher Ermordung; bald ward derselbe volle Gewißheit; denn wenige Wochen darauf vermählte Chilperich sich öffentlich mit Fredegunde, und das ganze Franken-Land nannte nun Chilperich und seine Gemahlin, Mörder und Mörderin der unglücklichen Galswintha. Brunehilde hatte ihre Schwester zärtlich geliebt; deren Tod zu rächen, war jetzt der einzige Gedanke, der ihre Seele beschäftigte, der einzige Wunsch, der ihre Brust erfüllte. Auch ihrem Gemahl Siegebert die nämlichen Empfindungen mitzutheilen, kostete ihr wenig Mühe. Die Fredegunde haßte sie von ganzem Herzen, denn sie erblickte in ihr die Mörderin ihrer geliebten Galswintha. Aber Fredegunde war nicht minder auf ihrer Hut, denn auch sie erkannte in Siegeberts Gemahlin jetzt ihre unversöhnlichste Feindin. So wenig wie Brunehilde, fehlte es auch Fredegunde an Verstand und Festigkeit des Charakters; sie war klug und schlau, besaß die Kunst der Verstellung im höchsten Grade, wußte noch besser, als die westgothische Prinzessin sich in die Zeitumstände zu schmiegen, und ihr an Hülfsmitteln erfindungsreicher Kopf wußte stets noch einen Rath, wo alle übrigen keinen mehr wußten und, wenig gewissenhaft in der Wahl ihrer Mittel; nahm sie gewöhnlich, wenn nichts mehr helfen wollte, auch zu Gift, oder den Dolchen gedungener Meuchelmörder ihre Zuflucht. Wenn Brunehilde jetzt Alles

anwandte, um Fredegunde zu stürzen; so setzte auch diese nun Alles in Bewegung, um gegen ihre übermächtige Gegnerin sich zu behaupten; und der persönliche, stets durch neu hinzutretende Umstände noch mehr entflammte Haß beider Königinnen verwandelte, auf länger als eine ganze Generation hindurch, Frankreich in einen greulvollen Tummelplatz der wildesten Leidenschaften.

10. Wir sind nicht gesonnen, uns hier in ein ekelhaftes Detail der von jetzt an ununterbrochenen Kriege der drei Brüder und ihrer Söhne hier einzulassen; dieselben bieten wenig historisches Interesse, hatten auch kein anderes Resultat, als blos völlige Verwilderung und Demoralisirung der Nation, beispiellose Frechheit und Gesetzlosigkeit unter den Großen, zügellose Unbändigkeit unter dem Kriegsvolk, Treulosigkeit, Meineid, Mord, Raub, besonders Frauenraub, kurz, jede die Menschheit entehrende Ausgelassenheit, und diese stets im Gefolge aller übrigen, nur die Kriege der wildesten und rohesten Barbaren begleitenden Greul.

11. Mit schlechtem Erfolge kriegte indessen stets Chilperich gegen seinen Bruder Sigebert. Dieser, wie wir schon erwähnt, stand bei der ganzen Nation der Franken in großem Ansehen. Der größte Theil von Chilperichs Großen und Vasallen ging also endlich zu Sigebert über. Sie kamen zu ihm in sein Lager bei Vitri, setzten ihn auf ein Schild und riefen ihn zum König von Soissons aus. Chilperich, der, eingeschlossen in Dornick, von seinem Bruder belagert ward, stand auf dem Punkte sich ergeben zu müssen, und dann wahrscheinlich mit geschornem Kopfe sein Leben in irgend einem Kloster zu beschließen. Alles schien für ihn verloren, als Fredegunde nach ihrer

Art abermals ein Mittel fand, ihren Gemahl zu retten. Sie gewann durch die glänzendsten Versprechungen zwei ausgemachte, vollendete Bösewichte. Diese begaben sich in das Lager bei Vitri und begehrten, unter dem Vorwande, dem König wichtige geheime Nachrichten mittheilen zu müssen, unverzüglich vor denselben gelassen zu werden. Sigebert ließ sie eintreten; aber sobald sie vor ihm erschienen, fielen sie ihn von zwei Seiten an, und stießen ihm ihre vergifteten Dolche in den Leib. Die Mörder verstanden trefflich ihre Kunst; denn der König sank auf der Stelle todt zur Erde. (575.) Wäre Sigebert nicht stets in unselige Kriege mit seinen Brüdern verwickelt gewesen; hätte ihm gar, als seinem einzigen Beherrscher, die ganze Nation der Franken gehorcht; so würde er sicher eine der ersten Stellen unter den größten Monarchen Frankreichs sich erworben, vielleicht selbst den Ruhm seines Grosvaters, des Gründers der fränkischen Monarchie noch übertroffen haben.

12. Durch Sigeberts Tod gewannen nun Chilperichs Angelegenheiten plötzlich einen unerwarteten Umschwung. Die Mehrsten von seinen Vasallen, welche dem Sigebert sich zugewandt, kehrten wieder zu ihrem rechtmäßigen König zurück, und selbst Viele der austrasischen Großen, welche die Familie ihres ermordeten Königes für verloren hielten, gingen zu Chilperich über. Dieser hoffte sich jetzt des ganzen Königreiches Austrasien zu bemächtigen. Brunehilde, welche ihr Gemahl in Paris gelassen hatte, ließ er demnach sammt ihren Kindern genau bewachen. Aber Herzog Gundobald fand Mittel, das Kind Childebert, Sigberts Sohn, der Gewalt seines Oheims zu entziehen. Er brachte ihn glücklich nach Metz, wo der junge Prinz von den Austrasiern, unter dem größten Jubel zum König ausgerufen ward. Als Chilpe-

rich dieses erfuhr, ließ er Childeberts Mutter, Brunehilde unter starker Bedeckung nach Ro bringen.

13. Aber obgleich eine Gefangene, wu dennoch Brunehilde, selbst an Chilperichs Hofe, Fredegunden noch furchtbar zu machen. — A seiner ersten unglücklichen, Fredegundes wegen, ihm verstoßenen Gemahlin Audovera hatte C perich drei Söhne, Theudebert, Merove und Chlodowig. Alle drei Prinzen haßten ganzem Herzen Fredegunde, die sie als die ein Urheberin des Unglückes und der Schmach il Mutter betrachteten. Brunehildes Schönheit und muth gewannen ihr bald das Herz des jungen M roveus, auch sie war dem Prinzen nicht abh und als dieser von seinem Vater mit einem H nach Poitou geschickt ward, benutzte er diese G genheit, ging in Geheim nach Rouen, und w von dem frommen Bischofe Prätextatus, der Taufpathe und daher ihm vorzüglich ergeben w mit Brunehilde getraut. Als Chilperich dieses fuhr, eilte er sogleich nach Rouen, um jede mö che Empörung seines Sohnes gleich in ihrer Ge zu ersticken. Meroveus und Brunehilde flohen die Kirche des, in ganz Gallien als Patron Landes hochverehrten heiligen Martins. Chilpe hatte nicht den Muth sie greifen zu lassen. was ihn abhielt, war nicht die Heiligkeit Ortes, nicht eigene Frömmigkeit, denn von ser glimmte auch nicht ein Funke in seiner B sondern es war blos knechtische Furcht vor heiligen Martin, indem über ganz Frank der Glaube und die feste Ueberzeugung verbr waren, daß augenblicklicher Tod den Frevler fen würde, welcher sich erkühnte, die Freist

dieses Heiligen zu verletzen. Chilperich war gezwungen, in Gegenwart des Bischofes eidlich zu versprechen, die Ehe seines Sohnes mit Brunehilde zu genehmigen. Wirklich umarmte er auch Beide, als sie vor ihm erschienen, zog sie sogar an seine Tafel, zwang aber, als er Rouen verließ, seinen Sohn, ihm zu folgen. Noch sorgsamer als vorher, ward jetzt Brunehilde bewacht, erhielt aber bald nachher, auf die wiederholten, immer zudringlicher werdenden Vorstellungen Childeberts, endlich die Erlaubniß, sich zu ihrem Sohne nach Metz zu begeben.

14. Niemand war jetzt unruhiger und besorgter, als Fredegunde; ihre gegenwärtige Lage schien ihr gefährlicher, als ehemals. Der über das mächtige Austrasien herrschte, so wie der, welcher einst über das Königreich Soissons herrschen sollte, waren Brunehilds Sohn und Gemahl; zudem lebte auch noch Audovera, deren Gefangenschaft den Haß des Sohnes gegen die Stiefmutter täglich noch mehr entflammen mußte. Von der, wie sie wähnte, ihr zunächst drohenden Gefahr suchte sie sich also auch zuerst zu befreien. Durch ihre gewöhnlichen Künste gelang es ihr, den Meroveus bei seinem Vater zu verdächtigen. Der Prinz ward verhaftet, entfloh jedoch bald aus seinem Gefängnisse, und kam nach mancherlei Schicksalen endlich glücklich nach Metz. Aber leider konnte Brunehild jetzt mit Nachdruck sich ihres Gemahls nicht annehmen. Ihr Sohn Childebert hatte, seines allzu jugendlichen Alters wegen, noch nicht selbst die Regierung übernommen. Alle Gewalt lag in den Händen der Großen, und unter diesen hatten sich seit einiger Zeit zwei mächtige Faktionen gebildet; die Eine hielt die Parthei der Königin, die Andere, noch mächtiger, als die Erstere, stand Brunehild

feindlich gegenüber, und suchte jede ihrer Maßregeln zu durchkreuzen. Indessen hätte Meroveus vielleicht doch einstweilen ruhig und sicher an der Seite seiner Gemahlin leben können; aber einige Verräther aus Terrouane sandten ihm Botschaft: Er möchte ihnen vertrauen und zu ihnen kommen; sie würden sich ihm unterwerfen und gegen seine Stiefmutter ihn schützen. Der unglückliche Prinz folgte der Einladung, ging nach Terrouane, ward gleich bei seiner Ankunft gefänglich niedergeworfen und sein Vater davon benachrichtiget. Chilperich eilte selbst nach Terrouane, fand aber, als er ankam, seinen Sohn schon nicht mehr unter den Lebenden; denn auf Fredegundes Befehl war er gleich in der ersten Nacht in seinem Gefängniß ermordet worden. Dem Vater ward gesagt, in seiner Verzweifelung habe sein Sohn Einen seiner Gefährten ersucht, ihm sein Schwert in den Leib zu stoßen, und dieser habe die traurige Bitte des unglücklichen Prinzen erfüllt.

15. Die Hoffnung, ihren eigenen Söhnen den Weg zum Thron zu bahnen, hatte bei Fredegunde zu Meroveus Ermordung nicht wenig beigetragen; aber die Strafe folgte auf dem Fuße; denn ihre drei Söhne starben schnell nach einander hinweg. Für ihren Schmerz, über den Verlust ihrer Kinder, suchte nun Fredegunde in dem Blute des letzten Sohnes der unglücklichen Audovera einige Linderung. Sie klagte den Prinzen Chlodowig bei dem Vater an, er habe aus Haß gegen seine Stiefbrüder dieselben vergiftet. Der leichtgläubige Chilperich ließ seinen Sohn gefangen setzen; und nun ward auch dieser, auf Anstiften seiner Stiefmutter, in seinem Gefängniß ermordet. Dem König ward hinterbracht, in einem Anfalle von Wuth habe sein Sohn sich selbst entleibet. Einige Tage nachher ward

Chlodwigs Mutter, die verstoßene Audovera, die nun schon so viele Jahre von ihrem kummervollen Leben in klösterlicher Gefangenschaft vertrauert hatte, auf Fredegundes Befehl erwürgt.

16. Die am Hofe von Metz gegen Brunehild feindlich gesinnte Parthei gab sich alle Mühe, die zwischen Austrasien und Gunthram, König von Burgund, bestehenden freundlichen Verhältnisse zu stören. An der Spitze dieser Faktion standen Egidius, Bischof von Rheims und die zwei angesehenen Grafen Ursio und Berthefried, alle drei, wo nicht im Solde, doch geheime Anhänger der Fredegund. Die Stütze der Parthei der Königin war Lupus, Herzog von Champagne. Diesen suchten nun jene zuerst zu stürzen, und Berthefried und Ursio foderten ihn und seine Parthei zum Kampfe heraus. Als Brunehild dieß hörte, ergriff sie Schild und Schwert, setzte sich zu Pferde, und ritt mitten unter die sich schon herumtummelnden Haufen. Ursio rief ihr zu, sie möchte sich in Acht nehmen, daß sie nicht von den Pferden zertreten würde; sie sollte sich begnügen, ehemals unter ihrem Gemahl geherrscht zu haben; jetzt sey ihr Sohn König, und ihnen, den Großen Austrasiens, stünde es allein zu, für das Wohl des Reiches zu sorgen. Aber Brunehild ließ sich durch diese Worte nicht schrecken; sie wechselte Drohungen mit Bitten, und ging nicht eher von der Stelle, bis die Häupter, wenigstens dem Scheine nach, sich ausgesöhnt, und mit ihren Leuten den Kampfplatz verlassen hatten. Indessen glaubte doch Herzog Lupus sich nicht mehr sicher in Metz, und entfloh zu König Gunthram nach Burgund.

17. Bischof Egidius und seine Parthei ge-

wannen nun die Oberhand; das Ansehen der Königin sank; und obgleich Gunthram, der kurz vorher seine beiden Söhne verlohren, Childebert an Kindesstatt angenommen, und ihm auch die Nachfolge in allen seinen Ländern versichert hatte; so brachten Brunehilds Gegner es dennoch dahin, daß man sich König Chilperich immer mehr näherte, endlich selbst ein Bündniß mit ihm schloß; und wir finden einige Jahre nachher sogar Childebert im Bunde mit Chilperich, auf einem feindlichen Zug gegen seinen Oheim Gunthram. Aber das austrasische Heer, treu dem wahren Interesse seines Königes und der Nation, empörte sich auf dem Marsch gegen Childeberts treulose Rathgeber und unberufene Vormünder, und Bischof Egidius wäre sicher von den Soldaten erschlagen worden, hätte er nicht durch schleunige Flucht nach Rheims sich gerettet. Dieses unseligen Rathgebers entlediget, folgte Childebert nun einer gesundern Politik; Königin Brunehild gewann auf das neue Einfluß in die Geschäfte, und die Freundschaft zwischen ihrem Sohne und dem ohnehin so gutmüthigen und Friede liebenden Gunthram war nun bald wieder hergestellt.

18. Aber ein unvorgesehenes, schauerliches Ereigniß gab jetzt plötzlich dem Interesse der Höfe, wie dem Streben der dort herrschenden Partheien eine andere Richtung. — König Chilperich ward zu Chelles, eines Abends als er von der Jagd zurückkam, gerade in dem Augenblicke, wo er vom Pferde stieg, von zwei Meuchelmördern angefallen und rückwärts erdolcht. Bei dem Schrecken und der augenblicklichen Verwirrung, welche diese Greulthat erzeugte, zugleich auch begünstiget durch die Dunkelheit der Nacht, gelang es den beiden Bösewichten zu entfliehen, ohne daß es möglich

ward, auch nur die mindeste Spur von ihnen zu entdecken. (583.)

19. Fredegundes letzte und einzige Hoffnung beruhete jetzt auf einem Sohne, den sie ihrem Gemahl kaum ein Jahr vor seinem Tode geboren hatte. Aber über der Aechtheit der Geburt desselben schwebten sehr schwere, nicht leicht zu lösende Zweifel. Ueberall, auch in Burgund und von König Gunthram selbst ward geglaubt, der Knabe sey ein von Fredegunde, um ihrer Herrschaft auch nach dem Tode ihres Gemahls noch einige Dauer zu geben, mit Hülfe ihrer Wärterinnen untergeschobenes Kind. — Ohne Stütze, von Allen verlassen, von mächtigen und erbitterten Feinden bedrohet, und einer Menge großer Verbrechen sich bewußt, schien Fredegunde ohne Rettung verlohren. Aber auch die größten Gefahren vermochten Chilperichs Wittib nicht leicht zu schrecken; sie verlor weder Muth noch Gegenwart des Geistes; und ihr alles richtig berechnender Verstand, ihre tiefe Kenntniß der Menschen und deren Schwachheiten, und ihr in alle Gestalten und Formen sich leicht umwandelnder, und den Zeitumständen stets anschmiegender Charakter bereiteten ihr sogar auch jetzt wieder einen neuen Triumph über ihre Gegner. — Zuerst floh Fredegunde zu dem, ihr ziemlich wohlwollenden Bischof Ragnemod von Paris, nahm ihre Wohnung in dem Dom, und schickte von da aus einige ihrer Getreuen, als Gesandten an König Gunthram, ihn bittend um seinen Schutz, und daß er die Vormundschaft ihres zarten Sohnes, des Prinzen Clothar, übernehmen möchte.

20. Aber durch seine Gesandten klagte gegen Fredegunde bei dem König von Burgund nun auch Brunehilds Sohn, König Childebert von Austrasien.

Er beschuldigte sie des doppelten Mordes zwei Könige, nämlich des Siegeberts und jetzt ihres eigenen Gemahls. Diese letztere Beschuldigung scheint so ziemlich aus der Luft gegriffen; obgleich, nach dem Zeugniß des Gregorius von Tours, damals allgemein das Gerücht ging: Fredegunde sey Chilperichs Mörderin. Der im Rufe der Heiligkeit stehende Bischof Prätextatus von Rouen sagte es dieser Königin sogar in das Gesicht; fiel aber auch dafür bald darauf in seiner eigenen Kirche und beinahe an den Stufen des Alters, als Opfer eines geheimen Feindes, unter den Dolchstößen einiger gedungenen Meuchelmörder. Gunthram verwieß beide Theile zur Ruhe, versprach aber, unverzüglich nach Paris zu gehen, dort eine Versammlung fränkischer Großen zusammen zu berufen, und dann selbst zu Gericht zu sitzen. *)

---

*) Clothar hat viele Jahre nachher die Königin Brunhild der Ermordung seines wirklichen oder angeblichen Vaters beschuldiget; aber mit dem nämlichen Ungrunde, mit welchem er ihr noch andere Verbrechen zu Last legte. Hätte, als die That geschehen war, auch nur ein Schein von Verdacht Childeberts Mutter getroffen, so würde Fredegunde, als Childebert sie selbst des Mordes ihres Gemahls anklagte, ganz gewiß diese Anklage auf Brunehild zurückgeschleudert haben. Indessen ist eben so wenig erwiesen, daß Fredegunde die Mörderin war. Das Zeugniß des Bischofes Prätextatus ist zwar von Gewicht; aber Gregor von Tours nennt und erwähnt niemand; sondern spricht blos von einem, sich damals unter dem Volke verbreiteten Gerücht, das, wie die mehrsten dergleichen Gerüchte, sehr wohl von Leichtfertigkeit oder Bosheit erfunden und von der Leichtgläubigkeit verbreitet worden seyn konnte. Der Mönch Aimon ist der erste, der in seiner Geschichte sehr umständlich erzählt, Fredegunde habe mit dem Grafen Leudast in ehebrecherischem Umgange gelebt, und sey

6. In seinen Sitten der tadelloseste war unstreitig Siegebert, König von Austrasien. Um ihren Lüsten desto zügelloser zu fröhnen, hatten die drei ältern Brüder sich Gemahlinen von der niedrigsten Abkunft gewählt. Nach Belieben konnten sie dieselben entlassen, auch Concubinen, so viel sie nur wollten, sich beilegen, und sogar, wenn es ihnen einfiel, mit einer derselben, wenn auch ihre Gemahlinnen noch lebten, sich auf das neue wieder vermählen. Das Band der Ehe hatte seine Heiligkeit verloren, und thierische Wildheit trat an die Stelle ehelicher Keuschheit und Treue. Nur Siegebert machte hierin eine Ausnahme. Er warb um des westgothischen Königes Athanagilds Tochter, und erhielt die Hand dieser Prinzessin und mit ihr einen, für die damaligen Zeiten ganz ungeheuern Brautschatz.

7. Die Franken, welche in eine lange, in grauem Alterthum sich verlierende Reihe edler Ahnen einen ungemein hohen Werth legten, waren ganz entzückt über diese Verbindung eines ihrer Fürsten mit einer Königstochter. Zudem war Brunehilde, so hieß die Prinzessin, eine wahre Perle ihres Geschlechtes. Geschmückt mit allen Reitzen körperlicher Schönheit, stand sie in der Blüthe ihres Alters, und voll Anmuth und holder Rede, ergoß sich über ihr ganzes Wesen eine unbeschreibliche Grazie, welche alle Herzen unwiderstehlich ihr gewann. Mit diesen äußern Gaben verband sie einen lebhaften Geist, vielen Verstand, dabei nicht minder treffliche Eigenschaften des Herzens *) und eine, bei Frauen höchst seltene

Gedichte in lateinischer Sprache, welche der stets schlagfertige Venantius Fortunatus (Lib. 9. carm. 1.) wie es sich versteht, pflichtschuldigst lobt und ungemein erhebt.

*) Als Siegfried sich mit Brunehilde vermählte, sagte Gre-

und eidlich erklärten, Clothar sei des verstorbenen Chilperichs leiblicher, rechtmäßiger Sohn. *) Der gute Gunthram war damit zufrieden, erkannte den Knaben nun auch dafür, ward demnach sein Vormund und ließ, in dieser Eigenschaft, sich und seinem Neffen huldigen. Die von Chariberts Erbschaft an das Königreich Soissons gefallenen Länder wurden aber jetzt wieder davon getrennt, und mit Gunthrams eigenem Reichsantheil vereiniget. Für die Regierung des Landes ordnete Gunthram einen Rath aus mehrern der vornehmsten Franken, und Fredegunde ward das königliche Landgut Rüel zum Wittwensitz angewiesen. Der Bischof Melanius und viele Grafen und Edle begleiteten sie dahin, versicherten sie dann beim Abschied, daß sie für das

---

*) Merkwürdig ist das, was König Gunthram über die Unächtheit der Geburt des Clothars in eben dieser Versammlung zu Paris sagte. Wir wollen die ganze Stelle aus dem Gregor von Tours ausheben, und unsern Lesern hier mittheilen. „Germanus meus (dixit rex Gunthramus) Chilperius, moriens dicitur filium relinquisse, cujus nutritores, matre deprecante, petierunt, ut eum de sancto lavacro in Dominici Natalis solemnitate deberem excipere: et non venerunt. Rogaverunt deinceps, ut ad sanctum Pascha baptizaretur. Sed nec tunc allatus est infans. Deprecati autem sunt tertio, ut ad festivitatem sancti Johannis exhiberetur. Sed nec tunc venit. Moverunt me itaque per tempus sterile de loco, ubi habitabam: veni igitur, et ecce absconditur, nec ostenditur mihi puer, unde, quanto intelligo, nihil est quod promittitur: sed, ut credo, alicujus de leudibus nostris sit filius Nam si de stirpe nostra fuisset, ad me utique fuisset deportatus. Ideoque noveritis, quia a me non suscipitur, nisi certa de eo cognoscam indicia." —

Wohl ihres Sohnes auf das beste besorgt seyn würden; und die kluge und schlaue Fredegunde, die den Großen und Mächtigen zu rechter Zeit zu schmeicheln wußte, gelangte bald darauf wieder zu ihrem ganzen vorigen Ansehen, und nicht geringem Einfluß auf die Regierung ihres Sohnes.

22. Einen kleinen, obgleich nicht minder blutigen Zwischenakt füllte indessen die Geschichte des unglücklichen Gundebalds, der sich für einen natürlichen Sohn Clothars I. ausgab, und wahrscheinlich auch wirklich es war. Gleich nach des Vaters Tod wollten schon bei der Theilung die Brüder ihn nicht dafür erkennen. Er war gezwungen zu entfliehen; zuerst nach Italien zu Narses, dann nach Constantinopel. Hier fand er gute Aufnahme; seine Geburt ward anerkannt, und er mit aller, einem königlichen Prinzen gebührenden Auszeichnung behandelt. Einige unruhige, fränkische Großen, stets unzufrieden mit der bestehenden Ordnung der Dinge, beredeten Gundobald, nach Gallien zu gehen, und dort seine Ansprüche geltend zu machen. Gundobald folgte ihren Lockungen, und landete zu Marseille mit den Schätzen, welche er größtentheils der Freigebigkeit der Kaiser zu danken hatte. Anfänglich schien das Glück ihm zu lächeln. Mehrere Großen, unter andern auch Mumulus, Gunthrams bester Feldherr, schlugen sich zu seiner Parthei. Avignon, Toulouse und Bordeaux, drei sehr große, feste und volkreiche Städte öffneten ihm ihre Thore. Viele Oerter in Angouleme und Perigord unterwarfen sich seiner Herrschaft, und zu Brieux in der Landschaft Limousin ward er, nach Gewohnheit der Franken, auf einen Schild gesetzt und zum König ausgerufen. Indessen, wie es scheint, fehlte es entweder Gunthram selbst an kriegerischem Geiste, oder

das Heer, das seinen Fahnen folgte, war nicht sehr zahlreich; denn als Leudegisil, Gunthrams Feldherr, ihm an den Ufern der Dordonne die Schlacht anbot, nahm er sie nicht an, sondern zog sich in die feste Stadt Lugdunum Convenarum (Comminges) zurück. Leudegisil konnte die Feste nicht bezwingen, nahm daher zu Verrätherei seine Zuflucht, gewann Einige aus Gundobalds Umgebungen, und diese hatten die Niederträchtigkeit, denjenigen, den sie selbst nach Gallien gelockt, dessen Schätze sie unter sich getheilt hatten, an seinen Feind zu verrathen. Der unglückliche Gundobald ward von der Spitze eines hohen Felsen herabgestürzt. Aber die Verräther erndeten nicht den gehofften Lohn ihres doppelten Verraths. Der König von Burgund glaubte sich an die Versprechungen und Zusagen seines Feldobersten nicht gebunden, und ließ die zweifachen Verräther, wegen der an ihm zuerst begangenen Treulosigkeit, ohne weiteres hinrichten und alle ihre Güter einziehen.

23. Einige Jahre lang führten jetzt Gunthram und Childebert Kriege gegen die Westgothen und Longobarden; aber wahrhaftig mit keinem sehr glänzenden Erfolg. Gunthram ward bei Carcassonne von dem westgothischen Herzog von Lusitanien gänzlich geschlagen. Nicht viel besser, oder vielmehr noch schlimmer erging es Childeberts Heere in Italien; bald ward es von den Longobarden geschlagen, bald wieder von ansteckenden, pestartigen Krankheiten völlig aufgerieben. Beide wurden endlich gezwungen, der Eine mit den Westgothen in Spanien, der Andere mit den Longobarden in Italien, Friede zu schließen; nachdem Childebert kurz vorher noch den Kaiser Mauritius um fünfzig Tausend Goldstücke betrogen hatte.

24. In dem Jahre 587 hatte abermals eine persönliche Zusammenkunft Gunthrams und Childeberts Statt. Beide Könige begaben sich nach Andlau, einem an den Grenzen beider Reiche gelegenen Ort. Den Childebert begleiteten dahin auch seine Mutter, die Königin Brunehild, ferner seine Gemahlin Faileuba mit ihren beiden Söhnen, und endlich auch des jungen Königs Schwester, die Prinzessin Clodoswint, sammt einem zahlreichen Gefolge austrasischer Großen. Alle bisher zwischen beiden Höfen bestandenen Mißverständnisse wurden nun ausgeglichen. Ein Erbvertrag ward errichtet, welchem zufolge der länger Lebende alle Länder des zuerst Verstorbenen erhalten sollte. Des Sohnes der Fredegunde, des jungen Clothars, ward in diesem Vertrage gar nicht gedacht. Gunthram konnte noch immer sich nicht überzeugen, daß Clothar wirklich seines Bruders Chilperichs Sohn wäre. Um aber, wie der sanftmüthige König schon damals selbst sagte, sich nicht den Vorwurf zuzuziehen, irgend einen seiner Verwandten ganz vergessen zu haben, vermachte er ihm nachher in seinem Testamente doch noch einige Städte und Landhäuser. Der Königin Brunehild wurden die, von ihrer Schwester Galesuintha, als Morgengabe zugebrachten Güter und Maierhöfe zugesprochen. Sie zeigte damals einige Lust, sich auf immer dahin zurückzuziehen, und erbauete daher das, als Sitz der jüngern Prinzen des tolosanischen Hauses, nachher berühmt gewordene Bruniquel (castrum Brunichildis) an der Grenze von Albigois. Wie glücklich wäre diese wahrhaft große Fürstin gewesen, hätte sie nachher ihren Entschluß nicht wieder geändert! — Die anwesenden austrasischen Großen ermahnte nun der König von Burgund, ihre ehemaligen verkehrten

das Heer, das seinen Fahnen folgte, zahlreich; denn als Leudegisil, Guntl ihm an den Ufern der Dordonne die nahm er sie nicht an, sondern zog Stadt Lugdunum Convenarum (Con Leudegisil konnte die Feste nicht b daher zu Verrätherei seine Zuflucht aus Gundobalds Umgebungen, un Niederträchtigkeit, denjenigen, de Gallien gelockt, dessen Schätze sie hatten, an seinen Feind zu verratl liche Gundobald ward von der (Felsen herabgestürzt. Aber die nicht den gehofften Lohn ihres D Der König von Burgund glaubt sprechungen und Zusagen seines gebunden, und ließ die zweifachen der an ihm zuerst begangenen T weiteres hinrichten und alle ihre (

23. Einige Jahre lang fü thram und Childebert Kriege gege und Longobarden; aber wahrhaftig glänzenden Erfolg. Gunthram wa von dem westgothischen Herzog von L geschlagen. Nicht viel besser, oder vie mer erging es Childeberts Heere in Ji es von den Longobarden geschlage von ansteckenden, pestartigen Kr aufgerieben. Beide wurden endlich Eine mit den Westgothen in Spani mit den Longobarden in Italien, F ßen; nachdem Childebert kurz vor Kaiser Mauritius um fünfzig Tause betrogen hatte.

dieses Heiligen zu verletzen. Chilperich war gezwungen, in Gegenwart des Bischofes eidlich zu versprechen, die Ehe seines Sohnes mit Brunehilde zu genehmigen. Wirklich umarmte er auch Beide, als sie vor ihm erschienen, zog sie sogar an seine Tafel, zwang aber, als er Rouen verließ, seinen Sohn, ihm zu folgen. Noch sorgsamer als vorher, ward jetzt Brunehilde bewacht, erhielt aber bald nachher, auf die wiederholten, immer zudringlicher werdenden Vorstellungen Childeberts, endlich die Erlaubniß, sich zu ihrem Sohne nach Metz zu begeben.

14. Niemand war jetzt unruhiger und besorgter, als Fredegunde; ihre gegenwärtige Lage schien ihr gefährlicher, als ehemals. Der über das mächtige Austrasien herrschte, so wie der, welcher einst über das Königreich Soissons herrschen sollte, waren Brunehilds Sohn und Gemahl; zudem lebte auch noch Audovera, deren Gefangenschaft den Haß des Sohnes gegen die Stiefmutter täglich noch mehr entflammen mußte. Von der, wie sie wähnte, ihr zunächst drohenden Gefahr suchte sie sich also auch zuerst zu befreien. Durch ihre gewöhnlichen Künste gelang es ihr, den Meroveus bei seinem Vater zu verdächtigen. Der Prinz ward verhaftet, entfloh jedoch bald aus seinem Gefängnisse, und kam nach mancherlei Schicksalen endlich glücklich nach Metz. Aber leider konnte Brunehild jetzt mit Nachdruck sich ihres Gemahls nicht annehmen. Ihr Sohn Childebert hatte, seines allzu jugendlichen Alters wegen, noch nicht selbst die Regierung übernommen. Alle Gewalt lag in den Händen der Großen, und unter diesen hatten sich seit einiger Zeit zwei mächtige Faktionen gebildet; die Eine hielt die Parthei der Königin, die Andere, noch mächtiger, als die Erstere, stand Brunehild

wannen nun die Oberhand; das Ansehen der Kön
gin sank; und obgleich Gunthram, der kurz vorh
seine beiden Söhne verlohren, Childebert an Kinde
statt angenommen, und ihm auch die Nachfolge i
allen seinen Ländern versichert hatte; so brachte
Brunehilds Gegner es dennoch dahin, daß ma
sich König Chilperich immer mehr näherte, endli
selbst ein Bündniß mit ihm schloß; und wir finde
einige Jahre nachher sogar Childebert im Bund
mit Chilperich, auf einem feindlichen Zug geg
seinen Oheim Gunthram. Aber das austrasisch
Heer, treu dem wahren Interesse seines Königs
und der Nation, empörte sich auf dem Marsch g
gen Childeberts treulose Rathgeber und unberufen
Vormünder, und Bischof Egidius wäre sicher vo
den Soldaten erschlagen worden, hätte er nich
durch schleunige Flucht nach Rheims sich gerette
Dieses unseligen Rathgebers entlediget, folgte Chi
debert nun einer gesundern Politik; Königin Bru
nehild gewann auf das neue Einfluß in die Ge
schäfte, und die Freundschaft zwischen ihrem Soh
und dem ohnehin so gutmüthigen und Friede lieben
den Gunthram war nun bald wieder hergestellt.

18. Aber ein unvorgesehenes, schauerliche
Ereigniß gab jetzt plötzlich dem Interesse der Höf
wie dem Streben der dort herrschenden Partheie
eine andere Richtung. — König Chilperich war
zu Chelles, eines Abends als er von der Jagd zu
rückkam, gerade in dem Augenblicke, wo er von
Pferde stieg, von zwei Meuchelmördern angefal
len und rückwärts erdolcht. Bei dem Schrecke
und der augenblicklichen Verwirrung, welche dies
Greulthat erzeugte, zugleich auch begünstiget durch
die Dunkelheit der Nacht, gelang es den beiden
Bösewichten zu entfliehen, ohne daß es möglich

ward, auch nur die mindeste Spur von ihnen zu entdecken. (583.)

19. Fredegundes letzte und einzige Hoffnung beruhete jetzt auf einem Sohne, den sie ihrem Gemahl kaum ein Jahr vor seinem Tode geboren hatte. Aber über der Aechtheit der Geburt desselben schwebten sehr schwere, nicht leicht zu lösende Zweifel. Ueberall, auch in Burgund und von König Gunthram selbst ward geglaubt, der Knabe sey ein von Fredegunde, um ihrer Herrschaft auch nach dem Tode ihres Gemahls noch einige Dauer zu geben, mit Hülfe ihrer Wärterinnen untergeschobenes Kind. — Ohne Stütze, von Allen verlassen, von mächtigen und erbitterten Feinden bedrohet, und einer Menge groser Verbrechen sich bewußt, schien Fredegunde ohne Rettung verlohren. Aber auch die größten Gefahren vermochten Chilperichs Wittib nicht leicht zu schrecken; sie verlor weder Muth noch Gegenwart des Geistes; und ihr alles richtig berechnender Verstand, ihre tiefe Kenntniß der Menschen und deren Schwachheiten, und ihr in alle Gestalten und Formen sich leicht umwandelnder, und den Zeitumständen stets anschmiegender Charakter bereiteten ihr sogar auch jetzt wieder einen neuen Triumph über ihre Gegner. — Zuerst floh Fredegunde zu dem, ihr ziemlich wohlwollenden Bischof Ragnemod von Paris, nahm ihre Wohnung in dem Dom, und schickte von da aus einige ihrer Getreuen, als Gesandten an König Gunthram, ihn bittend um seinen Schutz, und daß er die Vormundschaft ihres zarten Sohnes, des Prinzen Clothar, übernehmen möchte.

20. Aber durch seine Gesandten klagte gegen Fredegunde bei dem König von Burgund nun auch Brunehilds Sohn, König Childebert von Austrasien.

Er beschuldigte sie des doppelten Mordes zweier Könige, nämlich des Siegeberts und jetzt ihres eigenen Gemahls. Diese letztere Beschuldigung scheint so ziemlich aus der Luft gegriffen; obgleich, nach dem Zeugniß des Gregorius von Tours, damals allgemein das Gerücht ging: Fredegunde sey Chilperichs Mörderin. Der im Rufe der Heiligkeit stehende Bischof Prätextatus von Rouen sagte es dieser Königin sogar in das Gesicht; fiel aber auch dafür bald darauf in seiner eigenen Kirche und beinahe an den Stufen des Alters, als Opfer eines geheimen Feindes, unter den Dolchstößen einiger gedungenen Meuchelmörder. Gunthram verwieß beide Theile zur Ruhe, versprach aber, unverzüglich nach Paris zu gehen, dort eine Versammlung fränkischer Großen zusammen zu berufen, und dann selbst zu Gericht zu sitzen. *)

---

*) Clothar hat viele Jahre nachher die Königin Brunehild der Ermordung seines wirklichen oder angeblichen Vaters beschuldiget; aber mit dem nämlichen Ungrund, mit welchem er ihr noch andere Verbrechen zu Last legte. Hätte, als die That geschehen war, auch nur ein Schein von Verdacht Childeberts Mutter getroffen, so würde Fredegunde, als Childebert sie selbst des Mordes ihres Gemahls anklagte, ganz gewiß diese Anklage auf Brunehild zurückgeschleudert haben. Indessen ist es eben so wenig erwiesen, daß Fredegunde die Mörderin war. Das Zeugniß des Bischofes Prätextatus ist zwar von Gewicht; aber Gregor von Tours nennt und argwohnt niemand; sondern spricht blos von einem, sich damals unter dem Volke verbreiteten Gerücht, das, wie die mehrsten dergleichen Gerüchte, sehr wohl von Leichtfertigkeit oder Bosheit erfunden und von der Leichtgläubigkeit verbreitet worden seyn konnte. Der Mönch Aimon ist der erste, der in seiner Geschichte sehr umständlich erzählt, Fredegunde habe mit dem Grafen Leudast in ehebrecherischem Umgange gelebt, und sey

21. Fredegunde hatte indessen Zeit, mithin alles gewonnen. Es gelang ihr, mehrere Großen in ihr Interesse zu ziehen, endlich den gutmüthigen König von Burgund ganz zu ihrem Vortheil einzunehmen. Die in Paris angesetzte Versammlung fränkischer Großen kam nun zu Stande; und Fredegunde ward auf derselben von dem Könige für unschuldig erklärt, und von aller Theilnahme an ihres Gemahls Ermordung frei gesprochen. Da sie gegen Graf Ernoulf, Chilperichs ersten Kämmerer, längst schon einen geheimen Groll in ihrem Herzen nährte; so gab sie ihn jetzt als den Mörder seines Königes an. Ernoulf befand sich in Tours. Als er erfuhr, daß er ergriffen werden sollte, wollte er in die Kirche des Klosters zum heiligen Martin entfliehen, ward aber, als er schon nahe an der Kirchenthüre war, leider noch in dem Vorhofe des Klosters von seinen Verfolgern eingeholet, und auf der Stelle ermordet. Was den jungen Clothar betraf, so äußerte zwar über dessen Geburt selbst Gunthram öffentlich in der Versammlung seine sehr gegründeten Zweifel; aber Fredegunde hatte schon drei Bischöfe und 300 Atrustionen *) gefunden, welche als Compurgatores auftraten,

---

als der König davon Kunde erhalten, der ihr drohenden Strafe durch Meuchelmord zuvorgekommen. Aimon ist indessen nichts weniger, als ein sehr zuverläßiger historischer Zeuge. Uebrigens war Chilperich bei seinen Unterthanen äußerst verhaßt. Er war ein harter, ungerechter, habsüchtiger und grausamer Fürst, und Gregor von Tours nennt ihn den Nero und Herodes seiner Zeit. Für einen solchen Monarchen konnten, besonders in jener wilden Zeit, eine Menge Dolche unbekannter Mörder geschliffen werden.

*) Die Atrustionen bildeten die erste Klasse des fränkischen Adels.

und eidlich erklärten, Clothar sei des verstorbenen Chilperichs leiblicher, rechtmäßiger Sohn. *) Der gute Gunthram war damit zufrieden, erkannte den Knaben nun auch dafür, ward demnach sein Vormund und ließ, in dieser Eigenschaft, sich und seinem Neffen huldigen. Die von Chariberts Erbschaft an das Königreich Soissons gefallenen Länder wurden aber jetzt wieder davon getrennt, und mit Gunthrams eigenem Reichsantheil vereiniget. Für die Regierung des Landes ordnete Gunthram einen Rath aus mehrern der vornehmsten Franken, und Fredegunde ward das königliche Landgut Rüel zum Wittwensitz angewiesen. Der Bischof Melanius und viele Grafen und Edle begleiteten sie dahin, versicherten sie dann beim Abschied, daß sie für das

---

*) Merkwürdig ist das, was König Gunthram über die Unächtheit der Geburt des Clothars in eben dieser Versammlung zu Paris sagte. Wir wollen die ganze Stelle aus dem Gregor von Tours ausheben, und unsern Lesern hier mittheilen. „Germanus meus (dixit rex Gunthramus) Chilperius, moriens dicitur filium relinquisse, cujus nutritores, matre deprecante, petierunt, ut eum de sancto lavacro in Dominici Natalis solemnitate deberem excipere: et non venerunt. Rogaverunt deinceps, ut ad sanctum Pascha baptizaretur. Sed nec tunc allatus est infans. Deprecati autem sunt tertio, ut ad festivitatem sancti Johannis exhiberetur. Sed nec tunc venit. Moverunt me itaque per tempus sterile de loco, ubi habitabam: veni igitur, et ecce absconditur, nec ostenditur mihi puer, unde, quanto intelligo, nihil est quod promittitur: sed, ut credo, alicujus de leudibus nostris sit filius Nam si de stirpe nostra fuisset, ad me utique fuisset deportatus. Ideoque noveritis, quia a me non suscipitur, nisi certa de eo cognoscam indicia." —

Wohl ihres Sohnes auf das beste besorgt seyn würden; und die kluge und schlaue Fredegunde, die den Großen und Mächtigen zu rechter Zeit zu schmeicheln wußte, gelangte bald darauf wieder zu ihrem ganzen vorigen Ansehen, und nicht geringem Einfluß auf die Regierung ihres Sohnes.

22. Einen kleinen, obgleich nicht minder blutigen Zwischenakt füllte indessen die Geschichte des unglücklichen Gundebalds, der sich für einen natürlichen Sohn Clothars I. ausgab, und wahrscheinlich auch wirklich es war. Gleich nach des Vaters Tod wollten schon bei der Theilung die Brüder ihn nicht dafür erkennen. Er war gezwungen zu entfliehen; zuerst nach Italien zu Narses, dann nach Constantinopel. Hier fand er gute Aufnahme; seine Geburt ward anerkannt, und er mit aller, einem königlichen Prinzen gebührenden Auszeichnung behandelt. Einige unruhige, fränkische Großen, stets unzufrieden mit der bestehenden Ordnung der Dinge, beredeten Gundobald, nach Gallien zu gehen, und dort seine Ansprüche geltend zu machen. Gundobald folgte ihren Lockungen, und landete zu Marseille mit den Schätzen, welche er größtentheils der Freigebigkeit der Kaiser zu danken hatte. Anfänglich schien das Glück ihm zu lächeln. Mehrere Großen, unter andern auch Mumulus, Gunthrams bester Feldherr, schlugen sich zu seiner Parthei. Avignon, Toulouse und Bordeaux, drei sehr große, feste und volkreiche Städte öffneten ihm ihre Thore. Viele Oerter in Angouleme und Perigord unterwarfen sich seiner Herrschaft, und zu Brieux in der Landschaft Limousin ward er, nach Gewohnheit der Franken, auf einen Schild gesetzt und zum König ausgerufen. Indessen, wie es scheint, fehlte es entweder Gunthram selbst an kriegerischem Geiste, oder

das Heer, das seinen Fahnen folgte, war nicht sehr zahlreich; denn als Leudegisil, Gunthrams Feldherr, ihm an den Ufern der Dordonne die Schlacht anbot, nahm er sie nicht an, sondern zog sich in die feste Stadt Lugdunum Convenarum (Comminges) zurück. Leudegisil konnte die Feste nicht bezwingen, nahm daher zu Verrätherei seine Zuflucht, gewann Einige aus Gundobalds Umgebungen, und diese hatten die Niederträchtigkeit, denjenigen, den sie selbst nach Gallien gelockt, dessen Schätze sie unter sich getheilt hatten, an seinen Feind zu verrathen. Der unglückliche Gundobald ward von der Spitze eines hohen Felsen herabgestürzt. Aber die Verräther erndeten nicht den gehofften Lohn ihres doppelten Verraths. Der König von Burgund glaubte sich an die Versprechungen und Zusagen seines Feldobersten nicht gebunden, und ließ die zweifachen Verräther, wegen der an ihm zuerst begangenen Treulosigkeit, ohne weiteres hinrichten und alle ihre Güter einziehen.

23. Einige Jahre lang führten jetzt Gunthram und Childebert Kriege gegen die Westgothen und Longobarden; aber wahrhaftig mit keinem sehr glänzenden Erfolg. Gunthram ward bei Carcassonne von dem westgothischen Herzog von Lusitanien gänzlich geschlagen. Nicht viel besser, oder vielmehr noch schlimmer erging es Childeberts Heere in Italien; bald ward es von den Longobarden geschlagen, bald wieder von ansteckenden, pestartigen Krankheiten völlig aufgerieben. Beide wurden endlich gezwungen, der Eine mit den Westgothen in Spanien, der Andere mit den Longobarden in Italien, Friede zu schließen; nachdem Childebert kurz vorher noch den Kaiser Mauritius um fünfzig Tausend Goldstücke betrogen hatte.

24. In dem Jahre 587 hatte abermals eine persönliche Zusammenkunft Gunthrams und Childeberts Statt. Beide Könige begaben sich nach Andlau, einem an den Grenzen beider Reiche gelegenen Ort. Den Childebert begleiteten dahin auch seine Mutter, die Königin Brunehild, ferner seine Gemahlin Faileuba mit ihren beiden Söhnen, und endlich auch des jungen Königs Schwester, die Prinzessin Clodoswint, sammt einem zahlreichen Gefolge austrasischer Großen. Alle bisher zwischen beiden Höfen bestandenen Mißverständnisse wurden nun ausgeglichen. Ein Erbvertrag ward errichtet, welchem zufolge der länger Lebende alle Länder des zuerst Verstorbenen erhalten sollte. Des Sohnes der Fredegunde, des jungen Clothars, ward in diesem Vertrage gar nicht gedacht. Gunthram konnte noch immer sich nicht überzeugen, daß Clothar wirklich seines Bruders Chilperichs Sohn wäre. Um aber, wie der sanftmüthige König schon damals selbst sagte, sich nicht den Vorwurf zuzuziehen, irgend einen seiner Verwandten ganz vergessen zu haben, vermachte er ihm nachher in seinem Testamente doch noch einige Städte und Landhäuser. Der Königin Brunehild wurden die, von ihrer Schwester Galessuintha, als Morgengabe zugebrachten Güter und Maierhöfe zugesprochen. Sie zeigte damals einige Lust, sich auf immer dahin zurückzuziehen, und erbauete daher das, als Sitz der jüngern Prinzen des tolosanischen Hauses, nachher berühmt gewordene Bruniquel (castrum Brunichildis) an der Grenze von Albigois. Wie glücklich wäre diese wahrhaft große Fürstin gewesen, hätte sie nachher ihren Entschluß nicht wieder geändert! — Die anwesenden austrasischen Großen ermahnte nun der König von Burgund, ihre ehemaligen verkehrten

und stolzen Ansprüche, die sie sich während Chil
berts Minderjährigkeit erlaubt hatten, fahren
lassen, keinen Saamen der Zwietracht mehr a
zustreuen, keine fernern Unruhen zu veranlass
und wohl zu bedenken, daß ihr König jetzt k
Kind mehr wäre. Aber Childebert und Bruneh
nahmen, sobald sie nach Metz zurückgekehrt war
noch ungleich strengere Masregeln gegen die U
ruhestifter in ihrem Reiche. Die Häupter der v
schiedenen, das königliche Ansehen bedrohenden F
tionen wurden verhaftet. Ursio und Bertl
fried, deren wir weiter oben erwähnt, wie a
Rauchinger, welche alle drei an der Spitze
ner Parthei standen, welche schon vor mehr
Jahren die Königin Brunehild völlig zu unterdr
ken gesucht hatten, und damals das Interesse ih
Königes und der Nation ihren ehrgeizigen Absi
ten und ihrem unruhigen und, weil nach Un
hängigkeit strebenden, stets neuerungssüchtigen Gei
zum Opfer bringen wollten, wurden hingericht
Dem Leudefred, Herzog von Allemannien, w
sein Herzogthum genommen, und solches dem U
celin gegeben. Mehrere andere Herzoge u
Grafen wurden mehr oder minder strenge bestra
und das Oberhaupt der ganzen Parthei, Bru
hilds heftigster Gegner, der Herr Bischof Egidius v
Rheims, jetzt angeklagt und überwiesen, königli
Kammergüter diebischer Weise an sich gebracht, u
darüber falsche Schenkungs-Briefe verfertiget zu hab
ward auf einem Concilium von Bischöfen seiner Wü
und seines Bisthums entsetzt. Jetzt gab Gunthr
auch seine Einwilligung zu der Vermählung der Pr
zessin Clodosuinte, Childeberts Schwester, mit d
westgothischen König Recared in Spanien. *)

*) Schon weit früher und noch zu Lebzeiten ihres Vate
war Rigunthis, Fredegundes und Chilperichs T

25. Endlich starb auch der, in seinem Leben nicht wenig geplagte, und doch stets so sanftmü-

ter, mit König Recared verlobt worden. Fredegunde hatte die königlichen Schätze erschöpft, um ihrer Tochter einen ungeheuern Brautschatz mit zu geben. Als die Prinzessin ihre Reise nach Spanien antrat, gab ihr Vater Chilperich ihr ein Gefolg, das, sammt der männlichen und weiblichen Dienerschaft und der sie begleitenden Bedeckung, sich auf vier tausend Köpfe belief. Aber gleich bei dem ersten Nachtlager gingen fünfzig ihrer Begleiter durch und nahmen hundert der schönsten Pferde, sammt deren kostbarem Geschirre mit. Eben so ging es bei dem zweiten Nachtlager; und abermals so auch bei dem dritten. Endlich kam die traurige Nachricht an, daß Riguntthis Vater, König Chilperich ermordet worden sey; und nun nahm der Herzog Desiderius, der der Prinzessin zur Bedeckung gegeben war, derselben noch Alles ab, was sie hatte, und sperrte sie in einem Kloster in Toulouse ein. Recared bekümmerte sich nicht weiter mehr um seine Braut; in Frankreich hatte man anfänglich ebenfalls keine Zeit, an sie zu denken; und erst einige Zeit nachher ward sie wieder ihrer Mutter zurückgeschickt. — Gregor von Tours hat in seine Geschichte mehrere dergleichen Anekdoten verwebt, die uns das Leben der Könige, Prinzen und fränkischen Großen in dem Innern ihrer Palläste so ziemlich anschaulich machen. Er erzählt z. B. daß Königin Fredegunde und ihre Tochter, die Prinzessin Riguntthis, sich beinahe täglich schlugen, herumbalgten und bei den Haaren rauften, und Fredegunde eines Tages, als in ihrer Gegenwart die Tochter Etwas aus einer Kiste nehmen wollte, den Deckel schnell zuschlug und sie erdresselt haben würde, wenn nicht Kammerfrauen oder Kammermägde ihr zu Hülfe gekommen wären. — König Gunthram ließ die austrasischen Gesandten, weil er mit ihnen nicht zufrieden war, als sie aus der Audienz kamen, den ganzen Weg über, den sie nach ihrer Wohnung zu machen hatten, mit Koth werfen. — — Wenn aber solche unbegreifliche Gemeinheit und Rohheit in den Pallästen der Könige, und solche unerhörten Spitzbübereien, wie jene des Herzogs Desiderius war,

thige und friedferdige König von Burgund. (5
Sein Tod setzte ein Drittel der fränkischen Mon
chie in die tiefste Trauer; denn seine Untertha
liebten ihn wahrhaft und von ganzem Herz
weil auch Er sie nicht minder aufrichtig liel
und da man auch nach seinem Tode ihn noch
Liebe verehrte, so that diese nun für den Tod
was die Schmeichelei gewöhnlich für die Leben
zu thun pflegt. Alles, was nur edel, schön
lobenswerth war, ward ersonnen und dem gel
ten König Gunthram zugeschrieben. Endlich re
man gar von Wundern, welche an seinem Gr
geschehen wären; und nun versetzte ihn das V
ohne weiters in die Zahl der Heiligen. Eine H
ligsprechung, worah freilich die Kirche nicht
mindesten Antheil nahm, die aber, wie es a
mit ihr beschaffen seyn mochte, dem Andenken
Verstorbenen dennoch ungleich mehr Ehre brac
als jene Decrete des heidnischen Senats in Rom,
oft Tempel, Altäre und göttliche Ehre verstorbe
Cäsaren verordneten, deren Leichen der nämliche S
nat, wäre er frei gewesen, viel lieber mit Schin
Hacken in die Tyber hätte schleifen lassen.

26. Zufolge dem zwischen Burgund und A
trasien bestehenden Erbvertrag, erhielt Childel
jetzt alle Länder seines verstorbenen Oheims. Er
ternahm sogleich einen mehr schmach- als ehr
vollen Zug gegen Clothar, den er nicht für Chi
richs Sohn erkennen wollte, ward aber von Fr
gunde, die sich selbst an die Spitze des Heeres

---

unter den Großen herrschten; so kann man sich al
falls schon einen Begriff machen von dem Grade
Cultur und Civilisation der übrigen Stände der frä
schen Nation in jener Zeit.

ihr kleines Söhnchen in die vordersten Reihen der Neustrier stellte, völlig geschlagen. *) Seinem Vetter ließ Childebert nun Ruhe; züchtigte dafür die Einwohner von Bretagne, welche sich gegen ihn aufgelehnt hatten, und zerstörte hierauf in dem Jahre 595 das Reich der Varner. Dieses Volk wohnte zwischen der Elbe uud dem Rhein und dehnte seine Herrschaft bis an die See aus. Seine Könige standen in einem abhängigen Verhältniß von Austrasien. Durch Fredegunde aufgehetzt, hatten auch sie gegen Childebert sich aufgelehnt, und erlitten nun in einer der mörderischsten Schlachten eine Niederlage, die ihrem Reiche und ihrem politischen Daseyn ein Ende machte. Die Nation verlor sich unter den, sie angrenzenden Sachsen und Friesen, und ihr Name verschwindet von jetzt an aus der Geschichte. — Childebert überlebte nicht lange seinen Sieg, denn er starb schon im folgenden Jahre 596 in einem Alter von sechs und zwanzig Jahren.

27. Nach Childeberts Tod wird die französische Geschichte beinahe noch verwirrter, als selbst die Zeiten waren. Nur im Allgemeinen, oder im Ganzen genommen, wird es möglich, das Schücksal von Childeberts unglücklicher Nachkommenschaft mit Gewißheit zu bestimmen. Er hatte zwei Söhne hinter-

---

*) Die Franken waren nicht gewohnt, bei nächtlicher Weile ein Treffen zu liefern; sie liebten nicht, sich im Dunkeln und Finstern zu schlagen. Als daher Fredegunde am Abend ihr Lager, in einer Entfernung von einigen Meilen, von jenem des Childebert hatte aufschlagen lassen, ließ sie es bei herein sinkender Nacht sogleich wieder aufbrechen, marschirte die ganze Nacht hindurch, überfiel ihren unvorbereiteten Gegner noch vor Anbruch des Tages, stürmte dessen Lager und brachte ihm eine vollkommene Niederlage bei.

lassen, Theudebert und Dieterich. Der älteste, kaum 10 bis 11 Jahre alt, war ein Herr von schwachem Verstande und sehr beschränkten Geistesgaben, der jüngere, Dieterich aber ein feuriger, kühner und unternehmender Prinz. Der Eine erhielt Austrasien, der andere Burgund; da aber Dieterich in dem Elsaß war erzogen worden; so wünschten die Einwohner dieser Provinzen, ihn nun auch zu ihrem Fürsten zu haben; und das ganze Elsaß nebst dem Sundgau, Thurgau und der Champagne wurden von Austrasien abgerissen und mit Burgund vereint. Von den beiden Königen übernahm deren Großmutter, die Königin Brunehild, die Vormundschaft. Zu Theuderich, dem ältesten ihrer beiden Enkel, begab sie sich nach Metz, und in Burgund ordnete sie eine, aus trefflichen Männern bestehende Regentschaft, an deren Spitze Syagrius, Bischof von Autün, stand.

28. Aber auch Fredegunde herrschte wieder in Soissons unter dem Namen ihres Sohnes Clothar; und der noch immer nicht erstickte Groll beider Königinnen zeigte bald wieder seinen verderblichen Einfluß auf das Schicksal beider Reiche. Gleich nach Childeberts Tod, war Fredegunde in dessen nachgelassnen Staaten eingefallen. Sie wollte sich der Länder wieder bemächtigen, welche von Chariberts Erbschaft herrührten, aber nach Chilperichs Tod von König Gunthram mit Burgund waren vereint worden. Schon hatte sie Paris und mehrere andere Städte längs der Seine erobert, als Brunehild ihr den Theudebert und Dieterich mit einem starken Heere entgegenschickte. Bei Latefao stießen beide Heere auf einander, und Fredegunde hatte abermals das Glück, in einer blutigen und entscheidenden Schlacht die beiden Enkel ihrer Todfeindin zu besiegen. *)

*) Der Name Latefao ist verlorn gegangen. Ein

ihr kleines Söhnchen in die vordersten Reihen der Neustrier stellte, völlig geschlagen.*) Seinem Vetter ließ Childebert nun Ruhe; züchtigte dafür die Einwohner von Bretagne, welche sich gegen ihn aufgelehnt hatten, und zerstörte hierauf in dem Jahre 595 das Reich der Varner. Dieses Volk wohnte zwischen der Elbe uud dem Rhein und dehnte seine Herrschaft bis an die See aus. Seine Könige standen in einem abhängigen Verhältniß von Austrasien. Durch Fredegunde aufgehetzt, hatten auch sie gegen Childebert sich aufgelehnt, und erlitten nun in einer der mörderischsten Schlachten eine Niederlage, die ihrem Reiche und ihrem politischen Daseyn ein Ende machte. Die Nation verlor sich unter den, sie angrenzenden Sachsen und Friesen, und ihr Name verschwindet von jetzt an aus der Geschichte. — Childebert überlebte nicht lange seinen Sieg, denn er starb schon im folgenden Jahre 596 in einem Alter von sechs und zwanzig Jahren.

27. Nach Childeberts Tod wird die französische Geschichte beinahe noch verwirrter, als selbst die Zeiten waren. Nur im Allgemeinen, oder im Ganzen genommen, wird es möglich, das Schücksal von Childeberts unglücklicher Nachkommenschaft mit Gewißheit zu bestimmen. Er hatte zwei Söhne hinter-

---

*) Die Franken waren nicht gewohnt, bei nächtlicher Weile ein Treffen zu liefern; sie liebten nicht, sich im Dunkeln und Finstern zu schlagen. Als daher Fredegunde am Abend ihr Lager, in einer Entfernung von einigen Meilen, von jenem des Childebert hatte aufschlagen lassen, ließ sie es bei herein sinkender Nacht sogleich wieder aufbrechen, marschirte die ganze Nacht hindurch, überfiel ihren unvorbereiteten Gegner noch vor Anbruch des Tages, stürmte dessen Lager und brachte ihm eine vollkommene Niederlage bei.

schofs Prätextatus, der doch von zwei, ihm von ihr nachgesandten Bösewichten war ermordet worden, gab diese Virtuosin in der Verstellungskunst einen schauerlichen Beweis, wie mächtig und kräftig in einem völlig verderbten Herzen der Geist der Lüge, des Truges und der Verstellung zu herrschen und zu wirken vermag. Mörderin eines Königes, zweier Königinnen und zweier königlicher Prinzen, hatt in ihren Augen keines Menschen Leben mehr einigen Werth; und Herzoge oder Bischöfe, Grafen oder Ritter, Männer oder Frauen, mußten fallen und bluten, so bald sie den ehrgeizen oder selbstsüchtigen Planen dieser Furie im Weg standen; kurz Fredegundes Verbrechen waren so groß und gehäuft, daß selbst der Ruhm, über ein unbändiges Volk bis an ihr Ende ruhig geherrscht, in eigener Person zwei mörderische Feldschlachten gewonnen, und ihren Sohn auf einen Thron erhoben und darauf befestiget zu haben, ihre begangenen Frevel in den Augen der Nachwelt nicht zu verschleiern vermochte.

30. Aber desto bejammernswerther ward Brunehildes Loos in den letztern Jahren ihres Lebens. Am Hofe in Metz erhob sich auf das neue wieder eine mächtige Faktion gegen dieselbe. Durch ihre Klugheit und Festigkeit wußte sie zwar die Parthei einige Zeit in gebührenden Schranken zu erhalten. Als aber Theudeberts Gemahlin, Bilchildis, welche den schwachen König anfänglich ganz nach ihrem Willen leitete, sich ebenfalls mit den austrasischen Großen gegen Brunehild verband, so ward diese gezwungen, im vierten Jahre nach ihrer Enkel Thronbesteigung, Austrasien wieder zu verlassen und sich zu Theudeberts jüngerm Bruder nach Burgund zu begeben. *) — Mit

*) Bilchildis war ein armes Mädchen im Dienste Brunehilds gewesen; die Königin hatte sie erziehen lassen

offenen Armen ward Brunehild von Dieterich empfangen. Da es ihm selbst weder an Takt noch Lebhaftigkeit des Verstandes gebrach; so wußte er auch den hohen Geist und den, in einer langen Reihe von Jahren, gesammelten Schatz von Erfahrungen seiner Großmutter zu würdigen. Bei allen Staatsgeschäften zog er sie zu Rathe und, von ihrer Hand geleitet, entfaltete nun der junge König in seiner ganzen Regierung eine Thätigkeit und eine Energie, die mit der Schlaffheit des austrasischen Hofes und der dort herrschenden Verwirrung einen, jedem Auge nicht wenig auffallenden Contrast bildeten. Clothar mußte alle, von seiner Mutter Fredegunde, gleich nach Childeberts Tod, eroberten Länder wieder an Burgund zurückgeben. Die habsüchtigen burgundischen Großen, welche von den königlichen Kammergütern unrechtmässiger Weise vieles an sich gerissen, wurden gezwungen, ihren Raub dem Fiscus wieder zurückzugeben. Die in den schon so lange dauernden Zeiten ununterbrochener Fehde und Verwirrung völlig in Vergessenheit gerathenen Gesetze erhielten wieder einen Theil ihres vorigen Ansehens. *) Selbst die, unter den Stürmen bürgerlicher Kriege in Verfall gerathene Kirchendisciplin machte Brunehilde zu einem Gegenstand ihrer Sorgsamkeit; sie war bemühet, und hatte diesfalls

und nachher zugegeben, daß ihr Enkel sie zur Gemahlin nahm. Schlecht lohnte die Undankbare ihrer Wohlthäterin; ward aber einige Jahre nachher auf Befehl ihres Gemahls ermordet, jedoch aus keiner andern Ursache, als weil Theudebert Lust hatte, eine Andere zu heirathen.

*) Der heilige Pabst Gregor der Große lobet die Königin in einem seiner Briefe an dieselbe, daß sie die efferata corda gentilium (die verwilderten Herzen ihrer Völker) mit kluger Vorsicht regiere, und die Weisheit bei ihr den königlichen Scepter führe.

schon an den Pabst geschrieben, ein nicht blos das Wohl der Kirche, sondern des ganzen Staates beför- derndes National-Concilium aller Bischöfe Galliens zusammen zu berufen, und es erhellet aus den Briefen Gregors des Größen, daß niemand mehr, als sie, es sich vorzüglich angelegen seyn ließ, den Greuln des überall überhandgenommenen Kirchenraubes zu steu- ern; und endlich wurden zu den höchsten Staatsäm- tern, wozu Brunehild ihre rohen, unwissenden Fran- ken nicht brauchen konnte, größtentheils nur ange- sehene und wissenschaftlich gebildete Gallier erhoben. Freilich beleidigte dieses nicht wenig den Stolz der fränkischen Großen; und da Brunehildes vorherrschen- der Einfluß überall sichtbar war, sie überhaupt auch durch Strenge und feste Beharrlichkeit, die Ausgelas- senheit des Volkes und die Wildheit übermüthiger Gro- ßen immer mehr zu zügeln begann, so keimte nach und nach auch in den Gemüthern der Burgunder gegen Brunehild jener glühende Haß, der, einige Jahre im Stillen genährt, endlich in eine der schändlichsten Ver- rätherelen ausbrach, und nicht nur die unglückliche Fürstin selbst, sondern den ganzen burgundischen Zweig des fränkischen Königshauses in das Verder- ben stürzte.

31. Daß zwischen den beiden Brüdern bald eine blutige Fehde sich erheben würde, war leicht vorauszusehen. *) Theudebert konnte den Verlust des Elsasses und der übrigen abgetretenen Provinzen nicht verschmerzen; er foderte sie also von seinem Bruder Dieterich wieder zurück; und da dieser die Foderung zurückwies, zog jener mit einem starken

---

*) Indessen war doch, und wahrscheinlich durch die Bemühun- gen der Königin Brunehild, die Einigkeit zwischen beiden Brüdern einige Jahre erhalten worden.

Heere gegen Burgund. Der feurige Dieterich rückte sogleich seinem Bruder entgegen. Schon standen beide Heere einander gegenüber, und man erwartete mit jedem Tage eine entscheidende Schlacht, als plötzlich das burgundische Heer sich empörte, den Major-Domus Protadius, einen treuen Anhänger der Königin ermordete, *) und selbst den König zwang, mit seinem Bruder gütlich zu unterhandeln. Auch die austrasischen Großen schlugen sich jetzt in das Mittel, und eine persönliche Zusammenkunft der beiden Könige zu Selz am Rhein ward verabredet. Blos von einem zahlreichen Gefolge begleitet, eilte Dieterich sogleich an den zur Unterhandlung bestimmten Ort; aber gegen sein eidlich gegebenes Versprechen kam Theudebert mit seinem ganzen Heere dahin, schloß seinen Bruder von allen Seiten ein und zwang ihn bald, alles, was man ihm vorlegte, zu unterzeichnen.

32. Statt daß der Zusammentritt beider Brüder den Frieden hätte befestigen sollen, brach der Krieg jetzt nur desto wüthender aus. Sobald Dieterich zurückgekommen war, machte er furchtbare Zurüstungen, zog hierauf sein Heer bei Langres zusammen, und fiel auf das neue in Austrasien ein. Entschlossen und ohne zu zögern, marschirte Theudebert seinem Bruder entgegen. Bei Toul kam es zu einem mörderischen Treffen. Theudebert ward völlig geschlagen, verlor die Hälfte seines Heeres und entfloh nach Metz. Als er sich aber selbst in seiner Residenz nicht mehr sicher glaubte, zog er durch den Vogeser Wald, und begab sich über den

*) Protadius spielte gerade mit dem Leibarzt des Königes im Brett, als sein Zelt von den Aufrührern gestürmt und er selbst erschlagen ward.

Rhein nach Cöln. Hier hatte er bald wieder ein neues Heer gesammelt; den Kern desselben bildeten Thüringer und Sachsen. Theudebert ging jetzt wieder über den Rhein, und stieß bei Tolbiack (Zülpich) auf das Heer seines Bruders. Aber auch hier war das Waffen-Glück dem Theudebert eben so ungünstig wie bei Toul. Er ward abermals gänzlich geschlagen, floh nach Cöln, ward aber, als er diese Stadt verlassen hatte, um nach Thüringen zu fliehen, von dem, ihm nacheilenden Grafen Berthar, Dieterichs Kämmerer, eingeholt, nach Cöln zurückgebracht, aller Insignien königlicher Würde beraubt, und als Gefangener nach Chalons abgeführt, wo er bald darauf in seinem Gefängnisse gestorben seyn soll. *) Theudeberts Sohn, Meroveus, obgleich

*) So erzählt Fredegar; aber der Lebensbeschreiber des heiligen Columbanus, der Abt Jonas nämlich, behauptet, Brunehilde habe dem Theudebert die Haare abschneiden lassen und ihn in ein Kloster geschickt, bald darauf aber Befehl gegeben, ihn zu tödten. Wieder anders lautet der Bericht darüber bei dem Mönche Aimoin und dem Verfasser der Gesta rerum Francorum. Diesen zu Folge haben die Cölner selbst, um in den Augen des Siegers Gnade und Gunst zu finden, sich ihres Königes bemächtiget, ihm den Kopf abgeschlagen, und diesen über die Mauern herab geworfen. Von den drei Erzählungen ist jene des Abtes Jonas die unwahrscheinlichste. Brunehilde hatte den Dieterich nicht auf seinem Zuge gegen seinen Bruder begleitet, war also auch nicht in Cöln, als dieser gefangen ward; und da Dieterich den Knaben Meroveus auf der Stelle tödten ließ; so wird er auch des Theudeberts, den er, als der Krieg ausbrach, nicht mehr für seinen Bruder anerkannte, sondern für ein von Childeberts Gemahlin untergeschobenes Kind ausgab, schwerlich geschont haben. Fredegars Erzählung scheint uns also der Wahrheit am nächsten zu kommen. So groß übrigens Bru-

noch von sehr zartem Alter, ward auf einen Wink seines grausamen Oheims ermordet. Fredegar erzählt, daß die Vollstrecker dieses blutigen Befehles den jungen Prinzen an einem Bein gefaßt und dessen Hirnschädel an einem Felsen zersplittert hätten.

33. Die beiden Königreiche Burgund und Austrasien waren jetzt unter Dieterich vereint; und eine solche Macht in den Händen eines jungen, feurigen, nach Eroberungen dürstenden Monarchen ließ dem Clothar schon zum voraus das ihn erwartende Schicksal ahnden. Dieterich zögerte nicht, dem Könige von Soissons den Krieg zu erklären. Den Vorwand dazu gaben einige Ländereien, welche Dieterich zurück gefodert, Clothar aber nicht wieder hatte abtreten wollen. Dieterich hatte ganz ungewöhnliche Kriegsrüstungen gemacht, und der König von Soissons schien ohne Rettung verloren, als eine Dissentrie, welche König Dieterich noch in demselben Jahre in Metz befiel, den Clothar ganz unverhofft von seinem furchtbaren Gegner wieder befreite.

34. Dieterich hatte vier Prinzen hinterlassen, Siegebert, Meroveus, Corbus und Chilperich. Zwar hatte er sie nicht mit rechtmäßigen Gemahlinen gezeuget; aber nach den fränkischen Rechten waren auch natürliche Söhne, bei Ermangelung ehelicher Nachkommen, der Thronfolge nicht unfähig. Brunehild ließ daher den ältesten Prinzen Siegebert unver-

---

nehilds Einfluß, so wohl unter ihrem Gemahl, als auch unter ihrem Sohne und ihrem Enkel, dem Dieterich war; so konnte sie doch, besonders als die letztern volljährig waren, weder alles Gute, was sie wollte, thun, noch auch alles Böse, was sie nicht wollte, verhindern.

züglich zum König von Burgund und Austrasien ausrufen. Indessen hatte sich aber auch Clothar zum Kriege gegen Dieterich gerüstet und, obgleich dieser jetzt todt war, rückte er dennoch mit seinem Heere vor und näherte sich der Stadt Andernach. Brunehilde befand sich mit den Prinzen in Worms. Sie schickte Gesandten an Clothar und ließ ihm vorstellen, wie unwürdig es seiner wäre, unmündige Prinzen, die seine Vettern wären, feindlich zu überziehen, um das väterliche Erbe ihnen zu schmälern. Clothar antwortete: er wolle seine und seiner Vettern Ansprüche und Rechte der Entscheidung der Nation überlassen. Aber die unzufriedenen burgundischen, wie austrasischen Großen wollten eine so schöne Gelegenheit, sich Brunehildes Herrschaft auf immer zu entziehen, und dabei zugleich auch ihr eigenes Interesse mächtig zu befördern, nicht unbenutzt vorüber gehen lassen. Sie schickten heimlich zu Clothar, unterhandelten mit demselben und foderten ihn auf, sich in Besitz beider Reiche zu setzen. In Austrasien brach das Ungewitter zuerst los. Das ganze Land fiel von Siegebert ab, und erkannte Clothar für seinen König.

35. Brunehild hatte indessen in aller Eile ein Heer zusammen gebracht. Es bestand aus Thüringern, Sachsen und Burgundern. Ihrem Major-Domus Warnacher übergab sie den Oberbefehl über dasselbe, und schickte ihn mit den vier Prinzen dem Clothar entgegen. Aber Warnacher selbst stand längst schon an der Spitze der Verräther. Als beide feindlichen Heere in der Gegend von Chalons an der Marne auf einander stießen, und es zu einer entscheidenden Schlacht kommen sollte, verließen die Burgunder plötzlich ihre Schlachtreihen und flohen davon. Der heimlich getroffenen Verabredung zu

Folge rückte Clothar ihnen rasch nach. An den Ufern der Saone ward das fliehende Heer eingeholet. Aber nun nahm die Verschwörung ihren vollen Ausbruch. Die Verräther bemächtigten sich der Prinzen und überlieferten sie dem Clothar. Siegebert, der eine kurze Zeit den königlichen Titel geführt hatte, und Corbus wurden auf der Stelle auf des Königes Befehl ermordet; des Meroveus ward geschont, weil Clothar dessen Taufpathe war. Er übergab ihn dem Grafen Ingobad, der ihn zum Privatstande erziehen sollte. Der vierte Prinz Childebert hatte das Glück gehabt, sich in der Verwirrung noch schnell auf ein Pferd zu schwingen und so den Händen zahlloser Feinde und Verräther zu entfliehen. Was aber nachher aus ihm geworden ist, weiß man nicht. Vielleicht, daß er innerhalb der heiligen Mauern irgend eines einsam gelegenen Klosters eine Zufluchtsstätte fand, sich anfänglich einige Zeit gegen die Nachstellungen seiner Feinde darin verborgen hielt und endlich, getroffen schon in der Blüthe seiner Jahre von allen Schlägen eines grausamen Schicksals und daher des Lebens satt und müde, seinen königlichen Waffenrock gegen eine Mönchskleidung vertauschte und, fern von dem, mit so vielem Königsblut besudelten Schauplatz wilder Zügellosigkeit, seine übrigen Tage in einer engen, aber von Gottes Friede überschatteten Klosterzelle ruhig verlebte.

36. Unkundig alles dessen, was vorgefallen war, saß Brunehild in Orbe in der Franche Contee. Wie schrecklich ward sie jetzt nicht überrascht, als plötzlich der Connetable Erpo bei ihr eintrat, sie im Namen Clothars verhaftete, und sogleich in des Königs Lager abführen ließ. Fredegunde hatte ihren Haß gegen Brunehilde auch auf ihren Sohn vererbt, und unmenschliche Rache beschloß dieser nun an der

Feindin seiner Mutter zu nehmen. Um seiner blutigen Rachgier einen Schein von Gerechtigkeit zu geben, stellte er das schon dem Tode geweihete Opfer vor ein förmliches, von ihm niedergesetztes Gericht. Hier, vor diesen Richtern, den ehrlosen Werkzeugen der Grausamkeit ihres Gebieters, ward die unglückliche Königin nun einer Menge unerhörter Verbrechen angeklagt. Alle Schandthaten, welche beinahe seit einem halben Jahrhundert die Palläste der fränkischen Könige befleckt hatten, wurden Brunehilde zu Last gelegt; und wer seit fünfzig Jahren in Frankreich war ermordet worden, den hatte jetzt die unglückliche Königin ermordet. Von allen Verbrechen, deren man sie beschuldigte, ward auch nicht ein einziges erwiesen; viele konnten gar nicht erwiesen werden, und einige waren sogar von der Art, daß die einleuchtende Unmöglichkeit, von Brunehilde begangen worden zu seyn, von selbst schon die elenden Ankläger der Lüge und falschen Anklage überführte. Dem ungeachtet sprach Clothar ihr das Urtheil. Die Tochter, Gemahlin und Mutter eines Königes ward den Händen gemeiner Henkersknechte übergeben, von diesen drei Tage nach einander auf das grausamste gemartert und gefoltert, am vierten Tage auf ein Kameel gesetzt, in dem ganzen Lager zur Schau herumgeführt, den niedrigsten Spottreden und schändlichsten Lästerungen eines rohen, ausgelassenen Kriegsvolkes preisgegeben, zuletzt mit den Haaren und einem Arm an den Schweif eines wilden, unbändigen Rosses angebunden, dieses mit Peitschenhieben angetrieben, und so die Unglückliche auf einem rauhen und steinigen Boden so lange geschleift, bis sie unter den entsetzlichsten Qualen ihren Geist aufgab. Aber auch dieser grauenvolle, jede Brust mit Abscheu und Wehmuth erfüllende Tod konnte noch nicht die Wuth ihrer Fein-

de besänftigen. Sogar christliches Begräbniß versagten sie Brunehilds zerfleischtem, schrecklich entstelltem, in allen seinen Gebeinen gebrochenem Körper; die Leiche ward von den Wüthenden in ein Feuer geworfen und vor dem Lager verbrannt *) — — So endete des westgothischen Königes Athanagilds Tochter, berufen auf den mächtigsten Thron des Abendlandes, und einst geschmückt mit hohen Gaben des Geistes und allen Reitzen körperlicher Schönheit. Sie starb den qualvollen Tod der verworfensten Missethäterin, zermalmt unter dem Gewicht des Hasses übermächtiger Feinde, und mit grenzenloser Schmach bedeckt in den Augen der nämlichen Völker, die sie bisher mit so vieler Würde und Größe beherrscht hatte.

37. Brunehilds größte Verbrechen bestanden offenbar blos darin, daß jetzt der Sohn ihrer Todfeindin über die Gesammtnation der Franken herrschte, ferner daß sie mit Erfolg überall das königliche Ansehen aufrecht zu erhalten gesucht, den Fiscus gegen die Räubereien der Großen geschützt, die von diesen unrechtmäßig erworbenen Kammergüter wieder zurückgefodert, der Herrschaft der Gesetze den trotzigen und übermüthigen hohen Adel unterworfen, gegen dessen Raubgier die Kirchen und deren Güter in Schutz genommen, und endlich bei Besetzung der höchsten Staatsämter, den rohen und unwissenden

*) Wie es scheint, muß man doch die Asche gesammelt haben; denn zu Autün, in dem von Brunehild zu Ehren des heiligen Martins gestifteten Kloster ward lange Zeit das Grab gezeiget, wo ihre Asche soll beigesetzt worden seyn! Der Pater Le Cointe gibt eine Beschreibung des Grabmahls, und die Königin soll sich selbst diesen Begräbnißort gewählt haben.

fränkischen Herzogen und Grafen die wissentschaftlich gebildeten und auf einem ungleich höhern Grade von Cultur stehenden Eingebornen Galliens vorgezogen hatte; kurz, Brunehilds Hauptverbrechen, das ihr den unauslöschlichen Haß der fränkischen Großen zugezogen, lag einzig und allein in dem kühnen und großen Gedanken, den sie gefaßt hatte, ein wildes, unbändiges Volk zu zähmen, welches jedoch vielleicht in jenen Zeiten selbst die Hand eines Heros, wie Pipin oder Carl der Große, nicht zu bändigen würde vermocht haben. *)

38. Fränkische Geschichtschreiber, die theils unter den unmittelbaren, theils spätern Nachfolgern Clothars geblühet und geschrieben, haben sich um die Wette bemühet, das Andenken der unglücklichen Königin zu schmähen. Um Clothars unmenschliche Grausamkeit in den Augen der fränkischen Völker zu rechtfertigen, wurden vorsätzlich schon gleich nach Brunehilds Tod eine Menge Gerüchte und boshaft ersonnener Mähren verbreitet. Es lag in dem Interesse Clothars und der verrätherischen fränkischen Großen, die auf so unmenschliche Weise hingerichtete Königin als eine wahre weibliche Furie darzustellen, als ein, von der Hölle erzeugtes Ungeheuer, das von den schändlichsten und niedrigsten Leidenschaften zerrissen, nichts als Herrschsucht, Treulosigkeit, Habsucht, Mord, Wollust und Unzucht geathmet hätte. Diese von der Bosheit und Rachsucht erfundenen, und von der Leichtgläubigkeit gierig verschlungenen Lästerungen wurden bald allgemeine und über-

*) Mit den wenigen Worten efferata corda gentilium schildert Gregor der Große, wie wir etwas weiter oben schon gesehen, den damaligen Charakter der fränkischen Nation.

all geglaubte Volkssagen und, was noch ärger ist, für die bald darauf folgenden Geschichtschreiber, die einzigen historischen Quellen, aus denen sie ihre Nachrichten schöpften. Der erste, welcher als Brunehildes Ankläger auftritt, ist der bekannte Abt Jonas; aber derselbe war ein geborner Irländer, Abt in einem Kloster in Italien und schrieb ungefähr erst 50 bis 60 Jahre nach Brunehilds Tode. Zudem war er nicht Brunehildes, sondern des heiligen Columbans Lebensbeschreiber. Was sich also auf die Erstere bezog, hielt er, weil der eigentlichen Geschichte seines Heiligen fremd, nicht für wichtig genug, um es einer scharfen Prüfung zu unterwerfen, schrieb daher unbekümmert hin, was er blos vom Hörensagen wissen konnte. *) — Fredegar, Brunehilds zweiter Ankläger, der noch hundert Jahre später, als Jonas lebte, schrieb, weil er keine andere Quellen hatte, blos dem Erstern nach; und beide wurden endlich von dem, erst im eilften Jahrhundert lebenden, in seiner Geschichte nichts weniger als zuverläßigen Benediktiner Mönch Aimoin treulich und pünktlich ausgeschrieben. Alles, was die folgenden Geschichtschreiber uns von Brunehilde erzählen, beruhet also blos auf dem Zeugniß der so eben erwähnten Geschichtschreiber; und da immer einer dem andern, wie

*) Zudem hatte König Dieterich, Brunehilds Enkel, dem heiligen Columban große Ursache zur Unzufriedenheit gegeben, indem er ihn zwang, sich aus seinem Kloster bei Lireuil zu entfernen. Da man nun nachher alles dem Einfluß der Königin zuschrieb, so mochte sehr wohl auch dieses den Unwillen des guten Abtes gegen Brunehilde nicht wenig erregt haben. Wahrscheinlich glaubte er, um seinen Heiligen in einem größern Lichtglanz erscheinen lassen zu können, die vermeintliche Gegnerin desselben in den tiefsten und dunkelsten Schatten stellen zu müssen.

eine Heerde Schafe, gleichsam auf dem Fuße und, weil von Vorurtheilen schon befangen, auch ziemlich gedankenlos folgte, so mußte es zuletzt nothwendig geschehen, daß in dem Laufe der Zeiten die alte Lüge endlich zur Wahrheit verknöcherte, überall die Oberhand behielt, und so Brunehilds Name auch zu uns, bedeckt mit dem Fluch aller Jahrhunderte, herabkam. Indessen behauptet die Wahrheit doch am Ende ihre Rechte, und je später sie erkannt wird, desto herrlicher ist stets ihr Triumph. Mit dem besten Erfolge haben neuere, besonders einige, durch ihre tiefen Forschungen in Frankreichs Alterthümern und Denkwürdigkeiten, berühmte französische Schriftsteller jene unglückliche Königin vollkommen zu rechtfertigen und deren gerechte Ansprüche auf ehrendes Andenken und historische Würde wieder zu behaupten gewußt. Wir nennen davon hier nur Mariana, Feyjoo von Montenegro, General des Benediktiner Ordens; ferner Pasquier, Tillet, Planchet, den Pater Lecointe und Herrn von Cordemois. *) — Indessen muß man sich billig wundern, daß es, um Brunehilds Unschuld, seltene Geistesgaben und treffliche Eigenschaften des Herzens anzuerkennen, es der Forschungen der erwähnten Gelehrten bedurfte und, bis dies geschah, erst so viele Jahrhunderte noch vorüber gehen mußten, da doch zwei unverwerfliche Zeugen, welche Zeitgenossen dieser Königin waren, an so vielen Orten in ihren Schriften, das Lob dieser Fürstin so deutlich, so laut und unumwunden aussprechen. Diese beiden Zeugen sind der er-

*) Wir haben hier nur die vorzüglichsten genannt; aber zu diesen gehört auch noch Meusel, welcher mit eben so vielem Scharfsinn, als Wahrheitsliebe und einer gewissen, seinem Herzen Ehre machenden Wärme die Rechtfertigung dieser unglücklichen Königin ebenfalls unternommen hat.

leuchtete und heilige Pabst Gregor der Große und der in seinem Wandel so strenge, und die zu seiner Zeit im Schwunge gehenden Laster der Großen und Mächtigen stets so scharf rügende, fromme Bischof Gregor von Tours. Woher kommt es, daß dieser Vater der französischen Geschichte, der doch von Chariberts Ausschweifungen, von Gunthrams Unordnungen und Schwachheiten, Chilperichs Lastern und Fredegundes Greulthaten mit so vieler Freimüthigkeit spricht, auch nicht mit einem einzigen Wort der Verbrechen Brunehilds erwähnt; wohl aber im Gegentheil eine Menge löblicher und preiswürdiger Thaten und Handlungen von ihr erzählt? *) — Von den Päbsten war Gregor der Große der erste, welcher, gezwungen durch die imperiösen Zeitumstände, auch an den weltlichen Angelegenheiten einen lebhaften Antheil nehmen, oft thätig in dieselben eingreifen mußte. Aber gerade

*) Wenn Gregor der, schon zu seinen Lebzeiten, der Königin Brunehilde von ihren Feinden bisweilen zur Last gelegten Verbrechen erwähnt; so spricht er davon nur wie von unbestimmten, auf nichts beruhenden und daher wenig Glauben verdienenden Gerüchten. Aber eine Menge schöner Züge von Brunehildes Frömmigkeit, Herzensgüte und Freigebigkeit, die auf Thatsachen beruhen, welche Gregor anführet, finden wir an vielen Orten in den Schriften desselben zerstreut. So z. B. erzählt der Bischof von Tours, daß Brunehild alle Longobarden, welche ihr Sohn Childebert auf seinem Raubzug nach Italien zu Gefangenen gemacht und nach Frankreich geschleppt hatte, aus ihrem Privatvermögen loskaufte, sie labte und erquickte und dann ihren, um sie trauernden Familien wieder zurückschickte. Wie räumt sich nun zu diesem, sehr große Summen erfordernden Akt christlicher Barmherzigkeit die eben dieser Königin, ohne allen Beweis, gemachten Vorwürfe des Geitzes und unersättlicher Habsucht.

nun deßwegen, wenn es auch nicht schon sein Kirchenregiment erfodert hätte, war dieser Pabst jetzt genöthiget, den Zustand, die Verfassung, und politische Stellung der verschiedenen abendländischen Reiche, und vorzüglich den Charakter und die Handlungsweise ihrer Regenten genau zu beobachten und sorgfältig kennen zu lernen. Einen so erleuchteten, scharf blickenden Pabst, wie Gregor, konnte man nicht leicht täuschen, und seine Frömmigkeit war gewiß nicht die eines, von der Welt ganz abgeschiedenen, frommen Mönches oder Einsiedlers, der, weil er sich blos um sich selbst zu bekümmern hat, auch aus christlicher Liebe und Demuth von allen Andern nichts, als, wie man zu sagen pflegt, nur Liebes und Gutes zu reden sich erlauben darf. Würde aber wohl der, durch hervorleuchtende Heiligkeit, ausgezeichnete Pabst Brunehildes Frömmigkeit und Gottesfurcht, würde er die Weisheit ihrer Regierung, die christliche Weise, wie sie ihren Sohn erziehe, ihren Eifer für Verbreitung des Glaubens und ächter Religiosität, ihre Milde und vielen guten Werke so oft und so stark gelobt, und ihr endlich gar den Auftrag gegeben haben, dem unkeuschen Wandel einiger Geistlichen in ihrem Reiche zu steuern, wenn sie selbst eine Mischung aller Laster und allen Greueln der Unzucht ergeben gewesen wäre? *) Für wahr; man darf zum Sehen nur

*) Gregor der Große schrieb acht Briefe an die Königin Brunehild. Wir wollen aus verschiedenen derselben hier einige Stellen anführen. Einmal schrieb ihr dieser große Pabst (lib. 6. epist. 5.) „Excellentiae vestrae praedicandam ac Deo placitam bonitatem et gubernacula regni testantur et educatio filii manifestat, cui non solum incolumem rerum temporalium gloriam provida sollici-

Augen haben, und diese auch öffnen wollen, um nicht blos von der Schuldlosigkeit, sondern auch

---

tudine conservastis, verum etiam aeternae vitae praemia providistis, dum mentem ipsius in radice verae fidei materna, ut decuit et laudabili institutione plantastis (Euer Herrlichkeit ruhmwürdigen und Gott gefälligen guten Sinn beweiset sowohl Dero ganze Regierung, als auch die Erziehung des Sohnes, dem Eure Herrlichkeit nicht nur, durch ihre kluge Vorsicht, die zeitlichen Güter und zeitliche Herrlichkeit ungeschmälert zu erhalten wußte, sondern, für dessen ewiges Seelenheil besorgt, auch in den Lehren des wahren Glaubens, wie es sich geziemte, fest zu gründen bemühet war.) — Lib 9. ep. 11 sagt Gregor zu der Königin. „Quanta in omnipotentis Dei timore Excellentiae vestrae mens soliditate firmata sit, inter alia bona, quae agitis, etiam in Sacerdotum ejus laudabiliter dilectione demonstratis. (Wie fest und sicher Euer Herrlichkeit in der Furcht des Allerhöchsten einherwandle, beweist unter andern guten Werken, die Ihr übet, auch die Liebe, die Ihr den Priestern des Herrn erweißt.) — Wir müssen hier noch bemerken, daß, wie der Bischof von Tours erzählt, gerade das Berauben der Kirchen, woven Charibert eine sogar in einen Pferdestall verwandeln ließ, und endlich das Verhöhnen und Verspotten der Priester damals unter den fränkischen Großen, besonders an Chilperichs Hofe herrschender Ton war. — In dem 117. Briefe des neunten Buches lobet der Pabst die Gerechtigkeit, Kraft und Weisheit, mit welcher die Königin über ihre Völker regiere. — Lib. 11. ep. 62. schreibt der Pabst: „Gratias Deo omnipotenti referimus, qui inter cetera pietatis suae dona, quae Excellentiae vestrae largitus est, ita vos amore christianae religionis implevit, ut quidquid ad animarum lucrum quidquid ad propagationem fidei pertinere cognoscitis, devota mente et pio operari studio non cessetis. (Wir danken Gott dem allmächtigen, daß Er unter andern Gnadengaben,

von dem höhern Verdienst und den trefflichen Eigenschaften dieser unglücklichen Fürstin, so wie von

---

womit Er Euer Herrlichkeit geschmückt hat, auch in Euer Herz eine solche Liebe zur Religion legte, daß Ihr mit andächtigem Gemüthe und frommem Eifer stets darnach strebet, Seelen zu gewinnen und die Verbreitung des Glaubens zu befördern) der gleich darauf folgende 63. Brief beginnt mit dem schönen Zeugniß: „Quanta in vobis bona divino munere sint collata, quantaque vos supernae gratiae pietas impleverit, inter cetera vestrorum testimonia meritorum. — — (Welchen Schatz von guten Werken Euer Herrlichkeit durch die Gnade Gottes gesammelt hat, erhellet auch daraus, daß unter vielen andern Beweisen euerer Verdienste ꝛc.) — — Wir könnten noch eine Menge anderer, Brunehilds Gottesfurcht, Verstand und weisen Regierung, das schönste Zeugniß gebender Stellen ausheben; die hier angeführten mögen jedoch einstweilen schon genügen. Aber wer Gregors Briefe an Brunehild mit Aufmerksamkeit liest, und sie nachher mit mehrern von jenen vergleicht, welche der nämliche große Pabst auch an andere Fürsten, oder bedeutende Personen geschrieben hat, dem wird es schwerlich entgehen, daß in den erstern ganz unverkennbare Spuren eines besondern Wohlwollens, und einer wahrhaft väterlichen Zuneigung des heiligen Pabstes zu dieser Königin, sich überall kund geben. Uebrigens war Gregor nicht der Mann, der die Fürsten, nach der heute zu Tage angenommenen Maxime, schon des Guten wegen lobte, das sie zwar noch nicht gethan, aber vielleicht doch in der Zukunft noch thun könnten. Ziemlich schonungslos, und bald möchte man sagen, etwas zu strenge rügte Gregor das Betragen des Kaisers Mauritius; und in den zwei Briefen, welche er an den Kaiser Phokas schrieb, machte er demselben kein anderes Compliment, als daß er ihm darin ein treffendes Gemälde eines schlechten und gottlosen Königes entwarf, und so dem feigen und grausamen Emporkömmling einen Spiegel vorhielt, in welchem er sich vom Kopfe bis zu den Füßen erschauen

der wahrhaft unverantwortlichen Leichtfertigkeit der, ihr Andenken lästernden Geschichtschreiber sich zu überzeugen. — Freilich mag Brunehilds Betragen nicht immer tadelfrei gewesen seyn; aber man versetze sich in jene Zeiten, wo sie, berufen über Völker zu herrschen, deren durch anhaltende bürgerliche Kriege überhand genommene Wildheit keinen Zügel, weder göttlicher noch menschlicher Gesetze mehr dulden wollte, *) in ihrer oft gefährdeten Lage sich nur gar zu leicht in der Wahl ihrer Mittel täuschen und Mißgriffe begehen konnte, welchen alsdann ihre Feinde stets die boshafteste Deutung zu geben niemals unterließen. Auch die, in Bestrafung mächtiger und angesehener Verbrecher, ihr zum Vorwurf gemachte Strenge, so wie die von ihr nicht selten dabei angewandte List finden in der Gesetzlosigkeit ihres Jahrhunderts und dem so sehr gelähmten Gang der öffentlichen Gerechtigkeit, wo nicht volle Rechtfertigung, doch wenigstens die größte Entschuldigung. **) Die Anklage, den heiligen Bischof Desi-

---

konnte. Was würde Gregor erst gesagt haben, wenn er die Nachricht von der grausamen Hinrichtung des entthronten Mauritius noch erlebt hätte.

*) Gregor von Tours erzählt, daß, als König Gunthram den Befehlshabern seines Heeres drohende Briefe geschrieben, weil er gehört, welchen schrecklichen Excessen gegen seine eigenen Unterthanen sich das Kriegsvolk überlassen, jene dem König zurückgeschrieben hätten: „Niemand fürchtet mehr den König, Niemand ehrt mehr den Herzog oder Grafen, und wenn diese solches ahnden wollen, entsteht gleich ein Aufruhr unter dem Volke, und Jeder empört sich dermaßen gegen seinen Herrn, daß derselbe, wenn er nicht schweigen gelernt hat, schwerlich mit dem Leben davon kommen wird.“

**) Als z. B. in Dieterichs Heere, auf seinem Zuge gegen

derius ermordet zu haben, ist eben so ungegründet, als es falsch und unwahr ist, daß dieser Heilige der Königin ausschweifendes Leben öffentlich gerügt haben soll; und zwar zu einer Zeit, wo Brunehilde, weit in Jahren vorgerückt, schon beinahe 15 jährige Enkel hatte, und wo der heilige Pabst Gregor, in vollem Vertrauen auf der Königin tadellosem Wandel, sie dringend bat, dem Laster der Unzucht in ihrem Reiche nach allen Kräften zu steuern. Kurz hat Brunehild aus menschlicher Schwachheit Fehler und Sünden begangen; so waren sie von der Art, daß sie nicht dem in Wollüsten versunkenen; dabei äußerst schwachen und daher grausamen Clothar, nicht den aufrührischen

---

König Theudebert von Austrasien, eine Gährung ausbrach, und das tumultuarisch sich zusammen rottende Kriegsvolk, von seinen Aufrührern aufgehetzt, den Major Domus Protadius zu ermorden drohete, schickte Dieterich den Herzog oder Grafen Uncelin an die Aufrührer mit dem Auftrage ihnen zu sagen, der König lasse ihnen ernstlichst befehlen, sich ja nicht an seinem Majordomus zu vergreifen. Statt sich des Auftrages seines Herrn zu entledigen, sagte Uncelin den Aufrührern, der König befehle ihnen, den Protadius zu tödten, worauf alsdann sogleich dessen Zelt erstürmt und er selbst erschlagen ward. In der Mitte eines aufrührerischen Heeres durften freilich weder Dieterich noch Brunehild es jetzt gleich wagen, die Mörder und alle, welche zu dem Mord mitgewirkt hatten, zur Strafe zu ziehen. Sie erwarteten also einen günstigern Augenblick, und als die Verräther sich schon vollkommen sicher glaubten, ließen sie dieselben ergreifen und mit der größten Strenge bestrafen. Dem Uncelin z. B. ward ein Fuß abgehauen und sein ganzes Vermögen eingezogen. Aber anstatt in dem hinkenden und bettelnden Uncelin ein warnendes Beispiel strenge bestrafter Verrätherei zu erblicken, gefiel es den Franken besser, in ihm blos ein wandelndes und sprechendes Denkmal der Grausamkeit der Königin zu bemitleiden.

Grossen Austrasiens, sondern blos dem König der Könige, dem einzigen Richter, welchen regierende Häupter über sich haben, darüber Rechenschaft schuldig seyn konnte. Hätte man aber dennoch sich ihrer entledigen wollen; so wäre hiezu unstreitig eines, der vielen von ihr gestifteten Klöster das sicherste und zeitgemäßeste Mittel gewesen. Aber Fredegundes, einer solchen Mutter, würdiger Sohn, der schon zwei zarte Blutsverwandten, Dietrichs schuldlose Knaben hatte morden lassen, konnte nur in den ausersonnensten Martern und in dem qualvollsten Tode seiner ehrwürdigen, siebzig jährigen Tante Befriedigung seiner Rachgier finden; und indem gedankenlose, sich ab- und ausschreibende Geschichtschreiber das Andenken an Brunehilds sogenannte Verbrechen zu verewigen suchten, haben sie jetzt, wo die Zeit und die Fackel ächter historischer Kritik die Wahrheit enthüllten, blos Clothars Grausamkeit eine ewige Schandsäule, und ihrem eigenen Unverstand oder ihrer eigenen Lieblosigkeit ein unvergängliches Denkmal errichtet. — Große Namen unverdienter Schmach zu entziehen, ist die süßeste Pflicht des Geschichtschreibers, und jene oben erwähnten spanischen und französischen Alterthumsforscher, die durch ihre gründlichen Untersuchungen endlich an den falschen Anklägern der unglücklichen Königin strenge Gerechtigkeit geübt, verdienen unstreitig den aufrichtigsten Dank jedes Freundes der Wahrheit, besonders wenn dessen Herz bei den Leiden großer Männer oder Frauen, die in ungleichem Kampfe mit dem Schicksale unterliegen mußten, obgleich durch Jahrhunderte von ihnen getrennt, dennoch warm und theilnehmend schlägt.

XIII.

1. Schon seit zehen Jahren schmachtete Italien unter dem Druck einer aristocratischen Herrschaft von 36 Herzogen. Wenn ein einziger weiser, gerechter und gütiger Monarch schon eine nur seltene und ausgezeichnete Wohlthat des Himmels ist: Was konnten wohl die italienischen Völker von sechs und dreissig rohen und unwissenden Barbaren erwarten, die, erzogen unter dem Geräusch der Waffen, an Krieg und Zerstörung gewöhnt und vom Raub genährt und bereichert, kein anderes Gesetz, als nur das Recht des Stärkern erkannten? Mit dem Antritt ihrer souveränen Gewalt, begann auch zugleich die Herrschaft gesetzloser Willkühr, die Periode harter, nicht selten sogar blutiger Tyrannei. So weit das Gebiet der Longobarden in Italien reichte, sah man jetzt in dem sonst so schönen und gesegneten Lande nichts als traurige, jedes Herz mit Wehmuth erfüllende Bilder der Verwüstung; zerstörte Städte, niedergerissene Mauern, verbrannte Kirchen und Klöster, entvölkerte Länderstrecken, die sonst reichsten und angesehensten Familien in Armuth und Elend und, wie Gregor der Große sagt, ganze Burgen und Flecken, ehemals Wohnsitze des Kunstfleißes und Wohlstandes, nun in Aufenthaltsorte wilder und reissender Thiere verwandelt.

2. Obgleich das Gesammtinteresse des Staats nur ein schwaches Band der Einigung unter den sechs und dreisig kleinen Tyrannen war, breiteten dennoch die beiden Herzoge von Spoleto und Benevent ihre Eroberungen in Italien immer weiter aus. Der Exarch Longinus ward geschlagen, und mehrere

Städte so wohl am Po, als in Umbrien, Campanien und Calabrien von den Longobarden erobert. Aber der empfindlichste Schlag für das griechische Exarchat war der Verlust von Classis. Nach einer zweijährigen Blokade hatte dieser Ort sich endlich an Feroald, Herzog von Spoleto, ergeben. Classis war der Hafen von Ravenna, der Mittelpunkt des ganzen italienischen Handels in dem adriatischen Golph, und durch den Verlust dieser wichtigen Seestadt verlor der Sitz des Exarchats seine unmittelbare Verbindung mit dem Meere, mithin auch die Möglichkeit schleuniger Hülfe von Constantinopel zur See, sey es an Truppen und Waffen, oder an Lebensmitteln und Geld.

3. Weniger glücklich waren die Waffen der Longobarden vor Neapel und Rom. Vor beiden Städten mußten sie unverrichteter Dinge wieder abziehen. Wenig hatte indessen gefehlt, so wäre Rom eine Beute der Longobarden geworden. Die Stadt hatte keine Besatzung, keinen Heerführer und nur schwachen Vorrath an Lebensmitteln. Schon fühlte man drückenden Mangel; und die Schrecken einer fürchterlichen Hungersnoth droheten von ferne. Aber eine römische Deputation, von dem Pabste und Roms Einwohnern gesandt, erschien vor dem Thron in Constantinopel. „Kannst Du" sagten die Abgeordneten zu dem edeln Tiberius „uns nicht gegen das Schwert „der Longobarden schützen, so rette uns wenigstens „von Hungersnoth." Ein Heer konnte der großmüthige Kaiser den Römern zwar nicht zu Hülfe schicken, wohl aber doch ihnen zu essen geben. Eine Flotte von vielen, mit ägyptischem Getraide beladenen Schiffen verließ unverzüglich den Hafen von Alexandrien, und lief bald darauf glücklich in der Tiber ein. Ueberfluß herrschte jetzt wieder in der Stadt. Der Pabst entflammte auf das neue den Muth der Einwohner; und

die der Waffen lange schon entwöhnten Römer ergriffen wieder Schild und Speer, und vertheidigten mit unerwarteter Tapferkeit ihre Mauern. Alle Angriffe der Longobarden wurden zurückgeschlagen, und sie selbst endlich, nachdem sie Roms Vorstädte verbrannt hatten, zum Rückzuge gezwungen.

4. In Ober-Italien gab es längst schon nichts mehr zu rauben und zu plündern, und die Raubgier der longobardischen Herzoge fand hier nur äußerst schwache Befriedigung. Aber jenseits der Alpen, in dem fruchtbaren Gallien, blühete für sie die Hoffnung neuer und reicher Beute. Gisulph, Herzog von Mailand und noch einige andere Herzoge vereinigten also ihre Macht und fielen in Gallien ein. Ein Heer von Burgundern, das sich unter dem fränkischen Feldherrn Amatus ihnen widersetzen wollte, ward geschlagen, der gröste Theil von Burgund schrecklich verheeret, und mit unermeßlicher Beute beladen, kamen die Herzoge und ihr Heer wieder nach Italien zurück. Dieser glückliche Erfolg lockte zu noch mehrern Raubzügen. Aber Gunthram, König von Orleans und Burgund hatte indessen die Bewachung seiner Granze gegen Italien dem tapfern und kriegskundigen Mumulus übertragen, und die völlige Vernichtung eines ganzen longobardischen Heeres war die Folge eines zweiten Einfalls in Burgund; und da diese fürchterliche Niederlage sie noch nicht witzigte, sie mithin gleich im folgenden Jahre noch einmal, in drei Haufen getheilt, über die Alpen gingen, wurden sie von Mumulus, der die drei Colonnen, bevor sie noch zusammenstossen konnten, einzeln angriff, abermals völlig geschlagen. Wie den Franken gethan worden, wollten diese nun auch wieder vergelten, überstiegen demnach ebenfalls die Alpen und plünderten und verwüsteten einen Theil von Ligurien bis vor die Thore von Trent; und ob

gleich sie bald darauf, mit Zurücklassung aller Beute, beinahe einzeln durch die Alpenpässe wieder zu entwischen suchen mußten; so war nun doch einmal, durch den Unverstand der von Plünderungssucht verblendeten Herzoge, die kriegerische Nation der Franken auf das äußerste gegen die Longobarden erbittert, und der König von Austrasien und Burgund, der mächtigste Monarch des Abendlandes, jetzt der Longobarden furchtbarster und gefährlichster Nachbar.

5. Dem staatsklugen Kaiser Mauritius konnten die Vortheile nicht entgehen, die ihm, unter diesen Umständen, ein Bündniß mit den Franken gegen die Longobarden darböte. Der Römer Siege über die Perser erlaubten dem Kaiser, auch seinen unglücklichen italienischen Provinzen einige Aufmerksamkeit zu schenken. Den Exarchen Longin hatte er zurückberufen, zu dessen Nachfolger den verständigen und kriegskundigen Zamaragdus ernannt und diesen mit einer ziemlich bedeutenden Anzahl Verstärkungs-Truppen nach Italien gesandt. Jetzt ordnete Mauritius auch eine Gesandtschaft an Childebert von Austrasien, um mit schwerem Golde dessen Hülfe gegen die Longobarden zu erkaufen. Aber auch den longobardischen Herzogen gingen jetzt nicht minder die Augen auf; sie sahen das Ungewitter, das von ferne sich über ihren Häuptern zusammen ziehe. Zamaragd hatte schon Brisello, eine sehr feste Stadt am Po erobert, den Droctulf, *) einen der tapfersten Anführer der

*) Droctulf war ein geborner Sueve, aber dennoch seiner Tapferkeit wegen von den Gothen zum Herzog erhoben worden. Er war ein Katholik und von sehr mildem menschenfreundlichem Charakter. Das wilde, ungerechte und grausame Wesen der übrigen longobardischen Herzoge war ihm ein Greul, und das heidnische

Longobarden in das Interesse der Römer gezogen, und von Mauritius mit König Childebert gepflogenen Unterhandlungen war ihnen ebenfalls Kunde geworden. Mit leichter Mühe begriffen nun die longobardischen Aristocraten, daß nur die Gesammtmacht der Nation, unter einem Oberhaupt wieder vereinigt, dem nahenden Sturm würde trotzen können. Alle sechs und dreissig Herzoge versammelten sich demnach in Pavia und wählten den **Autharis**, Clephis Sohn, einstimmig zu ihrem König.

6. Autharis stand in der Blüthe seiner Jahre, hatte im Kriege gegen die Römer schon Beweise der Tapferkeit, im Rathe der Herzoge schon Proben reifern Alters gegeben. Seine Anerkennung als König geschah im freien Felde. Auf einem Schilde emporgehoben, ward ihm die königliche Lanze gereicht, und von dem, unter den Panieren seiner Herzoge versammelten Heere, ihm als nunmehrigem Könige der Longobarden gehuldiget. Um das königliche Ansehen mit noch größerm Glanze zu umgeben, nahm er, nach Weise der Kaiser und ostgothischen Könige, den Namen **Flavius** an, und legte durch ein Hausgesetz allen seinen Nachfolgern die Verbindlichkeit auf, diesen eh-

---

Treiben der vielen Longobarden, welche noch keine Christen waren, ihm unerträglich. Daher ging er zu den Römern über; diente diesen sein ganzes Leben über mit der größten Treue, zeichnete sich besonders durch Tapferkeit und kriegerisches Talent in den Kriegen gegen die Avaren aus, und starb nachher, von allen geliebt und geehrt zu Ravenna, wo man ihm ein prächtiges Grabmahl errichtete, dessen Innschrift, in wohl gelungenen Versen, Droctulfs Tugenden, dessen Treue, Biederkeit, Kriegskunde, vorzüglich aber dessen, selbst im Kriege, sich nie verleugnende Frömmigkeit der Nachwelt verkündete.

würdigen, so viele Jahrhunderte ruhmvoll durchschimmernden Namen stets mit der königlichen Würde zu verbinden.

7. Das erste und vielleicht wichtigste Geschäft, womit der einsichtsvolle und thätige junge Monarch sich befaßte, waren innere Einrichtungen, eine zeitgemäße Verfassung und ein, die Entwickelung der Kräfte der longobardischen Nation, wie der Eingebornen Italiens befördernder Staatsorganismus. In einer Versammlung aller Großen des Reiches in dem Palaste von Pavia wurden die Rechte der Krone, der Herzoge und der longobardischen Nation genauer bestimmt, die Gesetze verbessert, das Schicksal der Eingebornen und deren Verhältniß zu ihren jetzigen Herren in etwas gemildert, und sämmtliche neue Einrichtungen von dem getreuen Volke und beglückten Heere der Longobarden auf den Feldern bei Pavia genehmiget. Die Herzoge behielten die Hälfte der Einkünfte ihrer Länder, aber die andere Hälfte, mit welcher jetzt die königliche Würde dodirt ward, mußten sie alle drei Jahre in die königliche Schatzkammern abliefern. Die innere Verwaltung der Herzogthümer blieb ihnen ebenfalls überlassen, die völlige Souveränität über dieselben behielt jedoch der König sich vor. Im Frieden war er der höchste Richter, im Kriege der erste und oberste Heerführer. Jeder Longobarde war geborner Soldat seines Königes und seines Herzoges; gab er diesem die Nutzungen und Ländereien, die er besaß, wieder zurück; so konnte er ungehindert in eines andern Herzoges Gerichtsbarkeit auswandern; nur die Auswanderung aus dem Königreiche selbst war unter Todesstrafe verboten. Auf das Aufgebot des Königes mußten alle Herzoge, an die es erging, mit den ihnen untergebenen Schaaren der königlichen Fahne folgen; wer dieß zu thun unterließ, war seines Herzogthums und seiner herzoglichen

Würde verlustig. Lebenslänglich und gewissermaßen schon erblich besaßen die Herzoge ihre Herzogthümer; und nur wenn Einer der Felonie sich schuldig gemacht, war der König berechtiget, ihm sein Herzogthum zu nehmen, es einem Andern zu geben oder, wenn er wollte, mit der Krone zu vereinigen. Der nämliche Fall trat auch ein, wenn ein Herzog starb, ohne männliche Erben zu hinterlassen, oder diese, von zu zartem Alter, noch nicht im Stande waren, den Pflichten des Richters und Anführers zu gnügen. Diese Einrichtungen des Autharis legten den Grund zu der, unter seinen Nachfolgern, immer noch mehr entwickelten, erweiterten und verbesserten Lehnsverfassung; *) und da die von den longobardischen Königen hierüber gegebenen Gesetze nach und nach auch in allen übrigen Reichen Europens als die besten anerkannt und angenommen wurden; so gebührt den Longobarden das Verdienst der Entwickelung und Ausarbeitung eines der wichtigsten Theile der Jurisprudenz aller abendländischen Völker.

8. Der Krieg, den der neue Exarch Zamaragd auf das neue begonnen, dauerte indessen immer fort; da er jedoch keine hinreichende Macht gegen die Longobarden aufstellen konnte; so beschränkten sich die Operationen der Römer blos auf fruchtlose Versuche, Classis, den Hafen von Ravenna wieder zu gewinnen. Autharis im Gegentheil eroberte noch in demselben Jahre die feste Stadt Brisello, ließ deren Mauern schleifen, und machte nun Bewegung, mit seinem Heere gegen Ravenna vorzu-

*) Ungefähr zwanzig Jahre früher, als bei den Longobarden, finden wir Spuren des Lehnwesens auch bei den Franken, und noch weit früher selbst schon in den germanischen Wäldern.

rücken. Aber seinem, mit dem Kaiser geschlossenen Bündniß zu folge, kam nun König Childebert in Person mit einem zahlreichen Heere Franken über die Alpen herab. Autharis wich dem Andrang des wilden, über die Gebirge hereinbrechenden Stroms. Er vertheilte sein ganzes Heer in wohlbefestigte Städte, ließ alle Schätze der Longobarden ebenfalls dahin bringen und überließ den Franken das flache Land. Aber auch hinter den Mauern von Pavia blieb Autharis kein müssiger Zuschauer der Ereignisse; und was er durch offenbare Gewalt zu erkämpfen noch nicht im Stande war, suchte er jetzt durch Negociationen zu erreichen, schickte demnach Gesandte mit vielem Gelde an König Childebert, und dieser, geblendet durch die reichen Geschenke, welche die Gesandten mitbrachten, und zugleich äußerst unwillig, mit seinen, der Belagerungskunst unkundigen Franken, so viele feste Städte belagern zu müssen, schloß mit Autharis einen Vertrag und ging mit seinem Heere wieder nach Hause.

9. Childeberts Zug über die Alpen hatte also das Interesse der Römer in Italien wenig befördert. Den einzigen Gewinn, welchen sie davon hatten, war die Eroberung von Classis. Während die Longobarden hinter den Wällen und Mauern ihrer Festungen sich ruhig verhalten mußten, hatte der tapfere Droctulf eine Menge Barken zusammengebracht, sie mit seinen besten Soldaten bemannt und Classis von der See-Seite in dem nämlichen Augenblicke überrumpelt und erstürmt, wo die Stadt auch auf der Landseite von den Truppen des Exarchen war angegriffen worden. Die Wiedereroberung des Hafens von Ravenna befreite nun den Sitz des Exarchats wieder auf lange Zeit von

einer eben so unbequemen, als höchst gefährlichen Nachbarschaft.

10. Natürlicher Weise war Kaiser Mauritius mit Childeberts Feldzuge nichts weniger, als zufrieden. Er schickte Gesandte und ließ seine fünfzig tausend Goldgulden wieder zurückfodern. Childebert wollte weder das Geld hergeben, noch den Kaiser erzürnen, vielmehr seiner Schwester Ingundis wegen, die noch immer mit ihrem kleinen Sohn in den Händen des Kaisers zu Constantinopel war, sich ihm gefällig erweisen. Er versprach also, das Geschehene zu verbessern, sammelte ein neues Heer und schickte es unter einigen seiner besten Feldherren nach Italien. Das Heer bestand aus Franken und Allemannen. Der schlaue, auf Alles aufmerksame Autharis wußte diesen Umstand treflich zu benutzen. Es gelang ihm, unter beiden Völkern und deren Anführern Eifersucht und Uneinigkeit zu erregen. Als er diesen Zweck erreicht hatte, zog er schnell seine ganze Macht zusammen, ging auf die Franken los, schlug sie aus dem Felde, und zwang sie, Italien wieder zu verlassen.

11. Aber bald gefiel Zamaragd sich ungleich besser in der Rolle eines Souverains, als in jener eines kaiserlichen Beamten. An die vom Hofe von Constantinopel kommenden Befehle sich wenig oder gar nicht bindend, schloß und brach er Waffenstillstände und Verträge nach Willkühr und Laune, und hatte jetzt, den Longobarden ganz unerwartet, nach einer erst unlängst von beiden Theilen eingegangnen Waffenruhe, den Krieg plötzlich wieder begonnen; er hoffte einen entscheidenden Schlag zu thun und hatte alle seine, in den unzusammenhängenden Ländertheilen des Exarchats vertheilten

Schaaren zu einem ziemlich ansehnlichen Heere vereint. Autharis raffte in der Eile so viele Truppen zusammen, als er vermochte, rückte dem Exarchen entgegen und schlug ihn und dessen Heer in die Flucht. Der Römer wurden in dieser Schlacht so viele getödtet, daß sie von jetzt an auf lange Zeit nicht mehr in offenem Felde erscheinen durften, und ungestraft und ungehindert durchzogen nun longobardische Streifpartheien ganz Italien von einem Ende zum andern.

12. Der Römer Macht in Italien war durch diese Niederlage gänzlich gebrochen. Neue, und zwar so bedeutende Verstärkungen, als die Umstände es erfoderten, waren sobald noch nicht von Constantinopel zu erwarten, und um über Italien ruhig zu herrschen, bedurfte es für Autharis jetzt blos eines dauerhaften Friedens mit seinen unruhigen und mächtigen Nachbarn, den Franken. Um ihn zu erhalten, warb er um die Hand der Prinzessin Clodoswinth, Childeberts Schwester. Dem Hofe von Metz mißfiel nicht diese Verbindung. Brunehilde war ganz geneigt den Longobarden ihre Tochter zur Königin zu geben, und die Unterhandlungen waren ihrem Abschlusse schon ganz nahe, als plötzlich und ganz unerwartet ein neuer Brautwerber auftrat, und die Hand der Prinzessin erhielt. *)

*) Es war der junge, zu den größten Hoffnungen berechtigende König Reccared von Spanien. Der staatsklugen Königin Brunehilde mußte freilich eine Verbindung mit dem alten, in Spanien tief gewurzelten westgothischen Königshause ungleich willkommener seyn, als mit dem, um seine Krone erst noch einen harten Kampf kämpfenden Longobarden-König. Uebrigens ward Reccared einer der weisesten und größten Könige, vielleicht der ruhmwürdigste seiner ganzen Dynastie.

13. Was den Frieden hatte herbeiführen sollen, ward nun ein neuer Zunder des Krieges; und da man nichts weniger verzeihet, als Beleidigungen, die man selbst zugefüget hat, zudem auch Kaiser Mauritius noch immer nicht aufhörte, seine fünfzig tausend Goldstücke zurückzufodern; so sammelte Childebert abermal in aller Eile ein zahlreiches Heer, und schickte es über die Alpen. Aber Autharis war auf einen neuen Einfall schon vorbereitet. Die gesammten Streitkräfte der Nation hatte er unter seinen Fahnen versammelt, und das longobardische Heer theilte die, seinem König zugefügte Beleidigung. Sobald also beide Heere einander zu Gesicht kamen, begann auch sogleich das entscheidende Treffen. Aber die Franken wurden diesmal gänzlich geschlagen; der größte Theil ihres Heeres ward zusammengehauen; nur Wenige retteten sich durch die Flucht, und Gregor von Tours behauptet, daß die Franken, seit der Gründung ihrer Monarchie noch nie eine so schmachvolle Niederlage erlitten hätten. Glänzend waren die Folgen dieses Sieges. Mit einem starken Heerhaufen schickte Autharis jetzt den Herzog Euwin von Trent nach Istrien. Derselbe durchzog das ganze Land, plünderte und zerstörte Burgen, Flecken und Dörfer, schrieb in allen Städten schwere Contributionen und Brandschatzungen aus, und schickte ungeheure Summen an den König. Aber dieser war indessen selbst nicht minder geschäftig gewesen. Am Fuße der rhätischen Alpen hatte er sich der, in dem See Comum gelegenen Insel Comacine bemächtiget. Unermeßliche, dahin geflüchtete Schätze an gemünztem und ungemünztem Gold und Silber lagen in der Insel aufgehäuft. Alle diese Reichthümer wurden die Beute des Siegers, und wanderten nun in die Schatzkammer des Königes nach Pavia.

14. Autharis, der einen dauerhaften Frieden mit den Franken noch sehr weit entfernt sah, wollte einstweilen durch ein enges Bündniß mit den, sein Reich angrenzenden Bayern sich verstärken. Zu diesem Ende, und um sich für den Verlust der merovingischen Prinzessin zu entschädigen, warb er um die Hand der schönen Theudelinde, des mächtigen, baierschen Herzogs Garibalds Tochter. Paul Warnefried erzählt uns sehr umständlich den ganzen Hergang der Bewerbung wie der Vermählung; und als ein nicht uninteressanter Beitrag zur Geschichte der Ritter-Galanterie jener Zeit mag Pauls Erzählung hier einen Platz finden.

15. Um Theudelinde von ihrem Vater zu begehren, hatte Autharis zuerst eine feierliche Gesandtschaft nach Baiern geschickt, und Garibald zu einer Verbindung mit dem Beherrscher Italiens sehr gerne seine Einwilligung gegeben. Eiligst waren also die Gesandten wieder zurückgekehrt, um ihrem König diese frohe Botschaft zu bringen. Aber Autharis, der gegen weibliche Reitze nicht unempfindlich war, wünschte sehnlichst, daß auch körperliche Wohlgestalt die künftige Königin der Longobarden schmücken möchte. Zu ungeduldig, um das Bildniß seiner Braut zu erwarten, vielleicht auch der Wahrheitsliebe des Malers mißtrauend, beschloß er, durch eigenen Augenschein die ihn beunruhigenden Zweifel zu lösen. Begleitet nur von Wenigen seiner Getreuen, auf deren Verschwiegenheit er sich verlassen konnte, entzog er sich seinem Pallaste zu Pavia und trat die Reise nach Baiern an. Unter seinen Gefährten befand sich ein edler, dem König völlig ergebener Longobard, dessen ganz greises Haar sein ohnehin schon ehrwürdiges Ansehen noch mehr zu erhöhen schien; diesem übertrug Autharis jetzt die Rolle des Gesandten; er selbst übernahm die eines der

Begleiter desselben. An Garibalds Hofe angelangt, ward der Gesandtschaft gleich am folgenden Tage öffentliche Audienz ertheilt. Im Gefolge des Gesandten trat auch Autharis in den Saal. Sobald aber jener den Herzog im Namen seines Königes begrüßt hatte, näherte Autharis sich dem herzoglichen Throne und sagte dem Beherrscher Baierns in ganz leisen, nur ihm vernehmbaren Tönen, daß jener dort zwar der Gesandte des Autharis, er selbst aber dessen Freund und der Vertraute aller seiner Gedanken sey, und ihm habe er daher den zarten Auftrag gegeben, von der Gestalt seiner Braut umständlichen, der Wahrheit treuen Bericht zu erstatten. Garibald, der wohl wußte, daß er auch auf die äußern Gaben, welche die Natur seiner Tochter verliehen, nicht wenig stolz seyn dürfte, ließ dieselbe unverzüglich herbeirufen. Dem Befehle des Vaters zu folge erschien die Prinzessin, und Autharis ward gleich bei dem ersten Anblick von Theudelindens Anmuth und Grazie bezaubert. Nach einigen Augenblicken schweigenden Entzückens begrüßte er sie sogleich als seine Königin, wandte sich hierauf an den Herzog und bat ihn, zu gestatten, daß, nach dem Brauch der Longobarden, deren künftige Königin ihnen einen Becher Wein reiche. Der Vater gebot und die Tochter gehorchte. Dem Gesandten, als dem Vornehmsten, wie sie wähnte, der anwesenden Longobarden, reichte sie zuerst den Becher, dann auch dem Autharis. Als dieser getrunken, und den Becher der Prinzessin zurückgab, berührte er, ohne daß es jemand bemerken konnte, ihre Hand; ein sanfter Druck ward der Dollmetscher seiner Gefühle; über sein ganzes Gesicht fuhr er hierauf schnell mit den nämlichen Fingern und drückte diese nun auch auf seine Lippen. Theudelinde erröthete, war froh, als der Vater ihr erlaubte, sich wieder in ihr Gemach zurückzuziehen, und eilte zu einer ihrer Kammerfrauen, der

sie staunend das sonderbare, höchst unschickliche Benehmen des fremden Ritters erzählte. Die Kammerfrau, die, wie es scheint, der Männer Herz und Sitte schon etwas besser kannte, tröstete die Prinzessin, sie versichernd, daß nur ihr künftiger Gemahl selbst sich diese Freiheit habe erlauben können. Niemand war jetzt vergnügter, als Theudelinda; denn eben so sehr an schlanker Gestalt und männlicher Schönheit, wie an Tapferkeit und Muth übertraf Autharis selbst die Edelsten der Longobarden. — Nach einigen Tagen wurden die Gesandten von Garibald entlassen; um sie zu ehren, gab er ihnen eine Bedeckung mit, die sie bis an Baierns Grenze begleiten sollte. So lange man noch auf baierschem Boden war, ritt Autharis stets hinter dem Gesandten in dem Gefolge desselben; aber sobald sie Italiens Grenze erreicht hatten, sprengte Autharis einige Schritte hervor, erhob sich in den Bügeln über seinem Pferde, schleuderte mit unbeschreiblicher Stärke und Kraft seine Streitaxt gegen eine Eiche, daß der Baum zersplitterte, wandte sich hierauf gegen seine baiersche Begleitung, und rief ihr zu: „Sehet, so schwingt der Longobarden-König seine Streitaxt.“ — Erstaunt, kehrten die Baiern zurück, erzählten ihrem Herzog die sonderbare Mähre und wer der fremde Ritter gewesen sey. Garibald und seine Tochter waren nicht wenig darüber erfreuet; aber bald ward ihnen ihre Freude getrübt. Childebert, eifersüchtig über Garibalds Verbindung mit dem Longobarden-König, und die vereinte Macht beider Völker fürchtend, überzog Baiern mit einem furchtbaren Heere. Bei dem Anzug desselben floh Theudelinde, von ihrem Vetter Gundobald begleitet, nach Italien. Boten über Boten hatten Autharis die Ankunft seiner Braut gemeldet. Mit einem zahlreichen und glänzenden Gefolge von Herzogen, Grafen und Rittern ging er der Prinzessin bis jenseits der

Etsch entgegen. Im Triumphe ward Theudelinde von ihrem feurigen Liebhaber empfangen. Auf den sardischen Feldern bei Verona wurde mit der grösten Pracht die Vermählung vollzogen. Ritterspiele und Feierlichkeiten jeder Art hatten Statt, und alle Longobarden erfreueten sich hoch ihrer schönen und huldvollen, neuen Königin. (15. Mai 580) — Was aus Garibald geworden, darüber schweigt die Geschichte; aber wir finden, daß ungefähr in dem Jahre 589 Tassilo von König Childebert zum Herzog von Baiern geordnet ward.

16. Die erste glückliche Folge dieser, gleichsam von dem Himmel selbst geschlossenen Verbindung, war Autharis Bekehrung. Gleich seinem Vater Chlephis, war er in dem heidnischen Aberglauben erzogen worden. Von Theudelinde eines Bessern belehrt, ward er jetzt ein Christ. Aber leider umgeben von arianischen Bischöfen, die unter den Longobarden die Oberhand hatten, erhielt er von Einem derselben die Taufe, und ward demnach ein Anhänger der arianischen Sekte. Zwar sagen einige Geschichtschreiber, daß es der Königin endlich dennoch gelungen, ihren Gemahl auf dem Wege der Wahrheit in den Schoos der allgemeinen Kirche zu führen. Aber andere, und wie uns deucht, mit mehrerer Wahrscheinlichkeit, behaupten, Autharis sey in arianischer Kirchengemeinschaft gestorben.

17. Der Ehre seiner Krone glaubte König Childebert es schuldig zu seyn, die letzte, schmachvolle Niederlage der Franken an den Longobarden zu rächen. Ohnehin unaufhörlich geplagt vom Kaiser Mauritius, der seine fünfzig tausend Goldgulden noch immer nicht verschmerzen konnte, entschloß Childebert, trotz den bisherigen erfolglosen Einfällen der Franken in Ita-

ken, sich endlich doch noch zu einem vierten Zug über die Alpen. Auch der Kaiser schickte dem Exarchen eine sehr bedeutende Verstärkung an Truppen. Der Operationsplan beider Heere war von Mauritius und Childebert gemeinschaftlich entworfen; und hätten ihn Franken und Römer befolget; so würde wahrscheinlich schon Autharis der letzte König der Longobarden gewesen seyn. Aber zwanzig Herzoge, ein jeder an der Spitze der Schaaren seiner Provinz, befehligten das fränkische Heer; und daß unter zwanzig Anführern an keine Einigkeit zu denken war, versteht sich von selbst. Gleich bei ihrem Eintritt in Italien stießen sie auf einen Feind, an den sie in ihrer rohen, sorgenlosen Unwissenheit gar nicht gedacht hatten. Eine bei Menschen Gedenken unerhörte Ueberschwemmung, begleitet von Theurung und einer schrecklichen Pest, hatte im vorigen Jahr von einem Ende Italiens bis zum andern gewüthet. *)

*) Die Ueberschwemmung war furchtbar und erstreckte sich über ganz Italien. Alle Schlünde der Tiefe schienen aufgeschlossen, und alle Ströme des Himmels ergoßen sich, gleich Wolkenbrüchen, in unaufhörlichem Regen auf die Erde. Von den Gebirgen stürzten schäumend wilde Waldbäche sich herab, überschwemmten die Thäler, und rissen ganze Dörfer, Maierhöfe, Menschen, Vieh, kurz Alles mit sich fort. Nach dem Zeugniß des heiligen Pabstes Gregor stand ganz Rom unter Wasser, und nur die auf den sieben Hügeln stehenden Gebäude ragten, gleich Inseln, auf der ungeheuern Wasserfläche hervor. — Als die Gewässer sich verloren hatten und die Flüsse wieder in ihre Betten zurückgetreten waren, erzeugten die, durch das stehengebliebene, faulende Wasser entstandenen Sümpfe und Moräste bald allerlei ansteckende Krankheiten und endlich eine schreckliche Pest. Waren durch die Ueberschwemmung schon eine Menge Menschen zu Grunde gegangen, so raffte jetzt noch weit mehrere die Pest hinweg. Um Erbar-

Nicht wie sonst fanden also in dem fruchtbaren Lande die Franken jetzt überall wieder eine gedeckte Tafel, und der nun nicht selten eintretende Wechsel von Hunger und Noth, und Ueberfluß und Unmäßigkeit, verbunden mit der ungewohnten Hitze des Clima, erzeugte unter ihnen bald eine Menge ansteckender, pestartiger Krankheiten. Demungeachtet rückten die Franken, in mehrere Corps getheilt, nach verschiedenen Richtungen in Italien vor. Einer der fränkischen Herzoge, Namens Olon, ward vor Bellizone mit einem Pfeile erschossen, und nach dem Tode dieses Anführers dessen ganzer Heerhaufe von den Longobarden in Stücken gehauen. Sieben andere Herzoge waren indessen gegen Mailand gezogen. Der Exarch Romanus, welcher sich schon der Städte Modena, Parma, Piacenza und noch anderer Orte, theils durch Sturm, theils durch Uebergabe bemächtiget hatte, wollte jetzt Pavia belagern. Wie bei dem ersten Einfalle der Franken, war auch diesmal wieder Autharis dem hereinbrechenden Strom gewichen; sein ganzes Heer hatte er in die festen Städte zwischen den Alpen und Apenninen vertheilt, er selbst

---

mung bei Gott zu erflehen, wurden in Rom öffentliche Gebete verordnet. Die Seuche ließ jedoch noch nicht nach, und blos von einer Prozession starben, während des Zuges derselben, 80 Menschen wieder plötzlich an der Pest. Aber noch am Abend desselben Tages sah ganz Rom über dem Moles Hadriani, der längst schon in eine Burg verwandelt war, einen Engel, der ein entblößtes Schwert in der Hand hatte, und dieses nun in die Scheide steckte, worauf auch wirklich die Pest ein Ende hatte, und die Sterblichkeit schon am folgenden Tag aufhörte. Seit dieser Erscheinung ward der so eben erwähnte Moles Engelsburg (castellum s: Angeli) genannt, welcher Name auch dieser Burg in allen Sprachen bis auf den heutigen Tag geblieben ist.

in Pavia sich eingeschlossen; dahin waren auch alle Schätze des Autharis und der Longobarden gebracht worden, und fiel jetzt diese Königsstadt, so stürzte mit ihr zugleich auch das ganze Reich der Longobarden. Aber zu schwach, um mit seinem Heere die Belagerung von Pavia allein zu übernehmen, ließ Romanus den vor Mailand stehenden sieben Herzogen sagen, daß in drei Tagen die Römer sich mit ihnen vereinigen würden; ein, auf einer Anhöhe gelegenes, brennendes Dorf sollte das Zeichen ihres Anzuges seyn. Statt dreier Tage, warteten die Franken sechs, als sie aber auch jetzt weder ein brennendes Dorf, noch die Fahnen der Römer erblickten, zudem auch das Bedürfniß zu essen bei ihnen immer dringender ward, so zogen sie ohne weiters vor Mailand ab, und eilten in angestrengten Märschen, sich den, sie von ihrer Heimath trennenden Alpen wieder zu nähern. Die Ursache der obigen Verzögerung waren jedoch die Römer ganz allein gewesen. Mit der Belagerung von Mantua und Altino beschäftiget, wollten sie diese Städte noch vor ihrer Vereinigung mit den Franken erobern. Aber die Belagerung verzog sich acht bis zehen Tage, und als die beiden Städte ihnen endlich ihre Thore öffneten, waren die Franken schon wieder nahe an der italienischen Grenze. Die wichtigste Unternehmung, das **Objekt des ganzen Feldzuges** war also an der nutzlosen Eroberung zweier unbedeutenden Städte gescheitert.

19. Aber nach ihrer Art haußten noch immer zwölf andere fränkische Herzoge in dem Herzogthum Friaul. Weit und breit hatten sie das Land verwüstet, alle offene Oerter zerstört, dreizehen feste Schlösser, mit treuloser Verletzung der abgeschlossenen Capitulationen, in Aschenhaufen verwandelt, und endlich, dem von ihrem Könige mit dem Kai-

ser eingegangenen Vertrage zuwider, auch eine Menge eingeborner Italiener als Gefangene mit sich fortgeschleppt. Der Exarch begab sich nun ebenfalls nach Friaul, in der Hoffnung, die zwölf Herzoge vielleicht zu vermögen, ihre Streitkräfte mit den seinigen zu vereinigen, und dann vor Pavia zu rücken. Aber bevor der Exarch angekommen war, hatten auch diese zwölf Herzoge, durch Mangel an Lebensmitteln gezwungen, mit den Longobarden einen Waffenstillstand auf zehen Monate geschlossen. Alle Bitten und Vorstellungen des Romanus waren fruchtlos. Die Franken ließen sich durchaus nicht mehr halten. Die Nothwendigkeit zu essen, ging bei ihnen allem Uebrigen vor, und so eilten sie nun, so viel sie konnten, wieder nach ihrer Heimath. Romanus begab sich jetzt nach Ravenna, und hatte einstweilen nichts besseres zu thun, als einen kläglichen Brief nach dem andern an den Kaiser Mauritius nach Constantinopel zu schreiben. Das größte Ungemach, vielleicht des ganzen Feldzuges, erwartete indessen die Franken auf ihrem Marsch durch die Gebirgspässe. Hier stieg die Noth auf das höchste. Viele gingen durch Hunger zu Grunde, und von dem zahlreichen Heere, welches Childebert im Anfange des Sommers über die Alpen geschickt hatte, kam kaum die Hälfte und zwar in dem elendesten jammervollsten Zustande, zum Theil sogar ohne Waffen und Kleidung in Frankreich wieder an.

20. Sobald die Franken Italien verlassen hatten, brachen die Longobarden überall aus ihren Festungen hervor. Die Römer, sich jetzt selbst überlassen, waren zu schwach, in offenem Felde dem Feinde die Schlacht zu bieten, mußten demnach nun auch ihrer Seits sich hinter den Mauern

und Wällen von Ravenna und den übrigen, ihnen noch gehörenden Festungen verbergen, und ruhig zusehen, wie alle Städte und Oerter, die sie in dem Feldzuge erobert hatten, nun eben so schnell wieder verlohren gingen. So endigte dieser, besonders von Seite des Kaisers, mit so vielem Aufwand an Geld und Menschen unternommene, und die Römer zu den größten Hoffnungen berechtigende Feldzug. Das Exarchat hatte seine, schon sehr engen Grenzen, auch nicht einen Zoll breit erweitert, und nach wie vor herrschte Autharis über Italien von den rhätischen Alpen, bis an die alte, mit seiner Lanze bezeichnete Landmark am Seeufer bei Rhegium.

21. Autharis machte nun sehr ernste Zurüstungen, um Ravenna anzugreifen, und durch die Eroberung dieser Stadt dem griechischen Exarchat in Italien ein Ende zu machen. Um aber in der Ausführung seiner weit aussehenden Plane nicht wieder von den Franken gestört zu werden, schickte er abermals Gesandte mit neuen Friedensvorschlägen nach Frankreich. Diesmal wandte er sich aber zuerst an den König von Burgund, und der ohnehin stets zum Frieden geneigte Gunthram übernahm sehr gerne das Geschäft der Vermittelung. Childebert hatte jetzt keine Ursache mehr, sich dem Kaiser sehr gefällig erzeigen zu müssen; denn er wußte nun, daß seine geliebte Schwester Ingondis und deren kleiner Sohn Athanagild längst schon in Constantinopel gestorben waren. Von Mauritius also nichts mehr hoffend oder fürchtend, war es ein Leichtes, ihm über sein wahres Interesse die Augen zu öffnen. Die Römer, ohnehin im ungestörten Besitz von Afrika, und allen Inseln im mittelländischen Meere, waren in Italien für die Franken ungleich gefährlichere Nach-

barn, als die Longobarden. Childebert und seine staatskluge Mutter Brunehild sahen dieß sehr wohl ein. Die Longobardischen Gesandten fanden demnach günstige Aufnahme, und die Unterhandlungen waren ihrem Abschlusse schon ganz nahe, als die Hand eines unbekannten Frevlers den so schön gesponnenen Lebensfaden Autharis auf einmal zerschnitt. Der König starb plötzlich zu Verona an einem, man weiß weder wie noch von wem, ihm beigebrachten Gift. *) (5. Septb. 590.)

XIV.

1. Hätte Autharis nicht eine Theudelinde zur Gemahlin gehabt; so würde, in der gegenwärtigen Lage der longobardischen Angelegenheiten, sein unvermutheter Tod, besonders da er keinen männlichen Erben hinterließ, dem Reiche der Longobarden eine tiefe, vielleicht selbst tödtliche Wunde geschlagen haben. Wie schon früher, konnten auch dießmal wieder die longobardischen Großen sich nicht über der Wahl eines Königes vereinigen. Auf das neue stand wieder zu befürchten jene verhaßte aristokratische Herrschaft, die, weil ihrer innern Natur nach nothwendig matt und kraftlos, unter den gegenwärtigen Verhältnissen sehr bald den Ruin des ganzen Reiches herbeigeführt haben würde. Aber Theudelindens Tugend, Schönheit und Verstand hatten ihr alle Herzen gewonnen, und sämmtliche, schon seit acht Monaten zur Wahl versammelten Herzoge faßten nun einstimmig den Beschluß, das ganze Wahlgeschäft der Königin

*) Das Gerücht ging damals, der Exarch Romanus, geschreckt durch Autharis furchtbare Zurüstungen, habe den König vergiften lassen.

zu überlassen, und denjenigen als König anzuerkennen, welchem Theudelinde ihre Hand, und mit dieser die Krone reichen würde.

2. Theudelindens Wahl war ihrer vollkommen würdig; sie fiel auf einen Anverwandten ihres verstorbenen Gemahls, nämlich auf den tapfern und verständigen Agilulf, Herzog von Turin. Die Longobarden ehrten die Wahl der Königin, und der Gemählte ward gleich in dem darauf folgenden Monate, auf den Feldern von Mailand auf einer allgemeinen Versammlung der ganzen Nation zum König ausgerufen und anerkannt.

3. Agilulf war ein weiser, tapferer und daher auch menschlicher Regent. Obschon in dem arianischen Wahne erzogen, ließ er sich doch, schon in den ersten Wochen nach seiner Vermählung mit Theudelinde, von seiner frommen Gemahlin bewegen, dem Licht der Wahrheit die Augen zu öffnen. Er entsagte seinem Irrthum und trat zu der katholischen Kirche über, und mit ihm eine Menge seiner Unterthanen, besonders aus den heidnischen Longobarden, welche sich nun taufen ließen, und dann dem Beispiele ihres Königes folgten.

4. Die, durch Autharis Tod, abgebrochenen Unterhandlungen mit den Franken knüpfte Agilulf gleich nach seiner Thronbesteigung wieder an. Er schickte den Euwin, Herzog von Trident, an den Hof von Metz, und Theudelinde schrieb eigenhändig an Childeberts Mutter. Der Friede kam bald zu Stande, und obgleich wir den Inhalt desselben nicht kennen; so läßt sich doch mit Bestimmtheit annehmen, daß er auf Grundsätzen gegenseitiger Billigkeit beruhete; denn er war von Dauer, und das gute

Vernehmen zwischen Franken und Longobarden ward bis auf die Zeiten Pipins (beinahe zwei hundert Jahre) nicht mehr gestört. — Ein nicht minder vortheilhaftes Bündniß schloß Agilulf auch mit dem Chagan der Avaren. Dem Kaiser ward dadurch jeder Weg abgeschnitten, zu Lande neue Verstärkungen nach Italien zu senden. Zudem kamen jetzt nicht selten, mit Erlaubniß ihres Chagans, ganze Schaaren dieses kriegerischen Volkes in die Lombardei, verstärkten Agilulfs Heer, und füllten die, durch die anhaltenden Kriege in der Nation entstandenen Lücken wieder aus.

5. Nach Erforderniß der Umstände wechselten Milde und Strenge in Agilulfs Regierung. Longobardische Herzoge hatten während seiner Regierung in verschiedenen Zeiten den Versuch gemacht, sich dem Gehorsam gegen ihren König zu entziehen. Aber Agilulf demüthigte den Stolz der Aufrührer. Diejenigen, von welchen er in der Zukunft größere Treue und dankbare Anerkennung der königlichen Gnade voraussehen konnte, wurden begnadiget. Andern ihre Herzogthümer genommen, und einigen sogar, weil sie mit den Feinden verrätherische Verbindungen angeknüpft hatten, die Köpfe abgeschlagen. Die Herzogthümer der hingerichteten oder von ihm entsetzten, oder auch ohne männliche Erben verstorbenen Herzoge vereinte Agilulf mit der Krone; und da seine Nachfolger, dieser Staatsmaxime getreu, auf die nämliche Weise verfuhren, so ward die Anzahl der Herzogthümer nach und nach bedeutend vermindert.

6. Das Exarchat schränkte Agilulf in noch engere Grenzen ein, nahm den Römern die beinahe unbezwingbaren Festungen Cremona und Montelese, nebst noch vielen andern Orten und erweiterte ungemein das Gebiet der Herzoge von Benevent.

Zotto der erste dieser Herzoge, von welchem die Geschichte nichts merkwürdiges zu sagen weiß, als daß er das berühmte Kloster des heiligen Benedikts auf Monte Cassino plünderte, zerstörte und verbrannte, war gleich im Anfang von Agilulfs Regierung gestorben. Obschon er keinen männlichen Erben hinterließ, wollte doch der König dieses bedeutende Herzogthum nicht mit seinen Domainen vereinigen. Er ernannte daher den Arechis zum Herzog, der ein ganzes halbes Jahrhundert regierte, und bei dessen Tode Benevents Grenzen auf der einen Seite schon bis an die Thore von Neapel und auf der andern bis an das garganische Gebirg in Apulien sich erstreckten.

7. Hätten die Exarchen, oder der Hof von Constantinopel den klugen Rath des großen Pabstes Gregorius und dessen, blos von wahrer christlichen Liebe, mithin von dem reinsten Patriotismus erzeugten weisen Vorschläge befolgt; so würde unstreitig auch zwischen den Römern des Exarchats und den Longobarden ein dauerhafter Friede zu Stande gekommen sein, und grenzenloses Elend und Ungemach wären dann nicht so viele Jahre hindurch das traurige Loos vieler der schönsten Provinzen von Italien gewesen. Aber die Exarchen, bekleidet mit der höchsten Militair-, Civil- und gewissermaßen selbst geistlichen Macht, betrachteten sich als wahre Souveraine, handelten mit despotischer Willkühr und hatten weder das wahre Interesse des Kaisers, und noch viel weniger jenes der Völker, sondern blos ihre eigenen Vortheile im Auge. Nach Laune schloßen sie Friede und Waffenstillstände, brachen dann wieder eben so treulos als leichtsinnig den kaum geschlossenen Vertrag; und da sie dennoch nie im Stande waren, den Longobarden in offenem Felde Widerstand zu leisten, sich daher hinter ihre, mit Wällen und Mauern versehenen Städte

zurückziehen mußten; so warden die entferntern, den Römern noch gehörenden Provinzen, besonders Rom und dessen Gebiet, stets der Schauplatz der wildesten und gräßlichsten Verheerungen der Longobarden. Aber gerade in diesem grenzenlosen Elende eines Theils der Menschheit floßen für die Exarchen die vorzüglichsten Quellen ihrer unermeßlichen Reichthümer. Unter dem Vorwande, daß der Krieg ungeheure Summen erfodere, konnten sie nun das Volk mit unerschwinglichen Steuern und Abgaben überladen, so genannte freiwillige Beiträge und Anleihen erzwingen, selbst einigemal sogar des Kirchenschatzes in Rom sich bemächtigen. Der größte Theil der Früchte aller dieser Erpressungen verlor sich jedoch in den Koffern der Statthalter, das Gemeinwesen hatte keinen Nutzen davon, und das unglückliche Volk schmachtete jetzt nur unter der doppelten Geißel der unmenschlichen Bedrückungen der Exarchen und der verherenden Wuth der durch Treulosigkeit und Muthwillen, zum Kriege gereitzten Longobarden.

8. Zu der Herrschaft des Exarchats gehörten damals noch Ravenna, einige Städte zwischen den Apenninen und dem adriatischen Meer (ein Theil des heutigen bolognesischen Romagna) eine Küsten-Pentapolis von Rimini bis Ancona, einige ziemlich sumpfige Thäler von Ferrara und Kommachio, ein großes Stück von Picenum (die jetzige Mark Ancona) ferner, die Stadt Rom und deren Gebiet und dann auch die, von dem Sitze des Exarchats noch weiter entfernten, aus einem kleinen Theil der Länder des heutigen Königreichs Neapel, bestehenden Herzogthümer Gaëta, Neapel, Surrento, Amalfi, Tarento und Rhegium, und endlich wurden auch noch dazu gerechnet ganz Sicilien und die bei-

den Inseln Sardinien und Corsika. *) Zwar standen mit dem Reiche der Longobarden die Besitzungen der Römer auf der Halbinsel auch nicht von weitem in einem nur einigermaßen anzunehmenden Verhältnisse; aber die Städte der Römer, besonders Ravenna, waren Sitze der Industrie, des Handels, des Reichthums, und der Bevölkerung. Aus den größten und volkreichsten Städten Ober-Italiens, aus Mailand, Verona, Pavia, Padua ꝛc. hatten, bei dem Andrang der Longobarden, die angesehensten Einwohner, die reichsten und schätzbarsten Bürger, sich in das Exarchat geflüchtet, ihre Reichthümer, Kenntnisse, Industrie und Gewerbfleiß dahin mitgebracht, und unter einer weisen und gerechten Regierung, welche die Perioden des Friedens zu verlängern gewußt hätte, würde der kleine römische Staat in Italien sich bald wieder zu einem hohen Grade des Wohlstandes, der Bevölkerung und politischer Bedeutsamkeit erhoben haben. **) Aber die

*) Sardinien und Corsika gehörten eigentlich unter die Gerichtsbarkeit des Präfektus Prätorio von Afrika; da sie aber, ihrer Nähe bei Italien wegen, auch bei dem Kriege gegen die Longobarden mitwirken sollten, so wurden sie einstweilen, gleichsam provisorisch dem Exarchen von Ravenna untergeordnet. Die Folge dieser Einrichtung war, daß die griechischen Befehlshaber auf diesen Inseln (Duces) nun weder dem Präfektus Prätorio in Afrika, noch den, durch das Meer, durch hohe Gebirge und weit ausgedehnte feindliche Gebietsstrekken, von ihnen getrennten Exarchen mehr gehorchten, und ihre durch die verwirrten und gehaltlosen Zeiten herbeigeführte Unabhängigkeit als einen Freiheitsbrief betrachteten, sich die himmelschreiendsten Bedrückungen und Schindereien gegen das arme, wehrlose Volk zu erlauben.

**) Der aus der Inselgruppe von Grado bis Chiozza hervor-

griechischen Exarchen und Herzoge und der zahllose ihnen beigegebene Schwarm von Unterbeamten und Einnehmern waren für die, unter der Herrschaft der byzantinischen Kaiser, lebenden Italiener ungleich verderblicher, als die Longobarden selbst. Mit jedem Jahre stieg ihr Elend und nicht selten waren sie gezwungen, das Schicksal ihrer unter der Herrschaft der sogenannten Barbaren lebenden Landsleute noch zu beneiden; denn so unruhevoll und kriegerisch auch die longobardische Geschichte seyn mag; so gab es doch darin wieder lichtvollere Intervalle, in denen wir oft sehr erfreulichen, und immer sichtbarer werdenden Spuren von bürgerlichem Wohlstand und aufblühendem Kunstfleiß begegnen.

9. Im Ganzen genommen herrschten in Italien jetzt die Longobarden. Gegen Osten, Westen und Norden waren sie die Nachbarn der Bayern, Avaren, Austrasischen und Burgundischen Franken; und bezeichnet man ihr Reich nach der neuern Länder Benennung; so erstreckte es sich über das ganze ehemalige venetianische Festland, über Tyrol, Mailand, Piemont, die genuesische Küste, Mantua, Modena, Parma, Piacenza, das Großherzogthum Toscana, einen sehr großen Theil des Kirchenstaates von Perugia bis an das adriatische Meer, und endlich über den größten Theil aller zu dem jetzigen König-

---

gehende venetianische Staat legte in dieser Periode den Grund zu seiner künfigen Herrschaft und Größe. Ohne seinem eigenen Interesse zu schaden, beförderte er, so viel er mochte, jenes des Hofes von Constantinopel; anfänglich unter dem Schein schuldiger Unterthanenpflicht; bald darauf aber unter der würdevollern Benennung eines Bundesgenossen des byzantinischen Reiches.

reich Neapel gehörenden Länder. Das Reich der Longobarden bildete also, wie man sieht, ein zusammenhängendes, in sich geschloßenes, von den rhätischen Alpen bis Rhegium, oder wenigstens bis Cosenza, sich erstreckendes Ganze. Das Exarchat im Gegentheil war in seinen Theilen getrennt, durch feindliches Gebiet durchschnitten, und der Mittelpunkt desselben, der Sitz der Regierung, von den äußersten Punkten viel zu weit entfernt. Schon davon war die erste und natürlichste Folge, daß der Staatsverband, welcher die einzelen Theile zusammen halten sollte, immer mehr und mehr erschlaffte. Die Herzoge von Neapel, Tarento, Amalfi ꝛc. gehorchten der Regierung von Ravenna nur dann, wenn es ihnen gefällig war, und strebten nach der nämlichen Unabhängigkeit von den Exarchen, welche diese selbst von dem Hofe von Constantinopel zu erzwingen suchten. Alle diese römischen Herzoge waren eben so viele kleine Tyrannen, welche keinen andern Zweck hatten, als auf die schändlichste und unmenschlichste Weise sich zu bereichern; und gingen ihnen hierin die Exarchen wohl selbst mit leuchtendem Beispiel vor; so hatten sie bald ihre Meister nicht nur erreicht, sondern sogar noch übertroffen. Man wird mit Unwillen und und Wehmuth erfüllt, wenn man die Klagen des grosen Pabstes Gregorius darüber liest. Ein römischer Dux in Corsika schrieb solche ungeheure Schatzungen aus, daß viele Einwohner ihre Kinder verkaufen mußten, um das nöthige Geld für die nicht minder raubsüchtigen Einnehmer zu sammeln, die dann gewöhnlich noch Nachlese hielten, und durch Chikanen und Plackereien mancherlei Art, dem jammernden Volke gleichsam den letzten Blutstropfen noch aussaugten. In Sicilien erlaubte der Dux Stephanus sich solche schreckliche Räubereien und solche unerhörte Gewalthätigkeiten, daß der Pabst an die

Kaiserin Constantine schrieb und ihr sagte, daß es besser sey, gar kein Geld nach Italien zu senden, als solches auf eine so himmelschreiende Weise zu erpressen. Er bat die Fürstin, sich bei ihrem Gemahl, dem Kaiser Mauritius zu verwenden, daß diesen Greweln gesteuert würde, sie ermahnend, eingedenk zu seyn der Strafgerichte Gottes, die ein Monarch, der durch seine Nachsicht solche Verbrechen gewisser maßen veranlasse, endlich über sich und sein ganzes Haus herbeiziehen würde. *)

10. Aber die tiefste Stufe seiner Erniedrigung und den höchsten Grad seines Elendes hatte unstreitig die Stadt Rom selbst erreicht. Unaufhörlich von den Longobarden bedrohet, stets in banger Ungewißheit und ängstlicher Erwartung schwebend, öffnete und schloß es nur zitternd jeden Tag seine Thore. Obgleich durch Gregors Weisheit und Ansehen jedesmal den Händen der Feinde entrissen, sahen doch nur gar zu oft Roms Einwohner von ihren Mauern herab die auflodernden Flammen der von feindlicher Hand in Brand gesteckten Dörfer, Flecken und Maierhöfe ihres Gebietes, hörten mit zerrissenem Herzen das Klaggeschrei ihrer, gleich Hunden, gekuppelten, in Gefangenschaft und Sclaverei fortgeschleppten Insaßen, und zitterten dann

*) Ein Dux in Sardinien erlaubte sogar den auf der Insel noch vorhandenen Heiden, gegen Erlegung einer bedeutenden Summe, öffentlich ihre Götzenbilder aufzustellen und in diesen den Dämonen feierliche Opfer zu bringen. Bitter beklagte sich darüber der heilige Pabst Gregorius; aber seine klagenden Worte verweheten fruchtlos in den stürmischen und rauhen Winden jener, eben so sehr an moralischen als physischen Uebeln, üppig fruchtbaren Zeit.

doppelt bei dem Gedanken, daß doch noch am Ende auch dieses ihr Schicksal seyn könnte. Mit jedem Tage nahm die Entvölkerung der Stadt sichtbar zu; ganze Quartiere standen öde und menschenleer; denn zu dem Uebermaß bürgerlicher Calamitäten gesellten sich noch alle Drangsale empörter, tobender Elemente: furchtbare Ueberschwemmungen, Erdbeben, Pest, Hungersnoth 2c. In weitem Kreise um die Stadt ward das Feld nicht mehr gebauet. An der Stätte jener lachenden Gärten, welche Roms Umgebungen sonst schmückten, sah man jetzt nichts als Wüsteneien, verödete Brandstätten und große Sümpfe stockenden und faulenden Wassers, und anstatt des ehemaligen Genusses eines reinen und wohlthätigen Climas, athmete man in der ganzen Umgegend eine verpestete, ansteckende Luft. *) Hatten die Römer auch bisweilen von den Longobarden eine kleine Zwischenzeit der Ruhe; dann kamen gewöhnlich die Exarchen, hielten ihre Einzüge mit dem Apparat asiatischer Satrapen und schienen gleichsam über das Elend der unglücklichen Einwohner noch zu triumphiren. Aber der zertretenen Stadt wieder empor zu helfen, die Leiden der Bürger zu lindern, durch zweckmäsige Anstalten ihren völlig gesunkenen Muth wieder zu beleben: von allem diesem war

*) Pabst Gregor, dessen in seinen Dialogen, Homilien, aber vorzüglich in seinen Briefen niedergelegten Zeugnissen wir in obiger Darstellung des Zustandes von Rom und Italien, als den besten und sichersten Führern folgten, erwähnt bei dieser Gelegenheit folgender, höchst merkwürdigen, von dem heiligen Benedikt, ungefähr siebzig Jahre vorher, gesprochenen Prophezeiung: Roma a Gentilibus non exterminabitur, sed tempestatibus, coruscis turbinibus et terrae motu in semetipsa marcescet. (Greg. M. Dial. l. 2. c. 15.)

nie Etwas der Zweck ihrer Gegenwart. Sie kamen nur, um ihrem Stolz und ihrer Eitelkeit zu fröhnen, ihre Beutel zu füllen, neue Lasten auf die unglücklichen Einwohner zu wälzen, mitunter die, schon so oft zum Besten der leidenden, gequälten Menschheit verwandten Kirchenschätze mit sich fortzuschleppen, und dann zu Hause ihren Raub in Geheim mit dem Hofe von Constantinopel zu theilen. *)

10. In diesen verhängnißvollen Zeiten, wie die Römer sie nie noch erlebt hatten, war Gregor der einzige schützende Engel nicht blos von Rom, sondern, nur mehr oder weniger, von ganz Italien und den dazu gehörenden Inseln. Hätte dieser, mehr als seine Genossen, erleuchtete Pabst auch in unserer Kirche nicht unvergängliche Denkmäler seiner Weisheit und Heiligkeit hinterlassen, so würde in einer so stürmischen und drangvollen Periode sein rastloses, so unendlich mühevolles, dabei höchst uneigennütziges und, nach Lage der Umstände, stets erfolgreiches Streben und Wirken für das allgemeine Wohl Italiens und der gesammten Menschheit, ihm schon den gerechten Beinamen des Großen erworben haben. Unaufhörlich, Tag und Nacht rang er durch Gebet, durch Bitten, Lehren und Ermahnungen für das unglückliche Volk. Ohne Waffen, ohne weltliches Ansehen, von den Exarchen stets angefeindet, **) von dem Hofe von Constan-

---

*) Dieß letztere geschah jedoch nicht unter der Regierung des Kaisers Mauritius, sondern erst in der Folge.

**) Unter des Pabstes vielen und gerechten Klagen über die Exarchen wollen wir nur folgende, aus einem seiner Briefe an einen italienischen Bischof, hier mittheilen: «Quae de Domini Romani persona (der damalige Exarch hieß Romanus) in hac terra patimur, lo- (Lib. 5. epist. 42.)

nopel verlassen, bisweilen so gar gehöhnt, war
regor blos durch die Hoheit seines Geistes und
e unsichtbare Macht der Tugend, die ihn umgab,
r einzige Retter Roms. Durch seine sanfte, stets
gende Beredtsamkeit zähmte er oft die Wildheit
rnmüthiger Barbaren, zügelte durch seinen Ernst
id unerschütterliche Festigkeit die Habsucht der Ex=
chen und griechischen Statthalter, verwendete mit
r Freigebigkeit eines Heiligen alle Einkünfte sei=
r Kirche für das allgemeine Wohl, ernährte alle
rmen in Rom und erkaufte zahllosen Gefangenen
re Freiheit aus der Sclaverei. Seinen Bemühun=
n und seiner klugen Behandlung aller Geschäfte
itten die Römer und übrigen Unterthanen des Ex=
chats ganz allein ihre kurzen Intervallen von Ruhe
id Friede zu danken, und wurden diese durch der
rarchen Laune, Geitz, oder Treulosigkeit gebrochen;
war es Gregor wieder ganz allein, der die Fol=
n des schnöden Friedensbruches, wo nicht ganz
zuwenden, doch wenigstens zu mildern, und dann
mell den abgerissenen Faden der Unterhandlungen
ieder anzuknüpfen wußte. *) Fürwahr; kein

qui minimo valemus. Breviter tamen dico, quia ejus in nos malitia gladios Longobardorum vicit; ita ut benigniores videantur hostes, qui nos interimunt, quam Reipublicae judices, qui nos malitia sua, rapinis atque fallaciis in cogitatione consumunt.

*) So z. B. hatte der Exarch Callinicus die beispiellose Frechheit, nach einem erst kurz vorher geschlossenen Waffenstillstande, die Stadt Parma zu überrumpeln, blos um sich eines Theils der dort aufbewahrten königlichen Schätze zu bemächtigen. Da die Tochter des Königs sich gerade mit ihrem Gemahl Godescalk in Parma befand; so schleppte Callinikus, in der sichern Hoffnung eines schweren Lösegeldes, auch diese als Gefangenen

Monarch der Erde besitzt einen vollkommenern Rechtstitel seiner Herrschaft, als jener ist, den, auch ohne des großen Carls Schenkungsbriefe, über Rom und das römische Exarchat die Päbste uns aufzuweisen haben. Als Alles verloren schien, und Niemand Rom mehr helfen konnte, halfen die Päbste; und was immer selbst der Wuth tobender Elemente noch abgewonnen, vor der Zerstörungssucht wilder Barbaren geschützt und aus den Klauen raubsüchtiger, elender, kleiner Tyrannen noch gerettet werden konnte, ward blos durch der Päbste Weisheit, Standhaftigkeit und Muth gewonnen, errungen, geschützt, gerettet und erhalten; und ohne die Päbste würden schon seit länger als tausend Jahren nur noch schauerliche Ruinen den Platz bezeichnen, wo der einsame Wanderer sagen könnte: Hier stand einst die Welt beherrschende Roma.

11. Fünf und zwanzig Jahre herrschte Agilulf

mit sich fort. Aber was war die Folge. Agilulf rückte vor Cremona, die größte und stärkste Festung der Römer, eroberte sie und zerstörte von Grund aus diese Stadt. Da die Römer, wie gewöhnlich, wieder nicht im Felde zu erscheinen es wagen durften; so wurden nicht nur schnell wieder Parma, sondern auch die Festung Montelese und noch viele andere Orte von den Longobarden erobert. Diese bedroheten nun auf das Neue wieder die Stadt Rom und verheerten das Gebiet des Exarchats so lange und so fürchterlich, bis endlich Befehl von Constantinopel kam, dem König unverzüglich nicht nur seine Tochter und deren Gemahl, sondern auch alle geraubten Schätze wieder zurückzuschicken. Der Verlust von Cremona und Montelese, nebst einer Strecke Landes in Unteritalien, so wie der völlige Ruin einer Menge ihrer Unterthanen waren also für die Römer die einzigen Früchte der Treulosigkeit ihres Exarchen. — Man denke sich die Lage des ehrwürdigen, weisen Pabstes, einer solchen, bodenlos schlechten Regierung gegenüber.

mit Weisheit, Milde und Kraft. Gegen seinen Willen ward er bisweilen Eroberer; und seinen unruhigen Großen eben so furchtbar wie den Römern, zwang er jene zum Gehorsam und demüthigte, so oft es nöthig war, den Stolz der Letztern, vertrieb sie von den Ufern des Po, und erweiterte auf ihre Unkosten in Unteritalien die Grenzen seines Reiches. Mehrere Städte wurden von ihm erweitert und verschönert, alle in den vorigen Kriegen von den Longobarden niedergebrannten Klöster und Kirchen wieder aufgebauet und auf das neue dotirt; und in allen seinen Staaten fand sich schwerlich ein einziges Kloster oder eine einzige Kirche, das oder die nicht, entweder in herrlichen Tempelgaben oder geschenkten Ländereien, sprechende Beweise seiner frommen Milde erhalten hätte. Im sechzehnten Jahre seiner Regierung erklärte er, in einer Versammlung der Nation zu Mailand, seinen vor ein paar Jahren ihm gebornen Prinzen Adaloald zum Mitregenten. Mit der größten Feierlichkeit ward der Knabe in dem Circus gekrönt, und von allen anwesenden Herzogen ihm, als ihrem künftigen Könige gehuldiget. *) Mit seiner Gemahlin lebte Agilulf stets in froher und glücklicher Ehe. Hatte einst Theudelindens Schönheit ihn beim ersten Anblick gefesselt, so hielten ihn jetzt ihre Tugend und Sanftmuth in noch sanftern und festern Banden. An den Geschäften seiner Regierung ließ er ihr den, ihrem Verstande und ihrem reinen Willen, gebührenden Antheil, und Theudelindens Name ward in der Geschichte eben so berühmt, als jener ihres Gemahls.

*) Unter Krönung versteht man hier die schon oft erwähnte Erhebung des neuen Regenten auf einem Schilde mit der Darreichung der königlichen Lanze. Von einer Krönung im eigentlichen Sinne des Wortes finden sich noch keine Spuren unter den Longobarden jener Zeit.

Ungefähr 12 Meilen von Mailand erbauete sie in Monza einen prächtigen Pallast. Um das Andenken vorübergegangener longobardischen Helden zu verewigen, und die folgenden Generationen zu gleichem Heldensinn zu entflammen, ließ sie in diesem Pallaste zu Monza, in einer langen Gallerie, die glorreichsten Thaten der Nation der Longobarden mahlen. Noch zu Paul Warnefrieds Zeiten war diese wahrhafte National-Bilder-Gallerie zu sehen; und so sehr hatten Clima und der Umgang mit den eingebornen Italienern und deren Beispiel und Lebensweise auf die Nation gewirkt, daß schon die Longobarden der vierten Geschlechtsfolge die Abbildungen ihrer wilden Vorfahren nur mit Schrecken und staunender Neugier anschaueten. Auch die, nach dem heiligen Johannes dem Täufer genannte Kirche, dieser nachher so merkwürdige Schauplatz mehrerer Krönungen deutscher Kaiser, als Könige von Italien, ward ebenfalls in derselben Stadt von Theudelinde erbauet. Verschiedene, von dieser Königin herrührende und ihr Andenken verewigende Gaben werden allda aufbewahrt; unter Andern auch die so berühmte eiserne Krone, welche Theudelinde ebenfalls dahin sandte, nachdem ihr königlicher Gemahl dieselbe Kirche vorher schon mit einer goldenen Krone beschenkt hatte. Die erstere ist ebenfalls von gutem Golde, jedoch ohne Zinken; aber inwendig läuft ein eiserner Ring herum, von welchem urkundlich erwiesen ist, daß er aus dem Stücke eines Nagels des Kreuzes unsers Erlösers verfertiget ward. Daher der Name eiserne Krone.*)

*) Nicht nur die Möglichkeit, daß diese frühesten heiligen Reliquien erhalten werden konnten, sondern auch die höchste Wahrscheinlichkeit, daß sie wirklich erhalten wurden, haben wir im ersten Bande unserer Geschichte, bei Gelegenheit der Ketten des heiligen Petrus,

Als Theudelinde sie in die Kirche zum heiligen Johannes sandte, dachte sie wohl nicht von weitem daran, daß dieselbe einst bei der Krönungs-Ceremonie der Könige von Italien sollte gebraucht werden. — Mit Gregor dem Großen stand Theudelinde stets in den freundschaftlichsten Verhältnissen und in einem beinahe ununterbrochenen Briefwechsel. Die Briefe dieses heiligen Pabstes enthalten die schönste und würdigste Lobrede auf den Geist wie auf das Herz dieser trefflichen Fürstin. Gregor sandte ihr alle seine Schriften, und nicht selten für ihre Kinder kleine Geschenke, Phylakteria genannt, bestehend in heiligen Reliquien und andern von der Kirche geweiheten und den Christen werth gehaltenen Dingen. Gregors fromme Freundschaft mit der Königin war heilbringend für Rom; sie sänftigte oft das erzürnte Gemüth ihres Gemahls, flößte ihm wohlwollendere Gesinnungen gegen die Stadt des heiligen Petrus ein, und würde vielleicht alles Ungemach von Rom und manche Uebel von dem Exarchat abgewendet haben, hätte der Exarchen krumme und finstere Politik nicht so oft ihre

schon nachgewiesen. — Warum sollte unser göttlicher Erlöser, der bis in den Tod uns geliebt hat, und die Seinigen auch jetzt noch so sehr liebt, daß er stets mit seiner ganzen Gottheit und Menschheit, nur verhüllt in dem allerheiligsten Sacrament des Altars, unter ihnen wandeln und weilen will; warum sollte dieser liebevolle Erlöser uns nicht auch seine geheimniß- und bedeutungsvollen Leidenswerkzeuge hinterlassen haben; Werkzeuge, deren fromme Betrachtung uns so vieles lehrt, unser Herz mit glühender Liebe entzündet und uns nicht nur den Weg zeiget, den wir durchaus wandeln müssen, sondern auch, ihn zu wandeln, uns höhere Kräfte erwirbt: ein Weg, der nur den sinnlichen Menschen schreckt; den aber die öfters wiederholte Betrachtung eben jener Leidenswerkzeuge mit Blumen des Paradieses bestreut.

wohlthätigen Bemühungen wieder vereitelt. Schade, daß diese geist- und gemüth-volle Fürstin, welche wahrhaft eine Zierde des Throns war, und welcher mit Recht eine ausgezeichnete Stelle unter den größten Frauen in der Geschichte gebührt, noch katholischer, als der Pabst, noch ein größerer Theolog, als Gregor der Große selbst, seyn wollte. Sie war eine lebhafte Vertheidigerin der drei Kapitel, und hielt sich daher zur Kirchengemeinschaft der, für Nichts und wieder Nichts, mithin blos aus Eigensinn und Dünkel, im Schisma begriffenen Bischöfe. — Als der edle Agilulf, nach einer ruhm- und thatenvollen Regierung im Jahre 616. starb, übernahm Theudelinde die Vormundschaft ihres Sohnes, des dreizehnjährigen Königes Adaloald. *)

XV.

1. Die Aufgabe, deren Lösung wir, in demüthigem Vertrauen auf den Beistand von Oben, uns bisher unterzogen, war in den so eben vorausgeschickten 14 Abschnitten keine andere gewesen, als unsern Lesern die mannigfaltigen Schicksale und Ereignisse aller, in dieser Periode in dem historischen Geschichtskreise liegenden morgenländischen wie abendländischen Reiche, und in diesem unaufhörlich wechselnden Strome der Begebenheiten, zugleich auch den Charakter der Völker und ihrer Regenten, ihre Verfassungen und Gesetze, ihre Sitten und Gewohnheiten, ihre Tugenden und Laster, kurz, deren ganzes inneres und äußeres, politisches wie häusliches Leben, in einem zusammengedrängten, mit dem Reichthum

*) Von einigen Geschichtschreibern wird Adaloald auch Adelwald genannt.

s Stoffes freilich nur in schwachem Verhältniß ste-
nden und daher blos in seinen wesentlichen Umrissen
itworfenen Gemälde zu zeigen.

2. So weit unsere beschränkten Kräfte es er-
ubten, waren wir stets bemühet, das einzige
ahre, hohe und reine Interesse der Menschheit in
r Geschichte festzuhalten, die höhere Hand der mit
en so feierlichem Ernste, als erbarmender Liebe die
chicksale der Völker wie der Individuen lei-
nde Hand der Vorsehung, wo nur immer ihre
puren dem sterblichen Auge sichtbar wurden, nach-
weisen; zur Erklärung und Lösung aller Räthsel
r Geschichte nie ein anderes Prinzip, als jenes der,
irch das große Werk der Erlösung, uns errungenen
oralischen Freiheit *) aufzustellen; in der

*) Die Kirche lehrt: durch den Sündenfall verlor der Mensch seine Freiheit, sein Wille ward gebunden und er selbst ein Knecht und Sclave der Sünde; so daß er ohne die Gnade Gottes, die ihm aber durch das Verdienst der Erlösung gegeben wird, nicht nur nichts Gutes zu vollbringen, sondern auch nicht einmal das Gute zu wollen vermag. (Conc. v. Tr. Art. 1—8. Im 19. B. 2. Abth. 16. Abschn.) Diese Gnade wird Jedem und zu jeder Zeit gegeben. Nur ist, nicht ohne Grund, zu befürchten, daß demjenigen, welcher der rufenden, lockenden, mahnenden, bittenden und anklopfenden Stimme göttlicher Gnade stets sein Herz und seine Ohren schloß, am Ende, um seine Schuld nicht noch mehr zu häufen, alle und jede Gnade entzogen werde. Zwar haben wir in der Geschichte unserer heiligen Religion mehrere Beispiele ganz ausserordentlicher, ungewöhnlicher, dem Sünder noch in den letzten Momenten seines Lebens erzeigter, und in ihm vollkommene Buße und Bekehrung wirkender göttlicher Gnade. Aber einen solchen, blos auf unerforschlichen Wegen göttlicher Barmherzigkeit, dem Feuer gleichsam mit Gewalt

Entwickelung des wundervollen Ganges der Weltbegebenheiten nur zu, zwar gebildeten, aber auch an Jesum Christum, den Gottmenschen glaubenden Lesern zu sprechen, und demnach auch deren Interesse für alle großen, den Menschen bald in seiner höchsten Würde, bald auf der tiefsten Stufe seiner Erniedrigung, zeigenden Vorgänge der Weltgeschichte, nur in stetem Hinblick auf Den zu erregen und zu erwärmen, welcher der Mittelpunkt und Zweck aller Geschichte ist. — Wenn Unempfänglichkeit für die Wahrheiten des Evangeliums, das heißt, völliger Mangel an geistiger Kraft, sich zu einem lebendigen Glauben zu erschwingen, die erste und vorzüglichste Ursache einer falschen Auffassung der Kirche, kirchlicher Ereigniße und Institute ist; so sind unstreitig irrige Bilder, und falsche oder mangelhafte Vorstellungen von dem Charakter, dem Zustande und den Bedürfnissen längst verflossener Jahrhunderte eine nicht minder reichhaltige Quelle einer Menge gegen die Kirche gefaßter Vorurtheile, verbrecherischer Ansichten und falscher oft wahrhaft aberwitziger Beurtheilung ihrer heiligsten und ehrwürdigsten Institutionen. Zur Würdigung des innern Werthes der Völker und ihrer geistigen Fortschritte, so wie alles dessen, was die höhere Erziehung des Menschengeschlechts in jedem bestimmten Zeitabschnitt bedarf, hat jedes Jahrhundert seinen eigenen Standpunkt, wie seinen eigenen Maßstab; und alle sich unmittel-

entrissenen Brand zum Eckstein seines Seelengebäudes machen wollen, um desto ungestörter sich allen Verirrungen eines verdorbenen Herzens zu überlassen, und mit desto größerer, den sündhaften Genuß noch mehr erhöhenden Sicherheit, in Sünden und Lastern zu schwelgen: dies wäre unstreitig nicht nur der höchste Grad menschlichen Frevels, sondern der höchste Grad menschlichen Frevels und menschlichen Wahnsinnes zugleich.

bar auf die Kirche beziehenden Ereignisse, alles Wirken und Streben der großen Männer, welche Gott in derselben erweckte, alle ihre Arbeiten, Kämpfe und Leiden, ihre Schriften, Predigten, Einrichtungen und Verordnungen, sammt den Verhandlungen ganzer Concilien werden uns oft unverständlich, manches davon selbst überflüssig, ja sogar albern erscheinen, so bald wir es blos aus dem beschränkten Gesichtspunkt der Gegenwart erschauen, und uns nicht in jene vergangenen Zeiten, und zwar in alle ihre Verhältnisse und Lagen, auf alle ihre Höhen, wie in alle ihre Tiefen und Niederungen zu versetzen wissen.

3. Die weiten Räume verflossener Jahrhunderte zu durchfliegen, vermag man jedoch blos auf den Schwingen der Geschichte; soll aber diese hierin unsere Gefährtin und treue Führerin seyn; so darf sie wahrhaftig nicht blos in enge zusammengepackten, alles Einzele und Besondere verschlingenden historischen Massen, oder in dürftigen leichten Umrissen bestehen, die blos die Grundlinien des Geschehenen hinwerfen, aber das wahre Verständniß der Ereignisse nicht aufschließen; sie darf ferner nicht in oft ganz willkührlich abstrahirten, und mit Uebergehung alles Eigenthümlichen und Besondern, nur unter allgemeinen Bildern sich fortwälzenden historischen Resultaten bestehen; noch weniger aber gar in der magern Gestalt ausgetrockneter, anatomisch-historischer Namen- und Zahlen-Gerippe erscheinen, und am allerwenigsten sich blos mit einer lückenhaften, gerade die höchsten Interessen der Menschheit, alle geistigen und sittlichen Bezüge der Völker, so wie deren oft so lehrreich wechselnden Gesellschaftszustand, völlig außer Acht lassenden Erzählung einiger aus ihrem Zusammenhange gerissener Begebenheiten

begnügen: größtentheils Begebenheiten, die, blos weil lärmend und geräuschvoll, daher auch gewöhnlich für ungemein historisch-wichtig gehalten werden. Kurz, soll Geschichte das seyn, was sie durchaus seyn muß, und ihrem Geiste nach auch wirklich ist, soll sie Phantasie, Verstand und Herz des Lesers zugleich ergreifen, so muß sie auch nothwendig aus einer klaren Anschauung eines großen, ganz allein durch den Stoff selbst bestimmten Details hervorgehen. Nur in diesem und durch dieses Detail wird sie ergreifbar, ihr vollkommenes Verständniß dem Leser entschlossen, und dessen Einbildungskraft wie dessen Interesse stets wach und rege erhalten.

4. Aus diesen Gründen also glaubten wir die volle Ueberzeugung zu schöpfen, daß es nicht minder unsere Pflicht sey, auch auf die Bearbeitung der allgemeinen Weltgeschichte stets die größte Sorgfalt zu verwenden; und sollte diese Ueberzeugung vielleicht auch den Forderungen hergebrachter Schulmethode und gewöhnlichen Schulbüchern zu widersprechen scheinen; so möge man sich nur erinnern, daß es ja nicht unsere Aufgabe sey, eine Kirchengeschichte in dem beschränkten, buchstäblichen Sinne des Wortes, sondern die Geschichte der Religion Jesu zu schreiben, einer Religion, die vorzüglich in der völlig veränderten innern und äussern Gestalt des Erdkreises sich kund gab, die ferner unter christlichen Völkern, gleich einem überall gegenwärtigen, alles belebenden und durchdringenden Feuer, sich auch in allen nur möglichen Erscheinungen manifestirt: in den Schicksalen und Ereignissen aller Reiche und Völker, in ihrem Steigen, Sinken und Fallen, in ihren Verfassungen, Gesetzgebungen, Regierungsformen und Volkseigenthümlichkeiten, in dem Charakter einzelner Menschen, wie großer Individualitäten und ganzer

Nationen. — Mit allen diesen nicht minder erhabenen Gegenständen muß sich demnach auch die Geschichte unserer Religion beschäftigen; ihr geziemt es, vielleicht sogar noch vor andern, die zerstreuten, matten, nicht selten vorsätzlich getrübten Strahlen verflossener Jahrhunderte in dem Brennpunkt ihres magischen Spiegels aufzufassen, die längst uns vorausgegangenen Generationen in lebendigen, mithin der Wahrheit treuen Bildern wieder vor uns vorübergehen zu lassen, und so die entfernteste, nicht ohne Absicht oft in dichten und grauenvollen Nebel gehüllte Vergangenheit wieder zur nahen, klaren und anschaulichen Gegenwart zu erheben.

5. Es ist wahr, der unsterbliche Graf von Stolberg, dessen hohes Verdienst um die Geschichte der Religion selbst die Kirche dankbar anerkennt, und dem uns auch nur von weitem zu nähern, wir schon für unsern höchsten Ruhm erachten würden, scheint hierin andere Grundsätze befolgt zu haben. Aber dieser Schein wird schwinden, so bald man erwägt, daß eine sehr sorgfältige, umständliche und völlig lückenfreie Bearbeitung der sogenannten Profangeschichte, aus Gründen, welche wir sogleich näher entwickeln werden, gar nicht in den Plan dieses erlauchten und erleuchteten Geschichtschreibers gehören konnte. Von den Völkern der Urwelt, von den großen, damals bestandenen Reichen des mittlern und westlichen Asiens läßt sich wenig sagen, weil wir noch weniger davon wissen, und die dunkeln, unzusammenhängenden, oft offenbar fabelhaften Nachrichten, welche die leichtgläubigen, von National-Vorurtheilen befangenen Griechen uns davon hinterlassen haben, wahrhaftig nicht sehr in Anschlag gebracht werden können. Was die Geschichte der Griechen und Römer betrifft; so ist diese unstreitig ungleich zuverlässiger und sicherer.

Keine unausgefüllten Lücken durchschneiden mehr den sich von selbst fortspinnenden Faden der Begebenheiten, erschweren oder verhindern folglich nicht mehr den Ueberblick des Ganzen und legen demnach auch nicht mehr den Zwang auf, sich blos mit Bruchstücken begnügen zu müssen. Aber gerade daher, und aus einer noch ergreiflichern Ursache, deren wir jetzt gleich erwähnen werden, ist eben diese Geschichte zu allgemein bekannt, und selbst zu tief erfaßt, als daß es hier noch einer sehr sorgfältigen Entwickelung bedurft hätte. Durch das gründliche Studium der griechischen und lateinischen Sprache, womit man in allen wissenschaftlich cultivirten Ländern die Jugend eben so zweckmässig, als ausdauernd beschäftiget, wird derselben frühzeitig, und gleichsam schon bei dem ersten Erwachen des Frühlings ihres Lebens, die ganze griechische und römische Welt aufgeschlossen. Je tiefer der Jüngling in den Geist der alten classischen Literatur eindringt, desto mehr öffnet und erweitert sich ihm auch jene Welt, desto lebhafter wird seine Phantasie ergriffen, und er selbst in alle jene Zeiten versetzt; und aus der sinnigen Anschauung so vieler unsterblichen Meisterwerke, dieser ewigen Müster des Schönen und Trefflichen, die ohnehin stets von einer Menge historischer Züge durchwebt sind, geht für ihn ein ungleich lebendigeres, ungleich mahlerischeres Bild der alten Griechen- und Römer-Welt hervor, als irgend ein Geschichtschreiber es ihm zu geben im Stande seyn möchte. Offenbar bleibt dem Letztern hier nichts oder nur wenig zu thun mehr übrig; und da wir jene Eindrücke in der frühesten Jugend erhalten, diese also mit unauslöschlichen Zügen sich unserm Sinne einprägen, so möchte unter jenen, welche auf Bildung nur einigen Anspruch haben, sich wohl nicht leicht auch nur ein Einziger finden, der nicht bei jeder Veranlassung auch jede, dieser Veranlassung entsprechende griechische oder römische Geschichtspe-

riode sich vollkommen zu vergegenwärtigen im Stande seyn würde. — Zudem war die Religion Jesu, das heißt, die mit allen ihren Verheissungen, Geheimnissen, Opfern und Ceremonien auf Jesum hindeutende, Ihn bezeichnende und vorbildende Religion, bevor Er selbst, das Heil der Völker erschien, blos das Eigenthum und Erbe eines einzigen, in einem Winkel Syriens zusammengedrängten, und von der Hand der Allmacht aus weisen Absichten, stets in politischer Unbedeutsamkeit und Erniedrigung gehaltenen Volkes. Auf den religiösen und kirchlichen Bestand des Judenthums hatten die politischen Welthändel eben so wenig Einfluß, als das Judenthum selbst auf die Revolutionen der, die kleine, geistig in sich abgeschlossene jüdische Nation, umwohnenden weltbeherrschenden Völker haben konnte. Als endlich das Licht des Evangeliums sich über den Erdkreis zu verbreiten anfing, gehorchte die ganze Welt einem Einzigen. Aber diese Welt lag tief im Argen, war aller Lüste und jeder Verkehrtheit Spiel. Menschliches Verderbniß hatte das höchste, von dem Allerbarmer ihm gesetzte Ziel erreicht, und die in Finsterniß sitzenden, ohne Gott umher irrenden und in alle Laster und Thorheiten versunkenen Nationen hatten keine andere Geschichte, und verdienten keine andere zu haben, als jene des Tyrannen in Rom, vor welchem sie zitterten und der, weil größtentheils selbst halb wahnsinnig, wenig Stoff dem Geschichtschreiber zu bieten hatte.

6. Aber ganz anders gestaltete sich Alles, als mit dem Sturz des römischen Reiches auch heidnische Verfassungen und Regierungsformen stürzten, und auf ihren Trümmern edlere Formen und neue, bisher unbekannte Verfassungen sich erhoben, denen die Lehren und Maximen des Evangeliums nun ebenfalls

zur Grundlage dienten; als die Kirche die neu entstandenen christlichen Staaten und deren, die Stimme ihrer Mutter noch hörenden jugendlichen Völker an ihren mütterlichen Brüsten säugte und sorgsam pflegend sie groß erzog; als nach und nach ein heiliges unauflösbares Einigungsband Staat und Kirche immer fester und fester umschlang, und nicht selten die wichtigsten, Verfassung, Gesetzgebung, Verträge rc. rc. betreffenden Staatsangelegenheiten ein Gegenstand der Berathung ehrwürdiger und heiliger Concilien wurden; als ferner ein einziger frommer Priester, ohne Gold und Stahl, blos mit dem Crucifix und seinem Wanderstabe in der Hand, die wildesten Völker zähmte, und indem er sie dem sanften Joch des Evangeliums unterwarf, ihnen Ackerbau und Gewerbe lehrte, und Gesetze und Einrichtungen und mit diesen einen geordneten, bürgerlichen Socialzustand gab; und ein Carl der Große, nachdem er dreisig Jahre gegen die Sachsen siegreich gefochten, viele Tausende derselben unter der Schärfe seines Schwertes hatte fallen lassen, und dennoch den Troß der unbändigen Nation nicht hatte beugen können, sie erst dann zu einem freundlichen und friedlichen Nachbarvolk umschaffen, und in einen wohlthätigen Staatsverband mit seiner Monarchie hineinziehen konnte, als er in ihrem Lande, nicht wie einst die Römer Kastelle, feste Thürme und befestigte Lager, sondern Bisthümer gründete, Kirchen erbauete und christliche Schulen errichtete; als eine einzige, von einem falschen Propheten entstellte oder getrübte Lehre der Kirche, eine einzige von grübelndem Stolz erzeugte Irrlehre, welche den Glauben, diesen nunmehr zu einem allgemeinen Nationalgut gewordenen Schatz der Völker, zu untergraben suchte, sogleich alle Geister, ganze Nationen und ein ganzes Zeitalter in die größte Regsamkeit

setzte, und bisweilen sogar Thron- und Staatsrevolutionen zur Folge hatte; — und als endlich auch auf der andern Seite die, über dem Weltregiment mit ewiger Weisheit waltende Vorsehung, in deren Plan kein, von ihr nicht vorhergesehener Zufall fremdartig sich eindringen kann, selbst die wichtigsten Umwälzungen ganzer Reiche, und den unerwartetsten Wechsel in dem politischen wie bürgerlichen Zustande eines Volkes nur deswegen eintreten ließ, um die Kirche und unsere heilige Religion auch in ihren äussern Verhältnissen, in Zeit und Raum, desto fester zu begründen, desto tiefere Wurzeln schlagen und sie, als ein wahrhaft göttliches Werk, über alle andere blos menschliche Anstalten und Schöpfungen desto hehrer und ehrwürdiger hervorragen zu lassen — — Jetzt löst sich offenbar die Geschichte der Religion Jesu, länger als ein ganzes Jahrtausend hindurch, beinahe stets in allgemeine Menschen- und Staatengeschichte auf, oder richtiger gesprochen, die Weltgeschichte wird für den sinnigen christlichen Geschichtforscher eine beinahe ununterbrochene, in allen ihren Theilen harmonisch fortlaufende und oft in ihrer größten Erhabenheit sich kund gebende Geschichte der Religion Jesu. Nun gibt es nur einen Körper, nur einen, mit seinen zahllosen Aesten das ganze, weite historische Gebiet überschattenden Baum der Geschichte, ein Baum, der freilich nur langsam keimt, unstreitig eine viel mühsamere sorgfältigere Pflege erfodert, aber auch mit seinen Früchten, wenn sie einst reifen sollten — weil alsdann bleibend uud ewig in ihrem Werthe — dem Geiste des Menschen, wie dessen Verstand und Herzen eben so süße, als heilsame und stärkende Nahrung bieten wird. —

Irren wir uns nicht; so wird die kleine Digression, die wir uns erlaubt, bei dem grösten Theil un-

serer Leser Nachsicht und Verzeihung finden. Wir hielten sie für nothwendig, theils um Plan und Methode zu rechtfertigen, theils auch um einigen, hie und da laut gewordenen Klagen besonders jener frommen Seelen freundlich entgegen zu kommen, die blos in Märtyrer- und Wundergeschichten; weil diese ihnen den süßen Genuß angenehmer, ihr Herz in sanfte Bebungen setzender und daher für fromm gehaltener Empfindungen gewährt, beinahe ausschließlich ihr Wohlgefallen zu setzen pflegen und, sich selbst täuschend, für ihre Andacht — die bisweilen gar leicht nichts als eine fromme Empfindelei seyn könnte — darin eine ungemein kostbare und heilsame Nahrung zu finden glauben. Immerhin mag es eine gewisse, selbst liebenswürdige fromme Einfalt geben, welcher diese Milchspeise allerdings genügen kann, obgleich es keinem Zweifel unterliegt, daß dieselbe, besonders wenn man einen zu großen Werth darauf legt, weder den Verstand sehr erleuchten, noch das Gemüth des Christen gegen Widerwärtigkeiten stählen und ihn zum Leiden tüchtig machen, und noch viel weniger seinen Geist und sein Herz zu höherer, anbetender Beschauung der, in Leitung der Schicksale der Völker und einzeler Menschen, sich oft so unumwölkt zeigenden, unendlichen Weisheit, Liebe und Erbarmungen Gottes erheben wird. — —

Wir ergreifen jetzt wieder den, im 20. Bande, (19. B. 2. Abthl.) am Ende des 30. Abschnittes, auf kurze Zeit abgebrochenen Faden der speciellen Geschichte unserer heiligen Religion. *)

*) Daß eine allgemeine, genaue und strenge prüfende Revision der Geschichte, und eine nothwendig darauf erfolgende Restauration, oder vielmehr Regeneration derselben, ein immer dringender werdendes Bedürfniß sey; dieß wird jetzt auch von Andern anerkannt; und wir

selbst haben, bei sich darbietender Gelegenheit, uns einigemal schon laut darüber ausgesprochen. — Seit länger als einem Jahrhundert haben nach und nach Unglaube, Sektengeist, Partheiwuth, Systemsucht und die Heuchelei der Philosophen-Moral sich vereint, um die Geschichte, besonders des christlichen Mittelalters, nicht blos zu verfälschen, sondern völlig zu verwüsten, den in jenen Jahrhunderten liegenden Reichthum an Stoff und Kraft nicht nur zu verkennen, sondern selbst zu leugnen und die ganze lange merkwürdige Periode blos als ein schauerliches Chaos von Dummheit, Unwissenheit und Finsterniß darzustellen; und zwar alles dieses nur, um unsere Kirche und deren Lehren und Institutionen zu schmähen, diese Schmähungen auf erlogene und entstellte Thatsachen zu gründen, und von der entwürdigten, verfälschten Geschichte und den darin aufgestellten Zerrbildern, Waffen zu erbetteln, um Religion, Glaube, Kirche und Christenthum zu bekämpfen. — Bevor unser würdiger, gelehrter und, obgleich nur im Stillen, aber doch in einem ungleich größern Wirkungskreise, als seine priesterliche Bescheidenheit und Demuth es ihm vielleicht sagen mögen, so wohlthätig wirkende Wiedmann eine Weltgeschichte für die Jugend und die Schulen verfertiget hat: wo gab es denn auch nur ein einziges größeres oder kleineres Geschichtbuch oder Compendium, welches man dem katholischen Knaben oder Jüngling, der ohnehin so phantasiereichen, schwankenden Jugend hätte in die Hand geben dürfen? Findet sich in den bändereichsten Werken dieser Art, — allenfalls die abgeschmackten, ohne Unterlaß wiederholten, obgleich unzähligemal widerlegten Lügen und Schmähungen gegen Katholicismus, Pabstthum, Hierarchie, Ceremonien rc. abgerechnet — auch nur ein einziges, auf Religion, auf Jesum, auf den Erlöser, auf irgend einen großen und erleuchteten Heiligen, auf die Vorsehung, auf göttliches Weltregiment, göttliche Gerichte rc. sich beziehendes Wort? Wahrhaftig, weit eher vom Schinderhannes und Consorten und jeden andern Erbärmlichkeiten, denen man eine historische Wichtigkeit zu geben strebt, darf darin in die Länge und Breite die Rede seyn; aber nur nicht von Dem,

für welchen doch ganz allein die Welt und alle die Myriaden ihrer frühern, spätern und gegenwärtigen Bewohner geschaffen sind; nur ja nicht von Christus, der doch der Mittelpunkt ist, um welchen alles Drängen und Treiben der Menschen, diese mögen wollen oder nicht wollen, in festen, von der Hand der Allmacht vorgezeichneten Kreisen sich drehen muß. — Wir erlauben uns, jeden frommen und gewissenhaften katholischen öffentlichen Lehrer der Kirchengeschichte hier aufzufodern, die Frage zu beantworten: ob er nicht gerade in diesen allgemein verbreiteten, und tief gewurzelten, falschen, oft wahrhaft gottlosen historischen Ansichten und Vorurtheilen die größten Schwierigkeiten für seine Vorträge findet; ob nicht eben diese falsche historische Gnosis die Ursache ist, daß die geistvollsten Resultate seiner Forschungen über Kirche und ihre Institute bei seinen Zuhörern oft keinen, oder höchstens nur sehr schwachen Eingang finden; und endlich ob Er es nicht für die dringendste Nothwendigkeit erkannt habe, erst alles jenes giftige Unkraut, sammt seinen Wurzeln und deren Fäden auszureissen, bevor seine edleren Pflanzungen nur einigermaßen gedeihen konnten? daß zwischen mündlichen und schriftlichen Vorträgen hierin kein Unterschied sey, ergibt sich von selbst. Will man demnach ein Gebäude aufführen; so muß man vorher die, auf dem Grunde liegenden, modernden Schutthaufen wegräumen, alle stinkenden, pestartige Dünste aushauchenden Pfützen und Moräste austrocknen. — — Wer aus Ueberzeugung spricht und Gott vertraut, darf nicht zagen; und so sprechen wir nun auch jetzt unsere innigste Ueberzeugung dahin aus, daß alle unsere Geschichte und Geschichtschreibung bisher blos eitel Werk, und durchaus heidnischer, unchristlicher Natur war. Ein Baum, mit schwellendem Laube prangend, aber ohne Frucht, höchstens nur lachende Sodomsäpfel bietend, deren Genuß aber die Eingeweide mit Höllenglut entzündet. — Ein frommer, ächt katholischer Sinn macht freilich noch nicht den Geschichtschreiber aus; aber erfodert wird er doch durchaus dazu; und erst dann, wann Männer, frei von allen Banden des Unglaubens wie jedes Sektengeistes, unbefangen von der Weisheit und dem Wahn dieser Welt, und deren Bildung die reif-

XVI.

1. Obgleich Johann III., welcher nach dem Tode Pabstes Pelagius I. den Stuhl des heiligen Petrus bestiegen hatte (559) bei dreizehn Jahre der Kirche Jesu vorstand, so ist dennoch auf uns kein Denkmal von demselben gekommen. Sein Kirchenregiment fiel in die unglückliche Periode des Einfalls der Longobarden in Italien, der Regierung Alboins und dessen Nachfolgers des Königs Clephis. Wahrscheinlich ist in dem wilden Strudel jener verhängnißvollen Zeit auch die Lebensgeschichte dieses ehrwürdigen Oberhaupts der Christenheit untergegangen.

2. Gleich nach dem Antritt seines obersten Hirtenamtes, ward vor diesen Pabst eine sehr wichtige Angelegenheit der gallicanischen Kirche gebracht. Zwei gallische Bischöfe, Salonius und Sagittarius, waren

---

Frucht einer ächten Religiosität ist, der Geschichte die schönsten Kräfte ihres Geistes weihen und, von dem einzig wahren und erhabensten Standpunkt ausgehend, alle einzelne, nach vorhergegangener sorgfältiger kritischer Sichtung, zusammengestellte Thatsachen gehörig zu beleben, sie dann zu dem so nothwendigen, und für uns so ungemein lehrreichen Zusammenhang zu vereinen, und endlich über das Ganze jenen Ernst, jenen Nachdruck und jene Würde der Darstellung, wie solche nur aus einem, für das höchste Interesse der Menschheit tief erglühtem Gemüthe, und aus einem besonnenen Studium einer ächt christlichen Philosophie hervorgehen können, zu verbreiten wissen werden; erst dann werden wir auch eine Geschichte und Philosophie der Geschichte und in diesen, holde Gefährtinnen der Religion und treue Lehrerinnen jeder Tugend und praktischen Weisheit besitzen.

auf einem Concilium zu Lion ihrer bischöflichen Würden entsetzt worden. Sie appellirten an den römischen Stuhl, gingen selbst nach Rom, wurden dem Pabst vorgestellt, und erwiesen, daß man zu strenge gegen sie verfahren, harter und ungerechter Weise ihnen ihre Kirche genommen habe. Johann fand die Klage der beiden Bischöfe gegründet, cassirte demnach den Spruch des Conciliums von Lion, verordnete, daß beide Bischöfe ihre Stühle wieder erhalten sollten, und schrieb auch dießfalls an Clothar I. Der König fügte sich der päbstlichen Entscheidung, und beide Bischöfe wurden wieder in ihren vorigen Würden hergestellt, nachdem sie jedoch einen scharfen Verweis, wegen ihres ehemaligen Betragens, von Clothar erhalten hatten. *)

3. Zur Zeit Johanns III. wurden auch das erste Concilium von Braga in Gallicien und das zweite Concilium von Tours in Frankreich gehalten. Auf dem Erstern, auf welchem der heilige Martinus, Erzbischof von Braga den Vorsitz führte, ward die Bekehrung der suevischen Nation vollendet; *) auch wurden von den versammelten Bischöfen mehrere Beschlüsse gegen die, noch hie und da im Verborgenen schleichenden Anhänger der priscillianischen Irrlehre gefaßt. (563)

---

*) Qui antecedentes coram Papa Ioanne, exponunt se nullis rationis existentibus causis dimotos. Ille vero epistolas ad regem dirigit, in quibus locis suis eos restitui jubet. Quod rex sine mora, castigatis prius illis verbis multis, implevit. (Greg. Tour. lib. 5. c. 20.)

*) Man sehe den 19. B. zweite Abtheilung, Abschnitt 29. §. 9. und 10.

4. Merkwürdiger ist das Concilium von Tours. (566) Es bestand aus 10, unter dem Vorsitz des Erzbischofes Euphronius von Tours versammelten Bischöfen. Unter denselben befanden sich drei, durch leuchtende Heiligkeit des Wandels ausgezeichnete Bischöfe, der heil. Prätextatus von Rouen, der heil. Germanus von Paris und der heil. Domnolus von Mans. Letzterer war ehemals Abt in dem Kloster des heiligen Laurentius bei Paris gewesen. Bei Clothar I. stand er in großer Gunst; derselbe wollte ihm das Bisthum Avignon geben; aber Domnolus weigerte sich der Annahme und sagte, wie Gregor von Tours erzählt, zu dem König, daß er mit Senatoren, die Sophisten und mit Richtern, die Philosophen wären, nichts zu schaffen haben möge. Clothar lachte über die sophistischen Senatoren und philosophischen Richter und gab dem Domnolus, statt des Bisthums von Avignon, jenes von Mans. Domnolus war groß vor dem Herrn; durch die Kraft Gottes machte er einen Lahmen gesund, gab einem Blinden das Gesicht, und beide durch eine Wolke von Zeugen bestätigte und ausser allem Zweifel gesetzte Wunder, in Verbindung mit dem stets unsträflichen Wandel des frommen Bischofes, bewogen die Kirche, ihn der Zahl der Heiligen beizuzählen, und sein Andenken jedes Jahr am 16. Mai zu verehren.

5. Das Concilium machte sieben und zwanzig Canons, die theils die Kirchen-Disciplin betrafen, theils auch die Ausrottung mehrerer, wie es scheint, damals unter den fränkischen Christen im Schwung gehender Laster und Unordnungen bezweckten. Sittenreinheit unter der Geistlichkeit und ein makelloser Ruf der Diener der Kirche lagen den versammelten Vätern vorzüglich am Herzen. Sie verschmäheten

es daher nicht, in das kleinste Detail und die, dem Anschein nach, geringfügigsten Umstände des häuslichen Lebens der Geistlichkeit einzugehen. So z. B. verordneten sie, daß ein verheiratheter Bischof, das heißt, ein Bischof, welcher vor erhaltenen heiligen Weihen verheirathet gewesen, aber nach Empfang derselben ewige Enthaltsamkeit gelobt hatte, in Zukunft so völlig von seiner ihm ehemals angetrauten Gattin gesondert seyn sollte, daß selbst zwischen den Dienerinnen derselben und den Dienern des Bischofes nicht die geringste Gemeinschaft, oder wechselseitiger Verkehr mehr statt haben dürfte. Auch sollte den Bischof stets dessen ganze Geistlichkeit bis in sein Zimmer begleiten. Jedem unverheiratheten Bischofe, so wie allen übrigen Geistlichen ward strenge untersagt, weibliche Personen, unter welchem Vorwande es auch seyn möchte, in ihren Häusern wohnen zu lassen. Den Erzpriestern auf dem Lande ward zum Gesetze gemacht, stets einen Geistlichen in ihrem Zimmer schlafen zu lassen. Diese Anordnung ward für so wichtig gehalten, daß man den dadurch vermehrten Aufwand nicht in Anschlag brachte, und die Zahl der dem Erzpriester beigegebenen Geistlichen auf sieben festsetzte, welche die Woche hindurch sich nach einander ablösen konnten. *) Allen Geistlichen wie auch den Mönchen ward strenge verboten; zu halb zwei in einem

*) Die Erzpriester kamen unmittelbar nach den Bischöfen. Ihr Ansehen war groß und ihre Gerichtsbarkeit sehr ausgedehnt. Sie waren größtentheils auf dem Lande angestellt, und alle Pfarreien und die ganze Geistlichkeit ihrer Bezirke standen unter ihrer Aufsicht. Ohne die Zustimmung der ganzen Geistlichkeit seiner Kirche hatte kein Bischof die Macht, einen Erzpriester aus seinem Bezirke, nach Willkür in einen andern zu versetzen.

[…]mais par. l. 2. c. 4.

tte zu liegen. Das Verbot, Personen des an-
n Geschlechtes den Zutritt in Mannsklöster zu
tatten, ward ebenfalls erneuert und noch mehr
chärft. Da bisweilen Nonnen, welche zwar aus
Hand des Bischofes noch nicht den Schleier erhal-
, mithin auch nicht öffentlich Profeß gethan, wohl
r den geistlichen Habit schon angelegt hatten, sich
her wieder verheiratheten, und zwar unter dem
rgeben, daß sie nur deßwegen ihre Kleidung geän-
t, um einer ihnen drohenden, ihrer aber unwürdi-
Ehe sich zu entziehen; so ward auch diesem Unfuge
n gesteuert, und von dem Concilium verordnet,
, da ohnehin erzwungene Ehen, oder solche, zu
lchen die Eltern ihre Einwilligung nicht gegeben,
rch weltliche, erst unlängst von König Charibert
f das neue bestätigte Gesetze verboten wären, jede
au oder Jungfrau, welche diesfalls Etwas befürch-
zu müßen glaube, in den Kirchen ihre Zuflucht
hen, und allda ruhig abwarten sollte, bis sie von
en Anverwandten, entweder mit Hülfe des Bischo-
oder der weltlichen Obrigkeit würde befreiet wer-
, und dann in voriger Sicherheit in ihre Woh-
ng wieder zurückkehren könnte. *)

6. Auch der Armen und Nothleidenden nahm
s Concilium sich mit vieler Wärme an. Zum Be-
n derselben traf es mehrere sehr zweckmäßige Verfü-
ngen; und da ein Drittel der Einkünfte einer Kirche

*) Es gab damals noch, wie wir an einem andern Orte schon einmal erinnert haben, Gott geweihete Frauen und Jungfrauen, welche zwar nicht in Klöstern in Gemeinschaft mit andern Klosterfrauen lebten, aber dennoch in ihren eigenen Häusern ein ganz klösterlichts, völlig zurückgezogenes Leben führten, und daher auch das Gewand der Klosterfrauen trugen.

zum Unterhalt der Armen bestimmt, die Beraubung der Kirchen aber unter den fränkischen Großen so ziemlich an der Tagesordnung war, so erklärten die versammelten Väter alle diejenigen, die sich geistlicher Güter bemächtiget hätten oder bemächtigen würden, für Räuber, Unterdrücker und Todtschläger der Armen, welche, bis sie den begangenen Raub wieder erstattet, nicht blos von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen, sondern mit dem höhern Kirchenbann (excomunio major) belegt, und demnach über sie alle Flüche und Verwünschungen des hundert achtzehnten Psalms, auf dem Chor der Kirche und in Gegenwart der versammelten ganzen Geistlichkeit, ausgesprochen werden sollten. Denselben furchtbaren Bannstral schleuderte das Concilium auch gegen ungerechte, bestechliche Richter, welche das Recht beugten, mithin den Armen beraubten und den Unschuldigen unterdrückten, so bald sie nach dreimaliger, von dem Bischofe erhaltenen Mahnung, noch ferner auf ihren bösen Wegen beharren würden.

7. In dem 21. Canon eifern die versammelten Bischöfe gegen die, damals leider unter den Franken, besonders unter den Großen der Nation, so häufig vorkommenden blutschänderischen Heirathen. Da diejenigen, welche Ehen in verbotenem Grade geschlossen hatten, sich gewöhnlich mit ihrer Unwissenheit der dagegen bestehenden göttlichen und kirchlichen Gebote zu entschuldigen suchten, so sammelte das Concilium, alle gegen blutschänderische Eheverbindungen, so wohl in den heiligen Schriften enthaltene göttliche Gebote, als auch die von der Kirche, den christlichen römischen Kaisern und den fränkischen Königen dagegen erlassenen Gesetze, stellte solche in dem oben erwähnten Canon zusammen, und verordnete, daß derselbe zu gewißen Zeiten, in allen

Kirchen von der Kanzel herab, dem Volke vorgelesen und erklärt werden sollte.

8. Wie es scheint, war dieser Kanon hauptsächlich gegen König Charibert gerichtet, welcher wirklich seinem Volke in diesem Punkte große Aergerniß und großen Anstoß gab. Eine öffentliche Rüge des Lasters, ohne auch den zu nennen, der sich demselben ergab und durch sein Beispiel noch so viele andere sündigen machte, mußte immerhin die Bischöfe gegen den Vorwurf all zu großer Nachsicht, oder feigen, sträflichen Stillschweigens rechtfertigen. — Charibert war mit Ingeberga vermählt. Unter den Dienerinnen der Königin befanden sich zwei Mädchen, zwar nur von niedriger Geburt und Töchter eines Wollenwebers, aber noch in blühender Jugend und von sehr einnehmendem Wesen. Die Eine hieß Marcoëfe, die Andere Merofleda. Charibert entbrannte in Liebe gegen beide Schwestern zugleich. Um ihrem Gemahl zu zeigen, welche unwürdigen Gegenstände seiner Neigung die beiden Mädchen wären, ließ Ingeberga den Vater kommen, trug ihm einige Arbeiten auf und rief dann den König, damit er sehen möchte, wer der Vater seiner beiden Geliebten wäre und welches Gewerb derselbe treibe. Charibert, unbändig in seiner Leidenschaft, ward darüber so sehr gegen seine Gemahlin aufgebracht, daß er sie verstieß, und Merofléde in sein Bette aufnahm. Indessen dauerte es nicht lange, so waren Chariberts unreine Begierden befriediget, und nun ging er gar so weit, daß er sich mit Marcoëfe vermählte, obgleich seine rechtmäßige Gemahlin Ingeberga noch am Leben war, er auch schon einige Zeit mit Marcoëfens Schwester gelebt, und Marcoëfe selbst schon seit geraumer Zeit das jungfräuliche Klostergewand angelegt hatte. *) Aber

*) Diejenigen, welche das Gewand der Klosterfrauen

jetzt war auch die Geduld des heiligen Germanus erschöpft und derselbe that nun den König sammt seiner neuen Gemahlin förmlich in den Bann. Marcoëse starb bald darauf und einige Monate nachher auch der König. Charibert, wie der Leser schon weiß, hinterließ keine männlichen Erben, sondern nur drei Töchter, wovon die älteste, Bertha, deren Mutter Ingeberga war, nachher mit Ethelbert, König von Kent, vermählt ward. Die beiden jüngern, Bertoflede und Chrotildis wählten den jungfräulichen Schleier und gingen in ein Kloster.

9. Das zweite Concilium von Tours machte noch einige andere Verordnungen, deßwegen nicht uninteressant für die Kirchengeschichte, weil daraus erhellt, daß auch damals schon Heiligenbilder die Kirchen und Altäre in Frankreich schmückten, und daß das hochwürdigste Gut auch ausser der Zeit des heiligen Opfers in einem Tabernakel auf den Altären aufbewahrt wurde.

10. Einige Jahre nachher kam noch ein anderes Concilium in Frankreich zusammen, höchst merkwürdig, nicht wegen der darauf gepflogenen Verhandlungen, sondern blos wegen des Zweckes seiner Zusammenberufung. Es bestand aus sechs Erzbischöfen und zwölf Bischöfen, und hatte sich auf Verlangen Gunthrams, Königes von Burgund, versammelt. Weder mit dem Dogma, noch mit Disciplinargegenständen oder andern kirchlichen Angelegenheiten sollten die versammelten Väter sich beschäftigen. Der Zweck ihres Zusammentritts war blos, die zwischen Gun-

---

trugen, wurden von der Kirche denselben auch beigezählt, und so betrachtet, als wenn sie wirklich, obgleich stillschweigend Profeß abgelegt hätten.

thrams Brüdern, den Königen von Soissons und Austrasien obwaltenden Streitigkeiten zu schlichten, deren gegenseitige Beschwerden auf der Wagschale des Evangeliums zu wägen und so, wo möglich, dem unseligen Bruderzwist ein Ende zu machen. Die Bischöfe kamen in Paris zusammen. Unstreitig konnte der Ort ihrer Zusammenkunft nicht besser gewählt werden; denn gleich nach Chariberts Tod, ward bei der Theilung seiner Länder unter den drei Brüdern festgesetzt, daß Paris ihnen gemeinschaftlich gehören, und keiner derselben ohne Bewilligung der beiden Andern die Stadt betreten sollte. Das Concilium that, was ihm war aufgetragen worden; aber Siegebert und Chilperich waren leider schon entschlossen, ihren Zwist blos durch die Waffen zu entscheiden, und unter dem Geräusch derselben ward nun die Stimme einsichtsvoller, ehrwürdiger Bischöfe nicht mehr gehört. Das Concilium ging auseinander, ohne den Zweck, warum es zusammen gekommen war, auch nur von weitem erreicht zu haben. Der Krieg ward mit unbeschreiblicher Wuth geführt. Auch des Heiligsten ward nicht geschont, das Erbe der Armen geraubt; Kirchen wurden niedergebrannt, Geistliche am Fuß der Altäre ermordet, Jungfrauen geschändet, und Frevel auf Frevel, Verbrechen auf Verbrechen gehäuft.

11. Das größte Unglück jener Zeit war indessen unstreitig, daß das allgemeine Verderbniß nach und nach auch die Geistlichkeit berührte, und die in den Lebensbeschreibungen der damaligen Heiligen darüber enthaltenen Klagen erfüllen das Herz des Lesers mit Traurigkeit und Wehmuth. Ueberhaupt umgab die Kirchen Galliens, im Anfange des siebenten Jahrhunderts, bei weitem nicht mehr jener Glanz der Heiligkeit, wodurch sie in den vorigen Perioden vor allen übrigen Kirchen des Abendlandes hervorleuchte-

ten. Wir begegnen jetzt nicht mehr gedrängten Schaaren apostolischer Männer, erleuchteter Bischöfe, heiliger Aebte, Einsiedler und Mönche; aber leider dafür überall einer Menge Spuren immer mehr zunehmenden Sittenverfalles, empörender Mißbräuche, Ueberreste heidnischen Aberglaubens und eines bis zur Ungebühr erweiterten Einflusses der Höfe bei Ernennung zu erledigten bischöflichen Stühlen, welche jetzt nie mehr durch freie Wahl, selten nach Verdienst, wohl aber desto öfter blos nach Gunst und Laune der Könige und der Großen an ihrem Hofe besetzt werden. Aber dies war weniger die Schuld der Könige, als vielmehr der Bischöfe und der Geistlichkeit selbst. Ward eine Stelle erlediget; so drängte sich der Clerus sogleich schaarenweise um den Thron, oder um die Großen, die demselben am nächsten standen. Jeder suchte, so gut er konnte, seine Ernennung zu erschleichen, zu erbetteln, oder wohl gar bisweilen zu erkaufen; und nun waren es nicht mehr Gelehrsamkeit, höhere Tugend und Heiligkeit des Wandels, sondern blos Hofgunst und ein königlicher Befehl, welche ein Recht zu den höchsten Würden in der Kirche ertheilten. Zu allem diesem schwiegen die Bischöfe; und hatte man auch früher gegen dergleichen Mißbräuche sehr weise und zweckmäßige Canons auf verschiedenen Concilien gegeben; so fehlte es jetzt an Muth und Kraft, über der Aufrechthaltung derselben mit Strenge zu wachen. So z. B. hatte König Clothar 1., kurz vor seinem Tode, einen gewißen Emerius zum Bischof von Saintes ernannt, ihm auch einen schriftlichen Befehl mitgegeben, daß er, ohne Zuziehung des Metropolitan-Bischofes und ohne dessen Einwilligung nachzusuchen, die man ohnehin für überflüssig hielt, sogleich zum Bischof sollte consecrirt werden. Bald darauf starb Clothar, und Leontius, Erzbischof von Bordeaux, versammelte die Bischöfe seiner Pro-

vinz zu einem Concilium, auf welchem Emerius, weil er sich des bischöflichen Stuhls durch unerlaubte Umtriebe und mit Verletzung der Canons bemächtiget hatte, seiner Würde wieder entsetzt, und Heraclius, ein Priester der Kirche von Bordeaux, zum Bischof von Saintes gewählt ward. Das Concilium schickte mit dem Entsetzungs= wie mit dem Wahldecret einen Priester nach Paris, um dasselbe von König Charibert bestätigen zu lassen. Auf seiner Reise dahin ersuchte der Ueberbringer beider Decrete den Erzbischof Euphronius von Tours, die Beschlüsse des zu Bordeaux gehaltenen Conciliums ebenfalls zu unterzeichnen; aber Euphronius weigerte sich dieses Ansinnens, wohl voraussehend, welchen Scandal dieser Hergang zur Folge haben würde. Als der abgesandte Priester in Paris vor den König gelassen ward, begrüßte er ihn mit dem damals üblichen Gruß, nämlich: „Herr! der apostolische Stuhl läßt Euch geziemend begrüßen." Es war damals Brauch und Styl, alle erzbischöfliche Stühle, besonders jene der Metropolitan=Bischöfe, apostolische Stühle zu nennen. Der König, welcher den Zweck der Sendung dieses Priesters schon kannte, stellte sich, als wenn er diesen Gruß nicht verstünde. „Ihr waret also," sagte er ihm„ zu Rom, und bringt mir nun einen Gruß von dem römischen Pabst.„ — „Nein" erwiederte jener, „nicht der Pabst, sondern euer Vater Leontius und die Bischöfe seiner Provinz lassen Euch ehrerbietig begrüßen, und durch mich das Decret überreichen, kraft dessen Emerius, weil er gegen die Satzungen der Kirche in das heilige Amt sich eingedrungen, seines Stuhles entsetzt ward, damit ihr nun die Wahl des neuen Bischofes bestätigen, und so durch Bestrafung derjenigen, welche die Canons verletzt haben, Gottes Segen auf eure Regierung herbeiführen mö-

get.„ Jetzt ward Charibert zornig. „Glaubst du,“ „fuhr er den Priester hart an,„ daß König Clothar „keine Söhne hinterlassen habe, die mächtig genug „wären, um die Anordnungen ihres Vaters aufrecht „zu erhalten?„ Der Priester mußte sich sogleich aus den Augen des Königes entfernen, ward dann auf dessen Befehl auf einen mit Dornen und Disteln beladenen Wagen gesetzt, und so zur Stadt herausgeführt. Einige Geistliche mußten unverzüglich nach Saintes reisen, um den Emerius in seiner bischöflichen Würde wieder herzustellen. Andere königliche Beamten wurden an den Erzbischof von Bordeaux und die übrigen Bischöfe der Provinz gesandt, die nun alle, jeder in dem Verhältnisse mit den Einkünften seiner Kirche, bedeutende Geldbußen an den königlichen Fiscus zahlen mußten. Daß sich die Bischöfe das Letztere gefallen ließen, wäre noch zu entschuldigen, aber gewiß nicht, daß sie den, gegen die Canons eingedrungenen, und nach Recht und Gerechtigkeit seines heiligen Amtes entsetzten Emerius nun ohne weiters wieder in ihre Kirchengemeinschaft aufnahmen.

12. Aber Heiligkeit, nicht nur in ihrem Wesen, sondern auch in ihren Dienern, ist eine der Kirche Jesu in allen Zeiten und bis an das Ende der Welt anklebende Eigenschaft; und so gab es auch jetzt unter dem hohen wie niedern Clerus in Frankreich immer noch auserwählte Werkzeuge, deren Tugenden die Kirchen mit Wohlgeruch erfüllten, und die ihre Lehren durch ihren Wandel und ihre Worte durch die Gabe der Wunderwerke bekräftigten. Besonders war die Landschaft Armorika (Bretagne) seit einiger Zeit ein wahres himmlisches Tempe, in welchem aus England und Irland eine Menge frommer Priester, Aebte und Mönche, oft begleitet von einer kleinen Schaar ihnen ähnlicher Schüler, lande-

ten, sich ansiedelten, die Bewohner der Landschaft, die man für das roheste Volk in Gallien hielt, in der Furcht des Herrn erhielten, und durch ihren nach und nach sich immer weiter verbreitenden Ruf der Frömmigkeit bisweilen selbst auf bischöfliche Stühle erhoben wurden. Die berühmtesten davon waren der heilige Samson, der h. Malo (auch Machut genannt) der h. Brioc, der h. Paulus, der heil. Gildas mit dem Beinamen der Weise, der heil. Sennoch, der heil. Leobard, der heil. Columban ꝛc.

13. Der heilige Samson war in der Grafschaft Cornwallis in England geboren, und von dem heiligen Dubritus, einem englischen Bischofe zum Priester geweihet worden. Aus reiner Demuth zog er sich auf eine kleine, nahe gelegene, beinahe uubewohnte Insel zurück, um hier das Leben eines heiligen Einsiedlers zu führen. Aber Gott hatte ihn zu etwas Anderem bestimmt. Bald ward der fromme Samson von seinen Landesleuten vermißt; man forschte nach dem Ort seines Aufenthaltes, entdeckte denselben, und zwang den demüthigen Schüler des Evangeliums, aus seiner Verborgenheit wieder hervor zu treten, und die Leitung eines, von dem heiligen Germanus von Auxerre, als derselbe als päbstlicher Legat in Britanien gewesen, *) gestifteten Klosters zu übernehmen. Seiner Tugenden und ausgezeichneten Verdienste wegen ward er einige Zeit nachher zum Bischofe geweihet; aber die Verheerungen der heidnischen Angelsachsen zerstreuten seine Heerde, und Samson ging nun nach Armorika, wohin viele Tausende seiner Landesleute sich ohnehin früher schon geflüchtet hatten. Hier stif-

*) Man sehe Gesch. der Relig. Jesu, B. 15. Abschn. 47. §§. 22. und folg.

tete er einige Klöster, unter andern auch jenes zu Dol, welches, bald darauf zu einem Bisthum erhoben, der bischöfliche Sitz des heiligen Samson ward. Auf einen so erhabenen Leuchter gestellt, verbreiteten seine Tugenden jetzt weit umher ihren wohlthätigen Glanz. Man berichtet mehrere Wunderwerke von ihm. Das Jahr, in welchem er starb, kann nicht mit Bestimmtheit angegeben werden. — Zu Folge eines, blos unter den alten Christen in Britanien üblichen Brauches, hatte Samson, als Bischof von Dol, sich das Kreuz vortragen lassen. Hierauf gründeten nun seine spätern Nachfolger Ansprüche auf alle Vorzüge und Rechte der Metropolitanbischöfe. Ihre Ansprüche wurden jedoch nicht anerkannt; aber sie fuhren dem ungeachtet fort, sich das Kreuz vortragen zu lassen, und begnügten sich also einstweilen blos mit dem Schein von Prärogativen und Rechten, die man aus weisen Gründen hierarchischer Ordnung ihnen nicht zugestehen konnte.

14. Der heilige Malo, ebenfalls in England geboren und aus einem der ältesten, edeln römisch-brittischen Geschlechter entsprossen, war frühzeitig in ein Kloster gegangen. Man wollte ihn zum Bischof von Winchester weihen; aber aus Furcht, eine eben so heilige als schwere Bürde zu übernehmen, verließ er sein Vaterland und ging nach einer kleinen, an den Küsten von Armorika liegenden Insel, wo er bei einem, durch seine strenge und abtödtende Lebensweise, berühmten Einsiedler seine Wohnung nahm. Nicht ferne von dem kleinen Eilande, das jetzt Malo bewohnte, lag auf einer andern, etwas größern Insel die Stadt Aleth, schon damals ziemlich bevölkert und reich durch Küsten- und Seehandel. Aber leider waren die Einwohner Aleths größtentheils noch Heiden; die Anzahl der unter ihnen lebenden Christen war klein und unbe-

deutend. Malo hatte in seiner Jugend sehr guten wissenschaftlichen Unterricht erhalten, der heiligen Bücher war er vollkommen kundig, und an ihn wandte sich nun das kleine Häufchen der Christen aus Aleth, mit der Bitte, ihre Landesleute den Finsternissen des Heidenthums und dem Wahn des Götzendienstes zu entreissen. Dem frommen Eifer des Malo war dieser Antrag höchst willkommen; er begab sich sogleich nach Aleth, predigte an allen öffentlichen Oertern die Lehre des Heils, ging zu den Angesehensten der Stadt, deren Beispiel auf ihre Mitbürger mächtigen Einfluß haben konnte, in die Häuser, unterrichtete und ermahnte sie, rang dann wieder halbe Nächte im Gebet für die Ungläubigen, kurz, war unermüdet im Dienste des Evangeliums und frommer christlicher Nächstenliebe; und da nun bald viele wunderbare Heilungen seinen Worten eine immer größere Kraft gaben; so hatte er in kurzer Zeit den himmlischen Trost, alle Götzendiener Aleths in eifrige und wahrhafte Anbeter des Gekreuzigten verwandelt zu haben; und die jetzt mit kindlicher Liebe an ihrem Apostel hangenden neu bekehrten Christen begehrten und erhielten ihn bald darauf zu ihrem Bischof. In frommer Anerkennung der von ihrem heiligen Bischofe empfangenen Wohlthaten, und um das Andenken und die Verdienste desselben zu verewigen, haben nach dessen Tode die dankbaren Einwohner Aleths ihrer Stadt den, ihr bis auf den heutigen Tag gebliebenen Namen St. Malo gegeben. *)

---

*) St. Malo, in dem Departement Ille und Vilaine, ist mit seinem trefflichen Hafen auch jetzt noch eine sehr wohlhabende, Handel und reichen Fischfang treibende Stadt von ungefähr 10 bis 12000 Einwohnern; sie ist sehr stark befestiget und die Insel, auf welcher sie liegt, durch einen Damm mit dem festen Lande verbunden

15. Die beiden Heiligen, Paulus und Brioc, waren ebenfalls in Großbritanien geboren. Demüthige Furcht vor der bischöflichen Würde, zu der man ihn erheben wollte, veranlaßte auch Paulus, England zu verlassen und nach Gallien zu gehen. Aber hier ging er gerade dem entgegen, was er in seinem Vaterlande geflohen hatte. Anfänglich ließ er sich auf der Insel Ouessant nieder, ging aber nachher in die auf der nämlichen Küste gelegene Stadt Leon, wo der Ruf seiner Heiligkeit, und einige durch ihn von Gott erzeigten wunderbaren Gnadenerweisungen den Grafen Withur bewogen, sich des ganzen Ansehens des Königes Childebert zu bedienen, um den Heiligen zu vermögen, das erledigte Bisthum von Leon zu übernehmen. Unter vielem Segen stand er 24 Jahre seiner Kirche vor; glaubte aber alsdann, aus Altersschwäche seinem hohen Berufe nicht mehr Genüge leisten zu können, und übertrug sein bischöfliches Amt einem seiner ausgezeichnetsten Schüler, Namens Jaoua, und als dieser noch in dem Laufe des Jahres starb, beförderte er abermals einen seiner Jünger, der Tiernomail hieß, auf den erledigten bischöflichen Stuhl. Als aber auch dieser gleich in dem darauf folgenden Jahre starb; so glaubte Paulus hierin einen Wink der Vorsehung zu erblicken, übernahm demnach wieder das Regiment seiner Kirche und führte

---

Nahe bei St. Malo und dem Städtchen Granville liegt die große Felsenbank Cancale, der größte und vorzüglichste Aufenthaltsort der Austern, deren Fischerei einen beträchtlichen Theil der Einwohner von St. Malo beschäftiget und bereichert, indem in der hiezu bestimmten Zeit, nämlich vom April bis in den September, täglich wenigstens eine und eine halbe Million Austern gefischt werden.

es zum größten Heil seiner Diöcese noch eilf Jahre. Aber nun, in dem Jahre 566 legte er zum zweitenmale sein bischöfliches Amt nieder, und zog sich auf die Insel Bas zurück. Hier lebte er noch viele Jahre, stand einem sehr zahlreichen Kloster vor, und starb endlich in hohem Alter, und in großem, weit verbreitetem Rufe der Heiligkeit. Der heilige Brioc stiftete zwei Klöster, wovon das eine, St. Brieu zu einem Bisthum erhoben und der heilige Brioc der erste Bischof desselben ward.

16. Der heilige Gildas mit dem Beinamen der Weise war nur Priester und ein geborner Schottländer. In den nördlichen Provinzen seines Vaterlandes hatte er mehrere Jahre geprediget, und war dann nach Irland gegangen, wo er sich ziemlich lange Zeit aufhielt und die Reinheit der Lehre und ziemlich verfallene Kirchenzucht wieder herstellte. Endlich landete er ebenfalls an den Küsten Galliens und ließ sich in dem südlichen Theile von Armorika nieder, wo er nahe bei der Stadt Vannes das Kloster Buis erbauete und bis zu seinem Tode bewohnte. Gildas hinterließ verschiedene Schriften, welche auch auf uns gekommen sind. Die bedeutendsten davon sind zwei historische Abhandlungen über den Untergang der brittischen Nation. In der ersten erzählt und bejammert er die Verheerung und Eroberung seines Vaterlandes durch die Angelsachsen. *) Er betrachtet diese traurigen Ereignisse als göttliche Strafgerichte, welche die Laster und das auf das höchste gestiegene Sittenverderbniß der Britten, wovon er ein schauerliches Gemälde entwirft, über dieselben herbeigeführt habe. Mit dem

*) Man sehe in dem siebzehnten Bande den sieben und dreißigsten Abschnitt.

Ernst und der Freimüthigkeit eines alten Propheten rüget er die Laster und Frevel mehrerer damals noch lebenden brittischen Fürsten und ermahnt sie zu strenger und schleuniger Buße. In der zweiten Abhandlung spricht Gildas blos zu dem brittischen Clerus. Diesen behandelt er mit noch weniger Schonung, beschuldiget ihn der Unwissenheit, Trägheit, des Geizes und des unter ihm herrschenden Lasters der Simonie; und entwirft überhaupt ein sehr niederschlagendes Bild von dem damaligen innern Zustand der, durch die Eroberungen der Angelsachsen, gedrückten und in immer engere Grenzen eingeschlossenen Kirche von Großbritanien.

17. Der heilige Leobard, wie auch der heilige Sennoch waren keine Britten. Der Erstere war ein geborner Auvergner. In seiner Jugend hatten ihn seine Aeltern gezwungen, sich mit einem Mädchen zu versprechen, welches sie ihm zu seiner künftigen Gattin bestimmten. Aus kindlichem Gehorsam that Leobard, was man von ihm verlangte, gab nach Sitte der Auvergner dem Mädchen einen Kuß auf die Stirne, steckte ihr einen Ring an den Finger und zog ihr an ihrem rechten Fuß einen Schuh an. Bald darauf starben die Aeltern, und Leobard, nunmehr sich selbst überlassen, folgte, ohne sich lange zu bedenken, der unsichtbaren Gewalt, die ihn zu dem Grabe des heiligen Martins zog. Er entsagte also seiner Braut, ging nach Tours und, nachdem er sich dem Schutz des Heiligen empfohlen hatte, in eine, nahe bei Marmoutier gerade damals leer stehende Einsiedlers Zelle. Zwischen Gebet und Handarbeit war seine Zeit hier getheilt. Er verfertigte Pergament, und schrieb Bücher ab; die gewöhnliche Beschäftigung der Mönche und Einsiedler nach der Regel des heiligen Martins;

nd gewiß eine höchst gemeinnützige Beschäftigung
einer Zeit, wo man die Buchdruckerei noch nicht
nnte. Indessen hatte der junge Einsiedler doch
t Anfange manchen harten Kampf zu kämpfen.
ichts erregt so leicht Zweifel und sogar Abneigung
gen einen Stand, als die Gebrechen und Unvoll-
mmenheiten derjenigen, welche in demselben er-
auet sind. Leobard ward Zeuge eines sehr hefti-
n und bittern Zwistes zwischen einigen Mönchen
ies benachbarten Klosters. Dies gab ihm ein
ches Aergerniß, daß er den Entschluß faßte, seine
lle wieder zu verlassen. Indessen wollte er die-
t Schritt doch nicht ohne Vorwissen seines Bi-
ofes thun, und dieser, wohl erfahren in allen
egen des Heils, belehrte ihn, daß der große An-
ß, den er an jenem Zanke der Mönche genom-
n, so wie die, ihn jetzt anwandelnde Lust, seine
lle zu verlassen, nichts als Versuchungen vom
isten seyen. Wo es Menschen gäbe, sagte ihm
 erleuchtete Bischof, da gäbe es auch Fehler und
ängel, und wo er nur immer in Zukunft Menschen
gegnen würde, da müßte er schon zum voraus da-
f gefaßt seyn, auch auf menschliche Gebrechen und
hwachheiten zu stoßen. Selbst in den heiligsten
nossenschaften wären, wenn auch alle sündhafte
idenschaften ertödtet worden, doch menschliche Af-
kte nie völlig erstorben. Gott ließ dieses so zu,
mit ein jeder in der Geduld und in der Demuth sich
e, und die Tugend des Einen an den Fehlern des
dern erstarke. Der Bischof empfahl ihm hierauf,
s Leben der Väter aus der Wüste und Cassians klö-
rliche Institutionen fleißig zu lesen. Leobard that,
e ihm gesagt ward, und schöpfte nun bald einen
chen Nutzen aus seiner Lectüre, daß er der geduls-
ste und sanftmüthigste Mönch ward, den es viel-

leicht je noch gegeben. Alles umfaßte er mit Liebe; sein Herz kannte keine andere Empfindung; daher auch seine warme Theilnahme an Allem, was das Wohl oder Weh der Menschheit betraf. Tag und Nacht betete er in seiner engen Zelle für die Könige, für das Volk, für die Geistlichkeit, kurz für alle Stände und alle Menschen. Gregor von Tours versichert, seine Frömmigkeit sey aufrichtig und ohne die mindeste Beimischung von Eitelkeit gewesen. In allen seinen Handlungen habe er stets sorgfältig den Schein zu vermeiden gesucht, daher auch sich den Bart scheren, und die Haare schneiden lassen; bei welcher Gelegenheit der Bischof uns zu verstehen gibt, daß es zu seiner Zeit Mönche und Einsiedler gegeben, welche in einen sehr langen, ihnen, wie sie wähnten, das Ansehen eines Heiligen aus der Wüste gebenden Bart einen nicht geringen Stolz zu setzen pflegten. — Du guter Gott; wo gäbe es denn noch einen Schlupfwinkel, in welchen menschliche Eitelkeit nicht unter irgend einer Form sich einzuschleichen gewußt hätte!

18. Aber einer der berühmtesten und verehrtesten Einsiedler war der heilige Sennoch. Einsam und allein und unter den härtesten Büßungen und Abtöotungen lebte er in einer Zelle bei Tours. Weit und breit her kamen gläubige und andächtige Seelen, theils um Worte des Trostes von ihm zu hören, theils um ihm Geschenke und Almosen zu bringen. Was Verehrung und Liebe ihm darreichten, ward alles wieder zu Werken der Liebe verwendet. Sennoch ernährte eine Menge von Armen, und nächst diesem zählte man bald über zwei hundert Personen, deren Schulden er entweder bezahlt, oder die er aus der Sclaverei losgekauft hatte. Aber bei allem diesem war doch seine Tugend noch

nicht fest gegründet, ihre Unterlage noch schwankend; denn Sennoch hatte zwar die Welt, aber sich selbst noch nicht völlig verlassen. Er ließ sich von dem eiteln Gedanken beschleichen, seine zahlreichen Anverwandten in Poitou zu besuchen; und seine Selbsttäuschung spiegelte ihm als fromme Sorgfalt für das Heil seiner Angehörigen vor, was im Ganzen nur ein Zucken des noch nicht völlig ertödteten Nerfs seiner Eitelkeit war. Der Ruf seiner Frömmigkeit und heiligen Wandels ging vor ihm her. In allen Orten, durch welche er kam, ward er also mit der größten Ehrerbietung empfangen. Gleicher Beweise der Ehrfurcht genoß er auch in Poitou, im Schoße seiner Familie, im Kreise seiner, ihn über alles verehrenden Landsleute. Aber alles dieses schmeichelte seiner Eigenliebe, nährte mithin auch dieselbe, und immer lebhafter erwachte nun mit jedem Tage in ihm der Gedanke, daß er wirklich in den Augen Gottes ein großer, ausgezeichneter Heiliger sey. Mit einfältigem und lauterm Herzen hatte Sennoch seine Zelle verlassen; mit eitelm Wohlgefallen an sich selbst, und vermessenem Zutrauen zu seinen eigenen Kräften, kehrte er in dieselbe wieder zurück. Dem scharfen Blicke des Bischofes von Tours, des heiligen Gregors, konnte Sennochs veränderter Gemüthszustand nicht entgehen; er las in der Seele des Einsiedlers, schloß unter sanften Verweisen demselben dessen Innerstes auf, und Sennoch, erleuchtet von einem Strahl göttlicher Gnade, durchblickte nun die tiefsten und verborgensten Falten seines Herzens. Aber so wie denjenigen, die Gott aufrichtig lieben, Alles zum Guten gereicht, eben so gereichte auch jetzt dem heiligen Sennoch sein Fall nur zu desto größerer Erhöhung. Unter einem Strom von Thränen bereute er seine Verirrungen; und um dafür zu büßen, und jeder fernern Gefahr zu entgehen, be-

schloß er, seine Zelle von nun an nie mehr zu verlassen, jedem menschlichen Auge und jeder menschlichen Huldigung auf immer sich zu entziehen. Aber auch hierin setzte der große Bischof ihm die nöthigen Schranken; nur von Sankt Martins Fest bis zu Weihnachten, und die ganze Fastenzeit hindurch erlaubte er ihm in völliger Abgeschiedenheit zu leben; aber dann sollte er sich wieder dem Volke zeigen, demselben den Trost, den es bei ihm suchte, nicht versagen, und durch fernere Werke reiner Nächstenliebe dem Allliebenden sich immer mehr zu verähnlichen suchen. So wie ein Schaf, das seinen Hirten verloren, nachher aber wieder gefunden, demselben auf der Ferse folgt, eben so folgte jetzt Sennoch allen Verordnungen seines gottseligen, das menschliche Herz so genau und strenge prüfenden Bischofes. Aber sichtbar nahm er nun dafür auch täglich an wahrer Demuth, mithin an wahrer Heiligkeit zu; und so gefiel es nun bald dem Allmächtigen, durch eine Menge wunderbarer Gnadenerweisungen seinem treuen Knechte auch vor den Augen der Menschen Zeugniß zu geben. Sennoch machte Blinde sehend, Lahme gehend, und heilte Krankheiten, welche nur die Kraft des Evangeliums zu heilen vermag. Um seine Tugenden zu krönen, nahm Gott ihn frühzeitig von der Welt hinweg. Sennoch starb in dem vierzigsten Jahre seines Lebens, mithin in der vollen Kraft seines männlichen Alters (576.) Lange weinten dichte Scharen von Armen, die er gespeist und gekleidet, viele Unglücklichen, deren Schulden er getilget oder denen er die Freiheit erkauft, an der, von dem Heiligen einst bewohnten Zelle; und ihre Thränen, ihre Seufzer und stillen Dankgebete waren unstreitig die schönste und rührendste Lobrede über dem Grabhügel des Verewigten.

19. Auch unter den Bischöfen Galliens gab es noch mehrere ausgezeichnete, wahrhaft apostolische Oberhirten; und vorzüglich klar und hehr flammte eine lange Reihe von Jahren hindurch auf dem Leuchter der Kirche von Paris das Licht des heiligen Germanus, des würdigen Namensbruders des ehemaligen heiligen Bischofes von Auxerre, den er auch, wie es scheint, sich in Allem zu seinem Vorbilde gewählt hatte. Gleich diesem, durchglühet von heiligem Eifer sowohl für die Reinheit des Glaubens, als die Aufrechthaltung kirchlicher Zucht, war die mindeste Abweichung von der allgemeinen Lehre, der geringste Flecken in dem Wandel eines Geistlichen ein Greul in seinen Augen. Aber die Weisungen, die er dann gab, begleitete überall die zärteste Schonung, und der feierliche Ernst seiner hohen Würde war stets durch Sanftmuth und Güte gemildert. Mit mehr als gewöhnlicher Beredtsamkeit geschmückt, fanden seine Worte, weil den Tiefen seines eigenen Gemüthes entquollen, stets auch den nächsten Weg zu den Gemüthern seiner Zuhörer. Bei seinem liebvollen, jedem schönen, sympathetischen Gefühle offen stehenden Herzen, waren fremde Leiden, in dem vollsten Sinne des Wortes, seine eigenen Leiden. Wenn er oft alles Geld, das er besaß, und selbst seine Kleidungsstücke unter die Armen vertheilt hatte, und dann gleich darauf ein anderer Dürftiger zu ihm um Hülfe flehete, er jedoch ihm nicht auf der Stelle helfen konnte; dann erhob er sein thränendes Auge gen Himmel, der Schmerz, den er darüber empfand, trat in allen seinen sanften Gesichtszügen hervor, und der an seinem Herzen nagende Kummer durchschimmerte sein ganzes, sonst so freundliches Wesen. Aber bei diesen frommen Aeusserungen der zartesten Theilnahme hatte es deswegen bei ihm doch noch nicht sein Bewenden. In der Milde Anderer suchte er nun Hülfe für den Unglücklichen;

und es gab nicht leicht einen frommen Verein, oder ein Fest, wie z. B. die Einweihung einer neuen Kirche, die Consecration eines Bischofes, die Versetzung heiliger Reliquien aus einer Kirche in die andere x. x. wo Er, der Bischof selbst, nicht milde Sammlungen angestellt und so am Ende des Festes, dem Ewigen nicht noch ein besonders, Ihm so wohlgefälliges Opfer, nämlich ein Opfer der Liebe und Barmherzigkeit dargebracht hätte. Aber mit dieser grenzenlosen Sanftmuth und Milde und ungeheuchelten Demuth verband Germanus dennoch eine ganz ungewöhnliche, durch nichts zu erschütternde Festigkeit des Charakters. Sein Gemüth hatte die anziehende Kraft eines Magneten und zugleich die Härte eines Demants. Nur Gott suchend, nur bekümmert um das Wohlgefallen des allein heiligen, allein mächtigen Herrn, dessen treuer Diener er war, kannte sein Herz weder Menschenfurcht, noch Menschenscheue, und so bald es Noth that, wußte Germanus auch sehr gut die Waffen zu gebrauchen, mit welchem Jesus Christus nicht umsonst seine Kirche umgürtet hat. Den König von Paris that er förmlich in den Bann, nicht achtend, daß Charibert sein zeitlicher König und Herr sey. Den Großen und Mächtigen der Erde gab er, so oft er es für nöthig fand, seinen Rath, auch selbst wenn sie ihn nicht von ihm gefodert hatten, obgleich die Nichtbefolgung desselben größtentheils zu deren eigenem Verderben ausschlug. Als z. B. Siegebert auf seinem letzten Feldzuge gegen seinen Bruder Chilperich zur Schlacht gegen denselben auszog, begab der heilige Bischof sich in das königliche Zelt und sagte dem König voraus, daß, wenn er keine mörderischen Absichten gegen seinen Bruder im Sinne führen wolle, er als Ueberwinder und mit Sieg gekrönt in seine Staaten zurückkehren, im entgegen gesetzten Falle aber, mitten in seinen Siegen und Triumphen

elend zu Grunde gehen würde. — Da Siegebert, wie dem Leser bereits bekannt ist, gerade in dem Augenblicke, als die Großen aus Chilperichs Reiche ihm schon gehuldiget, ihn schon als ihren König anerkannt hatten, und er nun im Begriffe stand, sich seines Bruders letzter Stadt und mit dieser des Bruders selbst zu bemächtigen, ganz unerwartet unter den Dolchen der beiden, von Fredegunde gegen ihn ausgesandten Mörder fiel; so berechtiget uns das traurige Ende dieses Königes zu der schrecklichen Vermuthung, daß er, wäre sein Bruder ihm wirklich in die Hände gefallen, schwerlich dessen Lebens würde geschont haben. — Auf die nämliche Weise, wie der heilige Germanus von Auxerre, ward auch der heilige Germanus von Paris von Gott vor der Welt verherrlichet. Nachdem er die von Oben ihm verliehene wunderthätige Kraft schon an mehrern unheilbaren Kranken erwiesen hatte, ging er einst bei dem öffentlichen Stadtgefängniß vorüber. Die Gefangenen hatten ihn von weitem gesehen und, seinen Schutz erflehend, streckten sie alle — und ihre Zahl war nicht klein — ihre gefesselten Hände durch die Gitter ihrer Gefängnisse dem Heiligen entgegen. Germanus erhob in stillem Gebete sein Gemüth zu Gott, und sogleich sprangen Ketten und Fesseln von den Händen und Füßen der Gefangenen. Den, durch ein offenbares Wunder, von Gott selbst Freigesprochenen öffnete nun der Kerkermeister die Thüre des Gefängnisses: Sie kamen hervor, warfen sich dem heiligen Bischofe zu Füßen, dankten ihm unter freudigen Thränen für die empfangene Wohlthat und begleiteten ihn in die Kirche, wohin er zu gehen gerade in dem Begriffe stand. Dieses Wunder war so offenkundig, vor den Augen so vieler Zeugen geschehen, und so vollkommen erwiesen, daß selbst die dem Heiligen, nach dessen Tod gesetzte und auf uns gekommene Grabschrift deß

selben, als einer allgemein bekannten Sache erwähnt.

20. Nach langer und segenvoller Amtsführung und nachdem Germanus, auf allen in Gallien gehaltenen Concilien, stets eines seinem hohen Ansehen gebührenden, leitenden Einflusses genossen hatte, starb er endlich in einem Alter von achtzig Jahren, am acht und zwanzigsten Mai des Jahres 576. Er wußte den Tag voraus, an welchem Gott ihn von der Welt abrufen würde; denn einige Tage vorher hatte er seinen Secretair rufen, und durch diesen über sein Bette die Worte schreiben lassen: am fünften der Calendä des Junius, welches gerade der acht und zwanzigste Mai ist. Anfänglich wußte man nicht, was der Heilige damit sagen wollte; als er aber an diesem Tage starb, schloß sich der Sinn jener Worte von selbst auf. — Auch sein Leichenzug war für den Heiligen noch ein wahrer Triumphzug. Zu jeder Zeit und in jedem Jahrhundert ist Gott in seinen Heiligen groß, herrlich und mächtig, und so wie einst Kranke, über welche blos der Schatten des Petrus dahin wallte, schon gesund wurden, eben so genassen auch jetzt Gichtbrüchige und Preßhafte, welche an der Pforte der Kirche sassen, in welche die Leiche des heiligen Germanus getragen ward. Als der Zug vor dem Stadt-Gefängniß vorbeikam, und die Bahre gerade dem Hauptthor des Gefängnisses gegenüber vorüber schwebte, zersprengten zum zweiten male wieder plötzlich die Ketten der Gefangenen; klirrend sprangen die eisernen Riegel an den Kerkerthüren zurück und, die Fürbitte ihres bisherigen heiligen Bischofes anrufend, stürzten nun sämmtliche erlöste Gefangenen hervor und vergrößerten das, die heiligen Ueberreste zu ihrer Ruhestätte geleitende Gefolg. — König Chilperich, welcher gerade am Vor-

abend des Sterbetages des heiligen Germanus nach Paris gekommen und nun selbst Zeuge aller dieser Wunder war, ward dadurch mit einer solchen Ehrfurcht gegen seinen ehemaligen Bischof erfüllt, daß er, der ohnehin gerne in dichterischen Versuchen sich übte, dem großen Verstorbenen nun eine Grabschrift in lateinischen Versen verfertigte. *) Beigesetzt ward die entseelte Hülle des heiligen Bischofes anfänglich in dem Oratorium des heiligen Symphorianus, aber nicht sehr lange darauf in die nahe gelegene, weit größere Kirche des Klosters zum heiligen Vinzentius übertragen; und die vielen Zeichen und Wunder, welche hier lange Zeit an dem Grabe des heiligen Germanus geschahen, wurden endlich die Veranlassung, daß man der, bisher nach dem heiligen Vinzentius genannten Kirche den ihr bis auf den heutigen Tag gebliebenen Namen der Kirche von Saint-Germain gab. Auf dem Stuhle von Paris folgte dem heiligen Germanus dessen Schüler, der Bischof Ragemode, oder Raymund, von dessen fünfzehnjähriger Amtsführung man zwar nichts weiß, der jedoch seinem großen und heiligen Lehrer keine Unehre gemacht haben soll.

21. Oberhirten von solcher Heiligkeit, wie Germanus, sind in jedem Jahrhundert — die Blü-

*) Kritiker finden die Verse zu schön, als daß man sie König Chilperich zuschreiben könnte. Indessen ist das Epitaphium, wer auch immer dessen Verfasser gewesen seyn mag, ungemein glorreich für den heiligen Germanus; es wird darin von ihm gesagt:

Ecclesiae speculum, patriae vigor, ara reorum
et pater, et medicus, pastor amorque gregis,
Germanus virtute, fide, corde, ore beatus
Carne tenet tumulum, mentis honore polum
Vir cui dura nihil nocuerunt fata sepulchri:
Vivit enim; nam mors, quem tulit, ipsa timet.

thenzeit des Christenthums, die früheren Tage überwallender Liebe und heiliger Zucht etwa ausgenommen — immer nur seltene Erscheinungen. Es ist der Geist Gottes selbst, der **heilige Geist**, welcher solche apostolische Männer sich auserwählt, sie im Stillen vorbereitet, und zu ganz besondern Werkzeugen seiner unerforschlichen Erbarmungen sie salbt. Man darf sich daher nicht wundern, wenn mit Hervorbringung solcher hohen und heiligen Naturen die Kirche bisweilen ungleich sparsamer wird, als sie es in frühern oder andern Zeiten gewesen war; auch bei minderer Heiligkeit ihrer Diener, bleibt sie selbst doch stets gleich groß, gleich heilig und fleckenlos; zudem fodert Gott nicht von Jedem die Vollkommenheit eines beinahe vollendeten Heiligen. Die Gaben des heiligen Geistes werden nicht in gleichem Grade, nicht Allen in gleichem Maaße ertheilt; aber so viel erhält jeder davon, daß er die wesentlichen Pflichten seines Berufes erfüllen, sich und das Volk dem Herrn heiligen, und wenigstens nicht ohne eigenes Verschulden auf Abwege gerathen kann, wo er vor Gott ein Greul, den Menschen ein Aergerniß und ein Schandflecken seines Standes wird. Indessen gab es auch dieser Elenden zu jeder Zeit; und haben wir so eben von mehreren heiligen Bischöfen und Priestern mit gebührendem Lobe Erwähnung gethan; so fodert es historische Treue, auch die Andern nicht mit Stillschweigen zu übergehen.

22. Auf die Bischöfe von **Gap** und **Embrun**, nämlich die beiden Brüder **Sagittarius** und **Salonius** machte des Pabstes Johannes III. schonende Milde nicht den gehofften Eindruck. Sie führten nach wie vor ihren ärgerlichen Wandel fort, trugen stets weltliche Kleidung, ja sogar Waffen, und schienen gleichsam sich ihrer bischöflichen Würde

zu schämen. Als König Gunthram, der wirklich bei jeder Gelegenheit von seiner grosen Ehrfurcht gegen die Kirche und ihre Institutionen die unleugbarsten Beweise ablegte, von der schlechten Aufführung der beiden Bischöfe benachrichtiget ward, berief er sie an seinen Hof. Er glaubte, daß Ermahnungen aus dem Munde ihres Monarchen die Verirrten vielleicht zur Besserung führen könnten. Um sie jedoch seine Ungnade fühlen zu lassen, warf Gunthram ihnen bei der öffentlichen Audienz nur einige strafende Blicke zu, würdigte sie aber übrigens nicht, auch nur ein Wort mit ihnen zu sprechen; darüber gerieth Sagittarius in eine solche Wuth, daß er, als die Audienz geendiget war und der König sich zurückgezogen hatte, in Gegenwart der Höflinge die gröbsten und gemeinsten Schmähungen gegen den Monarchen ausstieß. Gunthram ließ beide Brüder in zwei verschiedene Klöster einsperren. Durch die Güte des Königes wurden sie jedoch bald wieder auf freien Fuß gesetzt. Nach wiedererlangter Freiheit schienen sie ganz andere Menschen zu seyn. Zum erstenmale sah man sie nun beten und fasten; sie trugen keine leichtfertige weltliche Kleidung mehr, gingen in den Chor, und verrichteten den ihnen geziemenden Kirchendienst. Aber sey es, daß es ihnen mit ihrer Bekehrung nicht Ernst, mithin Alles blos Verstellung gewesen, oder daß es ihnen an Beharrlichkeit fehlte, kurz, ihre nunmehr geregeltere Lebensweise war von nicht langer Dauer, und des sich aufgelegten Zwanges bald müde, überließen sie sich nun noch zügelloser als vorher, ihren frühern Thorheiten und allen Excessen eines ausschweifenden Lebens. In üppigen Gelagen und in Gesellschaft zuchtloser Frauen durchschwelgten sie halbe Nächte, schliefen dann den ganzen Vormittag über, stunden von ihrem Lager nur auf, um sich wieder an die

Tafel zu setzen, gingen gar nicht mehr in die Kirche, viel weniger in den Chor, und überließen unbesorgt alle ihre kirchlichen Verrichtungen den ihnen untergeordneten Geistlichen. Der Scandal ward endlich so groß, daß die übrigen Bischöfe sich gezwungen sahen, zu einem Concilium in Chalons an der Saone zusammen zu treten und beide Brüder vorladen zu lassen. Schreckliche Frevel, Todtschlag, Ehebruch und selbst Majestätsverbrechen kamen jetzt aus der Verborgenheit an des Tages Licht. Die beiden nicht mehr zu bessernden, längst des heiligen Amtes höchst unwürdigen Bischöfe wurden nun zum zweitenmale ihrer Würden entsetzt und zur Gefängnißstrafe auf unbestimmte Zeit in einem, zu der Kirche des heiligen Marcellus in Chalons gehörenden Gebäude verurtheilt. Aber auch hier gelang es ihnen, bald Mittel zu finden aus ihrem Gefängniß zu entwischen. Beide Brüder hatten nun die unerhörte Frechheit, mehrere Versuche zu machen, ihre verlornen Stühle wieder zu erhalten. Als alle ihre Bemühungen fruchtlos blieben, trennten sie sich von einander, führten von jetzt an ein unstetes, herumstreifendes Leben, bis endlich Sagittarius, mit den Waffen in der Hand gegen seinen eigenen König, als ein Aufrührer erschlagen ward. Was am Ende noch aus Salonius geworden, weiß man nicht.

23. Wir finden bei Gregor von Tours noch manche andere Züge, welche leider als Beweise gelten einer, in manchen Theilen Galliens, beinahe völlig verfallenen Kirchenzucht, und einer sehr großen, hie und da unter der Geistlichkeit herrschenden Ungebundenheit der Sitten. — Der Abt Dagulf, in und außer seinem Kloster lange schon als ein Wüstling bekannt, strebte einige Zeit schon nach der Frau eines Andern, und ging endlich mit noch einem

Andern seiner Geistlichen des Nachts zu ihr in das Haus. Sie essen, trinken, berauschen sich, und schlafen endlich ein. Aber nun kommt der Mann nach Hause, schlägt mit seiner Streitaxt beiden Geistlichen den Kopf ein, und steckt das Lager in Brand *). — Zwei Bischöfe gerathen an König Gunthrams Tafel mit einander in Wortstreit, erhitzen sich und werfen, zum größten Ergötzen vieler der Anwesenden, sich gegenseitig ihre Schwachheiten, Albernheiten, Lieb-

*) Gregor von Tours macht bei dieser Gelegenheit eine Bemerkung, welcher Herr Professor Schlosser, in seiner Geschichte Th. 1. S. 118. einen durchaus unrichtigen Sinn unterlegt. Gregor sagt: „Ideoque documentum sit haec causa clericis, ne contra canonum statuta extranearum mulierum consortio potiantur: cum hoc et ipsa lex canonica et omnes scripturae sanctae prohibeant: praeter has feminas de quibus crimen non potest aestimari„ — Offenbar will Gregor hier nichts anderes sagen, als daß alle Geistlichen diese Geschichte sich zur Warnung sollen dienen lassen, sich aller Gemeinschaft nicht nur mit jenem verdorbenen Frauengesindel, das schon in allen Lastern versunken ist, sondern auch mit Beischläferinnen — (in der römischen Rechtssprache wurden Beischläferinnen mulieres extraneae genannt) — zu enthalten; da ohnehin Beides durch göttliche wie kirchliche Gesetze verboten wäre. Einen andern Sinn können diese Worte um so weniger haben, da auf mehreren Concilien, welchen Gregor selbst beiwohnte, der Geistlichkeit jeder, auch unschuldige Umgang mit dem andern Geschlecht noch viel strenger untersagt ward, als er es selbst heute zu Tage ist. Ein Bischof z. B. durfte nicht einmal in seiner bischöflichen Wohnung auch nur einer Matrone Audienz geben, als blos in Gegenwart zweier Geistlichen seiner Kirche. — Eine billige Foderung an die Geistlichkeit, in dem Sinne, in welchem H. Schlosser sie meint, liegt also gewiß nicht in den Worten des frommen Geschichtschreibers.

schaften und endlich gar Schandthaten und Ehebrüche vor. Der rohere Theil der Gäste bricht in schallendes Gelächter aus, während der besser denkende erröthend die Augen niederschlägt, und im Stillen das Loos jener Kirchen bejammert, denen durch strafende Zulassung Gottes solche Oberhirten gegeben wurden. — Ein anderer Bischof Galliens vertauschte das oberpriesterliche Gewand gegen einen Waffenrock, das Kreuz, mit welchem er die Völker segnen sollte, gegen ein Schlachtschwert, zog im Lande herum, nahm Antheil an Kriegen und blutigen Fehden und befleckte auf diese Art Hände, die nicht rein genug seyn können, um auf unsern Altären das furchtbare, dreimal heilige Opfer dem Ewigen darzubringen. Der schnöden und frevelhaften Entweihung des bischöflichen Amtes machten endlich die übrigen Bischöfe ein Ende; sie entsetzten den kriegslustigen Landstreicher seiner bischöflichen Würde und stießen ihn aus ihrer Gemeinschaft hinaus. — Von solchen traurigen Erscheinungen blos Einiger, und zwar nur mit wenigen Worten zu erwähnen, ist Alles, was man von dem christlichen Geschichtschreiber fordern kann. Wozu auch eine genaue Aufzählung oder gar ein vollendetes Gemälde solcher, jedes auch minder fromme Herz empörender Gottlosigkeiten? Wahrhaftig mehr wie jedem Andern, muß es dem Geschichtschreiber gegönnt seyn, über solche Greul mit dem großen Constantin, freilich nicht einen Purpurmantel, aber doch den jeden Christen schmückenden Mantel der Liebe zu werfen. Uebrigens gehörten solche in Schafspelzen in den Schafstall Christi eingedrungenen Wölfe blos dem Scheine nach der Kirche an; diese hat sich demnach ihrer nicht zu schämen; sie giengen zwar von der Kirche aus, waren aber nicht in ihr geblieben; und was bekümmern uns, sagt der große Heidenapostel, die

jenigen, welche draußen sind. Nur ihrem eigenen Andenken konnten sie also Schandsäulen errichten, aber die Kirche, oder das heilige Amt, das sie erschlichen oder gewaltsam an sich gerissen hatten, konnten sie eben so wenig herabwürdigen und entweihen, als des Judas schwärzester Verrath das über Alles erhabene Apostelamt hatte entweihen oder herabwürdigen können. — Daß die immer mehr überhandnehmenden und täglich unerträglicher werdenden Anmaßungen der Könige und Großen, bei Ernennung zu Bisthümern und andern hohen kirchlichen Würden, nicht wenig zu dergleichen scandalösen Unordnungen beitrugen, daran ist gar nicht zu zweifeln; und wir werden in diesem Bande, in einem der folgenden Abschnitte, einem syrischen Kaufmann begegnen, der in Gallien sich niedergelassen hatte, allda reich geworden war und endlich, als eine bischöfliche, reich dotirte Kirche erledigt ward, Geld und große Geschenke so zweckmäßig unter die Weltleute zu vertheilen wußte, daß er wirklich die Kirche erhielt, und so aus seinem Comptoir und von seiner Wucherbank hinweg unmittelbar auf den bischöflichen Stuhl erhoben ward; alsdann aber auch seine Kirche nicht anders, als ein theuer erhandeltes Gut betrachtete, welches ihm nun die darauf verwendeten Capitalien, sammt hundert Procent Gewinn in möglichst kürzester Zeitfrist wieder abwerfen müßte. — Einige Jahrhunderte später werden wir gar den erbaulichen Anblick eines Königes von Neapel haben, der das Bisthum von Tarent um dreißig tausend Ducaten, unter der Bedingung gleich baar zu leistender Zahlung, an einen Juden verkaufte, der es sodann den meistbietenden, gewissenlosen Geistlichen oder Laien überlassen konnte. Aehnliche Beispiele, welchen schönen Gebrauch die weltliche Macht von ihrem Einfluß bei Vergebung

oder Besetzung kirchlicher Würden und Aemter zu machen wußte, wird uns, vielleicht mehr als wir es wohl wünschen möchten, die Geschichte in der Folge noch aufstellen; und wir machen nur deswegen einstweilen hier eine kleine Erwähnung davon, um den Leser bei Zeiten auf die Ueberzeugung vorzubereiten, daß das mit Gottes Hülfe endlich erfolgte, kräftige und unmittelbare Einschreiten des päbstlichen Hofes bei Bischofswahlen und Besetzung bischöflicher Stühle, ein durchaus nothwendiges, überaus dringendes Bedürfniß der Kirche war, wenn anders dieselbe nicht, wie ein großer Pabst sich ausdrückte, die Beute und das Erbe der Räuber, Mörder und Ehebrecher werden sollte *).

---

*) Die Rechte des päbstlichen Stuhles haben stets nur die Grenzen, welche das Wohl der Kirche, die Erhaltung heiliger Lehre und Zucht ihnen setzen. Es ist eine sehr irrige Ansicht, wenn man glaubt, die Päbste hätten in der Folge der Zeiten Rechte ausgeübt, welche ihnen früher *nicht zugestanden hätten*. In der Machtvollkommenheit, mit welcher Jesus Christus das Haupt der Apostel bekleidete, lag ohne alle Beschränkung schon die Befugniß, alles zu thun, was die Erhaltung und Verbreitung des Reiches Gottes erfodern würden. Wenn also die Päbste in frühern Zeiten oft nicht Rechte ausübten, welche wir sie später ausüben sehen, so war davon blos die Ursache, weil es früher *nicht Noth that*. So z. B. war für die Canonische Wahl der Bischöfe hinreichend gesorgt, daß sie in Gegenwart des Metropolitanbischofes geschehen, oder wenn dieses nicht gerade möglich war, doch stets von ihm genehmiget und bestätiget werden mußten. Als aber der Einfluß der weltlichen Macht immer willkürlicher, schnöder und imperiöser ward, und die Metropolitanbischöfe, ihrer Stellung wegen, diesem gräßlichen Unfug nicht mehr steuern konnten, ihr Widerstand auch ganz fruchtlos gewesen wäre; so war nichts heilsamer, als daß die Päbste dergleichen Metropolitanrechte selbst übernahmen, wie solche

24. Nach dreizehnjährigem, in verhängnißvollen Zeiten geführten obersten Kirchenregiment starb endlich Pabst Johannes III. im Julius des Jahres 572 und ward am 13. desselben Monats in der Peterskirche begraben. Er hatte den von seinem Vorfahrer, Pabst Pelagius, angefangenen

---

auch wirklich in dem 7. und 8. Jahrhundert nach und nach an sie übergingen. Im Ganzen genommen sind die päbstlichen Rechte, gegen welche, besonders in unsern Zeiten, sich so manche, eben so unverständige als unheilige Stimmen erhoben, größtentheils blos Verpflichtungen, denen der römische Stuhl sich in Liebe und Demuth unterzogen; so daß der Pabst, obgleich über Alle erhaben, dennoch in dem wahren Sinne der Worte Jesu der Knecht aller Uebrigen wird. Daher kann auch die Macht des römischen Stuhles weder geschmälert, noch gebrochen, noch mißbraucht werden; denn sie ist eine moralische, geistige Macht, welche auf den unwandelbaren, nie verhallenden Lehren des Evangeliums sich unerschütterlich stützt; und daß das Letztere stets ihre feste Grundlage bleibe, dafür hat der Geist Gottes eben so wunderbar, als erbarmungsvoll ganze achtzehen Jahrhundert hindurch gesorgt, und wird, da er bis an das Ende der Tage bei seiner Kirche bleibt, auch in der Zukunft dafür sorgen. Entkräftet kann das hier Gesagte nicht werden durch einige wenige Anomalien, denen wir in dem Laufe dieser langen Reihe von Jahrhunderten einigemal begegnen werden, obgleich der Geist des Truges und der Lüge und consequenzenmacherische Heuchelei sie ununterbrochen zu einem Hauptatummelplatz ihrer Angriffe gegen den römischen Stuhl sich gewählt haben. Man darf nur, wie auch jedesmal zu seiner Zeit und an seinem Ort geschehen wird, die Thatsachen erst berichtigen und geschichtlich feststellen, sie hierauf mit der Fackel der Wahrheit in ihrem Zusammenhang wie in ihren Folgen beleuchten, und der ganze Spuk wird dann auch jedesmal gleich einem aus Morästen entstandenen Dunstgebilde, von selbst dahin schwinden.

Bau der Kirche der beiden heiligen Apostel Philippus und Jakobus vollendet, auch die Kirche selbst mit herrlichen Bildern, größtentheils in musivischer Arbeit geziert *), und in zwei, jedesmal in dem Monate Dezember vorgenommenen Ordinationen 38 Priester, 13 Diacone und 61 Bischöfe geweihet.

XVII.

1. Um die Erzählung kirchlicher Ereignisse nicht zu unterbrechen, haben wir von dem, in den ersten Regierungsjahren Pabstes Johannes III., erfolgten Tode des, als Christ, Staatsmann und Philosoph, mit Recht so berühmten Cassiodors, von dessen letztern Lebensjahren und hinterlassenen Schriften, bisher noch keine Erwähnung gemacht.

---

*) Ein Beweis, daß in der ersten Kirche der Christenheit bildliche, heilige Rückerinnerungen hervorrufende Darstellungen, in der Hälfte des sechsten Jahrhunderts, längst schon eingeführt waren. — Wenn es in der Natur jeder edeln Seele liegt, gerne unter den, in den Vorhallen der Zeit, aufgestellten Bildern jener hochherzigen Männer und Helden zu weilen, welche Thaten verrichteten, die selbst in den Stürmen folgender Jahrhunderte nicht untergegangen sind: warum sollte es dem Christen, welchem das Evangelium einen ganz andern Maßstab wahrer, geistiger Größe darbietet, ganz allein nicht gegönnt seyn, durch sinnliches Anschauen der wundervollen Geschichte göttlicher Erbarmungen, und der Großthaten jener christlichen Helden, die nicht nur die Welt, sondern sich selbst überwunden, und auf den Schwingen heiliger Einfalt und Lauterkeit des Herzens auf die möglichst-höchste Stufe Gott verähnlichender Vollkommenheit sich erhoben haben, sein Herz ebenfalls zu gleich heiligen Gefühlen und frommen Entschließungen zu begeistern?

Wir eilen jetzt, dem Leser das Merkwürdigste davon bekannt zu machen.

2. Cassiodor, der Sprößling eines uralten, edeln, reinrömischen Geschlechtes, war in Squillaeum in Calabrien, im Jahre 469 geboren. Mit dem Ruhm seiner Vorfahren erbte er ungeheure Reichthümer *), betrat frühzeitig den Schauplatz des Krieges und der Politik und ward in dem ersten Augenblick, in welchem er auf demselben erschien, beinahe schon eben so berühmt, als in jenem, in welchem er denselben wieder verließ. Bevor er noch in der vollen Reife seines männlichen Alters stand, erhielt er schon die consularische Würde, ward hierauf zum Präfektus Prätorio ernannt, und war nun erster Minister unter fünf auf einander folgenden Königen in Italien **). Unerschütterliche Treue gegen seine Monarchen, strenge Redlichkeit in der Verwaltung seiner hohen Aemter, zarte Theilnahme an dem Schicksal der Völker, deren Wohl zum Theil seinen Händen anvertraut war, Milde und Anspruchlosigkeit im Umgange mit Andern, und endlich eine erleuchtete, ächte Frömmigkeit und kindliche Anhänglichkeit an die Kirche, machten die Grundtugenden seines Charakters aus. In gleichem Maße besaß er daher auch die Liebe und das Zutrauen der Gothen, Römer und Italiener; und wenn die Könige, denen er diente, ihn stets mit ihrem Zutrauen beehrten; so ließ auch Kaiser Ju-

---

**) In einem Schreiben Königs Theodorich wird gesagt, daß Cassiodors Ländereien und Einkünfte so beträchtlich wären, daß der Besitzer füglich damit ein kleines Heer unterhalten könnte.

*) Nämlich unter Odoaker, Theodorich, Athalarich, Theodat und Vitiges.

stinian, selbst nachdem er den Gothen schon den Krieg erklärt hatte, dennoch bei jeder Gelegenheit Cassiodors hohen Verdiensten volle Gerechtigkeit wiederfahren.

3. Kurz vor der Uebergabe Ravennas an Belisar und der Gefangennehmung Königs Vitiges, brachte Cassiodor seinen, längst schon in ihm gereiften Entschluß, nämlich der Welt sich auf immer zu entziehen und blos für die Ewigkeit zu leben, endlich in Ausführung. Er legte alle seine Würden und Aemter nieder, gieng nach Vivarium, einem seiner vielen in Calabrien gelegenen Güter, erbauete allda ein großes, zur Aufnahme einer zahlreichen Genossenschaft eingerichtetes Kloster, und die nämliche Hand, welche seit länger als dreißig Jahren die Zügel der Regierung eines mächtigen Reiches mit eben so vieler Kraft, als Weisheit geführt hatte, übernahm nun die Leitung einer kleinen Gemeinde frommer Mönche und Einsiedler. Nichts war reizender und lachender, als die Lage von Vivarium. Auf der einen Seite von dem Meere begrenzt, lag es an dem Fuße eines ziemlich hohen, aber in sanften Abstufungen sich verlierenden Berges, von dessen Spitze man eine weite, mit Flecken und einzelnen Wohnungen übersäete, freundliche Ebene überschaute. Nicht ferne von dem schönen Klostergebäude schattete ein anmuthiger Hain, und ein kleiner, in mannigfaltigen Krümmungen sich hinschlängelnder Fluß wässerte die Gärten und Felder des Klosters und setzte dessen Mühlen in Bewegung. Eine Menge kristallhelles Wasser sprudelnder Brunnen lieferten süßes Wasser zum Trinken und den nöthigen Bedarf für die Bäder zum Gebrauch der Kranken. Bei der Nähe des Meeres konnten am Gestade desselben die Mönche mit Fischfang sich er-

götzen. Ueberall geschickt angebrachte Sonnen- und Wasseruhren theilten ihnen ihre Stunden zwischen Gebet, Arbeit und Erholung; und die Lampen, deren man sich in dem Kloster bediente, waren so kunstvoll gearbeitet, daß sie, ohne daß man nöthig hatte, sie zu berühren, ganze halbe Nächte hindurch brannten; kurz, für Alles war gesorgt, Nichts war vergessen, und innerhalb ihrer Klostermauern fanden die Mönche nicht nur alle Bequemlichkeiten des Lebens, sondern auch jeden, dasselbe verschönernden und ihrem Stande erlaubten Genuß. Aber seine größte Sorgfalt hatte Cassiodor auf die kostbare Klosterbibliothek gewandt. Sie bestand aus den ungeheuern Vorräthen von Büchern, welche er sein ganzes Leben hindurch, theils in Rom, theils in Ravenna gesammelt hatte. Kein Kloster der damaligen Welt besaß einen solchen literarischen Reichthum, daher auch der fromme Stifter, in seiner Einleitung zum Studium der heiligen Schriften, seine Brüder, die Mönche, dringend ermahnt, den Schatz, den er in ihrem Kloster niedergelegt, ja recht sorgfältig und mit Dankbarkeit gegen Gott zu benutzen. Nebst dem in der Ebene gelegenen Kloster erbauete Cassiodor noch ein anderes auf dem Gebirge. Er nannte es castellum und bestimmte es zum Aufenthaltsort gottseliger Anachoreten; da aber diese, ungleich mehr sich selbst überlassen, in völliger Abgeschiedenheit von ihren Brüdern lebten; so ward nur jenen, welche, von Cassiodor genau geprüft, schon eine höhere Stufe von Vollkommenheit erreicht hatten, es gestattet, sich dahin zu begeben. Beide Klöster, deren jedem er seinen eigenen Abt gab, bildeten indessen doch nur eine und dieselbe Gemeinde, deren Glieder, zwar der Wohnung nach getheilt, aber durch brüderliche Liebe und den Geist gemeinschaftlicher Regel innigst mit einander vereint waren.

4. Cassiodor war nicht der Meinung, daß Handarbeit alle, dem Gebete nicht bestimmten Stunden einer Klostergeistlichkeit ausfüllen müße. Das Forschen in den heiligen Schriften und die Erlernung aller, das Verständniß derselben aufschließenden Wissenschaften machte er daher zur einzigen und vornehmsten Beschäftigung der Mönche seines Klosters. Um jedoch die Handarbeit einigermaßen zu ersetzen, ließ er sie auch Bücher abschreiben, wachte aber dabei mit vieler Strenge über Treue und Correktheit in den Abschriften. Jenen, welchen es an natürlichen Gaben zum Studieren gebrach, übergab er den Feld- und Gartenbau, oder ordnete sie zur Pflege der Kranken und Fremden. Aber auch diese, denen er eine dergleichen, den Geist minder anstrengende Beschäftigung übertrug, verpflichtete er zum Lesen solcher Schriften, die, weil ihrem Geschäfte entsprechend, zu demselben sie noch tauglicher machten, und so gab er denen, welchen der Feldbau oblag, landwirthschaftliche, und den Pflegern der Kranken mediciniſche oder andere, über heilende Kräuter und Pflanzen sich verbreitende Schriften in die Hand.

5. Hier in Vivarium verfertigte Cassiodor den größten Theil seiner auf uns gekommenen Schriften. In stiller, klösterlicher Abgeschiedenheit lebte er noch länger als 25 Jahre; und in den Armen der Wissenschaften und an dem Busen der Religion flossen nun seine Tage ungleich heiterer und glücklicher dahin, als selbst in jener glänzenden Periode seines Lebens, wo er, der Freund und Vertraute eines mächtigen Königes, und umgeben mit allen Zeichen irdischer Größe, zwei Nationen Gesetze gab, und Rom und Italien gleichsam zu seinen Füßen lagen.

6. Cassiodors merkwürdigste Schriften sind: 1. Eine Sammlung von Briefen verschiedenen und mannigfaltigen Inhalts. Dieselbe ist in zwölf Bücher getheilt, wovon die fünf erstern alle von König Theodorich an fremde Könige, an den Pabst, den Senat, an die Bischöfe, an die Statthalter der Provinzen, an Magistrate ꝛc. geschriebene, aber von Cassiodor entworfene Briefe enthält. Sie sind ungemein belehrend und von hohem Interesse, verbreiten sich über alle Zweige der Verwaltung, beleuchten und erklären eine Menge historischer Ereignisse, liefern kostbare Beiträge zur Statistik, Völkerkunde und Sitten- und Verfassungsgeschichte, sind dabei voll der edelsten und erhabensten Regierungsmaximen, und werden auch jetzt noch von keinem jungen, angehenden Fürsten oder Monarchen fruchtlos aus den Händen gelegt werden. — Das sechste und siebente Buch enthalten blos königliche Bestallungs- und Gnadenbriefe, und dann alle zu jener Zeit übrigen Formulare, sowohl bei Standeserhöhungen, als Ernennungen zu den verschiedenen Würden und Aemtern im Staate, von den höchsten bis zu den niedrigsten. Eine Sammlung, nicht minder interessant und kostbar für den Geschichtsforscher. — In den übrigen Büchern findet man die, Theodorichs Nachfolger, dem jungen König Athalarich von Cassiodor zum Unterzeichnen vorgelegten Briefe, die mit jenen, in den fünf ersten Büchern enthaltenen, durchaus von gleichem Werthe und gleichem Interesse sind. — Daß Cassiodors Schreibart in allen diesen Briefen sehr ungleich ist, liegt in der Natur der Sache. Nach der größern oder mindern Würde des Gegenstandes, den er behandelte, oder der Person, an die er schrieb, mußte nothwendiger Weise auch sein Styl sich bald mehr, bald minder erheben.

7. Nach den Briefen kommt Cassiodors Commentar über die Psalmen. Der ehrwürdige Beda ertheilt dieser Schrift die größten Lobsprüche, und bemerkt, daß der fromme Verfasser alles, was vor ihm große und heilige Männer, was ein Origines, Cyprianus, Athanasius, Augustinus, Hilarius, Ambrosius, der große Pabst Leo und noch andere darüber geschrieben, trefflich zu benutzen gewußt habe. *) Cassiodor hatte bei dieser Arbeit stets den hebräischen Grundtext vor Augen; und ganz begeistert von der Erhabenheit der heiligen Poesie der Hebräer, empfiehlt er dringend allen Christen das öftere Lesen der Psalmen, und verordnet, daß die Mönche seines Klosters sie alle nach und nach auswendig lernen sollen. Schön und erhaben ist die Charakteristik, die er von den göttlichen Schriften, das heißt, von den durch unmittelbare Eingebung des heiligen Geistes geschriebenen Büchern aufstellt. Er gibt auch die Namen aller Verfasser der Psalmen an, und entscheidet sehr lichtvoll, wo Verschiedenheit der Meinung über dieselben herrscht. — Dieser Commentar beurkundet auch Cassiodors tiefe Kenntnisse in den Alterthümern der Hebräer. Unter Andern nennt und beschreibt er die verschiedenen musikalischen Instrumente, mit welchen die Juden den Psalmgesang begleiteten, spricht dann sehr umständlich von der Art des Gesanges selbst, und gibt den Unterschied an zwischen Psalmen, hohen Liedern und andern heiligen Gesängen der Hebräer.— Cassiodor bemerkt, was auch schon andere Kirchenväter vor ihm bemerkt hatten, daß nämlich in den

*) In expositione psalmorum, quam egregiam fecit Cassiodorus, diligenter intuitus est quid Ambrosius, quid Hilarius, quid Augustinus, quid Cyrillus, quid Joannes, quid ceteri Patres dixerunt. (Beda lib. 2. in Esdram cap. 7.)

)salmen auf eine dreifache Weise von Jesu Christo
ie Rede sey. Einige beziehen sich blos auf seine
Menschheit, andere auf seine Gottheit, und wieder
ndere auf seine, mit seiner geheiligten Menschheit
erbundene Gottheit. — Cassiodor ist überzeugt,
aß es keine Gattung des Trostes gibt, die man nicht
1 den Psalmen findet. Der Weinende fühlt sich ge-
östet, der Gerechte zu den beseligsten Hoffnungen er-
oben und der Gefährtete findet eine sichere Zuflucht in
er Gefahr. Wenn wir, sagte der heilige Athanasius
1 Marcellinus, die Psalmen singen, so deucht es
ns, als wenn die Worte des heiligen Geistes unsere
igenen Worte würden, und in unnachahmlicher,
iehr als menschlicher Sprache, alle unsere Bedürf-
isse dem Ewigen, Allmächtigen vortrügen.

8. Von nicht minderm Gehalt ist auch Cas-
odors Werk de institutione divinarum littera-
um (Anleitung zum Studium der heiligen Schrift).
ängst schon hatte der große Mann es schmerzhaft
mpfunden, wie unverantwortlich es sey, daß auf
er hohen Schule in Rom es auch nicht einen ein-
gen zur Erklärung der heiligen Schrift errichteten
ehrstuhl gebe, während eine Menge der berühm-
sten Redner und Grammatiker die classischen
Werke der Griechen und Römer unaufhörlich vor-
ragen, erklären und erläutern. Um diesem Mangel
bzuhelfen, schrieb er oben erwähnte Institutionen.
)as Werk zerfällt in zwei Bücher. In dem Er-
en durchgeht er alle Bücher der heiligen Schrift,
nd bemerkt bei jedem die, zur Erklärung dessel-
en, von heiligen Kirchenvätern und andern kirch-
chen Schriftstellern verfaßten Schriften. Cassiodor
rmahnt die Geistlichen, und vorzüglich seine Mön-
he zum täglichen Lesen und Forschen in der heili-
en Schrift, und preißt diejenigen glücklich, welche

die ganze Bibel auswendig wüßten, indem sie alsdann im Stande seyn würden, auf jede ihnen vorgelegte Schwierigkeit irgend eines Textes, sogleich durch andere sich darauf beziehende und diesen erklärende Texte, zu antworten. — In dem zweiten Buch handelt er von den, zur Erklärung und zum Verständniß der heiligen Schrift, theils durchaus nothwendigen, theils höchst nützlichen Profanwissenschaften. Man muß gestehen, daß er sehr Vieles in diese Categorie setzt, denn er begreift darunter 1. die Grammatik, 2. Rhetorik, 3. Logik, 4. Arithmetik, 5. Geometrie, 6. Musik, 7. Astronomie. Man sieht hier zum erstenmale die nachher in den christlichen Schulen, besonders des Mittelalters so berühmt gewordenen, sieben freien Künste.

9. Cassiodor war auch Geschichtschreiber. Er schrieb die Geschichte der Ostgothen, von den ältesten und dunkelsten Zeiten bis auf den Sturz des Vitiges, und Mathasuntas Verheirathung mit Justinians Neffen, dem edlen Germanus, wodurch die beiden ältesten und edelsten Geschlechter der damaligen Welt, nämlich das amalische und anicische mit einander vereint wurden. Schätzbare, nicht auf uns gelangte Urkunden muß Cassiodor bei seiner Geschichte benutzt haben. Uralte, damals längst nicht mehr bekannte Namen gothischer Könige zog er wieder aus ihrer Verborgenheit hervor, und erwieß durch eine lichtvolle historische Deduktion, daß mit Theodorich das Haus der Amalen schon in seiner siebzehnten Geschlechtsfolge die gothische Nation beherrsche. Es ist ein großer Verlust für uns, daß diese Geschichte verloren gegangen; sie soll mit ungemeiner Gelehrsamkeit und vielem historischen Scharfsinn geschrieben gewesen seyn; und Jornandes Geschichte der Gothen ist blos ein

Auszug aus derselben. — Ungleich weniger, oder vielmehr gar keinen Werth hat dafür seine Chronick; sie ist ein dürres, ausgetrocknetes historisches Namen- und Zahlen-Skelett, beginnt mit der Erschaffung der Welt und geht bis auf das Consulat des Königs Theodorich. Wahrscheinlich ward sie blos verfertiget, um dem gothischen Monarchen die Freude zu machen, in irgend einem historischen Werke seinen Namen in der stolzen und glänzenden Reihe römischer Consuls zu erblicken.

10. Cassiodors Kirchengeschichte (Historia ecclesiastica tripartita) ist eigentlich eine, von dem Scholastikus Epiphanius aus dem Griechischen in das Lateinische gefertigte Uebersetzung des Socrates, Sozomenus und Theodorets. Da diese drei Geschichtschreiber aber, wie es scheint, nicht aus den nämlichen Quellen schöpften, mithin der Eine Manches erzählt, wovon der Andere keine Erwähnung macht, dafür aber von Ereignissen spricht, wovon er Augenzeuge gewesen, und die Jener mit Stillschweigen übergeht; so fiel Cassiodor auf den glücklichen Gedanken, die von diesen drei Geschichtschreibern erzählten Begebenheiten, der Zeitfolge nach, in einander einzureihen, sie auf diese Weise in einer und derselben fortlaufenden Erzählung zusammen zu schmelzen, und ihr den Namen Historia tripartita (dreifach eingetheilte Geschichte) zu geben. Unstreitig ward dadurch in jener Zeit das Studium der Kirchengeschichte erleichtert; denn man fand nun in einem einzigen Handbuch vereint, was vorher in drei verschiedenen Werken zerstreut lag. Cassiodor wollte an Epiphanius Styl nichts ändern; und die Kritik bemerkt, daß derselbe nichts weniger als jener einer reinen Latinität sey.

11. Ausser den hier angezeigten Werken ist

Cassiodor noch Verfasser mehrerer andern kleinern Schriften, wovon eine Abhandlung über die Seele und deren Kräfte vorzüglich geschätzt wird. Ueberhaupt ist in Cassiodors Schriften Alles höchst interessant. Er war ein erleuchteter Staatsmann, gründlicher Philosoph scharfsinniger Geschichtsforscher, Mathematiker, gelehrter Theolog und trefflicher Exeget, und bei allem diesen ein aufrichtig frommer, von dem wahren Geiste der Religion, das ist, von Liebe zu Gott und den Menschen durchdrungener Christ. — Cassiodor erreichte ein beinahe hundertjähriges Alter und, schon 5 bis 96 Jahre alt, verfertigte er noch eine astronomische Berechnung des österlichen Cyclus. Er starb ungefähr gegen das Jahr 566. Mit Gewißheit kann man das Jahr seines Todes nicht angeben; aber in welchem Jahre er auch gestorben seyn mag, so starb er gewiß den, Gott gefälligen Tod des Gerechten, und er fand Erbarmung in den Augen jenes allwissenden Richters, welcher Kaiser, Könige und Minister nach der untrüglichen Wagschale seiner Gerechtigkeit richtet, freilich nicht nach diplomatischen Codices, oder allgemein angenommenen Staatsmaximen, sondern blos nach den Lehren seines Evangeliums, die leider den Großen und Mächtigen dieser Erde oft blos dem Hören-Sagen nach bekannt sind. Spätere Schriftsteller aus dem achten Jahrhundert behaupten, Cassiodor sey von der Kirche selig gesprochen worden, Andere setzen ihn sogar in die Zahl heiliger Bekenner,*) und versichern, daß er in

*) Cassiadorus Confessor ex Senatore Monachus ... vitae sanctitute admodum effulgens, divina et humana litteratura pollens, nonnulla perntilia Ecclesiae Dei gessit .... sepultus in miraculis vivit. Petr. de Natal. p. 280 edit. 1519.

mehreren, an seinem Grabe von Gott gewirkten Wundern, auch nach seinem Tode noch fortgelebt habe.

XVIII.

1. Die schönsten und seligsten Perioden für die Kirche sind gewöhnlich jene, welche arm an äußern Erscheinungen und geräuschvollen Ereignissen, und der Geschichte keinen oder nur sparsamen Stoff darbietend, gleichsam eine Lücke in ihr zu bilden scheinen. In dieser gottgefälligen Lage stillen und ungetrübten Friedens befanden, seit Justinians Tode, sich noch immer die Kirchen des Morgenlandes. Zwar ward der Patriarch Anastasius von Antiochien, ein Bischof von großem Verdienste, durch eine Hofintrigue, welcher, wie es scheint, selbst der Patriarch von Constantinopel nicht fremd blieb, seines bischöflichen Stuhles entsetzt; aber weder der Friede der Kirche, noch die Ruhe der Gläubigen wurden dadurch gestört; denn der entledigte Patriarchenstuhl ward mit einem, durch Gelehrsamkeit und Frömmigkeit nicht minder ausgezeichneten Oberhirten sogleich wieder besetzt. Eine in einem unbewachten Augenblicke dem Anastasius entwischte, unbesonnene und nicht leicht zu entschuldigende Rede gab die Veranlassung zu seiner Entsetzung. Als derselbe nämlich gegen das Ende der Regierung Justinians zum Patriarchen war gewählt worden, ließ Justin, damaliger Curopalat, dem Neuerwählten sagen, daß, wenn er ihm eine gewisse, sehr bedeutende Summe Geldes geben wollte, er ihm die Bestätigung seiner Wahl von dem Kaiser verschaffen würde. Anastasius verwarf, wie er thun mußte, den schändlichen Antrag, und die kaiserliche Bestätigung erfolgte nun von selbst. Aber bald darauf bestieg Justin den

Thron seines Oheims. Anastasius befürchtete jetzt, daß man das vor einiger Zeit von ihm gefoderte Geld nun mit Gewalt von ihm erpressen würde, und ward daher mit den Gütern und Einkünften seiner Kirche bis zur Verschwendung freigebig. Als man ihn eines Tages darum befragte, gab er die höchst ungeziemende Antwort: ich thue es, damit Justin, die Pest des Menschengeschlechtes, sich ihrer nicht bemächtigen könne. Das beleidigende Wort ward dem Kaiser hinterbracht. Justin zürnte dem Patriarchen, und nun war es den Gegnern desselben ein Leichtes, dessen Entsetzung und Verweisung, unter dem Vorwande schlechter Verwaltung und Vergeutung der Kirchengüter, bei dem Kaiser zu erwirken.

2. Des Anastasius Nachfolger auf dem Patriarchenstuhle von Antiochien war Gregor, Abt des Klosters von dem Berge Sinai. Frühzeitig war derselbe in ein Kloster gegangen, zeichnete sich allda bald durch seinen ernsten und geregelten Wandel so sehr von den übrigen Brüdern aus, daß er, obgleich noch ein Jüngling, dennoch zum Vorstand der Gemeinde gewählt ward. Einige Zeit darauf mußte er die Leitung des Klosters von Pharam, dann jene des Klosters vom Berge Sinai übernehmen. Hier war er von Seite der Saracenen oft großen Gefahren ausgesetzt. Einigemal ward er sogar in seinem Kloster von ihnen belagert; aber am Ende gelang es ihm doch, die wilden, herumstreifenden Horden zu sänftigen und seinem Kloster dauernde Ruhe zu verschaffen.

3. Auf den bischöflichen Stuhl erhoben, wußte niemand besser, als Gregor, die um ihren vorigen Oberhirten trauernde Kirche von Antiochien über ihren Verlust zu trösten. Einfach in seiner Lebensweise, und freundlich und herablassend gegen Jedermann,

hatte er in seinem ganzen Wesen etwas so Anziehendes und Liebenswürdiges, daß man sich schon freuete, ihn blos zu sehen, und ganz entzückt war, wenn man ihn sprechen hörte. Obgleich von einem lebhaften und feurigen Temperament, wußte er dieses doch so gut zu beherrschen, daß jedermann seine Sanftmuth und Bescheidenheit bewunderte. Nichts vergaß er leichter, als eine ihm zugefügte Beleidigung. Voll Nachsicht und Geduld mit den Schwachheiten Anderer, behandelte er große Sünder stets mit zarter Theilnahme und der größten Schonung. In ganz besonderm Maaße besaß er die Gabe der Thränen; und wenn er mit den Frohen sich erfreuete, so trauerte er auch mit den Trauernden, weinte mit den Weinenden, und entzog sich nie dem Anblick der, zu ihm um Hülfe flehenden Armuth; daher auch, wenn er im Oeffentlichen erschien, sogleich ganze Schaaren dankbarer Armen und Dürftigen herbeiströmten, sein Gefolg vergrößerten und, so weit sie konnten oder durften, ihn begleiteten. Mit vielem, Alles schnell auffassendem und durchschauendem Verstand verband Gregorius ungewöhnliche Festigkeit des Charakters und eine nur ihm eigene Klugheit und Gewandtheit in Behandlung aller, in seinen Kreis einschlagenden Geschäfte. Unter einer Reihenfolge von vier Kaisern stand er stets in großem Ansehen an dem Hofe von Constantinopel, und selbst zwei persische Könige konnten seinem höhern Verdienst ihre Achtung nicht versagen.*) Gleich in dem ersten Jahre seines Episcopats brach, wegen der armenischen Christen, der unselige Krieg mit Persien aus, und hätte man Gregors diesfalls dem Kaiser gegebene Winke und Berichte am Hofe gehörig zu würdigen

*) Obiges Lob des Bischofes Gregorius von Antiochien findet man, nur mit andern Worten bei Evagrius Lib. 5 c. 6. Noch Mehreres in Prat. Spirit. c. 140.

gewußt; so würde der erste Feldzug nicht die, dem Leser bekannte, für die Römer und römischen Provinzen so unglückliche Wendung genommen haben. Als das persische Heer sich seinem bischöflichen Sitze näherte, suchte er wenigstens die Kirchenschätze zu retten; aber dieses durfte er nicht wagen, ohne zugleich auch seine Person in Sicherheit zu setzen. Beides gelang ihm, weil er Beides mit Klugheit und Umsicht unternahm. — Auf diesen ausgezeichneten, seines hohen bischöflichen Amtes so würdigen Oberhirten werden wir in der Folge noch einmal zurückkommen.

4. Die Leitung des Klosters auf Sinai übernahm nach Gregor der, in der Geschichte morgenländischer Mönche und Einsiedler so berühmte Johannes Climax. Er erhielt diesen Beinamen wegen einer, zur Erbauung der Mönche verfaßten Schrift, der er den Titel: Leiter zur evangelischen Vollkommenheit gegeben hatte. *) Auch er war in frühester Jugend in das so eben erwähnte Kloster getreten, hatte anfänglich einen frommen Klostergeistlichen, Namens Martyrius zum Lehrer gehabt, nach dessen Tode aber das Kloster wieder verlassen, und als Anachoret eine, am Fuße des Berges leer stehende Einsiedlers-Höhle bezogen. Nach einiger Zeit nahm er noch einen Schüler, Namens Moyses zu sich. Aufrichtig fromm, aber in der Demuth seines Herzens sich für nichts weniger, als fromm haltend, bemerkte er nicht, daß der Ruf seiner Frömmigkeit sich immer weiter in der Gegend verbreite. Um an seinen Gesprächen sich zu erbauen, kamen nun oft viele Leute zu ihm, und seine Gegner und Neider — denn gegen

*) Climax ist ein griechisches Wort, und bezeichnet in dieser Sprache eine Leiter.

diese kann selbst eine Einsiedlers-Höhle nicht schützen, besonders wenn deren Bewohner ein gutes Buch geschrieben hat — verschrien ihn nun weit und breit als einen redseligen, lästigen Schwätzer. Um den Vorwurf müssigen Geschwätzes von sich abzuwenden, und zugleich auch, wenn er wirklich gefehlt haben sollte, dafür zu büßen, legte er sich ein zwölfmonatliches, ununterbrochenes Schweigen auf. Von Niemand ließ er sich jetzt mehr sehen, entzog sich selbst den wenigen Besuchen seiner frommen, wahrhaften Freunde und hielt, was er gelobt hatte, ein ganzes Jahr hindurch mit der größten Strenge. Als seine Bußzeit vorüber war, begann er wieder seine vorige Lebensweise; aber die Menge der ihn ehemals Besuchenden, bei denen oft blos Neugier der einzige Beweggrund war, hatte sich indessen verloren, und ungestört und nicht mehr beunruhiget konnte nun Johannes, vierzig Jahre hindurch, seinem Gott in völliger Abgeschiedenheit von der Welt und den Menschen dienen; und wahrscheinlich würde seine Höhle auch sein Grab geworden seyn, wäre er nicht gegen seinen Willen, als Gregor den Patriarchen-Stuhl bestieg, zum Abt des Klosters vom Berge Sinai gewählt worden.

5. Die Leiter des Johannes gehört zu den vorzüglichsten und salbungsvollsten asketischen Büchern. Der aller Wege des Evangeliums kundige Verfasser bezeichnet darin dreißig Stufen, als eben so viele verschiedene Stand- und Ruhepunkte des innern geistigen Lebens, und führt den sinnigen, für etwas Höheres empfänglichen Leser von der niedrigsten Staffel, nämlich von dem Augenblicke an, wo er der Welt und der Sünde entsagt hat, durch alle Grade hindurch bis zur möglichst höchsten Stufe evangelischer Vollkommenheit und der erhabensten Ruhe der Seele in Gott und ihrer völligen Vereinigung mit Ihm. Die

Vorschriften, welche Johannes in seiner, wahrhaft zum Himmel führenden Leiter ertheilt, stützt und belebt er größtentheils durch historische Thatsachen und Beispiele, deren er selbst Augenzeuge gewesen. In seinem Abschnitte z. B. von dem evangelischen Gehorsam, beruft er sich auf ein Kloster in Aegypten, wo er zu seinem größten Erstaunen sah, daß siebzigjährige, das Kloster schon seit 40 bis 50 Jahren bewohnende Greise den Befehlen ihrer ungleich jüngern, oft sogar noch nicht einmal in reifem, männlichem Alter stehenden Obern mit der lautersten Einfalt und kindlicher Zuvorkommenheit befolgten. Die Gemeinde bestand aus dreihundert und dreissig Klostergeistlichen, und dennoch hatte man von einem Zwist zwischen zwei Brüdern seit undenklicher Zeit nichts mehr gehört. Alle unnütze Reden, selbst an sich schuldlose Scherze waren aus den heiligen Mauern dieses Klosters verbannt; Jeder war nur bedacht seinen Bruder zu erbauen, ihm Liebe zu erweisen, von ihm zu lernen, an seiner Glut die Flamme seiner eigenen Andacht zu entzünden; und der Abt, ein weiser und sicherer Führer auf der rauh scheinenden Bahn, mißhandelte oft vorsätzlich die Vollkommensten seiner Untergebenen, blos um ihre Geduld noch mehr zu üben, ihre Demuth noch mehr zu vervollkommenen, mithin jeder höhern Tugend und wahrer Heiligkeit sie immer noch näher entgegenzuführen, und dann zugleich auch durch solche sprechende Beispiele, alle Uebrigen zu belehren und auf dem Wege zu gleicher Vollkommenheit ihre noch schwankenden Schritte zu leiten.— Da, wo Johannes von der Buse spricht, die er natürlich jedem Sünder, indem er ihm das Schreckliche der Sünde mit Flammenzügen und in dem brennenden Colorit der Hölle vor die Seele stellt, auf das dringendste an das Herz legt, führt er ihn abermals nach Aegypten in die Mitte von Bü-

senden, von deren Bußwerken die sinnliche Natur zurückbebt, und die nur aus der tiefsten Reue und Zerknirschung, dem schmerzhaftesten Gefühle über den Verlust der Gnade Gottes, und den furchtbarsten Betrachtungen der Größe und Erhabenheit der beleidigten Majestät Gottes hervorgehen konnten. *)

6. Das Kloster, wohin Johannes seine Leser im Geist versetzt, lag nahe bei Alexandrien. Ein Abt desselben hatte, in der Entfernung von ungefähr einer Meile, für Büßende ein besonderes Gebäude errichtet. Wer sich jedoch dahin begeben wollte, mußte es aus eigenem Antriebe thun; kein Befehl der Obern, auch selbst nicht des Abtes, sondern blos der Spruch seines eigenen Gewissens konnte einen Gefallenen dahin verweisen; war er aber einmal darin, dann hatte er nicht mehr die Freiheit, es nach Willkühr zu verlassen, und die Stunde seiner Erlösung hing dann nicht von ihm selbst, sondern blos von der Einsicht des Vorstandes des Klosters ab. Diese Wohnung der Büßenden nannte man gewöhnlich nur das Gefängniß. Es war ein Ort des Schreckens und der Trauer. Umsonst suchte man hier auch nur die ersten und nothwendigsten Erfordernisse des Lebens. Man sah hier weder Wein noch Oel, bei der härtesten Kälte kein Feuer, bei Nacht kein Licht, und selbst am hellesten Tage ward dieser Schreckensort kaum durch den matten Reflex einiger Sonnenstrahlen erleuchtet. Tag und Nacht hörte man hier nichts, als Weinen und Wehklagen, nichts als Seufzer und Töne des Jammers; und mephitische Dünste und Gestank und Ungeziefer aller Art machten den Aufenthalt hier Jedem, der nicht allen seinen Sinnen völlig abgestorben

*) S. Joan. Clim. Scal. sanct. Grad. 5.

7. Der Patriarch Johannes Scholasticus von Constantinopel starb im Sommer des Jahres 577.

Gebiet der halb oder ganz Wahnsinnigen hinüber weisen. Indessen scheide oder urtheile man hier doch ja nicht zu schnell. Das voreilige Urtheil könnte in einem sehr bösen, gefährlichen Irrthum wurzeln, nämlich in einer viel zu matten, vagen, beinahe völlig verloschenen Vorstellung von der Natur und dem Wesen der Sünde selbst. Wundern dürfte man sich freilich nicht sehr über einen solchen, aber leider nur desto verderblichern Irrthum. Ohnehin schon in Sünden empfangen und gezeuget, sehen wir von unsern frühesten Jahren, von dem ersten Augenblick an, wo die zarten Organe unserer Gedanken erwachen, überall um uns her wahrhaftig nicht sehr Vieles, was da taugt, oft selbst nicht einmal in den Schulen, noch weniger in dem väterlichen Kreise, und am wenigsten im Hause des Nachbars, oder auf der breiten, gemeinschaftlichen Heerstraße des gesellschaftlichen Lebens. Wie wir nach und nach zu reifern Jahren heranwachsen, begegnen wir beinahe mit jedem Schritt und Tritt überall nur dem triumphirenden Laster, finden es aller Orten oft geflissentlich zur Schau gestellt, mit dem Beifall der Welt gekrönt, unter reizender, verführerischer Larve anziehend verhüllt, und mit den mildesten, oft selbst lockenden Namen bezeichnet. Sehen wir z. B. wie frecher, gegen Gott sich empörender Unglaube öffentlich und ohne Scheu sein Medusenhaupt erhebt; so sagt man uns, es sey ein philosophisches System, dem wie jedem andern System ebenfalls ein öffentlicher Lehrstuhl gebühre. Werden unsere Ohren durch offenbare Gotteslästerungen, sey es in Schriften oder Reden, schonungslos beleidiget; so belehrt man uns, es seien blos freisinnige Aeusserungen individueller Ansichten, die man wie jedes Andern Meinung und Ueberzeugung ehren müße. Erröthen wir (jedoch nur im Anfange) bei dem Anblik offenkundiger Unzucht, oft mit doppeltem Ehebruch verbunden; so verständiget man uns, dieß sey eine unbedeutende Galanterie, die, weil alle Partheien einverstanden wären, keines Menschen Rechte beleidige, höchstens eine sehr verzeihliche Schwachheit,

obald er die Augen geschlossen hatte, versammelte
) das Volk in zahlloser Menge vor dem kaiser-

---

der man in der freien und frohen Bewegung des Lebens gar leicht unterliege. — Treten wir endlich gar in das öffentliche, oder regsame Leben der großen Welt; dann müßen wir, wenn wir nicht für die größten Imbecils gehalten seyn wollen, unsere ganze, bis jetzt noch natürliche Muttersprache mit allen sittlichen Begriffen, die wir durch sie erhalten, als völlig unbrauchbare Jugend-Vorurtheile ablegen. Alles gewinnt jetzt eine andere Gestalt. Alle Charaktere um uns her sind so abgeglättet, daß man das, ihnen eigenthümliche Gepräg gar nicht mehr erkennen kann. Die Grenzen des Guten und Bösen verfließen so geschickt in einander, daß das Laster wie die Tugend, und die Tugend wie das Laster aussieht; und um die Revolution vollständig zu machen, tritt nun auch die Sprachverwirrung hinzu und gibt allen Dingen eine neue Benennung, deren Sinn ein Jeder nach Belieben deuten kann. Offenbare Lügen und niederträchtige Schmeichelei heißen nun Complimente, falsche Tücke, und im Fall der Noth, auch Verrath am Freund oder Genossen, Hofpolitik; die Geschicklichkeit, Andere zu täuschen, und wenn es Vortheile bringt, sich selbst getäuscht zu stellen, Klugheit oder Ton der großen Welt; harte, auf offenbar unchristlichen, dem Evangelium zuwiderlaufenden Grundsätzen beruhende Systeme der Ungerechtigkeit und Bedrückung, neue Verwaltungs-Doktrinen; rastloses Jagen und Mühen nach Ehren, Reichthümern, zeitlichen Vortheilen, Staatsdienst, oder auch Selbstaufopferung zum Besten des Staats; empörender hochfahrender Stolz, Gefühl eigener Kraft, und die, denen dieses schöne Gefühl beiwohnt, heißen kräftige Männer. Schauspielhäuser, in welchen, wie zu den Zeiten der heidnischen Cäsaren, alle Schöpfungen einer sinnreichen Sensualität gleichsam in Bund treten, um die Begierden in Brand zu stecken, die Sinne zu entflammen und ihnen eine völlige Herrschaft über den Geist zu erringen, kurz, Gebäude, welche die Christen der ersten Jahrhunderte Häuser des Satans nannten, heißen nun Tempel, errichtet den

lichen Pallaste, und foderte unter anhaltendem Geschrei seinen vorigen, ehrwürdigen Patriarchen wie-

---

Musen, Thalia, Melpomene ꝛc. und Höhlen, in welchen uns von allen Seiten lasciv Gemälde und nakte, alle Scham tödtende Gebilde angrinzen, prangen mit dem Namen: Musäen der Künstler und Künste. — Es wäre zu lang, obgleich nicht ganz uninteressant, das schöne Gemälde in allen seinen Zügen, und mit allen seinen Nüancen hier völlig auszumahlen; aber gewiß und wahrhaftig, es gibt jetzt nichts Schlechtes und keine Schlechtigkeit mehr, die nicht einen ehrenvollen Namen trägt, und an die also, weil durch den Namen geblendet und getäuscht, man sich nicht auch nach und nach vollkommen gewöhnt. Auf allen Straßen des öffentlichen, häuslichen und gesellschaftlichen Lebens begegnen uns, bei jedem Tritt und Schritt, Sünde und Schande — (das heißt Schande vor Gott, aber oft Ehre vor den Menschen); sie werden uns, gleich bei dem ersten Erwachen unserer Seelenkräfte kunstmäßig inoculirt, mit allen Beschwörungsformeln der Hölle unsern Herzen eingezaubert, und bilden endlich eine Art von geistiger Atmosphäre um uns her, ausser welcher wir nicht mehr athmen, leben und froh seyn können. Bei einem solchen, tief gesunkenen religiösen Zustand eines Jahrhunderts ist es also sehr begreiflich, wenn man jene aegyptischen Büßenden für ausgemachte Phantasten, und alle ihre Bußwerke ohne weiters für Werke der Tollhäusler hält. Aber auch selbst Alles aus diesem tiefen, niedrigen und sumpfigen Standpunkt betrachtet, darf man doch nicht dabei vergessen, daß eben jene Büßenden morgenländische Mönche waren, und daß, so wie im hohen Orient die Menschheit in ungleich schönern und stärkern körperlichen Formen hervortritt, eben so in ihr auch ein ungleich größeres und reicheres Leben der Empfindung liegt, welches natürlicher Weise einen Nachdruck in den Handlungen und ein Ausharren in den Bestrebungen erzeugt, wofür eine schlaffe, kraftlose, zum Höhern und Höchsten sich zu erheben völlig unvermögende Zeit durchaus keinen Maßstab hat und haben kann.

der zurück. *) Eutychius hatte, während seiner Verbannung, in seinem ehemaligen Kloster zu Amasea, mehrere wunderbare Heilungen vollbracht, auch mit grenzenloser Freigebigkeit die unglücklichen Einwohner der, an Pontus grenzenden, durch die Perser schrecklich verheerten Gegenden, mit Getraide, Mehl und andern Früchten unterstützt, und alle Bürger von Amasea waren bei dieser Gelegenheit Zeugen, daß die Vorräthe des Klosters, statt durch solche beträchtliche Versendungen sich zu vermindern, gerade im Gegentheil, und zwar in dem nämlichen Verhältniß sich miraculöser Weise vermehrten; je mehr Eutychius den bedrängten Provinzen zukommen ließ, desto Mehreres befand sich jedesmal auf den Kornböden des Klosters. — Cäsar Tiberius war zu weise und zu gottesfürchtig, um den Bitten des Volkes nicht sogleich zu willfahren. Eutychius ward auf der Stelle zurückgerufen, und seiner, nach ihrem heiligen Oberhirten so sehnlich verlangenden Heerde auf das neue wieder geschenkt. Lauter Jubel herrschte in Constantinopel bei der frohen Nachricht von der nahen Ankunft des Patriarchen. In feierlichem Zuge ging die ganze Stadt ihm entgegen. Er selbst kam nach morgenländischer Sitte, auf einem Esel einhergeritten. Das Volk streuete Palmzweige und breitete seine Gewandte vor ihm aus. Kostbare Spezereien und wohlriechende Kräuter brannten auf allen Straßen, und in der darauf folgenden Nacht waren alle Kirchen, Palläste, öffentliche Gebäude und Privatwohnungen bis zum Anbruch des Tages prächtig beleuchtet. — Eutychius kam an einem Sonntag (3. Octob.) und

(Vit. s. Eutych. ap. Boll. Aps.)

*) Man sehe die §. §. 4, 5 und 6 im 31. Abschnitt des 20. Bandes.

zwar sehr frühe in Constantinopel an, und begab sich sogleich, bevor er noch seine bischöfliche Wohnung betreten hatte, in die große Sophienkirche, um Gott das allerheiligste aller Opfer zu bringen. Unermeßlich war der Zulauf des Volkes, und um von den gesegneten Händen des geliebten Patriarchen die heilige Eucharistie zu empfangen, drängte man sich von allen Seiten so sehr herbei, daß Eutychius sechs Stunden hindurch, nämlich von 9 Uhr des Morgens bis des Nachmittags 3 Uhr, mit Austheilung der heiligen Communion beschäftiget war.

8. Nach seiner Wiederherstellung auf dem Patriarchen Stuhle, lebte Eutychius noch vier Jahre und einige Monate, und sein allerheiligstes Wohlgefallen an dem frommen Wandel seines treuen Knechts, gab Gott durch verschiedene, auf das Gebet desselben erzeigte, wunderbare Gnadenerweisungen zu erkennen. Im Frühling des Jahres 582 fiel er endlich, in einem Alter von siebzig Jahren, in eine tödtliche Krankheit. Der Kaiser Tiberius besuchte den Kranken und, durch innere göttliche Offenbarung erleuchtet, sagte dieser dem Monarchen voraus, daß auch ihn Gott nun bald von der Welt abrufen werde. Eutychius starb am ersten Sonntag nach Ostern (5. April 582.) Einige Tage vor seinem Tode nahm er in Gegenwart vieler Zeugen, welche ihn zu besuchen gekommen waren, mit den Fingern die Haut der einen Hand und sagte: „ich bekenne, daß wir alle in diesem Fleische wieder auferstehen werden.“ — Er that dieses, um eine kurze Zeit vorher von ihm geäußerte Meinung zu widerrufen, welcher man leicht den Sinn unterlegen konnte, als wenn wir nicht mit dem nämlichen, hier auf Erde getragenen, sondern einem neuen, ganz aetherischen Leibe, am großen Tage wieder erstehen würden. Sein An-

denken wird, als das Andenken eines Heiligen, von der griechischen Kirche am sechsten April gefeiert. Zum Nachfolger auf dem Patriarchenstuhle von Constantinopel hatte er Johannes den fastenden (Jejunator), welcher diese hohe Würde dreizehen Jahre bekleidete, und von welchem wir in der Folge noch Manches, obgleich nicht immer sehr lobenswerthes, unsern Lesern werden mitzutheilen haben.

9. Um dieselbe Zeit blühete auch der heilige Theodorus Siceota. Er war aus Siceon, nahe bei Anastasiopolis in Gallicien gebürtig. Seine Mutter, welche in einem öffentlichen Gasthofe wohnte, führte ein unzüchtiges Leben, und Theodor war die Frucht ihres unerlaubten Umganges mit einem vornehmen, zu dem Heere reisenden und in diesem Gasthause übernachtenden römischen Officiers. Aber kaum hatte sie dieses Kind geboren, welches sie auf der Stelle taufen ließ, als ihr ganzer Sinn sich plötzlich völlig änderte; sie verließ den Gasthof, führte von jetzt an ein sehr eingezogenes Leben, und verwandte ihre ganze Sorgfalt auf die Erziehung ihres Knaben. Theodor war ein sehr frommes und folgsames Kind, horchte aufmerksam auf den Unterricht, den man ihm gab, und zeigte eine ganz besondere Andacht zu dem heiligen Märtyrer Georg. Frühzeitig erklärte er seinen Entschluß, der Welt völlig zu entsagen, verließ demnach das mütterliche Haus, und bezog, nahe an seinem Geburtsort, eine Einsiedlershöhle am Fuß eines kleinen Berges, auf welchem eine, dem so eben erwähnten, heiligen Märtyrer geweihete Kirche stand. Hier führte er ein sehr strenges Leben, aß nur am Samstag und Sonntag, jedoch nichts als Früchte und Kräuter, fastete die übrigen fünf Tage der Woche, hielt sich von Weihnachten bis zum Palmsonntag in seiner

Höhle eingeschlossen, ohne sich von irgend jemand sehen zu lassen, und ward, bevor er noch sein 19. Jahr erreicht hatte, von Theodosius, Bischof von Anastasiopolis, der sich von der großen Frömmigkeit des jungen Einsiedlers überzeugt hatte, zum Priester geweihet. Nach erhaltenen heiligen Weihen ging er nach Palästina, um die heiligen Oerter zu besuchen, und erhielt in der, am Jordan gelegenen Laure Chozeba die Mönchskleidung aus den Händen eines frommen Abtes. Nach seiner Rückkehr in die Gegend von Siceon, ließ er sich zwei Zellen erbauen, eine von Eisen und die andere von Holz; die letztere bewohnte er im Winter; aber beide waren oben nicht gedeckt, schützten daher auch nicht, im Winter gegen die häufigen Regengüsse, und im Sommer gegen die Glut der Sonnenstrahlen. Seine Abtödtungen waren jetzt noch härter und strenger, als in frühern Jahren; sein ganzes Leben war ein ununterbrochenes Marterthum. Einige von Gott durch ihn gewirkte Wunder verschafften ihm mehrere Schüler, besonders aus jenen, welche er wunderbarer Weise geheilt hatte. Der liebste unter denselben, und dem er ebenfals nachher frühzeitig die priesterliche Würde verschaffte, hieß Philumenes; schon als Kind hatte dessen Mutter ihn dem Heiligen gebracht, und zwar aus Dankbarkeit, weil er durch sein Gebet von einer ganz unheilbaren Krankheit sie befreiet hatte. Da bei der zunehmenden Anzahl seiner Schüler, welche alle die Mönchskleidung trugen, die auf dem Berge liegende Kirche des heiligen Georgs nun zu klein war, so erbauete Theodor, durch fromme Beiträge der Gläubigen unterstützt, eine sehr große Kirche zur Ehre des heiligen Erzengels Michael, samt zwei daran anstosenden Kapellen, wovon die eine, welche zur rechten Seite stand, der hochgebenedeiten jungfräulichen Mutter, die andere

dem grosen Täufer, dem Vorläufer Jesu Christi geweihet ward. Als der Feldherr Mauritius, nach seinem siegreichen Feldzug gegen die Perser, auf seiner Rückreise nach Constantinopel durch Gallatien kam, und dort überall viel Wunderbares von dem frommen Abt Theodor hörte, gelüstete es ihn ebenfalls, den vor Gott so grosen Mann zu sehen; er ging in das Kloster, warf sich dem Heiligen zu Füßen und ersuchte ihn, von Gott für ihn zu erflehen, daß er in Constantinopel bei dem Kaiser gnädige Aufnahme fände. Nach einem kurzen stillen Gebete, sagte Theodor zu dem Mauritius, daß, wenn er des heiligen Märtyrers Gregor eingedenk seyn wolle, er mit der Zeit die Herrschaft erlangen könnte. Als Mauritius den Sinn dieser Worte nicht zu verstehen schien, nahm Theodor ihn bei Seite, und erklärte ihm in ganz unumwundenen Ausdrücken, daß er in kurzer Zeit Kaiser werden würde. Die Prophezeiung, wie wir wissen, ging bald darauf in Erfüllung, und des neuen Kaisers erstes Geschäft war es nun, seine Thronbesteigung dem heiligen Theodor zu melden, sich ferner dessen Gebete zu empfehlen, und ihn aufzufodern, irgend Etwas, was es auch immer nur seyn möchte, von ihm zu begehren. Theodor bat um eine bestimmte jährliche Getraid-Spendung für sein Kloster, und Mauritius verordnete sogleich, daß demselben jedes Jahr sechs hundert Scheffel abgereicht werden sollten. — Nach dem Tode des Bischofes Timotheus von Anastasiopolis, ging die Geistlichkeit dieser Kirche sammt allem Volke nach Ancyra zu dem Metropolitanbischof der Provinz, um sich von ihm den Abt Theodor zum Bischofe zu erbitten. Sehr gerne ward diese Bitte bewilliget; aber mit Gewalt mußte man den Heiligen aus seiner Zelle ziehen und nach Ancyra führen, wo er, kaum angekommen, sogleich auch zum Bischofe

die Sünder, in deren Mitte er sich befand. Dem Longobarden, welcher über ihm das Schwert schon gezückt hatte, ward endlich das Beten zu lange; er stieß ihn an und sagte ihm, er möchte sich aufrichten, um den tödtlichen Streich zu empfangen. Sogleich erhob Sanktulus sein Angesicht von der Erde, streckte aber seine Arme gen Himmel, und rief mit lauter Stimme: «Heiliger Johannes! thue Einhalt dem Mörder.» — Plötzlich erstarrt jetzt der Arm des Longobarden; er selbst erbleichet, zittert am ganzen Körper, und alle Anwesenden, voll Staunen und Schrecken, bitten um den Heiligen, den Arm des Unglücklichen zu heilen. Sanktulus that es, aber nicht eher, als bis jener ihm feierlich versprochen hatte, sein Schwert nie mehr mit dem Blute eines Christen zu beflecken. Die geschreckten Longobarden wollten nun dem Heiligen alles Vieh geben, was sie auf ihrem Zuge erbeutet hatten. Sanktulus nahm dieses nicht an, begehrte aber dafür die Freiheit aller, auf eben diesem Raubzuge, ihnen in die Hände gefallenen Gefangenen; und die Longobarden wagten es nicht, die Bitte eines Mannes zurückzuweisen, der durch ein auffallendes Wunder sich ihnen so schreckbar gemacht hatte. Am meisten zu bedauern war das Loos der Einsiedler und Mönche, welche einer herumstreifenden Parthei Longobarden in die Hände fielen; gewöhnlich hängten sie dieselben an dem nächsten besten Baum auf; und die Klöster brannten sie nieder, nachdem sie vorher deren fromme Bewohner ermordet hatten.

Greg. M. Dial. 3. c. 17.

2. Das Unglück der Zeiten lastete schwer auf dem heiligen Vater. Sein wohlwollendes Herz empfand fremdes Leiden noch schmerzhafter als eigene Unfälle. Der Zustand von Italien und besonders

:r Stadt Rom ward mit jedem Tage bejammerns-
erther, und da Benedikt nicht helfen konnte; so
achte geheimer, in seinem Innern nagender Kum-
er seinem Pontificate, wie seinem Leben schon
dem Jahre 577 wieder ein Ende. Der Kirche
s Sohnes Gottes hatte er nur 4 Jahre, 2 Mo-
te und 15 Tage vorgestanden, und in einer Or-
nation, die einzige, welche er vorgenommen, 15
riester, 3 Diacone und 21 Bischöfe geweihet.

3. Zu den Lebzeiten dieses Pabstes ward in
allien das fünfte Concilium von Paris gehalten.
ber es war diesmal nicht das Wohl der gallischen
irchen, welches die Bischöfe versammelte, sondern
e Triebfeder ihrer Zusammenberufung war blos
edegundens Haß gegen den Bischof Prätextatus
n Rouen, den sie für einen geheimen Freund
r Königin Brunehilde hielt, und daher, es
chte kosten was es wolle, nun zu verderben
hte. Das Concilium bestand aus fünf und vier-
Bischöfen. König Chilperich erschien auf dem-
ben in eigener Person, und klagte Prätextatus
n Rouen mehrerer Majestätsverbrechen an; er
be das Volk gegen seinen rechtmässigen König
empören gesucht, diesem seine Krone rauben
llen, ja sogar, um ihn ermorden zu lassen,
schenke und große Geldsummen vertheilt. Als
Franken, deren viele vor der Kirche an der
tterthüre standen, und ihren König einer Lüge
fähig hielten, diese Worte Chilperichs hörten,
rschten sie vor Wuth mit den Zähnen, wollten
eiserne Gitterthür sprengen, den angeklag-
Bischof aus der Kirche reissen, um ihn auf
Straße zu steinigen; und die Rasenden wür-
wirklich diesen Frevel begangen haben, hätte
ht der König, die gefährlichen Folgen davon

(Greg. Tour. l. 7. c. 16)

vorausſehend, es bei Zeiten noch verhindert. Da an der ganzen Anklage kein wahres Wort war, ſo fiel es dem Prätextatus nicht ſchwer, ſich über alle ihm zu Laſt gelegten Beſchuldigungen zu rechtfertigen. Mehrere Zeugen traten zwar gegen ihn auf, aber ihre Zeugniſſe waren ſo ſchwach und erbärmlich, daß ſie bei keinem der Anweſenden Glauben fanden und es von Seite des Angeklagten nur weniger Worte bedurfte, um die Abſurdität der erkauften Zeugniſſe recht handgreiflich zu machen.

4. König Chilperich hob nun die Sitzung auf und ging in ſeinen Pallaſt zurück. Aber die Biſchöfe blieben dennoch in der Sacriſtei beiſammen. Während ſie ſich beratheten, was ſie in dieſer mißlichen Lage thun ſollten; trat plötzlich Aötius, Archidiacon der Kirche von Paris, in die Sacriſtei und rief, voll heiligen Eifers, den verſammelten Vätern zu: Biſchöfe und Hirten der Kirche des lebendigen Gottes! Habt wohl Acht, was ihr jetzt thun wollt; Aller Augen ſind auf Euch gerichtet, und der Augenblick iſt da, wo es bei Euch ſteht, entweder eure Namen mit unauslöſchlicher Schande zu bedecken, oder durch eure Standhaftigkeit vor der ganzen Welt ihn zu verherrlichen. Gebricht es Euch jetzt an Feſtigkeit, und geſtattet Ihr, daß euer Mitbruder im heiligen Amte das Opfer einer boshaften Cabale werde; ſo wird Euch die Kirche nicht mehr als ihre Biſchöfe betrachten.“ — Aber unter den fünf und vierzig hier verſammelten Biſchöfen — ſollte man es wohl glauben! — fand ſich nur ein Einziger, welcher Muth genug hatte, die Vertheidigung der unterdrückten Unſchuld zu übernehmen. Allen Uebrigen ſchloß die Furcht vor Fredegundens Zorn den Mund. Viele legten ſogar ihren Finger auf die

ppen, um anzuzeigen, daß es jetzt viel zu gefähr-
h wäre, gewissenhaft zu seyn, und ohne Scheu
: Wahrheit zu reden. Aber nun erhob sich der
ilige Gregor von Tours, bestätigte auf das neue
: Rede des eifrigen Diacons und foderte alle jene
ischöfe auf, welche sich vorzüglich der königlichen
unst zu erfreuen hatten, ihrer Würde eingedenk
seyn, dem Monarchen nur zu rathen, was ihm
bst heilsam sey, ihn abzuhalten, sich den Wal-
ngen ungerechten Zorns zu überlassen und, durch
1 Verbrechen gegen einen schuldlosen Diener der
irche, Gottes Strafgerichte über sich und sein
önigreich herbeizuführen. Als die Bischöfe immer
ch schwiegen, erinnerte er sie aus der Geschichte
1 das warnende Beispiel mehrerer Könige, welche
: züchtigende Hand Gottes schwer fühlen muß-
1, weil sie, taub gegen die Stimme ihrer Bi-
öfe, und von ihren Leidenschaften geblendet,
:velnde Hände an des Herrn treue und fromme
1echte gelegt hatten. Diese Rede machte Ein-
uck. Die Bischöfe fühlten sich beschämt, und
:iner hatte ein Wort bei sich, womit er dem
eiligen hätte antworten mögen.

5. Für heute hatte nun die Sitzung ein
nde. Aber kaum hatten die Bischöfe sich getrennt,
s einige davon sich sogleich nach dem Pallaste
gaben und, um sich noch mehr in des Königes
unst einzuschmeicheln, ihm hinterbrachten, daß
n ihnen Allen nur der einzige Gregor von Tours
nz allein ihm entgegen wäre, und seinem Ver-
ngen sich widersetze. Chilperich entbrannte in
orn, und befahl den Bischof auf der Stelle zu
fen. Als Gregor in den Pallast kam, fand er
n König in seinem Garten, in einer kühlen
rube von Baumzweigen geflochten. Zu seiner

Rechten hatte er Bertram Bischof von Bordeaux, zu seiner Linken den Ragnemod, Bischof von Paris. Vor ihnen stand eine Bank, und auf derselben Wein und verschiedene Gattungen von Fleischspeisen in silbernen Schüsseln. Sobald Gregor eintrat, fuhr der König ihn heftig an: „Bischof! Jedem Menschen seyd Ihr Gerechtigkeit schuldig, und nur gegen mich allein wollt Ihr ungerecht seyn. Aber ich sehe wohl, daß Ihr mit zu dem Complott gehört, und das alte Sprichwort bestätiget: Keine Krähe hackt der Andern die Augen aus." — „Herr!" antwortete Gregor, „wenn Einer von uns den Pfad der Gerechtigkeit verläßt, so hast Du die Macht in deiner Hand, ihn wieder dahin zurückzuweisen; wenn Du aber Selbst davon abweichest, wer soll, wer kann dich wieder dahin zurückführen? Uns zu Gebote steht blos die Macht der Worte; Du hörest sie, wenn es Dir beliebt; verschließest Du ihnen aber dein Ohr, wer kann Dich verurtheilen, als blos Jener, dem alles Gericht übergeben, und der die Gerechtigkeit und Wahrheit selbst ist? Chilperich fuhr fort, den Bischof mit Vorwürfen zu überhäufen, fügte sogar Drohungen hinzu, die aber Gregor mit der größten Gleichgültigkeit anhörte, und nur in ganz wenigen Worten bisweilen Etwas darauf erwiederte. Des zwecklosen Geschwätzes endlich müde, sagte Gregor. „Mein Herr König, wozu all dieß Gerede; Ihr habt das göttliche Gesetz und die Canons der Kirche; studirt fleißig darin, und wenn Ihr deren Verordnungen und Vorschriften nicht befolget; so seyd versichert, daß die göttliche Strafgerechtigkeit gewiß nicht lange zögern wird."

6. Gregors unerschütterliche Festigkeit brachte den König zur Besinnung; sein Zorn verschwand, und er fing nun an, in einem sehr gemäßigten, ja wohl liebvollen Ton mit dem Bischof zu sprechen,

ang sogar in ihn, von einem Gerichte zu genießen,
:lches jetzt auf seinen Befehl herbeigebracht ward.
Es sind" sagte Chilperich „nur kleine Erbsen und Et-
is Geflügel; ich habe es für Euch ganz allein zurich-
i lassen." *) — Gregor antwortete, daß die Nah-
ng eines Bischofes darin bestände, daß er in Allem
n Willen Gottes erfülle; und da der König jetzt be-
sftiget schien, so benutzte der Bischof von Tours
sen günstigen Augenblick, und brachte es auch end-
h dahin, daß Chilperich ihm eidlich versprach, die
eiheit der versammelten Bischöfe nicht zu fesseln,
d nichts von ihnen zu verlangen, was den göttli-
:n Gesetzen und den heiligen Canons der Kirche zu-
derlaufe. Gregor war mit dieser Zusage zufrieden,
und trank nun von dem ihm vorgesetzten Brod und
ein, und nahm dann, völlig beruhiget, von dem
önig wieder Abschied. **)

7. Aber schon in der darauf folgenden Nacht
rte Gregor plötzlich ein gewaltiges Pochen an der
ür seiner Wohnung. Er gab sogleich Befehl, die-
be zu öffnen; und nun sah und hörte er zu seinem
ößten Erstaunen, daß es Abgeordnete der Fredegunde

---

*) Der König sagte dieses, weil er wußte, daß Gregor von Tours, gleich andern frommen und heiligen Bischöfen, gewöhnlich nur Gemüße und Früchte aß, und wenn er allenfalls bisweilen Fleisch genießen wollte, es nur leichtes Geflügel seyn durfte, weil dasselbe weniger nahrhaft ist, als das Fleisch des gewöhnlichen schwerern Schlachtviehes.

**) Bei den französischen Königen der ersten Dynastie war es hergebrachte Sitte, Personen von Bedeutung, Männern von Range, wenn sie in den Pallast zu ihnen kamen, bevor sie solche wieder entliessen, stets Brod und Wein, oder auch eine andere Erfrischung reichen zu lassen.

waren, welche ihn im Namen ihrer Gebieterin begrüßten, und zwei hundert Pfund Silber versprachen, wenn er zu der Verdammung und Entsetzung des Prätextatus seine Zustimmung geben wollte; alle übrigen Bischöfe, setzten sie hinzu, hätten der Königin hierüber schon ihr Wort gegeben. — „Und wenn die Königin," antwortete Gregor den Abgesandten, „mir tausend Pfund Gold, und eben so viel Silber geben wollte, so seht Ihr doch selbst ein, daß ich nichts anders thun kann, als was Gott mir zu thun befiehlt. Indessen verspreche ich, mich dem Urtheil der übrigen Bischöfe anzuschließen, sobald ich sehen werde, daß sie den göttlichen Geboten, und der Richtschnur der Canons unserer heiligen Kirche folgen." —

8. Nach einigen Tagen traten die Bischöfe abermals zusammen; auch der König fand sich wieder in ihrer Mitte. Die Canons, sagte Chilperich, verordnen, daß ein Bischof, welcher einen Diebstahl begangen, seiner Würde entsetzt werde. — Wer ist denn, fragten die versammelten Väter, der eines Diebstahles angeklagte Bischof? Es ist Prätextatus, erwiederte der König; denn die kostbaren Stoffe, Edelsteine und zwei Säcke voll Goldstücken, die man bei Untersuchung seiner Effekten bei ihm gefunden und die ich Euch vor ein paar Tagen gezeiget, hat er mir sämmtlich entwendet. — Auch auf diese Beschuldigung zu antworten, war dem Prätextatus sehr leicht. „Herr!" sagte er zum König, „Ihr werdet Euch erinnern, daß ich, als die Königin Brunehilde von Rouen abgereist war, bald darauf zu Euch kam, und die Anzeige machte, daß diese Königin, vor ihrer Abreise, mir mehrere Ballen kostbarer Effekten zum Aufbewahren übergeben, diese nun durch einige ihrer Leute, die sie zu mir geschickt, wieder zurückfodere, ich aber es

nicht wagen zu dürfen glaubte, ohne eure Erlaubniß ihr dieselben wieder zurückzuschicken. Hierauf antwortetet Ihr mir: Gebt dieser Frau zurück, was ihr gehört, damit diese Sache keine Veranlassung gebe zu Zank und Streit zwischen mir und meinem Vetter Childebert. Euern Befehl habe ich pünktlich befolgt; da aber die Königin Brunehilde die Ballen nicht alle auf einmal, sondern nur nach und nach holen ließ; so mußte man ganz natürlich, als meine Wohnung durchsucht wurde, noch einige finden, und diese sind es, in welchen alle die kostbaren Stoffe, Edelsteine und Säcke mit Goldstücken, wovon Ihr so eben sprachet, eingepackt waren." — Man legte dem Prätextatus nun noch verschiedene andere verfängliche Fragen vor, worauf er aber stets mit solcher Klarheit und Bestimmtheit antwortete, daß in den Augen aller Anwesenden auch diesmal wieder die Wahrheit triumphirte. — Voll Unmuth verließ Chilperich das Concilium, worauf dann ebenfalls die Bischöfe sich trennten, und auseinander gingen.

9. Königs Chilperichs Laster waren eigentlich größten Theils nur erborgt; sie waren blos ein Reflex der wirklich grund- und bodenlosen Schlechtigkeit seiner Gemahlin Fredegunde. Wäre diese, in allen ihren Leidenschaften zügellose Frau ihm nicht zur Seite gestanden; so würde er vielleicht selbst ein tugendhafter Fürst gewesen seyn. Zu einigen seiner vertrauten Bischöfe, die ihn aus der Sitzung nach seinem Pallaste begleiteten, sagte er auf dem Wege: „Wahrhaftig, ich muß gestehen, Prätextatus hat mich durch seine Antworten beschämt; ich sehe wohl ein, daß er unschuldig ist; aber was soll ich machen, um die Königin zufrieden zu stellen." Er schwieg hierauf, und schien über Etwas

nachzusinnen. Auf einmal sagte er: Nun weiß ich, wie Rath zu schaffen ist. Einige von Euch müssen zu Prätextatus gehen, und ihm, jedoch ohne Meiner zu erwähnen, und blos so, als wenn es ihre eigenen Ansichten wären, den Rath geben, sich ganz und unbedingt meiner Gnade zu überlassen: Man muß ihm sagen: König Chilperich ist an sich ein sehr guter Herr; er ist nur hitzig, er will, daß man sich vor ihm demüthige, und sich ihm unterwerfe. Statt also Dich in eine lange Rechtfertigung einzulassen, rathen wir Dir, aus Demuth dich schuldig zu bekennen, dem König zu Füßen zu fallen, und ihn um Gnade und Verzeihung zu bitten. Wir übrigen Bischöfe werden uns dann ebenfalls alle von unsern Sitzen erheben, uns dem König zu Füßen werfen und mit Bitten nicht eher nachlassen, bis wir deine völlige Begnadigung erhalten haben.

10. Der redliche Prätextatus mochte wohl seine Unschuld, so rein und fleckenlos sie auch war, nicht für eine ganz sichere Schutzwehr gegen die Bosheit seiner mächtigen Feinde gehalten haben; denn er gerieth leider in die ihm gelegte Schlinge. Als an dem andern Tage das Concilium sich versammelt hatte, und der König die alten Anklagen, mit noch einigen neuen Lügen ausgeschmückt, wieder vorbrachte, fiel Prätextatus ihm zu Füßen, bekannte sich schuldig, nannte sich einen Todtschläger, Uebelthäter rc. bat um Schonung und Verzeihung. — Chilperich hatte jetzt gesiegt, er sah, daß seine List ihm gelungen war. Mit einer Niederträchtigkeit ohne Beispiel, warf er sich nun ebenfalls den Bischöfen zu Füßen, und verlangte Gerechtigkeit gegen Prätextatus, der, wie sie selbst gehört, alle seine Frevel nun eingestanden hätte. Die Bischöfe liefen herbei und hoben den König auf. Einige davon, welche

wahrscheinlich das teuflische Gauckelspiel ahndeten, hatten sogar eine Thräne in dem Auge. Aber unverzüglich ward nun ein Canon abgelesen, welcher verordnete, daß ein, des Todschlages, Ehebruches oder Meineides überführter Bischof nicht nur seiner bischöflichen, sondern auch priesterlichen Würde entsetzt werden sollte. Der getäuschte, schändlich betrogene Prätextatus wußte gar nicht, wie ihm geschah. Der Bischof von Bordeaux, ein gewandter Hofmann sagte zu ihm: „Mein Bruder, da Du in die königliche Ungnade gefallen bist, so wirst Du selbst einsehen, daß wir mit Dir, bis Du des Königs Gnade wirst wieder erlangt haben, keine fernere Gemeinschaft mehr haben können.„ Aber Chilperich, der seinen, durch Lug und Trug errungenen Vortheil auf das beste benutzen wollte, war damit noch lange nicht zufrieden. „Auf immer“ rief er aus„ entsetze man ihn seiner Würde, zerreisse, zum Zeichen seiner schmachvollen Entsetzung, ihm das bischöfliche Gewand, spreche über sein Haupt alle Flüche und Verwünschungen des hundert achtzehnten Psalms, und anathematisire oder wenigstens excommunicire ihn bis zum Ende seines Lebens.„ — Gregor von Tours war jetzt der einzige, der furchtlos dem Sturm entgegen trat; er erinnerte den König an sein, unter einem Eide gegebenes Versprechen, nichts gegen die Canons zu unternehmen. Aber die Stimme des kühnen, weil frommen Bischofes ward jetzt nicht mehr gehört, Prätextatus mit Gewalt zur Kirche hinausgeführt und in das Gefängniß geworfen. In der Nacht suchte er daraus zu entwischen, wurde aber ergriffen, mit Schlägen grausam mishandelt, am folgenden Tage nach der Insel Jernsei verbannt, und Melancius, ein Geschöpf der Fredegunde, auf den Stuhl von Rouen erhoben. — So endigte sich das fünfte Concilium von Paris, das mit den Ca-

nons der Kirche sein Spiel trieb, die Feigheit und Erbärmlichkeit von vier und vierzig Bischöfen der Welt zur Schau stellte, und der misbrauchten weltlichen Macht, im Gefolge aller damit verbundenen, nur immer gedenkbaren Schlechtigkeit, zum Fußgestell diente.

11. Aber auch Gregor von Tours sollte jetzt Fredegundes Zorn empfinden. Leudast, ehemaliger Graf von Tours, aber wegen Bedrückung und Unterschlagung öffentlicher Gelder, seines Amtes entsetzt, trat als Ankläger gegen den Bischof auf. Er ging zu Chilperich und versicherte ihn, Gregor gehe damit um, die Stadt Tours an König Childebert zu verrathen. Die Anklage war gar zu albern, hatte nicht den entferntesten Grad von Wahrscheinlichkeit. „Daran ist auch nicht ein Wort wahr," sagte der König zu Leudast. „Ihr sagt es nur deswegen, weil man Euch aus Tours entfernt hat, und Ihr daher dem Bischof zürnt." — Um den König gegen den Bischof zum Zorn zu reitzen, klagte er ihn nun an, die Ehre der Königin geschmähet und sie eines ehebrecherischen Umganges mit Bertram, Bischof von Bordeaux, beschuldiget zu haben. Jetzt gerieth Chilperich wirklich in einen fürchterlichen Zorn, jedoch nicht gegen den Bischof von Tours, sondern gegen Leudast selbst, schlug mit Fäusten auf ihn drein, gab ihm Fußtritte, jagte ihn aus seinem Gemach hinaus, und gab sogleich, ihn einzusperren, Befehl. Aber Leudast, welcher vorher schon einen Diacon der Kirche von Tours, einen schlechten Menschen, Namens Riculf, durch das Versprechen gewonnen hatte, daß er, wenn Gregor abgesetzt seyn würde, dessen bischöflichen Stuhl erhalten sollte, berief sich jetzt auf diesen Elenden, als Zeugen der Wahrheit seiner Aussage. Nun

ward Riculf eingesteckt und Leudast wieder in Freiheit gesetzt. Aber auch der eingesperrte Riculf hatte Zeugen, auf die er sich berufen konnte; diese waren Gallianus und Platon, zwei Archidiacone von Tours. Nun kam die Reihe an diese; Riculf erhielt seine Freiheit wieder und Leudast den Befehl, nach Tours zu gehen, die beiden Archidiacone zu verhaften und nach Soissons zu bringen. Leudast glaubte jetzt, schon triumphiren zu können. Damit Gregor ihm ja nicht entwische, ließ er, unter dem Vorwand eines von König Gunthram zu befürchtenden Angriffes auf Tours, alle Thore und Zugänge der Stadt mit doppelten Wachen besetzen. Aber der ehrwürdige Bischof dachte so wenig an Flucht, daß er vielmehr einer der Ersten war, welche in Braine, wohin Chilperich die Bischöfe zu einem Concilium berufen hatte, sich einfanden. (Concilium Brennacense. 581.)

12. Braine war ein königliches Lustschloß ungefähr drei Stunden von Soissons. Als alle Bischöfe versammelt waren, begab der König sich in das Concilium, grüßte die Bischöfe, erhielt von ihnen den Segen, und nahm dann den, ihm angewiesenen Sitz ein. Chilperich klagte den versammelten Vätern, daß das seiner Gemahlin angeschuldigte Verbrechen seine eigene Ehre beflecke. Er habe sie daher versammelt, damit sie sehen möchten, was in der Sache zu thun sey, und daß seine so sehr gekränkte Ehre die ihr gebührende Genugthuung erhalte. Der Bischof von Bordeaux trat zuerst auf, und rechtfertigte sich gegen den, durch jenes Gerücht, auf ihm lastenden Verdacht eines sträflichen Umganges mit der Königin. Seine Rechtfertigung genügte vollkommen dem König; aber darin beging Bertram einen großen Fehler, daß er am Ende seiner Rede den Gregor von Tours, als den-

jenigen bezeichnete, welcher jenes, die Ehre des Königes und der Königin so schwer beleidigende Gerücht verbreitet habe. Gregor versicherte, nie Etwas dergleichen geredet, wohl aber von Andern gehört zu haben. Chilperich erwiederte, es wären Geistliche da, die bereit wären, Zeugniß gegen ihn zu geben; Er wolle es jedoch der Entscheidung des Conciliums überlassen, ob diese Zeugen gehört werden könnten. Die Bischöfe, ohnehin schon überzeugt von der Unschuld ihres, eben so strenge über seine Zunge, wie über sein Herz wachenden Mitbruders, erklärten sämmtlich, daß gegen einen Bischof das Zeugniß eines seiner Untergebenen, besonders von dem Schlage des Diacons Riculf, nicht könnte angenommen werden, trugen aber dennoch dem Bischof von Tours den Reinigungs-Eid auf. Gregor las demnach an drei Altären die heilige Messe, betheuerte hierauf seine Unschuld mit einem Eide, und ward einstimmig von dem Concilium von aller Anklage frei gesprochen.

13. Sämmtliche Bischöfe begaben sich nun zu dem König und erklärten ihm, daß, nachdem Gregor allen Foderungen des Conciliums Genüge geleistet, mithin seine Unschuld vollkommen erwiesen sey, sie nun, zu Folge der Canons, in die traurige Nothwendigkeit versetzt wären, ihn selbst, den König, wie auch Bertram von Bordeaux, wegen ungegründeter, gegen einen Bischof erhobener, Anklage, in Bann zu thun und von ihrer Kirchengemeinschaft zu trennen. Chilperich schien über diese, ihm ganz unerwartete Botschaft nicht wenig betroffen. „Aber“ erwiederte er den Bischöfen „dieß wäre ja die größte Ungerechtigkeit; nicht Ich bin Gregors Ankläger gewesen; dem Concilium habe ich blos das vorgetragen, dessen Andere den Bi-

schof beschuldigten." -- Der König zögerte nun nicht länger, den Grafen Leudast zu nennen. Einstimmig ward dieser mit dem Banne belegt, auch das Urtheil an alle abwesende Bischöfe gesandt, so daß der Verläumder von jetzt an aus der Gemeinschaft aller Kirchen in Gallien ausgeschlossen ward. Noch strenger verfuhr man gegen Riculf. Chilperich sprach ihm das Todesurtheil. Auf Gregors Fürbitte ward er zwar wieder begnadiget, jedoch erst nachdem er die Strafe der Folter erlitten hatte. Leudast, der, weil er sich am Hofe nicht mehr sicher glaubte, entflohen war, irrte einige Zeit von einer Kirche zur andern in Gallien herum. Durch die Vermittelung eines Bischofes, dessen Mitleiden er zu erregen gewußt, ward er endlich mit dem König wieder ausgesöhnt, bald darauf auch mit dem größten Theile der Bischöfe. Aber sein Schicksal ward dadurch nicht gebessert, denn Fredegunde konnte ihm nicht verzeihen, daß er, als er sie und sich selbst an dem Bischof von Tours rächen wollte, sich so tölpelhaft dabei benommen, durch seine übel ersonnene Anklage sie zum Mährchen von ganz Frankreich gemacht, und ihr und ihrer Ehre ungleich mehr, als dem Bischof von Tours, geschadet hatte. Als demnach der unglückliche Leudast sich schon wieder überall in voller Sicherheit wähnte, ward er auf das neue auf Befehl der Königin ergriffen und im Gefängniß hingerichtet.

14. Ungefähr um diese Zeit, oder bald darauf, wurden mehrere Große am Hofe von Soisson verhaftet und zum Tode geführt; unter ihnen befand sich auch ein gewisser Graf Daccon; derselbe fand jedoch einen Priester und dieser, durch glücklichen Zufall, einen Weg, sich in das Gefängniß einzuschleichen, und dem Grafen die Sacramente

der Buße und Eucharistie zu administriren. Wir erwähnen nur deßwegen dieses Vorfalles, weil Gregor von Tours uns dadurch belehrt, daß damals den zum Tode Verurtheilten weder zu beichten, noch zu communiciren gestattet ward. — Kann wohl Etwas noch schärfer, als dieser Zug teuflischer Lieblosigkeit, die Wildheit und Rohheit jener Zeit charakterisiren?

15. Unter den in Braine versammelten Bischöfen befand sich auch der heilige Salvi, Bischof von Albi. Gregor trug ein großes Verlangen, diesen ausgezeichneten Bischof näher kennen zu lernen. Der Trost, sich mit dem großen Manne ungestört zu unterhalten, ward ihm jedoch erst am Vorabend seiner Abreise nach Tours. Gregor kam eben von dem Könige, von welchem er Abschied genommen hatte, als er dem heiligen Salvi in dem großen Vorhofe des Schlosses begegnete. Sie gingen mit einander bei Seite, und nachdem sie gegenseitig ihr Herz sich aufgeschlossen und lange Zeit sich mit einander unterhalten hatten, bat Salvi den Gregor, den königlichen Pallast einen Augenblick zu betrachten. Gregor that es. „Bemerkest Du nichts, mein Bruder?" fragte der Bischof von Albi. — „Nichts" erwiederte jener von Tours „als die neuen Verzierungen, welche der König unlängst dort Oben hat anbringen lassen." Sonst gar Nichts?" fragte Salvi noch einmal mit sehr bedeutender Miene. — „Nichts", erwiederte Gregor. — Mit einem tiefen Seufzer sagte ihm nun Salvi, daß er ganz deutlich ein gezücktes Schwert, gewiß das Schwert der strafenden Gerechtigkeit Gottes, über dem Pallaste des Königes schweben sehe. — Das Gesicht, welches der heilige Salvi gesehen, bewährte sich nach wenigen Tagen. Die Söhne des Königes wurden plötzlich

krank, und alle drei hoffnungsvolle Prinzen starben in dem kurzen Zeitraum von zwanzig Tagen schnell nach einander hinweg. *)

---

*) Das ganze Leben des heiligen Salvi war miraculös. Seine frühern Jahre hatte er in den Gerichtshöfen zugebracht, und durch Einsicht und strenge Redlichkeit sich unter allen übrigen Anwälden ausgezeichnet. Aber die Welt konnte ihm nicht genügen; er verließ sie und ging in ein Kloster. Obgleich der jüngste unter den Brüdern, ward er doch bald darauf zum Verstand der Gemeinde gewählt. Seine anhaltenden Bußübungen und strenge Lebensweise schwächten seine Gesundheit, und zogen ihm endlich eine tödtliche Krankheit zu, an welcher er starb. Seine Mutter, die noch lebte, kam jetzt herbei, um die Leiche ihres geliebten, frommen Sohnes noch einmal zu sehen. Der entseelte Körper ward gewaschen, geziemend gekleidet; und unter Gebet und Psalmengesang durchwachten die Mönche, abwechselnd, die Nacht am Lager ihres verstorbenen Abtes. Nach der, auch jetzt noch in Frankreich herrschenden Sitte, ward die Leiche in geöffneter Bahr am folgenden Tage in die Kirche getragen. Trauernd standen die Klostergeistlichen, die weinende Mutter und übrigen Angehörigen des Verstorbenen um den Sarg. Plötzlich glaubte man einige Zeichen wiederkehrenden Lebens an dem Todten zu bemerken. Aber noch größer war das Erstaunen, als man ihn mit starker Stimme ausrufen hörte: „Herr, Gott unendlicher Barmherzigkeit! warum muß dein Knecht wieder zurückkehren in das Land der Finsterniß?" — Wenige Augenblicke darauf erwachte Salvi zu neuem Leben, stand auf, wandelte einher, und fühlte sich so gekräftigt, daß man auch nicht die entfernteste Spur einer Krankheit mehr bemerken konnte. — Statt einige stärkende Nahrung zu nehmen, legte Salvi sich ein dreitägiges, strenges, mit Gebet verbundenes Fasten auf. Am vierten Tage versammelte er seine Mönche und versicherte sie in einer kleinen Ermahnungsrede, die er an sie hielt, daß alle Herrlichkeit dieser Welt, alle Freuden dieses Lebens, und selbst die himmlischen Tröstungen und reinsten Genüsse des Herzens auch nicht von

16. Gregor ward nun ferner nicht mehr beunruhiget, denn obgleich Fredegunde mit der Wendung, welche die Sachen auf dem Concilium zu Braine genommen hatten, nichts weniger als sehr zufrieden schien, so wagte sie es doch nicht, auf das neue wieder Etwas gegen den Bischof von Tours zu unternehmen. Der Mann war ihr zu groß, ihr Gemahl selbst von der Reinheit der Absichten desselben zu sehr überzeugt und der Ruf seiner Frömmigkeit und tadellosen Wandels zu tief in Aller Herzen gewurzelt. Ein Beweis davon ward ihr selbst in ihrem eigenen Pallaste gegeben. Als nämlich Riguntbis, Fredegundes Tochter hörte, daß Gregor von Tours auf einem Concilium von Bischöfen sollte gerichtet werden, legte sie, sammt ihren Dienerinnen, sogleich Trauerkleider an, und

---

weitem mit der Wonne des Himmels verglichen werden könnten. In seiner Rede hielt er jetzt inne, sich besinnend, ob er schweigen oder noch ferner sprechen sollte. Auf das dringende Bitten seiner Mönche fuhr er endlich fort: „Ich war wirklich gestorben, und die Erde hatte keinen Theil mehr an mir. Zwei Engel geleiteten meine Seele zu den Wohnungen der Seligen. Das Entzücken, das mich durchströmte, vermag keine menschliche Sprache zu bezeichnen. Ich befand mich in einem gestadelosen Meer unaussprechlicher Wonne und Seligkeit. Aber auf einmal erscholl eine Stimme durch den Himmel: „Er kehre wieder zurück auf die Erde, denn unsere Kirchen bedürfen noch Seiner.“ — In dem Uebermaß meines Schmerzens rief ich aus: „Herr, Gott unendlicher Barmherzigkeit! warum muß dein Knecht wieder zurückkehren in das Land der Finsterniß?“ Mir ward geantwortet: „Sey getrost; Ich bin dein mächtiger Schutz und Schirm.“ — Der ehrwürdige Bischof von Tours betheuert, diese merkwürdige Erzählung aus dem Munde des heiligen Salvi selbst vernommen zu haben; aus einem Munde also, welchem alle Kirchen Galliens das Zeugniß geben, daß nie eine unwahre Rede aus demselben hervorgegangen ist.

fastete und betete so lange, bis sie die Nachricht von der völligen Lossprechung des heiligen Bischofes erhielt.

XX.

1. Nach dem Tode Benedikts I. blieb die Kirche Jesu drei Monate ohne sichtbares Oberhaupt. Endlich bestieg Pelagius II., ebenfalls ein geborner Römer, den erledigten Stuhl des Fürsten der Apostel, und zwar diesmal ohne alle kaiserliche Bestätigung; denn diese jetzt einzuholen, war, wo nicht völlig unmöglich, doch wenigstens höchst gefährlich. Ein Heer von Longobarden berennte die Stadt Rom, und eine bei Menschen Gedenken unerhörte Ueberschwemmung hatte alle Wege und Straßen in ganz Italien unbrauchbar gemacht. Sobald aber die Longobarden sich zurückgezogen, und die Gewässer sich verlaufen hatten, schickte der Pabst einen Diacon der römischen Kirche nach Constantinopel,*) um seine Erhebung dem Kaiser bekannt zu machen; und Tiberius nahm keinen Anstand, die in der Person des Pelagius getroffene Wahl zu bestätigen.

2. Die Vereinigung der schismatischen Bischöfe mit der römischen Kirche lag dem Pabste ungemein am Herzen. Paulinus, schismatischer Bischof oder Patriarch von Aquileja, war, wie wir schon erzählt, bei dem Einfall der Longobarden in Italien, mit seiner Geistlichkeit und dem Kirchenschatz nach der Insel Grado geflohen. Elias, der Nachfolger des, im Jahre 570 gestorbenen Paulinus, zog ebenfalls die Herrschaft der Römer jener der wilden Longobarden

*) Dieser Diacon war der nachherige Pabst Gregor der Große.

16. Gregor ward nun ferner nicht mehr beunruhiget, denn obgleich Fredegunde mit der Wendung, welche die Sachen auf dem Concilium zu Braine genommen hatten, nichts weniger als sehr zufrieden schien, so wagte sie es doch nicht, auf das neue wieder Etwas gegen den Bischof von Tours zu unternehmen. Der Mann war ihr zu groß, ihr Gemahl selbst von der Reinheit der Absichten desselben zu sehr überzeugt und der Ruf seiner Frömmigkeit und tadellosen Wandels zu tief in Aller Herzen gewurzelt. Ein Beweis davon ward ihr selbst in ihrem eigenen Pallaste gegeben. Als nämlich RiguntHis, Fredegundes Tochter hörte, daß Gregor von Tours auf einem Concilium von Bischöfen sollte gerichtet werden, legte sie, sammt ihren Dienerinnen, sogleich Trauerkleider an, und

---

weitem mit der Wonne des Himmels verglichen werden könnten. In seiner Rede hielt er jetzt inne, sich besinnend, ob er schweigen oder noch ferner sprechen sollte. Auf das dringende Bitten seiner Mönche fuhr er endlich fort: „Ich war wirklich gestorben, und die Erde hatte keinen Theil mehr an mir. Zwei Engel geleiteten meine Seele zu den Wohnungen der Seligen. Das Entzücken, das mich durchströmte, vermag keine menschliche Sprache zu bezeichnen. Ich befand mich in einem gestadelosen Meer unaussprechlicher Wonne und Seligkeit. Aber auf einmal erscholl eine Stimme durch den Himmel: „Er kehre wieder zurück auf die Erde, denn unsere Kirchen bedürfen noch Seiner.“ — In dem Uebermaß meines Schmerzens rief ich aus: „Herr, Gott unendlicher Barmherzigkeit! warum muß dein Knecht wieder zurückkehren in das Land der Finsterniß?“ Mir ward geantwortet: „Sey getrost; Ich bin dein mächtiger Schutz und Schirm.“ — Der ehrwürdige Bischof von Tours betheuert, diese merkwürdige Erzählung aus dem Munde des heiligen Salvi selbst vernommen zu haben; aus einem Munde also, welchem alle Kirchen Galliens das Zeugniß geben, daß nie eine unwahre Rede aus demselben hervorgegangen ist.

fastete und betete so lange, bis sie die Nachricht von der völligen Lossprechung des heiligen Bischofes erhielt.

XX.

1. Nach dem Tode Benedikts I. blieb die Kirche Jesu drei Monate ohne sichtbares Oberhaupt. Endlich bestieg Pelagius II., ebenfalls ein geborner Römer, den erledigten Stuhl des Fürsten der Apostel, und zwar diesmal ohne alle kaiserliche Bestätigung; denn diese jetzt einzuholen, war, wo nicht völlig unmöglich, doch wenigstens höchst gefährlich. Ein Heer von Longobarden berennte die Stadt Rom, und eine bei Menschen Gedenken unerhörte Ueberschwemmung hatte alle Wege und Straßen in ganz Italien unbrauchbar gemacht. Sobald aber die Longobarden sich zurückgezogen, und die Gewässer sich verlaufen hatten, schickte der Pabst einen Diacon der römischen Kirche nach Constantinopel, *) um seine Erhebung dem Kaiser bekannt zu machen; und Tiberius nahm keinen Anstand, die in der Person des Pelagius getroffene Wahl zu bestätigen.

2. Die Vereinigung der schismatischen Bischöfe mit der römischen Kirche lag dem Pabste ungemein am Herzen. Paulinus, schismatischer Bischof oder Patriarch von Aquileja, war, wie wir schon erzählt, bei dem Einfall der Longobarden in Italien, mit seiner Geistlichkeit und dem Kirchenschatz nach der Insel Grado geflohen. Elias, der Nachfolger des, im Jahre 570 gestorbenen Paulinus, zog ebenfalls die Herrschaft der Römer jener der wilden Longobarden

*) Dieser Diacon war der nachherige Pabst Gregor der Große.

nachzusinnen. Auf einmal sagte er: Nun weiß ich, wie Rath zu schaffen ist. Einige von Euch müssen zu Prätextatus gehen, und ihm, jedoch ohne Meiner zu erwähnen, und blos so, als wenn es ihre eigenen Ansichten wären, den Rath geben, sich ganz und unbedingt meiner Gnade zu überlassen: Man muß ihm sagen: König Chilperich ist an sich ein sehr guter Herr; er ist nur hitzig, er will, daß man sich vor ihm demüthige, und sich ihm unterwerfe. Statt also Dich in eine lange Rechtfertigung einzulassen, rathen wir Dir, aus Demuth dich schuldig zu bekennen, dem König zu Füßen zu fallen, und ihn um Gnade und Verzeihung zu bitten. Wir übrigen Bischöfe werden uns dann ebenfalls alle von unsern Sitzen erheben, uns dem König zu Füßen werfen und mit Bitten nicht eher nachlassen, bis wir deine völlige Begnadigung erhalten haben.

10. Der redliche Prätextatus mochte wohl seine Unschuld, so rein und fleckenlos sie auch war, nicht für eine ganz sichere Schutzwehr gegen die Bosheit seiner mächtigen Feinde gehalten haben; denn er gerieth leider in die ihm gelegte Schlinge. Als an dem andern Tage das Concilium sich versammelt hatte, und der König die alten Anklagen, mit noch einigen neuen Lügen ausgeschmückt, wieder vorbrachte, fiel Prätextatus ihm zu Füßen, bekannte sich schuldig, nannte sich einen Todtschläger, Uebelthäter x. bat um Schonung und Verzeihung. — Chilperich hatte jetzt gesiegt, er sah, daß seine List ihm gelungen war. Mit einer Niederträchtigkeit ohne Beispiel, warf er sich nun ebenfalls den Bischöfen zu Füßen, und verlangte Gerechtigkeit gegen Prätextatus, der, wie sie selbst gehört, alle seine Frevel nun eingestanden hätte. Die Bischöfe liefen herbei und hoben den König auf. Einige davon, welche

wahrscheinlich das teuflische Gauckelspiel ahndeten, hatten sogar eine Thräne in dem Auge. Aber unverzüglich ward nun ein Canon abgelesen, welcher verordnete, daß ein, des Todschlages, Ehebruches oder Meineides überführter Bischof nicht nur seiner bischöflichen, sondern auch priesterlichen Würde entsetzt werden sollte. Der getäuschte, schändlich betrogene Prätextatus wußte gar nicht, wie ihm geschah. Der Bischof von Bordeaux, ein gewandter Hofmann sagte zu ihm: „Mein Bruder, da Du in die königliche Ungnade gefallen bist, so wirst Du selbst einsehen, daß wir mit Dir, bis Du des Königs Gnade wirst wieder erlangt haben, keine fernere Gemeinschaft mehr haben können.„ Aber Chilperich, der seinen, durch Lug und Trug errungenen Vortheil auf das beste benutzen wollte, war damit noch lange nicht zufrieden. „Auf immer“ rief er aus„ entsetze man ihn seiner Würde, zerreisse, zum Zeichen seiner schmachvollen Entsetzung, ihm das bischöfliche Gewand, spreche über sein Haupt alle Flüche und Verwünschungen des hundert achtzehnten Psalms, und anathematisire oder wenigstens excommunicire ihn bis zum Ende seines Lebens.„ — Gregor von Tours war jetzt der einzige, der furchtlos dem Sturm entgegen trat; er erinnerte den König an sein, unter einem Eide gegebenes Versprechen, nichts gegen die Canons zu unternehmen. Aber die Stimme des kühnen, weil frommen Bischofes ward jetzt nicht mehr gehört, Prätextatus mit Gewalt zur Kirche hinausgeführt und in das Gefängniß geworfen. In der Nacht suchte er daraus zu entwischen, wurde aber ergriffen, mit Schlägen grausam mishandelt, am folgenden Tage nach der Insel Jernsei verbannt, und Melancius, ein Geschöpf der Fredegunde, auf den Stuhl von Rouen erhoben. — So endigte sich das fünfte Concilium von Paris, das mit den Ca-

nons der Kirche sein Spiel trieb, die Feigheit und Erbärmlichkeit von vier und vierzig Bischöfen der Welt zur Schau stellte, und der misbrauchten weltlichen Macht, im Gefolge aller damit verbundenen, nur immer gedenkbaren Schlechtigkeit, zum Fußgestell diente.

11. Aber auch Gregor von Tours sollte jetzt Fredegundes Zorn empfinden. Leudast, ehemaliger Graf von Tours, aber wegen Bedrückung und Unterschlagung öffentlicher Gelder, seines Amtes entsetzt, trat als Ankläger gegen den Bischof auf. Er ging zu Chilperich und versicherte ihn, Gregor gehe damit um, die Stadt Tours an König Childebert zu verrathen. Die Anklage war gar zu albern, hatte nicht den entferntesten Grad von Wahrscheinlichkeit. „Daran ist auch nicht ein Wort wahr," sagte der König zu Leudast. „Ihr sagt es nur deswegen, weil man Euch aus Tours entfernt hat, und Ihr daher dem Bischof zürnt." — Um den König gegen den Bischof zum Zorn zu reitzen, klagte er ihn nun an, die Ehre der Königin geschmähet und sie eines ehebrecherischen Umganges mit Bertram, Bischof von Bordeaux, beschuldiget zu haben. Jetzt gerieth Chilperich wirklich in einen fürchterlichen Zorn, jedoch nicht gegen den Bischof von Tours, sondern gegen Leudast selbst, schlug mit Fäusten auf ihn drein, gab ihm Fußtritte, jagte ihn aus seinem Gemach hinaus, und gab sogleich, ihn einzusperren, Befehl. Aber Leudast, welcher vorher schon einen Diacon der Kirche von Tours, einen schlechten Menschen, Namens Riculf, durch das Versprechen gewonnen hatte, daß er, wenn Gregor abgesetzt seyn würde, dessen bischöflichen Stuhl erhalten sollte, berief sich jetzt auf diesen Elenden, als Zeugen der Wahrheit seiner Aussage. Nun

ward Riculf eingesteckt und Leudast wieder in Freiheit gesetzt. Aber auch der eingesperrte Riculf hatte Zeugen, auf die er sich berufen konnte; diese waren Gallianus und Platon, zwei Archidiacone von Tours. Nun kam die Reihe an diese; Riculf erhielt seine Freiheit wieder und Leudast den Befehl, nach Tours zu gehen, die beiden Archidiacone zu verhaften und nach Soissons zu bringen. Leudast glaubte jetzt, schon triumphiren zu können. Damit Gregor ihm ja nicht entwische, ließ er, unter dem Vorwand eines von König Gunthram zu befürchtenden Angriffes auf Tours, alle Thore und Zugänge der Stadt mit doppelten Wachen besetzen. Aber der ehrwürdige Bischof dachte so wenig an Flucht, daß er vielmehr einer der Ersten war, welche in Braine, wohin Chilperich die Bischöfe zu einem Concilium berufen hatte, sich einfanden. (Concilium Brennacense. 581.)

12. Braine war ein königliches Lustschloß ungefähr drei Stunden von Soissons. Als alle Bischöfe versammelt waren, begab der König sich in das Concilium, grüßte die Bischöfe, erhielt von ihnen den Segen, und nahm dann den, ihm angewiesenen Sitz ein. Chilperich klagte den versammelten Vätern, daß das seiner Gemahlin angeschuldigte Verbrechen seine eigene Ehre beflecke. Er habe sie daher versammelt, damit sie sehen möchten, was in der Sache zu thun sey, und daß seine so sehr gekränkte Ehre die ihr gebührende Genugthuung erhalte. Der Bischof von Bordeaux trat zuerst auf, und rechtfertigte sich gegen den, durch jenes Gerücht, auf ihm lastenden Verdacht eines sträflichen Umganges mit der Königin. Seine Rechtfertigung genügte vollkommen dem König; aber darin beging Bertram einen großen Fehler, daß er am Ende seiner Rede den Gregor von Tours, als den-

jenigen bezeichnete, welcher jenes, die Ehre des Königes und der Königin so schwer beleidigende Gerücht verbreitet habe. Gregor versicherte, nie Etwas dergleichen geredet, wohl aber von Andern gehört zu haben. Chilperich erwiederte, es wären Geistliche da, die bereit wären, Zeugniß gegen ihn zu geben; Er wolle es jedoch der Entscheidung des Conciliums überlassen, ob diese Zeugen gehört werden könnten. Die Bischöfe, ohnehin schon überzeugt von der Unschuld ihres, eben so strenge über seine Zunge, wie über sein Herz wachenden Mitbruders, erklärten sämmtlich, daß gegen einen Bischof das Zeugniß eines seiner Untergebenen, besonders von dem Schlage des Diacons Riculf, nicht könnte angenommen werden, trugen aber dennoch dem Bischof von Tours den Reinigungs-Eid auf. Gregor las demnach an drei Altären die heilige Messe, betheuerte hierauf seine Unschuld mit einem Eide, und ward einstimmig von dem Concilium von aller Anklage frei gesprochen.

13. Sämmtliche Bischöfe begaben sich nun zu dem König und erklärten ihm, daß, nachdem Gregor allen Foderungen des Conciliums Genüge geleistet, mithin seine Unschuld vollkommen erwiesen sey, sie nun, zu Folge der Canons, in die traurige Nothwendigkeit versetzt wären, ihn selbst, den König, wie auch Bertram von Bordeaux, wegen ungegründeter, gegen einen Bischof erhobener, Anklage, in Bann zu thun und von ihrer Kirchengemeinschaft zu trennen. Chilperich schien über diese, ihm ganz unerwartete Botschaft nicht wenig betroffen. „Aber" erwiederte er den Bischöfen „dieß wäre ja die größte Ungerechtigkeit; nicht Ich bin Gregors Ankläger gewesen; dem Concilium habe ich blos das vorgetragen, dessen Andere den Bi-

schof beschuldigten." — Der König zögerte nun nicht länger, den Grafen Leudast zu nennen. Einstimmig ward dieser mit dem Banne belegt, auch das Urtheil an alle abwesende Bischöfe gesandt, so daß der Verläumder von jetzt an aus der Gemeinschaft aller Kirchen in Gallien ausgeschlossen ward. Noch strenger verfuhr man gegen Riculf. Chilperich sprach ihm das Todesurtheil. Auf Gregors Fürbitte ward er zwar wieder begnadiget, jedoch erst nachdem er die Strafe der Folter erlitten hatte. Leudast, der, weil er sich am Hofe nicht mehr sicher glaubte, entflohen war, irrte einige Zeit von einer Kirche zur andern in Gallien herum. Durch die Vermittelung eines Bischofes, dessen Mitleiden er zu erregen gewußt, ward er endlich mit dem König wieder ausgesöhnt, bald darauf auch mit dem größten Theile der Bischöfe. Aber sein Schicksal ward dadurch nicht gebessert, denn Fredegunde konnte ihm nicht verzeihen, daß er, als er sie und sich selbst an dem Bischof von Tours rächen wollte, sich so tölpelhaft dabei benommen, durch seine übel ersonnene Anklage sie zum Mährchen von ganz Frankreich gemacht, und ihr und ihrer Ehre ungleich mehr, als dem Bischof von Tours, geschadet hatte. Als demnach der unglückliche Leudast sich schon wieder überall in voller Sicherheit wähnte, ward er auf das neue auf Befehl der Königin ergriffen und im Gefängniß hingerichtet.

14. Ungefähr um diese Zeit, oder bald darauf, wurden mehrere Große am Hofe von Soisson verhaftet und zum Tode geführt; unter ihnen befand sich auch ein gewisser Graf Daccon; derselbe fand jedoch einen Priester und dieser, durch glücklichen Zufall, einen Weg, sich in das Gefängniß einzuschleichen, und dem Grafen die Sacramente

der Buße und Eucharistie zu administriren. Wir erwähnen nur deßwegen dieses Vorfalles, weil Gregor von Tours uns dadurch belehrt, daß damals den zum Tode Verurtheilten weder zu beichten, noch zu communiciren gestattet ward. — Kann wohl Etwas noch schärfer, als dieser Zug teuflischer Lieblosigkeit, die Wildheit und Rohheit jener Zeit charakterisiren?

15. Unter den in Braine versammelten Bischöfen befand sich auch der heilige Salvi, Bischof von Albi. Gregor trug ein großes Verlangen, diesen ausgezeichneten Bischof näher kennen zu lernen. Der Trost, sich mit dem großen Manne ungestört zu unterhalten, ward ihm jedoch erst am Vorabend seiner Abreise nach Tours. Gregor kam eben von dem Könige, von welchem er Abschied genommen hatte, als er dem heiligen Salvi in dem großen Vorhofe des Schlosses begegnete. Sie gingen mit einander bei Seite, und nachdem sie gegenseitig ihr Herz sich aufgeschlossen und lange Zeit sich mit einander unterhalten hatten, bat Salvi den Gregor, den königlichen Pallast einen Augenblick zu betrachten. Gregor that es. „Bemerkest Du nichts, mein Bruder?" fragte der Bischof von Albi. — „Nichts" erwiederte jener von Tours „als die neuen Verzierungen, welche der König unlängst dort Oben hat anbringen lassen." Sonst gar Nichts?" fragte Salvi noch einmal mit sehr bedeutender Miene. — „Nichts", erwiederte Gregor. — Mit einem tiefen Seufzer sagte ihm nun Salvi, daß er ganz deutlich ein gezücktes Schwert, gewiß das Schwert der strafenden Gerechtigkeit Gottes, über dem Pallaste des Königes schweben sehe. — Das Gesicht, welches der heilige Salvi gesehen, bewährte sich nach wenigen Tagen. Die Söhne des Königes wurden plötzlich

krank, und alle drei hoffnungsvolle Prinzen starben in dem kurzen Zeitraum von zwanzig Tagen schnell nach einander hinweg. *)

---

*) Das ganze Leben des heiligen Salvi war miraculös. Seine frühern Jahre hatte er in den Gerichtshöfen zugebracht, und durch Einsicht und strenge Redlichkeit sich unter allen übrigen Anwälden ausgezeichnet. Aber die Welt konnte ihm nicht genügen; er verließ sie und ging in ein Kloster. Obgleich der jüngste unter den Brüdern, ward er doch bald darauf zum Verstand der Gemeinde gewählt. Seine anhaltenden Bußübungen und strenge Lebensweise schwächten seine Gesundheit, und zogen ihm endlich eine tödtliche Krankheit zu, an welcher er starb. Seine Mutter, die noch lebte, kam jetzt herbei, um die Leiche ihres geliebten, frommen Sohnes noch einmal zu sehen. Der entseelte Körper ward gewaschen, geziemend gekleidet; und unter Gebet und Psalmengesang durchwachten die Mönche, abwechselnd, die Nacht am Lager ihres verstorbenen Abtes. Nach der, auch jetzt noch in Frankreich herrschenden Sitte, ward die Leiche in geöffneter Bahr am folgenden Tage in die Kirche getragen. Trauernd standen die Klostergeistlichen, die weinende Mutter und übrigen Angehörigen des Verstorbenen um den Sarg. Plötzlich glaubte man einige Zeichen wiederkehrenden Lebens an dem Todten zu bemerken. Aber noch größer war das Erstaunen, als man ihn mit starker Stimme ausrufen hörte: „Herr, Gott unendlicher Barmherzigkeit! warum muß dein Knecht wieder zurückkehren in das Land der Finsterniß?" — Wenige Augenblicke darauf erwachte Salvi zu neuem Leben, stand auf, wandelte einher, und fühlte sich so gekräftigt, daß man auch nicht die entfernteste Spur einer Krankheit mehr bemerken konnte. — Statt einige stärkende Nahrung zu nehmen, legte Salvi sich ein dreitägiges, strenges, mit Gebet verbundenes Fasten auf. Am vierten Tage versammelte er seine Mönche und versicherte sie in einer kleinen Ermahnungsrede, die er an sie hielt, daß alle Herrlichkeit dieser Welt, alle Freuden dieses Lebens, und selbst die himmlischen Tröstungen und reinsten Genüsse des Herzens auch nicht von

16. Gregor ward nun ferner nicht mehr beunruhiget, denn obgleich Fredegunde mit der Wendung, welche die Sachen auf dem Concilium zu Braine genommen hatten, nichts weniger als sehr zufrieden schien, so wagte sie es doch nicht, auf das neue wieder Etwas gegen den Bischof von Tours zu unternehmen. Der Mann war ihr zu groß, ihr Gemahl selbst von der Reinheit der Absichten desselben zu sehr überzeugt und der Ruf seiner Frömmigkeit und tadellosen Wandels zu tief in Aller Herzen gewurzelt. Ein Beweis davon ward ihr selbst in ihrem eigenen Pallaste gegeben. Als nämlich Riguntbis, Fredegundes Tochter hörte, daß Gregor von Tours auf einem Concilium von Bischöfen sollte gerichtet werden, legte sie, sammt ihren Dienerinnen, sogleich Trauerkleider an, und

---

weitem mit der Wonne des Himmels verglichen werden könnten. In seiner Rede hielt er jetzt inne, sich besinnend, ob er schweigen oder noch ferner sprechen sollte. Auf das dringende Bitten seiner Mönche fuhr er endlich fort: „Ich war wirklich gestorben, und die Erde hatte keinen Theil mehr an mir. Zwei Engel geleiteten meine Seele zu den Wohnungen der Seligen. Das Entzücken, das mich durchströmte, vermag keine menschliche Sprache zu bezeichnen. Ich befand mich in einem gestadelosen Meer unaussprechlicher Wonne und Seligkeit. Aber auf einmal erscholl eine Stimme durch den Himmel: „Er kehre wieder zurück auf die Erde, denn unsere Kirchen bedürfen noch Seiner." — In dem Uebermaß meines Schmerzens rief ich aus: „Herr, Gott unendlicher Barmherzigkeit! warum muß dein Knecht wieder zurückkehren in das Land der Finsterniß?" Mir ward geantwortet: „Sey getrost; Ich bin dein mächtiger Schutz und Schirm." — Der ehrwürdige Bischof von Tours betheuert, diese merkwürdige Erzählung aus dem Munde des heiligen Salvi selbst vernommen zu haben; aus einem Munde also, welchem alle Kirchen Galliens das Zeugniß geben, daß nie eine unwahre Rede aus demselben hervorgegangen ist.

fastete und betete so lange, bis sie die Nachricht von der völligen Lossprechung des heiligen Bischofes erhielt.

XX.

1. Nach dem Tode Benedikts I. blieb die Kirche Jesu drei Monate ohne sichtbares Oberhaupt. Endlich bestieg Pelagius II., ebenfalls ein geborner Römer, den erledigten Stuhl des Fürsten der Apostel, und zwar diesmal ohne alle kaiserliche Bestätigung; denn diese jetzt einzuholen, war, wo nicht völlig unmöglich, doch wenigstens höchst gefährlich. Ein Heer von Longobarden berennte die Stadt Rom, und eine bei Menschen Gedenken unerhörte Ueberschwemmung hatte alle Wege und Straßen in ganz Italien unbrauchbar gemacht. Sobald aber die Longobarden sich zurückgezogen, und die Gewässer sich verlaufen hatten, schickte der Pabst einen Diacon der römischen Kirche nach Constantinopel,*) um seine Erhebung dem Kaiser bekannt zu machen; und Tiberius nahm keinen Anstand, die in der Person des Pelagius getroffene Wahl zu bestätigen.

2. Die Vereinigung der schismatischen Bischöfe mit der römischen Kirche lag dem Pabste ungemein am Herzen. Paulinus, schismatischer Bischof oder Patriarch von Aquileja, war, wie wir schon erzählt, bei dem Einfall der Longobarden in Italien, mit seiner Geistlichkeit und dem Kirchenschatz nach der Insel Grado geflohen. Elias, der Nachfolger des, im Jahre 570 gestorbenen Paulinus, zog ebenfalls die Herrschaft der Römer jener der wilden Longobarden

---

*) Dieser Diacon war der nachherige Pabst Gregor der Große.

vor, blieb daher in Grado, und bat nun den Pabst Pelagius II. den Metropolitansitz von Aquileja nach Grado zu verlegen, und die Kirche dieser Stadt zur Metropolitankirche von Venetien und Istrien zu erheben. Um die Schismatiker zu gewinnen, glaubte Pelagius, der Bitte des Elias sich fügen zu müssen. So bald die päbstliche Bulle angelangt war, versammelten sich, unter dem Vorsitz des Elias, die Suffraganbischöfe von Aquileja, achtzehen an der Zahl, in Grado zu einem Concilium, welchem sogar Laurentius, ein Priester der römischen Kirche, beigewohnt haben soll. Die päbstliche Bulle, welche die Verlegung genehmigte, ward auf diesem Concilium von dem Notarius der Kirche vorgelesen, hierauf von sämmtlichen versammelten Bischöfen erklärt, daß für alle künftige Zeiten Grado der Metropolitansitz nicht nur von Venetien, sondern auch von ganz Istrien sey, und endlich das Anathema gegen Jeden gesprochen, der diese päbstliche Bulle und das von den, jetzt hier versammelten Bischöfen erlassene Dekret zu entkräften sich erkühnen würde. *)

Labb. Coll. Conc. T. 9 p. 923.)

*) Muratori und noch andere Gelehrten sind der Meinung, daß die obenerwähnte Bulle des Pabstes Pelagius II. so wie auch die Sendung eines päbstlichen Legaten zu dem Concilium von Grado, eine spätere Erfindung sey; und der gelehrte Bernardus de Rubeis aus dem Prediger-Orden behauptet geradezu, und nicht ohne sehr wichtige Gründe, daß die ganze Kirchenversammlung sey später erdichtet worden, um der willkührlichen Verlegung des Metropolitan-Sitzes von Aquileja nach Grado eine Gesetzlichkeit zu geben, die ihr durchaus fehlte. In der That müßte man sich auch sehr wundern, daß der päbstliche Legat nicht das Mindeste erwiedert haben sollte, als die in Grado versammelten Bischöfe das 5. oecumenische Concilium auf das neue wieder verwarfen, das heißt, das chalcedonische Concilium auf eine Art be-

3. Des Pabstes Bereitwilligkeit, den Bitten der istrischen Bischöfe zu willfahren, machte indessen wenig Eindruck auf dieselben; sie beharrten in dem Schisma, gaben auf die Briefe, welche Pelagius ihnen sandte, und worin er alle ihre Zweifel löste, gleichsam handgreiflich ihr Unrecht ihnen erwieß, gar keine Antwort. Die Geduld des Pabstes ward endlich erschöpft, er rief gegen die Schismatiker den Arm der weltlichen Macht zu Hülfe; aber das Interesse der Religion mußte dem Interesse der Politik weichen, und Kaiser Mauritius verbot seinen Exarchen, gegen die schismatischen Bischöfe irgend eine, denselben Anlaß zur Unzufriedenheit, gebende Masregel zu ergreifen.

4. Die Drangsale und blutigen Verfolgungen, welche die Rechtgläubigen in Italien von herumstreifenden heidnischen Longobarden dulden mußten, versetzte auch unter diesem Pabste die Kirche nicht selten in tiefe und gerechte Trauer. Noch in dem Jahre 579 wurden vierzig gefangene Italiener von einem Haufen Longobarden, als diese dem Teufel den Kopf einer Ziege opferten, und jene an dem gottlosen Opfer keinen Antheil nehmen wollten, grausam erwürgt. Ein gleiches Schicksal hatte bald darauf eine nicht mindere Anzahl italienischer Landsleute, welche sämmtlich an einem Tage den Märtyrer-Tod starben, weil sie von dem Fleische eines Götzenopfers zu essen sich weigerten; kurz, so lange die aristocratische Regierung der Herzoge dauerte, hatten auch bald da, bald dort, dergleichen Greulscenen Statt.

stätigten, daß die Verwerfung des zweiten Constantinopolitanischen Conciliums von selbst daraus hervorging. — Man sehe Muratori Geschichte von Italien. S. 566 und bei Mansius die censura ad Synodum Gradense. T. 9. p. 927.

5. Während der Regierung Pelagius II. wurden mehrere Concilien in Gallien gehalten. Die merkwürdigsten davon sind: das Concilium von Lyon 581., zwei Concilien zu Maçon gehalten, das Erstere ebenfalls im Jahre 581, das zweite im Jahre 586 und endlich die Synode von Auxerre, welche gleich nach dem ersten zu Maçon gehaltenen Concilium zusammenkam. — Zu dem Concilium von Lyon gaben die, durch Gundobald und die ihm anhängenden Großen, in Gunthrams Reichsantheil erregten Unruhen die Veranlassung. Die auf demselben versammelten Bischöfe hatten sich blos mit Staatssachen, vorzüglich mit der Entscheidung über Krieg oder Friede zu beschäftigen. Gunthram war ein wahrhaft gottesfürchtiger Fürst; er liebte nicht den Krieg, aber aus der Ursache, weil überhaupt genommen es wenig wahrhaft gerechte Kriege gibt, und der König jeden ungerechten Krieg für eine schwere Verletzung des göttlichen Gesetzes hielt. Da während des langen, erstarrenden Winters, der über alle Länder gegen Abend bereits schon hereingebrochen war, Kunst und Wissenschaft nur in der Kirche noch Schutz und Pflege fanden, mithin auch blos bei ihr noch gründliche Gelehrsamkeit zu suchen war; so ist es sehr begreiflich, daß bei Entscheidung verwickelter Rechtsfragen die Stimmen der Bischöfe, unter denen sich zu jeder Zeit mehrere durch Gelehrsamkeit, und stets auch einige durch Heiligkeit, ausgezeichnete Männer befanden, für den verständigen König Gunthram von ungleich größerm Gewicht seyn mußten, als die Meinungen und Ansichten seiner rohen, unwissenden, größtentheils nur Krieg und Raub athmenden, fränkischen Herzoge, Grafen und Ritter. Wenn es keine sicherere, zuverläßigere und consequentere Politik gibt, als jene, welche ihre Basis in dem göttlichen Gesetz, das heißt, in den heiligen Schriften hat; so mochte wohl, be-

sonders in einer Zeit, wo selbst die ersten Elemente eines natürlichen oder philosophischen Staatsrechts noch unbekannt waren, ein Concilium erleuchteter und heiliger Bischöfe ein nicht übel gewählter Staatsrath gewesen seyn. *) — Es ist unter mehr, als einer Hinsicht, ein wahrer Verlust, daß die Verhandlungen dieses Conciliums, so wie noch von mehrern andern ähnlicher Art, nicht auf uns gekommen sind; zu der Geschichte der neuern und neuesten europäischen Diplomacie würden sie ein nicht wenig interessantes Seitenstück bilden; aber wahrscheinlich wurden die Akten von Concilien, welche sich größtentheils blos mit Staatsangelegenheiten befaßten, nicht von den Kirchen, sondern von weltlichen Behörden aufbewahrt; und von der Wichtigkeit und dem großen Nutzen der Archive, und deren Einrichtung und Anordnung fing man erst in dem dreizehnten Jahrhundert an, nach und nach einige richtigere Begriffe und Ansichten zu erhalten.

6. Aber ganz rein kirchlicher Art waren das für die Verhandlungen der beiden, zu Maçon gehaltenen Concilien, so wie auch der Synode von Auxerre. In den vielen darauf gemachten Canons und Verordnungen spiegeln sich abermals sehr treu wieder so wohl die Sitte des Volkes, als auch der Zustand der Kirchenzucht jener Zeit; aus diesem Grunde wollen wir auch die merkwürdigsten davon, ganz nach deren wörtlichem Inhalt, unsern Lesern hier mittheilen.

*) Sicherm Vernehmen nach sagten Se. Heiligkeit, der jetzt regierende Pabst, in einer, gleich nach seiner Wahl dem französischen Gesandten ertheilten Audienz, die merkwürdigen, sich hierher beziehenden Worte: la meilleure politique est celle, tirée de l'écriture sainte.

7. Auf dem ersten Concilium von Maçon (Concilium Matisconense) waren 21 Bischöfe versammelt; mehrere Heilige zählte man unter denselben, wie z. B. den heiligen Priscus von Lyon, den heiligen Aunacharius von Auxerre und den heiligen Agricola von Nevers. In der Einleitung zu den Verhandlungen des Conciliums wird gesagt, daß, da die Bischöfe, vorzüglich öffentlicher Angelegenheiten und dann der Armen und Nothdürftigen wegen, sich versammelt hätten, sie auch keine neue Canons geben, sondern blos die schon gegebenen erneuern wollten. Der Canons, deren Erneuerung die versammelten Väter für nothwendig hielten, waren es 19. Sie bezweckten hauptsächlich Sittenreinheit bei der Geistlichkeit; einige andere davon bezogen sich auf das damalige Verhältniß der Juden zu den Christen. — Den Bischöfen, Priestern und Diaconen wird erlaubt, im Nothfall ihre Grosmütter, Mütter, Schwestern und Nichten bei sich wohnen zu lassen; aber auf das strengste wird den Bischöfen verboten, in ihren Wohnungen eine Frau, Jungfrau oder Matrone anders, als blos in Gegenwart zweier Zeugen aus ihrer Geistlichkeit zu sprechen. Auch bei den bischöflichen Visitationen der Frauenklöster soll es blos Bischöfen, die entweder in Jahren schon sehr weit vorgerückt, oder durch allgemein anerkannte Heiligkeit des Wandels über allen Verdacht erhaben sind, gestattet seyn, mit einer Klosterfrau, wenn sie es für nöthig finden, auch ohne Zeugen zu sprechen. Die Kleidung der Geistlichen nach Art der Weltleute wird abermals strenge verboten, und gegen den dawider Handelnden eine 30 tägige Gefängnißstrafe bei Wasser und Brod verhängt. Allen Geistlichen wird untersagt, bei weltlichen Richtern gegen einander zu klagen, und zwar, wenn es ein Geistlicher

niederer Ordnung ist, unter der Strafe von 39 Geiselhieben, und von dreisig tägiger Einkerkerung, wenn er die höhern Weihen empfangen hat. Weltliche Richter, welche einen Geistlichen gefänglich einziehen, sollen in den Bann gethan werden; es sey denn, daß der Verhaftete einen Diebstahl oder gar einen Todtschlag begangen hätte. Den Juden wird verboten, ein richterliches Amt oder eine Einnehmers Stelle unter den Christen zu bekleiden; ferner sollen sie vom grünen Donnerstag an bis zum ersten Oster-Fest-Tage sich in ihren Häusern eingeschlossen halten, der Geistlichkeit zu jeder Zeit die gehörige Ehrerbietung erzeigen, in Gegenwart eines Bischofes sich nie ohne dessen Erlaubniß niedersetzen, und keine Christen-Sclaven haben; fände sich ein solcher unter ihnen, so sollte derselbe um den Preis von 12 Sous losgekauft werden können; endlich ward auch noch den Christen, mit Juden zu essen oder zu trinken, verboten.

8. Verschiedene aus dem Heidenthum herrührende abergläubische Gebräuche gaben die Veranlassung zu mehrern Verordnungen der Synode von Auxerre; auf derselben wurden nachstehende 45 Canons von den versammelten Vätern beliebt.:

I. Allen Christen wird verboten, am ersten Tage des Jänners sich als Hirsch oder Kuh zu maskiren, wie auch dem Teufel Neujahrsgeschenke zu bringen; im Gegentheil sollen sie an diesem Tage, wie an andern Tagen, sich die gewöhnlichen gegenseitigen Dienste und Gefälligkeiten erzeigen. *)

*) Der heidnische Aberglaube, welchen die Bischöfe sehr lange Zeit unter den Deutschen zu bekämpfen hatten,

7. Auf dem ersten Concilium von Maçon (Concilium Matisconense) waren 21 Bischöfe versammelt; mehrere Heilige zählte man unter denselben, wie z. B. den heiligen Priscus von Lyon, den heiligen Aunacharius von Auxerre und den heiligen Agricola von Nevers. In der Einleitung zu den Verhandlungen des Conciliums wird gesagt, daß, da die Bischöfe, vorzüglich öffentlicher Angelegenheiten und dann der Armen und Nothdürftigen wegen, sich versammelt hätten, sie auch keine neue Canons geben, sondern blos die schon gegebenen erneuern wollten. Der Canons, deren Erneuerung die versammelten Väter für nothwendig hielten, waren es 19. Sie bezweckten hauptsächlich Sittenreinheit bei der Geistlichkeit; einige andere davon bezogen sich auf das damalige Verhältniß der Juden zu den Christen. — Den Bischöfen, Priestern und Diaconen wird *erlaubt*, im Nothfall ihre Grosmütter, Mütter, Schwestern und Nichten bei sich wohnen zu lassen; aber auf das strengste wird den Bischöfen verboten, in ihren Wohnungen eine Frau, Jungfrau oder Matrone anders, als blos in Gegenwart zweier Zeugen aus ihrer Geistlichkeit zu sprechen. Auch bei den bischöflichen Visitationen der Frauenklöster soll es blos Bischöfen, die entweder in Jahren schon sehr weit vorgerückt, oder durch allgemein anerkannte Heiligkeit des Wandels über allen Verdacht erhaben sind, gestattet seyn, mit einer Klosterfrau, wenn sie es für nöthig finden, auch ohne Zeugen zu sprechen. Die Kleidung der Geistlichen nach Art der Weltleute wird abermals strenge verboten, und gegen den dawider Handelnden eine 30 tägige Gefängnißstrafe bei Wasser und Brod verhängt. Allen Geistlichen wird untersagt, bei weltlichen Richtern gegen einander zu klagen, und zwar, wenn es ein Geistlicher

schof beschuldigten." -- Der König zögerte nun nicht länger, den Grafen Leudast zu nennen. Einstimmig ward dieser mit dem Banne belegt, auch das Urtheil an alle abwesende Bischöfe gesandt, so daß der Verläumder von jetzt an aus der Gemeinschaft aller Kirchen in Gallien ausgeschlossen ward. Noch strenger verfuhr man gegen Riculf. Chilperich sprach ihm das Todesurtheil. Auf Gregors Fürbitte ward er zwar wieder begnadiget, jedoch erst nachdem er die Strafe der Folter erlitten hatte. Leudast, der, weil er sich am Hofe nicht mehr sicher glaubte, entflohen war, irrte einige Zeit von einer Kirche zur andern in Gallien herum. Durch die Vermittelung eines Bischofes, dessen Mitleiden er zu erregen gewußt, ward er endlich mit dem König wieder ausgesöhnt, bald darauf auch mit dem größten Theile der Bischöfe. Aber sein Schicksal ward dadurch nicht gebessert, denn Fredegunde konnte ihm nicht verzeihen, daß er, als er sie und sich selbst an dem Bischof von Tours rächen wollte, sich so tölpelhaft dabei benommen, durch seine übel ersonnene Anklage sie zum Mährchen von ganz Frankreich gemacht, und ihr und ihrer Ehre ungleich mehr, als dem Bischof von Tours, geschadet hatte. Als demnach der unglückliche Leudast sich schon wieder überall in voller Sicherheit wähnte, ward er auf das neue auf Befehl der Königin ergriffen und im Gefängniß hingerichtet.

14. Ungefähr um diese Zeit, oder bald darauf, wurden mehrere Große am Hofe von Soissons verhaftet und zum Tode geführt; unter ihnen befand sich auch ein gewisser Graf Daccon; derselbe fand jedoch einen Priester und dieser, durch glücklichen Zufall, einen Weg, sich in das Gefängniß einzuschleichen, und dem Grafen die Sacramente

16. Gregor ward nun ferner nicht mehr beunruhiget, denn obgleich Fredegunde mit der Wendung, welche die Sachen auf dem Concilium zu Braine genommen hatten, nichts weniger als sehr zufrieden schien, so wagte sie es doch nicht, auf das neue wieder Etwas gegen den Bischof von Tours zu unternehmen. Der Mann war ihr zu groß, ihr Gemahl selbst von der Reinheit der Absichten desselben zu sehr überzeugt und der Ruf seiner Frömmigkeit und tadellosen Wandels zu tief in Aller Herzen gewurzelt. Ein Beweis davon ward ihr selbst in ihrem eigenen Pallaste gegeben. Als nämlich Riguntheis, Fredegundes Tochter hörte, daß Gregor von Tours auf einem Concilium von Bischöfen sollte gerichtet werden, legte sie, sammt ihren Dienerinnen, sogleich Trauerkleider an, und

weitem mit der Wonne des Himmels verglichen werden könnten. In seiner Rede hielt er jetzt inne, sich besinnend, ob er schweigen oder noch ferner sprechen sollte. Auf das dringende Bitten seiner Mönche fuhr er endlich fort: „Ich war wirklich gestorben, und die Erde hatte keinen Theil mehr an mir. Zwei Engel geleiteten meine Seele zu den Wohnungen der Seligen. Das Entzücken, das mich durchströmte, vermag keine menschliche Sprache zu bezeichnen. Ich befand mich in einem gestadelosen Meer unaussprechlicher Wonne und Seligkeit. Aber auf einmal erschell eine Stimme durch den Himmel: „Er kehre wieder zurück auf die Erde, denn unsere Kirchen bedürfen noch Seiner.“ — In dem Uebermaß meines Schmerzens rief ich aus: „Herr, Gott unendlicher Barmherzigkeit! warum muß dein Knecht wieder zurückkehren in das Land der Finsterniß?“ Mir ward geantwortet: „Sey getrost; Ich bin dein mächtiger Schutz und Schirm.“ — Der ehrwürdige Bischof von Tours betheuert, diese merkwürdige Erzählung aus dem Munde des heiligen Salvi selbst vernommen zu haben; aus einem Munde also, welchem alle Kirchen Galliens das Zeugniß geben, daß nie eine unwahre Rede aus demselben hervorgegangen ist.

fastete und betete so lange, bis sie die Nachricht von der völligen Lossprechung des heiligen Bischofes erhielt.

XX.

1. Nach dem Tode Benedikts I. blieb die Kirche Jesu drei Monate ohne sichtbares Oberhaupt. Endlich bestieg Pelagius II., ebenfalls ein geborner Römer, den erledigten Stuhl des Fürsten der Apostel, und zwar diesmal ohne alle kaiserliche Bestätigung; denn diese jetzt einzuholen, war, wo nicht völlig unmöglich, doch wenigstens höchst gefährlich. Ein Heer von Longobarden berennte die Stadt Rom, und eine bei Menschen Gedenken unerhörte Ueberschwemmung hatte alle Wege und Straßen in ganz Italien unbrauchbar gemacht. Sobald aber die Longobarden sich zurückgezogen, und die Gewässer sich verlaufen hatten, schickte der Pabst einen Diacon der römischen Kirche nach Constantinopel,*) um seine Erhebung dem Kaiser bekannt zu machen; und Tiberius nahm keinen Anstand, die in der Person des Pelagius getroffene Wahl zu bestätigen.

2. Die Vereinigung der schismatischen Bischöfe mit der römischen Kirche lag dem Pabste ungemein am Herzen. Paulinus, schismatischer Bischof oder Patriarch von Aquileja, war, wie wir schon erzählt, bei dem Einfall der Longobarden in Italien, mit seiner Geistlichkeit und dem Kirchenschatz nach der Insel Grado geflohen. Elias, der Nachfolger des, im Jahre 570 gestorbenen Paulinus, zog ebenfalls die Herrschaft der Römer jener der wilden Longobarden

*) Dieser Diacon war der nachherige Pabst Gregor der Große.

vor, blieb daher in Grado, und bat nun den Pabst Pelagius II. den Metropolitansitz von Aquileja nach Grado zu verlegen, und die Kirche dieser Stadt zur Metropolitankirche von Venetien und Istrien zu erheben. Um die Schismatiker zu gewinnen, glaubte Pelagius, der Bitte des Elias sich fügen zu müssen. So bald die päbstliche Bulle angelangt war, versammelten sich, unter dem Vorsitz des Elias, die Suffraganbischöfe von Aquileja, achtzehen an der Zahl, in Grado zu einem Concilium, welchem sogar Laurentius, ein Priester der römischen Kirche, beigewohnt haben soll. Die päbstliche Bulle, welche die Verlegung genehmigte, ward auf diesem Concilium von dem Notarius der Kirche vorgelesen, hierauf von sämmtlichen versammelten Bischöfen erklärt, daß für alle künftige Zeiten Grado der Metropolitansitz nicht nur von Venetien, sondern auch von ganz Istrien sey, und endlich das Anathema gegen Jeden gesprochen, der diese päbstliche Bulle und das von den, jetzt hier versammelten Bischöfen erlassene Dekret zu entkräften sich erkühnen würde.*)

(...ons. Coll. ...nc. T. 9 p. 923)

*) Muratori und noch andere Gelehrten sind der Meinung, daß die obenerwähnte Bulle des Pabstes Pelagius II. so wie auch die Sendung eines päbstlichen Legaten zu dem Concilium von Grado, eine spätere Erfindung sey; und der gelehrte Bernardus de Rubeis aus dem Prediger-Orden behauptet geradezu, und nicht ohne sehr wichtige Gründe, daß die ganze Kirchenversammlung sey später erdichtet worden, um der willkührlichen Verlegung des Metropolitan-Sitzes von Aquileja nach Grado eine Gesetzlichkeit zu geben, die ihr durchaus fehlte. In der That müßte man sich auch sehr wundern, daß der päbstliche Legat nicht das Mindeste erwiedert haben sollte, als die in Grado versammelten Bischöfe das 5. oecumenische Concilium auf das neue wieder verwarfen, das heißt, das chalcedonische Concilium auf eine Art be-

3. Des Pabstes Bereitwilligkeit, den Bitten der istrischen Bischöfe zu willfahren, machte indessen wenig Eindruck auf dieselben; sie beharrten in dem Schisma, gaben auf die Briefe, welche Pelagius ihnen sandte, und worin er alle ihre Zweifel löste, gleichsam handgreiflich ihr Unrecht ihnen erwieß, gar keine Antwort. Die Geduld des Pabstes ward endlich erschöpft, er rief gegen die Schismatiker den Arm der weltlichen Macht zu Hülfe; aber das Interesse der Religion mußte dem Interesse der Politik weichen, und Kaiser Mauritius verbot seinen Exarchen, gegen die schismatischen Bischöfe irgend eine, denselben Anlaß zur Unzufriedenheit, gebende Masregel zu ergreifen.

4. Die Drangsale und blutigen Verfolgungen, welche die Rechtgläubigen in Italien von herumstreifenden heidnischen Longobarden dulden mußten, versetzte auch unter diesem Pabste die Kirche nicht selten in tiefe und gerechte Trauer. Noch in dem Jahre 579 wurden vierzig gefangene Italiener von einem Haufen Longobarden, als diese dem Teufel den Kopf einer Ziege opferten, und jene an dem gottlosen Opfer keinen Antheil nehmen wollten, grausam erwürgt. Ein gleiches Schicksal hatte bald darauf eine nicht mindere Anzahl italienischer Landsleute, welche sämmtlich an einem Tage den Märtyrer-Tod starben, weil sie von dem Fleische eines Götzenopfers zu essen sich weigerten; kurz, so lange die aristocratische Regierung der Herzoge dauerte, hatten auch bald da, bald dort, dergleichen Greulscenen Statt.

stätigten, daß die Verwerfung des zweiten Constantinopolitanischen Conciliums von selbst daraus hervorging. — Man sehe Muratori Geschichte von Italien. S. 566 und bei Mansius die censura ad Synodum Gradense. T. 9. p. 927.

5. Während der Regierung Pelagius II. wurden mehrere Concilien in Gallien gehalten. Die merkwürdigsten davon sind: das Concilium von Lyon 581., zwei Concilien zu Maçon gehalten, das Erstere ebenfalls im Jahre 581, das zweite im Jahre 586 und endlich die Synode von Auxerre, welche gleich nach dem ersten zu Maçon gehaltenen Concilium zusammenkam. — Zu dem Concilium von Lyon gaben die, durch Gundobald und die ihm anhängenden Großen, in Gunthrams Reichsantheil erregten Unruhen die Veranlassung. Die auf demselben versammelten Bischöfe hatten sich blos mit Staatssachen, vorzüglich mit der Entscheidung über Krieg oder Friede zu beschäftigen. Gunthram war ein wahrhaft gottesfürchtiger Fürst; er liebte nicht den Krieg, aber aus der Ursache, weil überhaupt genommen es wenig wahrhaft gerechte Kriege gibt, und der König jeden ungerechten Krieg für eine schwere Verletzung des göttlichen Gesetzes hielt. Da während des langen, erstarrenden Winters, der über alle Länder gegen Abend bereits schon hereingebrochen war, Kunst und Wissenschaft nur in der Kirche noch Schutz und Pflege fanden, mithin auch blos bei ihr noch gründliche Gelehrsamkeit zu suchen war; so ist es sehr begreiflich, daß bei Entscheidung verwickelter Rechtsfragen die Stimmen der Bischöfe, unter denen sich zu jeder Zeit mehrere durch Gelehrsamkeit, und stets auch einige durch Heiligkeit, ausgezeichnete Männer befanden, für den verständigen König Gunthram von ungleich größerm Gewicht seyn mußten, als die Meinungen und Ansichten seiner rohen, unwissenden, größtentheils nur Krieg und Raub athmenden, fränkischen Herzoge, Grafen und Ritter. Wenn es keine sicherere, zuverlässigere und consequentere Politik gibt, als jene, welche ihre Basis in dem göttlichen Gesetz, das heißt, in den heiligen Schriften hat; so mochte wohl, be-

onders in einer Zeit, wo selbst die ersten Elemente
ines natürlichen oder philosophischen Staatsrechts
och unbekannt waren, ein Concilium erleuchteter
nd heiliger Bischöfe ein nicht übel gewählter Staats-
ath gewesen seyn. *) — Es ist unter mehr, als ei-
er Hinsicht, ein wahrer Verlust, daß die Verhand-
ungen dieses Conciliums, so wie noch von mehrern
ndern ähnlicher Art, nicht auf uns gekommen sind;
i der Geschichte der neuern und neuesten europä-
chen Diplomacie würden sie ein nicht wenig interes-
antes Seitenstück bilden; aber wahrscheinlich wur-
en die Akten von Concilien, welche sich größten-
eils blos mit Staatsangelegenheiten befaßten,
icht von den Kirchen, sondern von weltlichen Be-
örden aufbewahrt; und von der Wichtigkeit und
em großen Nutzen der Archive, und deren Ein-
chtung und Anordnung fing man erst in dem
reizehnten Jahrhundert an, nach und nach einige
chtigere Begriffe und Ansichten zu erhalten.

6. Aber ganz rein kirchlicher Art waren da-
r die Verhandlungen der beiden, zu Maçon ge-
altenen Concilien, so wie auch der Synode von Au-
rre. In den vielen darauf gemachten Canons und
erordnungen spiegeln sich abermals sehr treu wieder
wohl die Sitte des Volkes, als auch der Zustand
r Kirchenzucht jener Zeit; aus diesem Grunde wol-
n wir auch die merkwürdigsten davon, ganz nach
ren wörtlichem Inhalt, unsern Lesern hier mit-
eilen.

*) Sicherm Vernehmen nach sagten Se. Heiligkeit, der jetzt regierende Pabst, in einer, gleich nach seiner Wahl dem französischen Gesandten ertheilten Audienz, die merkwürdigen, sich hierher beziehenden Worte: la meilleure politique est celle, tirée de l'écriture sainte.

7. Auf dem ersten Concilium von Maçon (Concilium Matisconense) waren 21 Bischöfe versammelt; mehrere Heilige zählte man unter denselben, wie z. B. den heiligen Priscus von Lyon, den heiligen Aunacharius von Auxerre und den heiligen Agricola von Nevers. In der Einleitung zu den Verhandlungen des Conciliums wird gesagt, daß, da die Bischöfe, vorzüglich öffentlicher Angelegenheiten und dann der Armen und Nothdürftigen wegen, sich versammelt hätten, sie auch keine neue Canons geben, sondern blos die schon gegebenen erneuern wollten. Der Canons, deren Erneuerung die versammelten Väter für nothwendig hielten, waren es 19. Sie bezweckten hauptsächlich Sittenreinheit bei der Geistlichkeit; einige andere davon bezogen sich auf das damalige Verhältniß der Juden zu den Christen. — Den Bischöfen, Priestern und Diaconen wird erlaubt, im Nothfall ihre Grosmütter, Mütter, Schwestern und Nichten bei sich wohnen zu lassen; aber auf das strengste wird den Bischöfen verboten, in ihren Wohnungen eine Frau, Jungfrau oder Matrone anders, als blos in Gegenwart zweier Zeugen aus ihrer Geistlichkeit zu sprechen. Auch bei den bischöflichen Visitationen der Frauenklöster soll es blos Bischöfen, die entweder in Jahren schon sehr weit vorgerückt, oder durch allgemein anerkannte Heiligkeit des Wandels über allen Verdacht erhaben sind, gestattet seyn, mit einer Klosterfrau, wenn sie es für nöthig finden, auch ohne Zeugen zu sprechen. Die Kleidung der Geistlichen nach Art der Weltleute wird abermals strenge verboten, und gegen den dawider Handelnden eine 30 tägige Gefängnißstrafe bei Wasser und Brod verhängt. Allen Geistlichen wird untersagt, bei weltlichen Richtern gegen einander zu klagen, und zwar, wenn es ein Geistlicher

niederer Ordnung ist, unter der Strafe von 39 Geiselhieben, und von dreisig tägiger Einkerkerung, wenn er die höhern Weihen empfangen hat. Weltliche Richter, welche einen Geistlichen gefänglich einziehen, sollen in den Bann gethan werden; es sey denn, daß der Verhaftete einen Diebstahl oder gar einen Todtschlag begangen hätte. Den Juden wird verboten, ein richterliches Amt oder eine Einnehmers Stelle unter den Christen zu bekleiden; ferner sollen sie vom grünen Donnerstag an bis zum ersten Oster-Fest-Tage sich in ihren Häusern eingeschlossen halten, der Geistlichkeit zu jeder Zeit die gehörige Ehrerbietung erzeigen, in Gegenwart eines Bischofes sich nie ohne dessen Erlaubniß niedersetzen, und keine Christen-Sclaven haben; fände sich ein solcher unter ihnen, so sollte derselbe um den Preis von 12 Sous losgekauft werden können; endlich ward auch noch den Christen, mit Juden zu essen oder zu trinken, verboten.

8. Verschiedene aus dem Heidenthum herrührende abergläubische Gebräuche gaben die Veranlassung zu mehrern Verordnungen der Synode von Auxerre; auf derselben wurden nachstehende 45 Canons von den versammelten Vätern beliebt.:

I. Allen Christen wird verboten, am ersten Tage des Jänners sich als Hirsch oder Kuh zu maskiren, wie auch dem Teufel Neujahrsgeschenke zu bringen; im Gegentheil sollen sie an diesem Tage, wie an andern Tagen, sich die gewöhnlichen gegenseitigen Dienste und Gefälligkeiten erzeigen. *)

*) Der heidnische Aberglaube, welchen die Bischöfe sehr lange Zeit unter den Deutschen zu bekämpfen hatten,

II. Vor dem Feste der Erscheinung des Herrn sollen alle Priester bei dem Bischofe anfragen, an welchem Tage in diesem Jahre die Fasten anfangen, und dieses alsdann an dem Feste selbst dem Volke verkündigen.

III. Es ist nicht erlaubt, am Vorabend eines Festes sich zur Feier desselben in Privatwohnungen zu versammeln; noch auch Gelübde zu erfüllen, die man Büschen, Bäumen oder Quellen gemacht hat.

IV. Es ist verboten, Zauberer, Wahrsager,

---

war zweierlei Art; entweder stammte er aus dem römischen Heidenthum her und ward von den Eingebornen der ehemaligen römischen Provinzen geübt, oder er war ein Ueberrest des alten, unter den Germaniern schon in ihren Wäldern herrschenden, heidnischen Wahns. Das Verkleiden in Kühe oder Hirsche an einem gewissen Tage des Jahres, war ehemals bei den heidnischen Römern, besonders bei den Landleuten üblich. Man bezweckte dadurch glücklichen Viehstand, und reiche Jagdbeute im Laufe des Jahres. — Zu Folge eines andern Aberglaubens an allerlei, an dem ersten Tage des Jänners mögliche Zaubereien, vermied man sorgfältig, irgend jemand auch nur die unbedeutendste Gefälligkeit zu erweisen; so z. B. ward es an diesem Tage dem Nachbar nicht gestattet, in seines Nachbarn Hause Wasser oder Feuer zu holen, oder auch nur sein Licht an dem Lichte desselben anzustecken; aber dafür setzte man, um die schädlichen Einwirkungen böser und übelwollender Geister abzuwenden, Tische mit mehrern Speisen vor die Thüre des Hauses, von welchen dann jeder vorübergehende Unbekannte, nach Belieben was ihm gefiel, nehmen oder genießen konnte; und dieß ist es, was das Concilium hier als Neujahrsgeschenke, die dem Teufel gebracht würden, bezeichnet. — Um den obigen Canon zu verstehen, hielten wir diese kurze historische Erläuterung für nothwendig.

wie auch die sogenannten Sortes Sanctorum zu befragen, oder andere Wahrsagerkünste mit Holz und Brod zu üben, um das Verborgene oder die Zukunft zu erforschen. *)

---

*) Es geht über allen Begriff, wie weit die alten Deutschen, besonders die Franken und selbst die Könige und Großen der Nation diese Thorheiten trieben, und welche Grausamkeiten oft dadurch veranlaßt wurden. Als dem König Chilperich ein von Fredegunde gebornes Kind bald nach dessen Geburt starb, wurden, in der Voraussetzung, daß Zauberei dabei im Spiel gewesen, einige Weiber in Paris theils lebendig verbrannt, theils gerädert; und dieß war gar nichts Auffallendes; denn da man auch noch den Wahn nährte, daß Zauberer, um das Leben eines Menschen zu verlängern, die Tage eines Andern verkürzen könnten; so durfte nun nicht leicht, ohne Verdacht mitwirkender Zauberei, ein bedeutender Mann, ein Großer oder gar ein Prinz plötzlich sterben, oder von einer, den Aerzten unverständlichen Krankheit überfallen werden; und wehe dann dem alten Weibe oder dem Unglücklichen, den ein solcher Verdacht traf. Daß diesem bis zur Monstruosität getriebenen Wahn eine entfernte Wahrheit zum Grunde lag, ist nicht zu leugnen; indem die, schon in den ältesten Zeiten, in unserer heiligen Kirche eingeführten Exorcismen hinreichend erwiesen haben, daß durch dämonische Einwirkung auch allerlei Krankheiten und körperliche Leiden in dem Menschen erzeuget werden können. — Daß endlich teuflische Illusionen und höllisches Gaukelwerk der Zauberer die im Heidenthum und den gröbsten Lastern versunkenen Menschen zu allen Zeiten blendeten und berückten, kann eben so wenig in Zweifel gezogen werden. Schon in den Acten der Apostel geschieht davon Erwähnung; und Wem sind endlich die sogenannten ephesischen Buchstaben, das heißt, ephesischen Zauberformeln, und die von mehrern alten bewährten Schriftstellern uns davon erzählten, nur durch den Einfluß böser Geister zu erklärenden Beispiele und Ereignisse nicht bekannt? Sehr begreiflich ist es also, daß unter einem rohen Volke, von wel-

V. Die Nachtwachen zu Ehren des heiligen Martinus sind auf das strengste verboten.

chem Viele Nichts, als den blosen Namen, von dem Christenthum hatten, auch noch manche Ueberreste solcher gottlosen, heidnischen Praktik sich vorfinden konnten, und die nun, weil wieder zu mancherlei anderm nicht minder greulvollen Aberglauben Anlaß gebend, den Bischöfen den Kampf dagegen nur um so mehr erschweren mußten. Am meisten zu schaffen machten den Bischöfen die sogenannten Wettermacher, welche vorgaben, Hagel und Gewitter hervorrufen zu können, dann die Hagelbewahrer, die zwar kein Ungewitter machen, aber die Felder gegen dieselben schützen konnten, wenn man ihnen einen Theil des Ertrages davon abliefern wollte. Der geizigste Bauer, der weder Zehnten noch Gülden gehörig entrichtete und keinem Armen ein Stück Brod gab, versäumte nicht, jedes Jahr seinem Hagelbewahrer den ihm gebührenden Theil von Früchten zu überliefern. Noch in dem 8. und 9. Jahrhundert finden wir Concilien-Beschlüsse gegen diesen Aberglauben. — Eine ganz andere Beschaffenheit hatte es mit den Sortes Sanctorum. Wir haben darüber schon in dem 3. Band unserer Fortsetzung (Band 18) in dem 26. Abschnitt §. 7. einige Erläuterung gegeben. Sie waren von mancherlei Art, vorzüglich bei den Großen der Nation üblich, und diejenige Weise, der man sich nun jetzt größtentheils bediente, bestand darin, daß man, nach vorhergegangenem, mit Fasten verbundenem Gebete, die Bibel, den Psalter oder auch ein anderes, Kirchengebete enthaltendes Buch aufschlug, und dann den ersten Text oder Vers als eine Antwort auf seine, an dem Himmel gestellte Frage betrachtete. Viele alte Schriftsteller, besonders Gregor von Tours und die fränkischen Geschichtschreiber erzählen eine Menge höchst auffallender Beispiele von dem passenden Zusammentreffen eines solchen Textes oder Verses auf die vorgelegte Frage, das auch stets nachher durch den Erfolg bestätiget ward. Daher kamen auch diese Sortes Sanctorum, troß aller Verbote der Bischöfe und aller Beschlüsse der Concilien, dennoch nicht außer Uebung, und dauerten sogar bis in das vierzehnte Jahrhundert fort.

VI. In der zweiten Hälfte der Fasten sollen die Priester den heiligen Chrysam bei dem Bischof holen, und jene, welche nicht kommen können, ihre Diaconen schicken. Gleich den Reliquien der Heiligen, soll das heilige Salböl in einem besondern, dazu bestimmten und mit einem feinen leinenen Tuch umwundenen Gefäße mit der größten Ehrerbietung fortgetragen werden.

VII. Alle Priester und Aebte sollen einmal in jedem Jahre zu einer Synode in Auxerre sich versammeln; die Erstern in der Mitte des Mai, die Andern am ersten November.

VIII. Bei dem heiligen Meßopfer soll man sich blos des Weines und Wassers bedienen. Der Gebrauch jedes andern Getränkes zu der Consecration, besonders des Weines mit Honig gemischt, ist eine schwere Sünde und daher scharf verboten.

IX. Den Laien soll durchaus nicht gestattet werden, in der Kirche zu tanzen, zu singen, Mädchen singen zu lassen, und überhaupt festliche Ergötzungen in den Kirchen anzustellen.

X. An dem nämlichen Altar dürfen nie in einem Tage zwei Messen gelesen werden; besonders soll an dem Altar, an welchem ein Bischof Messe gelesen, kein Priester an demselben Tage mehr eine Messe lesen.

XI. In der Nacht vor Ostern soll nach 12 Uhr Niemand mehr essen oder trinken; sondern wie an Weihnachten und den andern großen Festtagen soll die Feier des Tages nach Mitternacht beginnen und bis gegen 7 Uhr des Morgens fortdauern.

In dem XII und XIII. Canon wird verboten,

den Todten die heilige Eucharistie zu geben, oder den entseelten Leichnam in Altartücher zu wickeln.

XIV. XV. und XVI verbieten, einen Todten in der Sacristei zu begraben, zwei Leichen in das nämliche Grab zu legen, an einem Sonntag Ochsen anzuspannen, oder auch andere, durch die Canons nicht erlaubte Arbeiten zu verrichten.

XVII. Für Selbstmörder sollen keine Opfer angenommen werden.

XVIII. Wenn nicht Todesgefahr vorhanden ist, soll in Zukunft blos an Ostern getauft werden.

XIX. Der Priester, welcher Messe liest, soll vorher nichts genießen; und auch die am Altare dienenden Diaconen und Subdiaconen sollen nüchtern seyn.

XX. und XXI. Der Erzpriester, welcher *ein*, von einem Priester, Diacon oder Subdiacon gegen die Enthaltsamkeit begangenes Verbrechen erfahren hat, und es dem Bischofe nicht anzeiget, soll auf ein ganzes Jahr excommunicirt, der Schuldige aber des heiligen Amtes entsetzt werden.

XXII. Die ehemalige Frau eines Priesters, Diacons oder Subdiacons darf auch nach dem Tode ihres Mannes, obgleich derselbe bei dem Antritt des heiligen Amtes sich von ihr hat trennen müssen, dennoch nicht mehr heirathen.

XXIII. Der Abt, welcher eine, von einem seiner Mönche begangene Unkeuschheitssünde nicht bestraft, oder solchen Frevel nicht dem Erzpriester oder Bischofe anzeiget, soll ein Jahr lang in einem fremden Kloster dafür Buße thun.

XXIV, XXV und XXVI. verbieten den Aeb-

ten und Mönchen, sich bei Hochzeiten einzufinden, oder Kinder über die heilige Taufe zu heben, und verordnen, daß der Vorstand eines Klosters, welcher einer Person des andern Geschlechtes den Eintritt in sein Kloster gestattet, auf drei Monate in einem andern Kloster bei Wasser und Brod eingesperret werden soll.

Die sechs folgenden Canons sind gegen Heirathen im verbotenen Grade gerichtet.

XXXIII und XXXIV. untersagen den Priestern und Diaconen, gegenwärtig zu seyn, wenn Verbrecher zum Tode verurtheilt, oder auf die Folter gebracht werden.

XXXVI und XXXVII. den Frauen ist es nicht erlaubt, die heilige Eucharistie in die blose, nicht mit einem feinen leinenen Tuch umwundene Hand zu nehmen. *)

*) Die Art zu communiciren war damals, wie auch schon in den frühern Zeiten, nicht in allen Kirchen dieselbe. In Gallien z. B. hingen in vielen Kirchen über dem Altar hohle silberne, an seidenen Stricken befestigte Säulen, in welchen die consecrirten Hostien aufbewahrt wurden. Wenn nun die Communicanten sich dem Altare näherten, wurden diese Säulen, gleich den Lampen in unsern Kirchen, herabgelassen, und Jeder nahm nun selbst die heilige Eucharistie, die auch wieder an andern Orten von einem Diacon dem Communicirenden in die Hand gegeben ward, wobei aber die Frauen sich eines feinen leinenen Tuches bedienen mußten, welches man das Dominicale nannte; wahrscheinlich weil zu jenen Zeiten die nicht ganz lauen, oder vielmehr ganz frostigen Christen auch an jedem Sonntage, als an dem, Gott ausschließlich geweiheten und geheiligten Tage, sich dem allerheiligsten Altarssacramente zu nähern gewohnt waren. Uebrigens, wie es scheint, und

vor, blieb daher in Grado, und bat nun den Pabst Pelagius II. den Metropolitansitz von Aquileja nach Grado zu verlegen, und die Kirche dieser Stadt zur Metropolitankirche von Venetien und Istrien zu erheben. Um die Schismatiker zu gewinnen, glaubte Pelagius, der Bitte des Elias sich fügen zu müssen. So bald die päbstliche Bulle angelangt war, versammelten sich, unter dem Vorsitz des Elias, die Suffraganbischöfe von Aquileja, achtzehen an der Zahl, in Grado zu einem Concilium, welchem sogar Laurentius, ein Priester der römischen Kirche, beigewohnt haben soll. Die päbstliche Bulle, welche die Verlegung genehmigte, ward auf diesem Concilium von dem Notarius der Kirche vorgelesen, hierauf von sämmtlichen versammelten Bischöfen erklärt, daß für alle künftige Zeiten Grado der Metropolitansitz nicht nur von Venetien, sondern auch von ganz Istrien sey, und endlich das Anathema gegen Jeden gesprochen, der diese päbstliche Bulle und das von den, jetzt hier versammelten Bischöfen erlassene Dekret zu entkräften sich erkühnen würde. *)

Labb. Coll. Conc. T. 9 p. 923)

*) Muratori und noch andere Gelehrten sind der Meinung, daß die obenerwähnte Bulle des Pabstes Pelagius II. so wie auch die Sendung eines päbstlichen Legaten zu dem Concilium von Grado, eine spätere Erfindung sey; und der gelehrte Bernardus de Rubeis aus dem Prediger-Orden behauptet geradezu, und nicht ohne sehr wichtige Gründe, daß die ganze Kirchenversammlung sey später erdichtet worden, um der willkührlichen Verlegung des Metropolitan-Sitzes von Aquileja nach Grado eine Gesetzlichkeit zu geben, die ihr durchaus fehlte. In der That müßte man sich auch sehr wundern, daß der päbstliche Legat nicht das Mindeste erwiedert haben sollte, als die in Grado versammelten Bischöfe das 5. oecumenische Concilium auf das neue wieder verwarfen, das heißt, das chalcedonische Concilium auf eine Art be-

Cahors und Theodorus von Marseilles. — Den Faustianus hatte Gundobald zum Bischof von Acques ernannt; diese Ernennung ward jetzt für null und nichtig erklärt, Faustianus demnach seines Bisthums entsetzt, und die drei Bischöfe, welche ihn consecrirt hatten, nämlich Bertram von Bordeaux, Orestes von Bazas und Palladius von Saintes, wurden verurtheilt, für den Unterhalt des entsetzten Bischofes auf dessen ganze Lebenszeit zu sorgen, und aus den Einkünften ihrer Kirchen ihm eine jährliche, von dem Concilium festgesetzte Pension zu reichen. Weit strenger ward gegen Ursicinus verfahren; seines Stuhles ward er zwar nicht entsetzt, aber eine harte und lange dauernde Buße ihm auferlegt. Während drei Jahren durfte er sich weder den Bart scheren noch die Haare schneiden lassen, weder Fleisch essen, noch Wein trinken, das heilige Opfer nicht darbringen, keinen Geistlichen ordiniren, den heiligen Chrysam nicht bereiten, und keine Eulogien austheilen. Die übrigen Verwaltungsgeschäfte seiner Kirche wollte ihm das Concilium nicht nehmen, weil es auch wirklich in keine bessern Hände sie hätte legen können. Theodor von Marseille ward von aller Schuld freigesprochen; zwar war Gunthram nicht wenig gegen ihn aufgebracht; aber Theodors allgemein anerkannte Heiligkeit schützte ihn gegen den Zorn des Königs; zudem hatte Childebert, zu dessen Reichsantheil die Hälfte des Gebietes von Marseille gehörte, zu Gunsten Theodors an Gunthram geschrieben. Ueberhaupt hatte dieser heilige Bischof schon früher einigemal das Schicksal gehabt, wegen Majestätsverbrechen bei den Königen angeklagt, und ohne vorhergegangene Untersuchung bald eingekerkert, bald verbannt zu werden. Aber wohin man ihn schicken mochte, dahin kam er nie allein, Gott war stets mit ihm, gab ihm Zeugniß durch Wunder, und der Ruf davon be-

wog alsdann bald wieder die Könige, ihn aus dem Ort seiner Verbannung zurückzurufen.

10. Sobald diese Angelegenheiten, und zwar zu Gunthrams vollkommener Zufriedenheit beendiget waren, beschäftigte sich das Concilium blos mit kirchlichen Einrichtungen. Es wurden zwanzig Canons abgefaßt, die jedoch keine neuen Verordnungen enthielten, nur die schon bestehenden erneuerten, diese jedoch größtentheils schärften und noch mehr erweiterten. So z. B. wird in einem Canon, der jede Entheiligung des Sonntages strenge verbietet, von den versammelten Bischöfen noch gefodert, daß man die Nacht vom Samstag auf den Sonntag nicht, gleich jenen, welche nur dem Namen nach Christen sind, mit Schlafen, sondern mit Gebet und geziemender Vorbereitung auf die Feier des folgenden, dem Herrn geweiheten Tages zubringen soll. — Die Osterfeier wurde von den Bischöfen auf 6 Tage festgesetzt, während welcher jede Verrichtung irgend einer knechtischen Arbeit verboten war. — „Die Gastfreiheit", sagen die Bischöfe im 11. und 13. Canon „geziemt jedem Geistlichen, vorzüglich aber den Bischöfen, daher diese in ihren Wohnungen auch keine Hunde unterhalten sollen, damit nicht, durch deren Bellen geschreckt, die Armen und Nothleidenden mit Furcht und Scheu bei ihnen eintreten möchten." — Besonders schön und rührend, und ganz in dem Sinne unserer heiligen Religion ist der 12. Canon. Allen weltlichen Richtern wird darin geboten, in Prozeßsachen der Wittwen und Waisen nie anders, als in Gegenwart des Bischofes oder eines, von demselben hiezu beauftragten Geistlichen, zu erkennen. Die Bischöfe betrachteten sich als die natürlichen Beschützer, Vormünder und Vertreter aller Verlassenen, aller Wittwen und Waisen, wel-

(Mans. Coll. Conc. T. 9 p. 950.)

chen sie, wie allen Armen und Leidenden, diesen kostbaren Gliedern des Leibes Jesu, vorzügliche Pflege und Fürsorge schuldig wären; und die weltliche Macht, damals der Kirche noch nicht lauernd und feindlich gegenüberstehend, sondern, zur Beförderung des bleibenden, höchsten Interesse der Menschheit, freundlich mit derselben vereint, genehmigte und sanktionirte diese schöne, den Geist wahrer Liebe und Milde athmende Verordnung. — Etwas sonderbar, besonders in unsern Zeiten möchte wohl Manchem der 15. Canon scheinen; derselbe ordnet und bestimmt mit großer Genauigkeit die Ehrenbezeugungen, welche die Laien den Geistlichen zu erweisen hätten. Wenn ein Laie einem Geistlichen, der die höheren Weihen erhalten hat, begegnet; so soll Jener zuerst den Hut abnehmen, und den Geistlichen mit einer tiefen Verbeugung begrüßen; sind Beide, der Geistliche und Laie zu Pferde, so findet das Nämliche statt; ist aber der Laie allein zu Pferde und der Geistliche zu Fuß, dann muß Ersterer sogleich vom Pferde absteigen, den Geistlichen vor sich vorüber ziehen lassen, und demselben durch Abnehmung des Hutes und die vorgeschriebene tiefe Verbeugung, die ihm geziemende Ehre erweisen. *)

*) Dieser Canon beweist, daß des Volkes Ehrerbietung gegen die Geistlichen um vieles abgenommen haben mußte. Indessen konnte dieses nicht die Folge eines bei dem Volke, wie heute zu Tage unter den vornehmern Ständen, herrschenden Unglaubens und Verachtung der Religion selbst gewesen seyn; denn, wenn auch die Franken die Vorschriften des Christenthums oft sehr schlecht befolgten; so hingen sie doch mit Aufrichtigkeit und Wärme an allen äußern Formen desselben, an Kirchen, kirchlichen Ceremonien, Prozessionen, Reliquien rc. kurz, an dem ganzen prachtvollen, jedoch nur äußern Gewand unserer heiligen Religion. Wir sind demnach

11. Sechs und vierzig Bischöfe unterzeichneten die Verhandlungen des Conciliums, und es verdient bemerkt zu werden, daß der seiner Würde entsetzte Faustinianus, so wie die übrigen auf dem Concilium verurtheilten Bischöfe ebenfalls ihre Unterschriften beifügten. Bevor die versammelten Väter sich trennten, las Einer derselben dem Concilium eine Sammlung von ihm verfertigter Gebete und Gesänge vor und äußerte den Wunsch, daß sie von der Kirche angenommen und den Gläubigen in die Hände gegeben würden. Aber das Concilium, obgleich es erklärte, daß diese Gebete ganz nach Art und in dem Geiste der Kirchengebete verfertiget wären, fand dennoch Manches daran zu tadeln; der Ausdruck schien ihm größtentheils sehr mangelhaft, oft ganz unpassend, durchaus viel zu tief unter der unendlichen Majestät Gottes, und im Ganzen auch wenig geeignet, die Gläubigen zu erbauen, und deren Herz zur wahren Andacht zu entflammen. Das Gebetbuch ward von der Kirche nicht angenommen.*)

---

völlig berechtiget, zu muthmaßen, daß blos die sehr verminderte Frömmigkeit, Heiligkeit und Sittenreinheit unter der Geistlichkeit selbst, die einzige Ursache der gegen sie ebenfalls sehr verminderten Ehrerbietung gewesen seyn mag.

*) Was würde das Concilium erst gesagt haben, wenn man ihm einen Theil der heute zu Tage erschienenen und noch immer erscheinenden Gebetbücher vorgelegt hätte, wovon manche, nicht nur im Ausdruck matt, frostig und gemein, auch oft noch Vieles enthalten, was offenbar dem Sinn und der Lehre der Kirche widerstrebt; wie z. B. die gerade vor Uns liegenden Andachten zum heiligen Joseph, München 1815. — Warum damals dergleichen Unfug gestattet ward, dies weiß der liebe Gott; Wir wissen es nicht, verlangen es auch gar nicht zu wissen.

12. Unter den zu Maçon versammelten Vätern befand sich auch der, auf dem Concilium von Braine, König Chilperich zu Gefallen, abgesetzte Bischof Prätextatus von Rouen. Sämmtliche Einwohner dieser Stadt hatten ihn gleich nach Chilperichs Tod wieder zurückgerufen, und der eingedrungene Bischof Melanius und die Königin Fredegunde, damals selbst von allen Seiten gefährdet und letztere sogar gezwungen, in dem Dom zu Paris eine Zufluchtsstätte zu suchen, es nicht vermocht, die Rückkehr desselben zu hindern. Prätextatus wandte sich hierauf sogleich an den König von Burgund, mit der Bitte, seine Sache auf das neue untersuchen zu lassen. Wirklich war auch Gunthram schon Willens, diesfalls ein Concilium zusammen zu berufen; aber die Bischöfe, namentlich Ragnemode von Paris und Bertram von Bordeaux versicherten den König, Prätextatus sey auf dem Concilium von Braines nicht abgesetzt, sondern nur auf einige Zeit aus der Gemeinschaft der übrigen Bischöfe ausgeschlossen worden, auch dessen Verbannung blos ein Werk königlicher Willkühr gewesen. Der eingedrungene Melanius mußte nun dem rechtmäßigen Bischofe weichen, verließ Rouen und ging zu Fredegunde nach Reuil, dem ihr von Gunthram angewiesenen Wittwensitz.

13. Das Glück, ihren frommen Bischof wieder zu besitzen, war indessen für die Einwohner von Rouen von nicht sehr langer Dauer. Unter der Minderjährigkeit ihres Sohnes hatte Fredegunde bald wieder bedeutenden Einfluß gewonnen. Nach Verlauf von ungefähr zwei Jahren, als Prätextatus so eben von dem zweiten, in Maçon gehaltenen Concilium, zu seiner Kirche zurückgekehrt war, kam auch Fredegunde nach Rouen. Bald entspann sich zwischen ihr und dem Bischof ein heftiger Wortwechsel.

Mit der Furchtlosigkeit eines Heiligen warf Prätextatus ihr ihre Schandthaten vor, und ermahnte sie zur Buße. Aber Fredegunde war an eine solche Sprache nicht gewöhnt, wollte noch weniger etwas von Buße hören, und erkaufte einen Meuchelmörder, um dem Bischofe für seine Freimüthigkeit zu lohnen. Der blutige Frevel ward gleich am nächsten Sonntag verübt. An einen Chorstuhl angelehnt, stand Prätextatus in seiner Kirche, und sang die Frühmetten, als er plötzlich von einem unbekannten Menschen einen Dolchstich in die Seite erhielt. Er rief seine Geistlichen zu Hülfe; aber niemand eilte herbei, und der Mörder entkam durch schleunige Flucht. Prätextatus raffte seine Kräfte zusammen, wankte an den Altar, stärkte sich durch die heilige Eucharistie, und sank dann zur Erde. Einige aus dem, im Schiffe der Kirche versammelten Volke kamen herbei, und trugen den tödtlich Verwundeten in seine bischöfliche Wohnung. Die ganze Stadt kam ob dieser Greulthat in Bewegung. Um den Verdacht einer Theilnahme an diesem Mord von sich zu entfernen, eilte Fredegunde, dem sterbenden Bischof einen Besuch zu machen. „Das hat uns noch gefehlt,„ sagte sie beim Eintreten in das Gemach des Prätextatus, „daß dieses schreckliche Unglück Euch treffen mußte; aber ich werde nicht ruhen, bis der Mörder entdeckt ist, und durch den grausamsten Tod soll er dann für seinen Frevel büßen." — Prätextatus ließ sich jedoch durch diese Künste nicht täuschen. „Woher anders,„ sagte er zur Königin, „kann dieser tödtliche Streich gekommen seyn, als von der Hand, die schon so vieles unschuldige Blut, und selbst unserer Könige vergossen hat." — Fredegunde stellte sich, als wenn sie den Sinn dieser Worte nicht verstünde, fuhr fort, das gemeinschaftliche Unglück zu bejammern, und bot

dem Bischof ihre eigenen Aerzte an. „Ich bedarf," erwiederte Prätextat, „keiner Aerzte mehr. Ich fühle, daß der Herr mich zu sich ruft; aber mein Blut wird über das Haupt der Schuldigen kommen." — Aber Nichts vermochte Fredegunde außer Fassung zu bringen; sie hoffe, sagte sie, daß es vielleicht dennoch den Aerzten gelingen werde, ein so kostbares Leben zu erhalten, und verließ dann mit einer äußern Ruhe, wie kaum das Bewußtseyn der reinsten Unschuld sie zu geben vermag, das Gemach des Sterbenden. Prätextatus benutzte die wenigen Augenblicke, die ihm noch übrig waren, um einige Angelegenheiten seines Hauses zu ordnen, und verschied hierauf noch am Abend desselben Tages.

14. Nur ein Schrei des Abscheues erscholl in ganz Gallien gegen die verruchte That und deren Urheber. Fredegundens Name ward laut genannt, und ein fränkischer Ritter, der in der Gegend von Rouen auf seinen Gütern lebte, hatte sogar den Muth, zu der Königin nach Rouen zu gehen, und ihr gerade heraus zu sagen, welcher schreckliche Verdacht auf ihr laste. Uebrigens, setzte er hinzu, werden wir auch ohne Euer Zuthun die nöthigen Masregeln ergreifen, um den Mörder zu entdecken, und ihn, wer es alsdann auch immer seyn mag, wie er es verdient, zu bestrafen. Auch diesem gab Fredegunde in Allem Recht, lobte seinen Eifer, und da sie ihr Aeußeres nie besser zu beherrschen wußte, als wann sie, um sich zu rächen, auf neuen Frevel sann; so ward sie nach und nach so freundlich, daß sie den Ritter, ohne dessen Verdacht zu erregen, zur Tafel laden konnte. Die Einladung nahm er zwar nicht an; aber auf Fredegundens zudringliches Bitten, daß er doch, wenigstens des äußern Anstandes wegen, einen Im-

niglichen Pallast nicht verlassen möchte, ohne vorher eine Erfrischung genommen zu haben, leerte er einen, ihm dargereichten Becher Wein mit Honig gemischt. Schnell war die Wirkung des Giftes, und der edle Franke verschied unter Weges, bevor er noch seinen Landsitz wieder erreicht hatte.

15. Auch an den Hof des Königes von Burgund gelangte bald das Gerücht von dieser schauerlichen Mordthat. Gunthram ordnete Gesandte an seinen Neffen, den jungen Clothar. Sie foderten im Namen des Königes von Burgund, des Vormundes seines Neffen, daß man die schärfsten Nachforschungen anstellen, und den Thäter, wenn man ihn entdeckt haben würde, dem König, ihrem Herrn ausliefern sollte. Die fränkischen Großen, welche während der Minderjährigkeit Clothars, das Conseil des Königes bildeten, weigerten sich jedoch, das Verlangen Gunthrams zu erfüllen; es sey dieß, sagten sie, ein Eingriff in die Souverainetätsrechte ihres jungen Monarchen; wollten sie es zu geben; so könnten sie einst, wenn Clothar die Regierung selbst übernommen haben würde, darüber zur Verantwortung gezogen werden. Indessen ließen sie den König von Burgund versichern, daß sie alle Kräfte aufbieten würden, um den Thäter zu entdecken, und das Blut des ermordeten Bischofes an dem Bösewicht zu rächen.

16. Aber mit noch größerer Energie handelte Leudowald von Bayeux, erster Suffraganbischof der Metropolitankirche von Rouen. In einem Rundschreiben an alle Bischöfe der Provinz, machte er die greulvolle That denselben bekannt, berief hierauf mehrere davon zu einem Concilium in Bayeux, und ging, nachdem er sich mit ihnen berathen hatte, nach Rouen, ließ dort alle Kirchen schlie-

ßen, verbot jede Ausübung öffentlichen Gottesdienstes und belegte, bis zur Entdeckung des Mörders, die Stadt und deren Gebiet mit dem Interdikt.

17. Aber um so mehr ward jetzt Fredegunde ein Gegenstand der Verwünschung und des allgemeinen Hasses. Um sich in der öffentlichen Meinung einigermaaßen zu rechtfertigen, zerbrach sie nun selbst das Werkzeug, dessen sie sich zu ihrem Frevel bedient hatte. Sie befahl nämlich, denjenigen unter ihren Sclaven, der wirklich den Mord begangen hatte, zu greifen, ihn mit Ruthen zu züchtigen, und dann, nach Sitte der Franken, dem nächsten Anverwandten des Ermordeten, einem Neffen des Prätextatus auszuliefern. Diesem ließ sie sagen, auf dem Sclaven, den sie ihm übersende, hafte schwerer Verdacht; ihm gezieme es also, jetzt zu untersuchen und zu erforschen, ob jener Verdacht gegründet oder ungegründet, mithin der Sclave schuldig oder nicht schuldig sey. Beide hatten sich vorher gegenseitig versprochen, der Sclave, nichts zu bekennen, die Königin, ihn hierauf aus den Händen des Anverwandten des Prätextatus wieder zu befreien, dann mit Reichthümern ihn und seine Familie zu überhäufen. Aber bei dem blosen Anblick der Marterwerkzeuge entsank dem Elenden schon der Muth. Unter den Qualen der Folter bekannte er, daß er von der Königin, dem Bischofe Melanius und dem Archidiacon der Kirche von Rouen zur Mordthat wäre erkauft worden. Die Königin hätte ihm hundert, Melanius fünfzig und der Archidiacon ebenfalls fünfzig Goldsous, und nebst dem Gelde noch ihm und seiner Frau die Freiheit versprochen. Von Zorn und Abscheu überwältiget, zog jetzt Prätextatus Neffe sein Schwert, und stieß es dem Sclaven in den Leib. Aber nun

hatte Fredegunde gesiegt; der einzige Zeuge, den sie fürchten mußte, war nicht mehr unter den Lebenden; die Aussage eines Sclaven, den Fredegunde selbst hatte greifen, züchtigen, und dem Neffen des Prätextatus zur peinlichen Befragung hatte ausliefern lassen, ward für falsch und unzulässig erklärt, die öffentliche Stimme gerechten Unwillens, durch die ungleich lauterere Stimme des, durch Gnadenbezeugungen und kostbare Geschenke noch zahlreicher gewordenen Anhanges der Königin nach und nach erstickt, und endlich — was beinahe unglaublich scheint — Fredegundens Günstling, der Mörder Melanius auf den, von Prätextatus Blut noch rauchenden, erzbischöflichen Stuhl von Rouen erhoben.

XXI.

1. Johannes der Fastende, welcher in der Kirche von Constantinopel dem heiligen Eutychius gefolgt war, scheint zu denjenigen gehört zu haben, von welchen das Evangelium sagt, daß sie, wenn sie fasten, auch trübe uud sauer aussehen, um mit ihrem Fasten vor den Augen der Menschen zu glänzen. Als er hörte, daß er zum Bischof von Constantinopel würde gewählt werden, verbarg er sich, jedoch so, daß ihn jeder leicht finden konnte. Auf den Patriarchenstuhl erhoben, zeigte er bald, daß von den Tugenden, mit welchen er vor der Welt prangte, nichts weniger als Demuth die Wurzel sey. Den Plan, dessen Grundlinien Anatolius entworfen, und den Acacius schon in fester gezeichneten Umrissen ausgearbeitet hatte, faßte Johannes auf das neue wieder auf; und ohne des Pabstes Pelagius friedeliebende Nachgiebigkeit und Gregors des Großen schonendes,

blos auf Bitten und Ermahnen sich beschränkendes Benehmen, hätte wahrscheinlich der stolze Fastende das schöne Einigungsband zwischen der römischen Kirche und jenen des Morgenlandes abermals wieder zerrissen. Um seine hochfahrenden, in ihren Folgen so verderblichen Anmaßungen zu entfalten, bedurfte es für Johannes nur einer schicklichen Gelegenheit, und diese bot sich ihm dar, als der Kaiser ihm den Auftrag gab, ein Concilium von Bischöfen in Constantinopel zu versammeln. Die Veranlassung zu diesem Concilium gab nachstehendes, für die Kirche von Antiochien höchst beklagenswerthe Ereigniß.

2. Es ist eine schon oft gemachte Bemerkung, daß ein Leben, wie rein und tadellos und erhaben auch über alle andere, doch nie jede Anfeindung des Neides von selbst niederzuschlagen im Stand sey. Diese bittere Erfahrung sollte auch der höchst ehrwürdige Bischof Gregor von Antiochien jetzt machen. Mit Weisheit und Milde, und sanftem, evangelischem Sinne hatte er ungefähr schon fünfzehen Jahre der Kirche von Antiochien vorgestanden, als es dem, unlängst von Kaiser Mauritius zum Statthalter von Syrien ernannten Comes Asterius einfiel, Gregors geheimer Feind zu werden. Wahrscheinlich war des Bischofes Nähe dem Grafen zur Last; denn mit dem natürlichen, würdevollen Betragen Gregors contrastirte gar seltsam des Asterius persönliche Gemeinheit. Zu verständig, um seine Inferiorität nicht zu fühlen, und doch zu klein, um höherm Verdienste freiwillig zu huldigen, sann Asterius auf Mittel, Gregors Ansehen in der öffentlichen Meinung zu stürzen. Einige angesehene Einwohner auf seine Seite zu ziehen, war ihm, in seiner Stellung als Statthalter der Provinz, sehr leicht, und noch leichter, den zahllosen müßigen Pöbel von Antiochien gegen seinen Bischof

zu erregen. Die Frechheit dieses Gesindels, dem seine große Anzahl und der Schutz des Statthalters volle Straflosigkeit verbürgten, kannte bald gar keine Schranken. Wo immer nur der Bischof auf der Straße erschien, ward er mit Schmähungen überhäuft; nicht selten wurden Koth und Steine nach seinen Begleitern geschleudert. Endlich ging der Unfug so weit, daß man ihn gar auf dem Theater nachäffte, und von der Bühne herab die schändlichsten Spottlieder öffentlich auf ihn sang. Vieles hatte Gregor schon erduldet; aber jetzt war seine bischöfliche Würde verletzt; er schrieb an den Kaiser, und Mauritius ernannte auf der Stelle dem Asterius den Comes Johannes zum Nachfolger.

3. Johannes war ein beschränkter Kopf, untüchtig zu jedem Geschäfte. Der Kaiser hatte ihm befohlen, vor allem die Ruhe in der Stadt wieder herzustellen, um desto leichter, wenn die Gemüther besänftiget und der Partheigeist beschwichtiget wären, die Wahrheit erforschen und darüber nach Hof berichten zu können. Statt diesen Auftrag zu erfüllen, ließ Johannes gleich bei seiner Ankunft in Antiochien an allen Straßenecken anschlagen, daß er jede Klage gegen den Bischof annehmen würde, mithin auch ein jeder, welcher klagbar gegen denselben auftreten wollte, ihm seine Anklagschrift einreichen möchte. Dieser unverständige Aufruf vermehrte die Gährung. Es regnete jetzt gleichsam Klagschriften, oder vielmehr schändliche Libellen gegen den Bischof. Johannes nahm sie alle an, denn eine war immer boshafter und verläumderischer, aber zugleich auch alberner und ungegründeter als die andere. Gregor ward des Aufruhrs, Ehebruchs und der Blutschande angeklagt. Er störe, sagten seine Ankläger, die Eintracht der Bürger, gefährde durch seinen kühnen Anhang die

Ruhe der Stadt, und lebe in einem ehebrecherischen und zugleich blutschänderischen Verhältniß mit seiner verheiratheten Schwester. Was den ersten Anklagepunkt betraf, so zeigte Gregor sich bereitwillig, die Gerichtsbarkeit des Johannes anzuerkennen, und vor demselben sich zu verantworten; in Ansehung des zweiten aber appellirte er an den Kaiser und an ein Concilium. Gregor begab sich hierauf nach Constantinopel; mit sich nahm er dahin den Evagrius, den er zu seinem Anwald gewählt, und der daher auch, weil Augenzeuge, den ganzen Hergang in seiner Kirchengeschichte aufgezeichnet hat. (Evag. L. c. 7.)

4. Johannes von Constantinopel versammelte nun ein zahlreiches Concilium; aber dasselbe bestand nicht blos aus den, gerade am Hofe anwesenden Prälaten, sondern auch die benachbarten Metropolitan-Bischöfe, und sämmtliche Patriarchen mußten, entweder in Person oder durch ihre Bevollmächtigten auf demselben erscheinen. Es schmeichelte dem Stolz des Fastenden, die Säulen der morgenländischen Kirche, die Bischöfe uralter apostolischer Stühle, und die vornehmsten Metropoliten, unter seinem leitenden Einfluß in Constantinopel zu erblicken. Auch der ganze Senat wurde zu dem Concilium gezogen, und, wie es scheint, wollten jetzt beide Mächte, die geistliche und weltliche, sich vereinigen, um in einer, für die Kirche, die hohe bischöfliche Würde und die Beruhigung der Gläubigen, so wichtigen Angelegenheit, mit desto feierlicherm Ernste, desto größerer Unpartheilichkeit und Gerechtigkeitsliebe zu erkennen. Mehrere Sitzungen wurden gehalten; und nach der strengsten und gewissenhaftesten Untersuchung ward endlich der Patriarch von Antiochien für schuldlos erklärt, von aller und jeder Anklage freigesprochen. Gregors boshafte und schändliche Verläumder, worunter ein

zu erregen. Die Frechheit dieses Gesindels, dem seine große Anzahl und der Schutz des Statthalters volle Straflosigkeit verbürgten, kannte bald gar keine Schranken. Wo immer nur der Bischof auf der Straße erschien, ward er mit Schmähungen überhäuft; nicht selten wurden Koth und Steine nach seinen Begleitern geschleudert. Endlich ging der Unfug so weit, daß man ihn gar auf dem Theater nachäffte, und von der Bühne herab die schändlichsten Spottlieder öffentlich auf ihn sang. Vieles hatte Gregor schon erduldet; aber jetzt war seine bischöfliche Würde verletzt; er schrieb an den Kaiser, und Mauritius ernannte auf der Stelle dem Asterius den Comes Johannes zum Nachfolger.

3. Johannes war ein beschränkter Kopf, untüchtig zu jedem Geschäfte. Der Kaiser hatte ihm befohlen, vor allem die Ruhe in der Stadt wiederherzustellen, um desto leichter, wenn die Gemüther besänftiget und der Partheigeist beschwichtiget wären, die Wahrheit erforschen und darüber nach Hof berichten zu können. Statt diesen Auftrag zu erfüllen, ließ Johannes gleich bei seiner Ankunft in Antiochien an allen Straßenecken anschlagen, daß er jede Klage gegen den Bischof annehmen würde, mithin auch ein jeder, welcher klagbar gegen denselben auftreten wollte, ihm seine Anklagschrift einreichen möchte. Dieser unverständige Aufruf vermehrte die Gährung. Es regnete jetzt gleichsam Klagschriften, oder vielmehr schändliche Libellen gegen den Bischof. Johannes nahm sie alle an, denn eine war immer boshafter und verläumderischer, aber zugleich auch alberner und ungegründeter als die andere. Gregor ward des Aufruhrs, Ehebruchs und der Blutschande angeklagt. Er störe, sagten seine Ankläger, die Eintracht der Bürger, gefährde durch seinen kühnen Anhang die

chen sie, wie allen Armen und Leidenden, diesen kostbaren Gliedern des Leibes Jesu, vorzügliche Pflege und Fürsorge schuldig wären; und die weltliche Macht, damals der Kirche noch nicht lauernd und feindlich gegenüberstehend, sondern, zur Beförderung des bleibenden, höchsten Interesse der Menschheit, freundlich mit derselben vereint, genehmigte und sanktionirte diese schöne, den Geist wahrer Liebe und Milde athmende Verordnung. — Etwas sonderbar, besonders in unsern Zeiten möchte wohl Manchem der 15. Canon scheinen; derselbe ordnet und bestimmt mit großer Genauigkeit die Ehrenbezeugungen, welche die Laien den Geistlichen zu erweisen hätten. Wenn ein Laie einem Geistlichen, der die höheren Weihen erhalten hat, begegnet; so soll Jener zuerst den Hut abnehmen, und den Geistlichen mit einer tiefen Verbeugung begrüßen; sind Beide, der Geistliche und Laie zu Pferde, so findet das Nämliche statt; ist aber der Laie allein zu Pferde und der Geistliche zu Fuß, dann muß Ersterer sogleich vom Pferde absteigen, den Geistlichen vor sich vorüber ziehen lassen, und demselben durch Abnehmung des Hutes und die vorgeschriebene tiefe Verbeugung, die ihm geziemende Ehre erweisen. *)

*) Dieser Canon beweist, daß des Volkes Ehrerbietung gegen die Geistlichen um vieles abgenommen haben mußte. Indessen konnte dieses nicht die Folge eines bei dem Volke, wie heute zu Tage unter den vornehmern Ständen, herrschenden Unglaubens und Verachtung der Religion selbst gewesen seyn; denn, wenn auch die Franken die Vorschriften des Christenthums oft sehr schlecht befolgten; so hingen sie doch mit Aufrichtigkeit und Wärme an allen äußern Formen desselben, an Kirchen, kirchlichen Ceremonien, Prozessionen, Reliquien rc. kurz, an dem ganzen prachtvollen, jedoch nur äußern Gewand unserer heiligen Religion. Wir sind demnach

11. Sechs und vierzig Bischöfe unterzeichneten die Verhandlungen des Conciliums, und es verdient bemerkt zu werden, daß der seiner Würde entsetzte Faustinianus, so wie die übrigen auf dem Concilium verurtheilten Bischöfe ebenfalls ihre Unterschriften beifügten. Bevor die versammelten Väter sich trennten, las Einer derselben dem Concilium eine Sammlung von ihm verfertigter Gebete und Gesänge vor und äußerte den Wunsch, daß sie von der Kirche angenommen und den Gläubigen in die Hände gegeben würden. Aber das Concilium, obgleich es erklärte, daß diese Gebete ganz nach Art und in dem Geiste der Kirchengebete verfertiget wären, fand dennoch Manches daran zu tadeln; der Ausdruck schien ihm größtentheils sehr mangelhaft, oft ganz unpassend, durchaus viel zu tief unter der unendlichen Majestät Gottes, und im Ganzen auch wenig geeignet, die Gläubigen zu erbauen, und deren Herz zur wahren Andacht zu entflammen. Das Gebetbuch ward von der Kirche nicht angenommen.*)

---

völlig berechtiget, zu muthmaßen, daß blos die sehr verminderte Frömmigkeit, Heiligkeit und Sittenreinheit unter der Geistlichkeit selbst, die einzige Ursache der gegen sie ebenfalls sehr verminderten Ehrerbietung gewesen seyn mag.

*) Was würde das Concilium erst gesagt haben, wenn man ihm einen Theil der heute zu Tage erschienenen und noch immer erscheinenden Gebetbücher vorgelegt hätte, wovon manche, nicht nur im Ausdruck matt, frostig und gemein, auch oft noch Vieles enthalten, was offenbar dem Sinn und der Lehre der Kirche widerstrebt; wie z. B. die gerade vor Uns liegenden Andachten zum heiligen Joseph, München 1815. — Warum damals dergleichen Unfug gestattet ward, dies weiß der liebe Gott; Wir wissen es nicht, verlangen es auch gar nicht zu wissen.

12. Unter den zu Maçon versammelten Vätern befand sich auch der, auf dem Concilium von Braine, König Chilperich zu Gefallen, abgesetzte Bischof Prätextatus von Rouen. Sämmtliche Einwohner dieser Stadt hatten ihn gleich nach Chilperichs Tod wieder zurückgerufen, und der eingedrungene Bischof Melanius und die Königin Fredegunde, damals selbst von allen Seiten gefährdet und letztere sogar gezwungen, in dem Dom zu Paris eine Zufluchtsstätte zu suchen, es nicht vermocht, die Rückkehr desselben zu hindern. Prätextatus wandte sich hierauf sogleich an den König von Burgund, mit der Bitte, seine Sache auf das neue untersuchen zu lassen. Wirklich war auch Gunthram schon Willens, diesfalls ein Concilium zusammen zu berufen; aber die Bischöfe, namentlich Ragnemode von Paris und Bertram von Bordeaux versicherten den König, Prätextatus sey auf dem Concilium von Braines nicht abgesetzt, sondern nur auf einige Zeit aus der Gemeinschaft der übrigen Bischöfe ausgeschlossen worden, auch dessen Verbannung blos ein Werk königlicher Willkühr gewesen. Der eingedrungene Melanius mußte nun dem rechtmäßigen Bischofe weichen, verließ Rouen und ging zu Fredegunde nach Reuil, dem ihr von Gunthram angewiesenen Wittwensitz.

13. Das Glück, ihren frommen Bischof wieder zu besitzen, war indessen für die Einwohner von Rouen von nicht sehr langer Dauer. Unter der Minderjährigkeit ihres Sohnes hatte Fredegunde bald wieder bedeutenden Einfluß gewonnen. Nach Verlauf von ungefähr zwei Jahren, als Prätextatus so eben von dem zweiten, in Maçon gehaltenen Concilium, zu seiner Kirche zurückgekehrt war, kam auch Fredegunde nach Rouen. Bald entspann sich zwischen ihr und dem Bischof ein heftiger Wortwechsel,

Mit der Furchtlosigkeit eines Heiligen warf Prätextatus ihr ihre Schandthaten vor, und ermahnte sie zur Buße. Aber Fredegunde war an eine solche Sprache nicht gewöhnt, wollte noch weniger etwas von Buße hören, und erkaufte einen Meuchelmörder, um dem Bischofe für seine Freimüthigkeit zu lohnen. Der blutige Frevel ward gleich am nächsten Sonntag verübt. An einen Chorstuhl angelehnt, stand Prätextatus in seiner Kirche, und sang die Frühmetten, als er plötzlich von einem unbekannten Menschen einen Dolchstich in die Seite erhielt. Er rief seine Geistlichen zu Hülfe; aber niemand eilte herbei, und der Mörder entkam durch schleunige Flucht. Prätextatus raffte seine Kräfte zusammen, wankte an den Altar, stärkte sich durch die heilige Eucharistie, und sank dann zur Erde. Einige aus dem, im Schiffe der Kirche versammelten Volke kamen herbei, und trugen den tödtlich Verwundeten in seine bischöfliche Wohnung. Die ganze Stadt kam ob dieser Greulthat in Bewegung. Um den Verdacht einer Theilnahme an diesem Mord von sich zu entfernen, eilte Fredegunde, dem sterbenden Bischof einen Besuch zu machen. „Das hat uns noch gefehlt,„ sagte sie beim Eintreten in das Gemach des Prätextatus, „daß dieses schreckliche Unglück Euch treffen mußte; aber ich werde nicht ruhen, bis der Mörder entdeckt ist, und durch den grausamsten Tod soll er dann für seinen Frevel büßen.“ — Prätextatus ließ sich jedoch durch diese Künste nicht täuschen. „Woher anders,„ sagte er zur Königin, „kann dieser tödtliche Streich gekommen seyn, als von der Hand, die schon so vieles unschuldige Blut, und selbst unserer Könige vergossen hat.“ — Fredegunde stellte sich, als wenn sie den Sinn dieser Worte nicht verstünde, fuhr fort, das gemeinschaftliche Unglück zu bejammern, und bot

dem Bischof ihre eigenen Aerzte an. „Ich bedarf,“ erwiederte Prätextat, „keiner Aerzte mehr. Ich fühle, daß der Herr mich zu sich ruft; aber mein Blut wird über das Haupt der Schuldigen kommen.“ — Aber Nichts vermochte Fredegunde außer Fassung zu bringen; sie hoffe, sagte sie, daß es vielleicht dennoch den Aerzten gelingen werde, ein so kostbares Leben zu erhalten, und verließ dann mit einer äußern Ruhe, wie kaum das Bewußtseyn der reinsten Unschuld sie zu geben vermag, das Gemach des Sterbenden. Prätextatus benutzte die wenigen Augenblicke, die ihm noch übrig waren, um einige Angelegenheiten seines Hauses zu ordnen, und verschied hierauf noch am Abend desselben Tages.

14. Nur ein Schrei des Abscheues erscholl in ganz Gallien gegen die verruchte That und deren Urheber. Fredegundens Name ward laut genannt, und ein fränkischer Ritter, der in der Gegend von Rouen auf seinen Gütern lebte, hatte sogar den Muth, zu der Königin nach Rouen zu gehen, und ihr gerade heraus zu sagen, welcher schreckliche Verdacht auf ihr laste. Uebrigens, setzte er hinzu, werden wir auch ohne Euer Zuthun die nöthigen Masregeln ergreifen, um den Mörder zu entdecken, und ihn, wer es alsdann auch immer seyn mag, wie er es verdient, zu bestrafen. Auch diesem gab Fredegunde in Allem Recht, lobte seinen Eifer, und da sie ihr Aeußeres nie besser zu beherrschen wußte, als wann sie, um sich zu rächen, auf neuen Frevel sann; so ward sie nach und nach so freundlich, daß sie den Ritter, ohne dessen Verdacht zu erregen, zur Tafel laden konnte. Die Einladung nahm er zwar nicht an; aber auf Fredegundens zudringliches Bitten, daß er doch, wenigstens des äußern Anstandes wegen, einen Im-

niglichen Pallast nicht verlassen möchte, ohne vorher eine Erfrischung genommen zu haben, leerte er einen, ihm dargereichten Becher Wein mit Honig gemischt. Schnell war die Wirkung des Giftes, und der edle Franke verschied unter Weges, bevor er noch seinen Landsitz wieder erreicht hatte.

15. Auch an den Hof des Königes von Burgund gelangte bald das Gerücht von dieser schauerlichen Mordthat. Gunthram ordnete Gesandte an seinen Neffen, den jungen Clothar. Sie foderten im Namen des Königes von Burgund, des Vormundes seines Neffen, daß man die schärfsten Nachforschungen anstellen, und den Thäter, wenn man ihn entdeckt haben würde, dem König, ihrem Herrn ausliefern sollte. Die fränkischen Großen, welche während der Minderjährigkeit Clothars, das Conseil des Königes bildeten, weigerten sich jedoch, das Verlangen Gunthrams zu erfüllen; es sey dieß, sagten sie, ein Eingriff in die Souverainetätsrechte ihres jungen Monarchen; wollten sie es zu geben; so könnten sie einst, wenn Clothar die Regierung selbst übernommen haben würde, darüber zur Verantwortung gezogen werden. Indessen ließen sie den König von Burgund versichern, daß sie alle Kräfte aufbieten würden, um den Thäter zu entdecken, und das Blut des ermordeten Bischofes an dem Bösewicht zu rächen.

16. Aber mit noch größerer Energie handelte Leudowald von Bayeux, erster Suffraganbischof der Metropolitankirche von Rouen. In einem Rundschreiben an alle Bischöfe der Provinz, machte er die greulvolle That denselben bekannt, berief hierauf mehrere davon zu einem Concilium in Bayeux, und ging, nachdem er sich mit ihnen berathen hatte, nach Rouen, ließ dort alle Kirchen schlie-

ßen, verbot jede Ausübung öffentlichen Gottesdienstes und belegte, bis zur Entdeckung des Mörders, die Stadt und deren Gebiet mit dem Interdikt.

17. Aber um so mehr ward jetzt Fredegunde ein Gegenstand der Verwünschung und des allgemeinen Hasses. Um sich in der öffentlichen Meinung einigermaaßen zu rechtfertigen, zerbrach sie nun selbst das Werkzeug, dessen sie sich zu ihrem Frevel bedient hatte. Sie befahl nämlich, denjenigen unter ihren Sclaven, der wirklich den Mord begangen hatte, zu greifen, ihn mit Ruthen zu züchtigen, und dann, nach Sitte der Franken, dem nächsten Anverwandten des Ermordeten, einem Neffen des Prätextatus auszuliefern. Diesem ließ sie sagen, auf dem Sclaven, den sie ihm übersende, hafte schwerer Verdacht; ihm gezieme es also, jetzt zu untersuchen und zu erforschen, ob jener Verdacht gegründet oder ungegründet, mithin der Sclave schuldig oder nicht schuldig sey. Beide hatten sich vorher gegenseitig versprochen, der Sclave, nichts zu bekennen, die Königin, ihn hierauf aus den Händen des Anverwandten des Prätextatus wieder zu befreien, dann mit Reichthümern ihn und seine Familie zu überhäufen. Aber bei dem blosen Anblick der Marterwerkzeuge entsank dem Elenden schon der Muth. Unter den Qualen der Folter bekannte er, daß er von der Königin, dem Bischofe Melanius und dem Archidiacon der Kirche von Rouen zur Mordthat wäre erkauft worden. Die Königin hätte ihm hundert, Melanius fünfzig und der Archidiacon ebenfalls fünfzig Goldsous, und nebst dem Gelde noch ihm und seiner Frau die Freiheit versprochen. Von Zorn und Abscheu überwältiget, zog jetzt Prätextatus Neffe sein Schwert, und stieß es dem Sclaven in den Leib. Aber nun

hatte Fredegunde gesiegt; der einzige Zeuge, den sie fürchten mußte, war nicht mehr unter den Lebenden; die Aussage eines Sclaven, den Fredegunde selbst hatte greifen, züchtigen, und dem Neffen des Prätextatus zur peinlichen Befragung hatte ausliefern lassen, ward für falsch und unzulässig erklärt, die öffentliche Stimme gerechten Unwillens, durch die ungleich lauterere Stimme des, durch Gnadenbezeugungen und kostbare Geschenke noch zahlreicher gewordenen Anhanges der Königin nach und nach erstickt, und endlich — was beinahe unglaublich scheint — Fredegundens Günstling, der Mörder Melanius auf den, von Prätextatus Blut noch rauchenden, erzbischöflichen Stuhl von Rouen erhoben.

XXI.

1. Johannes der Fastende, welcher in der Kirche von Constantinopel dem heiligen Eutychius gefolgt war, scheint zu denjenigen gehört zu haben, von welchen das Evangelium sagt, daß sie, wenn sie fasten, auch trübe uud sauer aussehen, um mit ihrem Fasten vor den Augen der Menschen zu glänzen. Als er hörte, daß er zum Bischof von Constantinopel würde gewählt werden, verbarg er sich, jedoch so, daß ihn jeder leicht finden konnte. Auf den Patriarchenstuhl erhoben, zeigte er bald, daß von den Tugenden, mit welchen er vor der Welt prangte, nichts weniger als Demuth die Wurzel sey. Den Plan, dessen Grundlinien Anatolius entworfen, und den Acacius schon in fester gezeichneten Umrissen ausgearbeitet hatte, faßte Johannes auf das neue wieder auf; und ohne des Pabstes Pelagius friedeliebende Nachgiebigkeit und Gregors des Großen schonendes,

blos auf Bitten und Ermahnen sich beschränkendes Benehmen, hätte wahrscheinlich der stolze Fastende das schöne Einigungsband zwischen der römischen Kirche und jenen des Morgenlandes abermals wieder zerrissen. Um seine hochfahrenden, in ihren Folgen so verderblichen Anmaßungen zu entfalten, bedurfte es für Johannes nur einer schicklichen Gelegenheit, und diese bot sich ihm dar, als der Kaiser ihm den Auftrag gab, ein Concilium von Bischöfen in Constantinopel zu versammeln. Die Veranlassung zu diesem Concilium gab nachstehendes, für die Kirche von Antiochien höchst beklagenswerthe Ereigniß.

2. Es ist eine schon oft gemachte Bemerkung, daß ein Leben, wie rein und tadellos und erhaben auch über alle andere, doch nie jede Anfeindung des Neides von selbst niederzuschlagen im Stand sey. Diese bittere Erfahrung sollte auch der höchst ehrwürdige Bischof Gregor von Antiochien jetzt machen. Mit Weisheit und Milde, und sanftem, evangelischem Sinne hatte er ungefähr schon fünfzehen Jahre der Kirche von Antiochien vorgestanden, als es dem, unlängst von Kaiser Mauritius zum Statthalter von Syrien ernannten Comes Asterius einfiel, Gregors geheimer Feind zu werden. Wahrscheinlich war des Bischofes Nähe dem Grafen zur Last; denn mit dem natürlichen, würdevollen Betragen Gregors contrastirte gar seltsam des Asterius persönliche Gemeinheit. Zu verständig, um seine Inferiorität nicht zu fühlen, und doch zu klein, um höherm Verdienste freiwillig zu huldigen, sann Asterius auf Mittel, Gregors Ansehen in der öffentlichen Meinung zu stürzen. Einige angesehene Einwohner auf seine Seite zu ziehen, war ihm, in seiner Stellung als Statthalter der Provinz, sehr leicht, und noch leichter, den zahllosen müßigen Pöbel von Antiochien gegen seinen Bischof

zu erregen. Die Frechheit dieses Gesindels, dem seine große Anzahl und der Schutz des Statthalters volle Straflosigkeit verbürgten, kannte bald gar keine Schranken. Wo immer nur der Bischof auf der Straße erschien, ward er mit Schmähungen überhäuft; nicht selten wurden Koth und Steine nach seinen Begleitern geschleudert. Endlich ging der Unfug so weit, daß man ihn gar auf dem Theater nachäffte, und von der Bühne herab die schändlichsten Spottlieder öffentlich auf ihn sang. Vieles hatte Gregor schon erduldet; aber jetzt war seine bischöfliche Würde verletzt; er schrieb an den Kaiser, und Mauritius ernannte auf der Stelle dem Asterius den Comes Johannes zum Nachfolger.

3. Johannes war ein beschränkter Kopf, untüchtig zu jedem Geschäfte. Der Kaiser hatte ihm befohlen, vor allem die Ruhe in der Stadt wieder herzustellen, um desto leichter, wenn die Gemüther besänftiget und der Partheigeist beschwichtiget wären, die Wahrheit erforschen und darüber nach Hof berichten zu könnnen. Statt diesen Auftrag zu erfüllen, ließ Johannes gleich bei seiner Ankunft in Antiochien an allen Straßenecken anschlagen, daß er jede Klage gegen den Bischof annehmen würde, mithin auch ein jeder, welcher klagbar gegen denselben auftreten wollte, ihm seine Anklagschrift einreichen möchte. Dieser unverständige Aufruf vermehrte die Gährung. Es regnete jetzt gleichsam Klagschriften, oder vielmehr schändliche Libellen gegen den Bischof. Johannes nahm sie alle an, denn eine war immer boshafter und verläumderischer, aber zugleich auch alberner und ungegründeter als die andere. Gregor ward des Aufruhrs, Ehebruchs und der Blutschande angeklagt. Er störe, sagten seine Ankläger, die Eintracht der Bürger, gefährde durch seinen kühnen Anhang die

Ruhe der Stadt, und lebe in einem ehebrecherischen und zugleich blutschänderischen Verhältniß mit seiner verheiratheten Schwester. Was den ersten Anklagepunkt betraf, so zeigte Gregor sich bereitwillig, die Gerichtsbarkeit des Johannes anzuerkennen, und vor demselben sich zu verantworten; in Ansehung des zweiten aber appellirte er an den Kaiser und an ein Concilium. Gregor begab sich hierauf nach Constantinopel; mit sich nahm er dahin den Evagrius, den er zu seinem Anwald gewählt, und der daher auch, weil Augenzeuge, den ganzen Hergang in seiner Kirchengeschichte aufgezeichnet hat. (Evag. L. 6. c. 7.)

4. Johannes von Constantinopel versammelte nun ein zahlreiches Concilium; aber dasselbe bestand nicht blos aus den, gerade am Hofe anwesenden Prälaten, sondern auch die benachbarten Metropoliten, Bischöfe, und sämmtliche Patriarchen mußten, entweder in Person oder durch ihre Bevollmächtigten auf demselben erscheinen. Es schmeichelte dem Stolz des Fastenden, die Säulen der morgenländischen Kirche, die Bischöfe uralter apostolischer Stühle, und die vornehmsten Metropoliten, unter seinem leitenden Einfluß in Constantinopel zu erblicken. Auch der ganze Senat wurde zu dem Concilium gezogen, und wie es scheint, wollten jetzt beide Mächte, die geistliche und weltliche, sich vereinigen, um in einer, für die Kirche, die hohe bischöfliche Würde und die Beruhigung der Gläubigen, so wichtigen Angelegenheit, mit desto feierlicherm Ernste, desto größerer Unpartheilichkeit und Gerechtigkeitsliebe zu erkennen. Mehrere Sitzungen wurden gehalten; und nach der strengsten und gewissenhaftesten Untersuchung ward endlich der Patriarch von Antiochien für schuldlos erklärt, von aller und jeder Anklage freigesprochen. Gregors boshafte und schändliche Verläumder, worunter ein

reicher Banquier die erste Rolle übernommen hatte, wurden verurtheilt, mit Ochsensehnen durch die bevölkertesten Straßen von Constantinopel gepeitschet und dann auf immer aus dem Reiche verbannt zu werden. Ein Urtheil, das, eher zu gelind als zu streng, ohne alle Zögerung auf der Stelle vollzogen ward. — Auf dem Concilium hatten die Patriarchen vor dem Senat, und dieser vor den Metropolitanbischöfen den Rang; und Johannes von Constantinopel, der auf dieser erlauchten Versammlung den Vorsitz führte, trieb nun seine Verwegenheit so weit, daß er in seiner Unterschrift sich den stolzen Titel eines oecumenischen Patriarchen, eines allgemeinen Bischofes beilegte.

5. Sobald Pabst Pelagius die frevelhafte Anmaßung des Johannes erfuhr, cassirte er alle Verhandlungen des Conciliums, jedoch mit Ausnahme der Lossprechung des Gregors, welcher er seine päbstliche Bestätigung ertheilte; seinem Legaten am kaiserlichen Hofe befahl er, sich von der Kirchengemeinschaft des Johannes entfernt zu halten, und bis auf weitere Weisung keinem Meßopfer desselben mehr beizuwohnen. In dem päbstlichen Rundschreiben an alle Bischöfe, welche dem Concilium beigewohnt hatten, sagt Pelagius, daß Johannes gar kein anderes, als blos ein Concilium der Suffraganbischöfe seiner Kirche habe zusammenberufen können, mithin nicht befugt gewesen, ohne Vorwissen und Autorisation des römischen Stuhles in den Angelegenheiten eines Patriarchen von Antiochien eine Untersuchung zu verordnen; daß demnach der von Johannes zusammen berufenen Versammlung gar nicht der Name einer Synode gebühre, und endlich daß der Titel eines oecumenischen Patriarchen, oder allgemeinen Bischofes, eine Usurpation sey, welcher der von den Vätern zu Nicäa festgesetzten Ordnung schnurstracks entgegen

(Pap. Pl. ep: 8.)

laufe, den dem römisch-apostolischen Stuhl nothwendig gebührenden Vorrang mißkenne und selbst die Würde und Rechte aller übrigen Patriarchen verletze. Der Pabst drohet dem Johannes, ihn, wenn er sich nicht unterwerfen würde, von der Gemeinschaft der römischen und aller übrigen Kirchen zu trennen. Ohnehin sey er gewisser maßen schon von dem Bannstrahl getroffen, den frühere Päbste, Pelagius Vorfahren auf dem Stuhle des heiligen Petrus, gegen alle, welche solcher Usurpation sich schon schuldig gemacht, oder in Zukunft sich noch schuldig machen würden, längst schon geschleudert hätten. *)

6. Zufrieden und beruhiget kehrte Gregor wieder nach Antiochien zurück; denn zu dem eigenen Bewußtseyn seiner Unschuld gesellte sich nun auch deren öffentliche und feierliche Anerkennung von Seite des Pabstes, des Kaisers, des Senats und der vornehmsten Bischöfe aller morgenländischen Kirchen. Aber schrecklich büßten bald darauf die Antiochener für die

*) Der Titel eines allgemeinen Bischofes kann, wenn ein Sinn in diesen Worten seyn soll, nur den Bischof der allgemeinen Kirche bezeichnen, gebührt daher auch blos dem Fürsten der Apostel und dessen Nachfolgern, weil ihnen, und nur ihnen Christus die besondere Versorge und oberste Waltung über seine Kirche, mithin einen deutlich ausgesprochenen Vorzug vor allen andern Bischöfen der Christenheit verliehen hat. Wer also diese Benennung sich beilegt, stört und verwirrt, auf eine eben so unnatürliche, als sträfliche Weise, die von Christo selbst festgesetzte kirchliche Ordnung, und wird, weil er einen sehr wichtigen Glaubenssatz entweder nicht anerkennt, oder ganz falsch deutet, ein offenbarer und dabei nicht wenig gefährlicher Irrlehrer; daher sagt auch der große und heilige Pabst Gregor: in isto enim vocabulo consentire nihil est aliud, quam fidem perdere. (Lib. 4. ep. 39.)

ihrem frommen Bischofe zugefügte Unbild. Asterius, der, wie es scheint, sein Amt wieder angetreten, hatte mit einer vornehmen und reichen Erbin sich vermählt, und am 31. October des Jahres 589. seinen feierlichen Einzug in Antiochien gehalten. Die angesehensten Einwohner der Stadt, die vielen Freunde des Statthalters und alle dessen zahlreiche Anhänger nahmen an den Vermählungsfeierlichkeiten Theil; ganz Antiochien erscholl von lautem Jubel. Aber plötzlich erfolgte um die dritte Stunde der Nacht eine fürchterliche Erschütterung, und krachend stürzten in einem Augenblicke eine Menge Kirchen, Palläste, öffentliche und Privat-Gebäude, sammt den Mauern, Wällen und Bastionen der Stadt zusammen. Zwei Drittheile von Antiochien wurden in einen Steinhaufen verwandelt, und mitten unter den Freuden des hochzeitlichen Gelages, ward Asterius sammt seiner Braut und allen Gästen von den Trümmern seines einstürzenden Pallastes erschlagen. Als die wankende Erde wieder ruhig ward, wurde er unter dem Schutt hervorgegraben, und eine Bahre war nun das Brautbett, von welchem er sich nie mehr erhob. Mehr als sechzig Tausend Menschen verloren bei diesem schrecklichen Naturereigniß ihr Leben. Auch der bischöfliche Pallast stürzte ein und zerschmetterte seine Bewohner; nur der Bischof allein und einige, die er gerade bei sich hatte, wurden erhalten. Das Zimmer sank, ohne einen Riß zu bekommen, in die Tiefe; und sogleich — was wirklich an ein Wunder gränzt — erfolgte darauf ein zweiter heftiger Stoß, der die darüber liegenden Trümmer und Ruinen auseinander schleuderte, und so dem Bischofe es möglich machte, mit den Wenigen, die um ihn waren, sich zu retten.

ng. l. 6. c. 8.)

7. Für den Verdruß, welchen das leichtfer-

tige Antiochener-Volk seinem Bischofe gemacht, ward derselbe doch auf allen Seiten hinreichend entschädiget, durch die allgemeine Anerkennung seiner ausgezeichneten Verdienste, in allen übrigen Städten und Provinzen des römischen Reiches. Einen seltenen und sprechenden Beweis davon gab ihm das, in Mesopotamien gegen die Perser aufgestellte, römische Heer. Dasselbe hatte sich empört, den, von dem Kaiser ihm gesandten Oberfeldherrn Priscus nebst noch vielen andern Officieren fortgejagt, sich darauf selbst seine Feldherren gewählt, und den Germanus gezwungen, den Oberbefehl zu übernehmen. Aber auch diesem, wie den andern Feldherren seiner eigenen Wahl, gehorchte das aufrührerische Heer nur in so weit, als es ihm beliebte, oder wenn ein Angriff des Feindes es dazu zwang. Aber in diesem Falle fochten die Soldaten auch mit ungewöhnlicher Tapferkeit und schlugen stets die Perser in die Flucht. War aber der Sieg errungen, dann zersplitterten sie sich wieder in kleine Haufen, irrten raubend und plündernd in der Gegend umher, und bekümmerten sich wenig um ihre Feldherren und deren Befehle. Daß das brave Heer, troz seiner Tapferkeit, wegen völligen Mangels an Subordination, am Ende doch von den Persern würde aufgerieben werden, war vorauszusehen. Der Kaiser versuchte daher alles Mögliche, um dem Aufruhr ein Ende zu machen; aber seine Befehle und selbst seine Gnadenbriefe an dasselbe thaten keine Wirkung, eben so wenig Eindruk machten auch die Bitten und Vorstellungen des Germanus und der übrigen Officiere; und die verschiedenen, von dem Kaiser an das Heer geschickten Staats- oder Kriegsbeamten brachten ebenfalls nichts zu Stande.

8. Jezt erhielt der Bischof von Antiochien vom Kaiser den Auftrag, das aufrührerische Heer (Evag. l. 5. 11. 12. 13

zum Gefühle seiner Pflicht, zum Gehorsam gegen seinen Herrn und Kaiser zurückzuführen. Gregor war krank, als der kaiserliche Eilbote ankam; demungeachtet begab er sich sogleich auf den Weg nach Litarbes, einem Orte, ungefähr 12 Meilen von Antiochien. Da das rebellische Heer in Syrien überwintert hatte, befand er sich jetzt in der Nähe desselben. An die entschlossensten Haufen der Aufrührer sandte er Boten, ließ zu einer Unterredung sie zu sich bitten. Mehr als zwei tausend Mann machten sich auf den Ruf des Bischofes sogleich auf den Weg nach Litarbes. In einem Tragsessel, weil er noch krank war, ließ Gregor sich an einen etwas erhabenen Ort bringen, wo er von jedermann gesehen, von jedem auch deutlich verstanden werden konnte. Die Rede, die er an die Aufrührer hielt, war ein Meisterstück populärer Beredtsamkeit. Ohne die wahre, oder eingebildete Ehre des Soldaten zu verletzen, entwickelte er ihnen das Niederträchtige und Schändliche ihres Aufruhrs, zeigte ihnen in naher Perspektive die unausbleiblichen, für sie selbst höchst verderblichen Folgen ihrer Empörung, stürzte, durch das schreckende Gemälde, das er davon entwarf, sie gleichsam zu Boden, und richtete sie dann liebreich wieder auf, indem er sie auf die Gnade des Kaisers hinwieß, der nicht nur über ihre, gegen die Perser erfochtenen Siege, ihren Frevel vergessen, sondern ihnen sogar, weil sie auch selbst in der Empörung sich als tapfere Vertheidiger seines Reiches erwiesen, Beweise seiner kaiserlichen Huld und Milde ertheilen würde. Alle Soldaten, die ihn hörten, waren bis zu Thränen gerührt. Als aber Gregor ihnen sagte, daß der Kaiser dem Heere einen neuen Oberfeldherrn gegeben, und nun den, allen Soldaten verhaßten Namen des Philippicus nannte, trübten und verfinsterten sich plötzlich wieder

alle Gesichter. Wie mit einer Stimme riefen sie dem Bischofe zu, daß sie sich dem Philippicus nicht unterwerfen könnten, indem sie durch einen feierlichen Eid sich gegenseitig verbunden hätten, ihn nie mehr für ihren Feldherrn zu erkennen. „Nun gut," erwiederte Gregor, „als Bischof habe ich von Gott die Macht erhalten zu binden und zu lösen, und Kraft dieser von Gott erhaltenen Vollmacht spreche ich Euch von einem Eide los, dessen Leistung ein Verbrechen gegen Gott und den Kaiser war, und dessen fernere Befolgung ein noch größeres Verbrechen, eine noch größere Sünde seyn würde."

9. Man war gerade am Anfang der Charwoche. Mehrere von den Soldaten waren noch nicht getauft; diesen ertheilte der Bischof das Sacrament der Taufe, brachte hierauf das Meßopfer dar, und als die heilige Handlung beendiget war, ließ er die Soldaten in dem Gras lagern, eine Menge Speisen und Wein herbeibringen, und bewirthete mit reichem Ueberfluß mehr als zwei tausend Mann. Am andern Tage überreichten ihm die Soldaten eine Bittschrift an den Kaiser, mit der Bitte, sie unverzüglich an den Monarchen zu befördern. Mit Freude unterzog Gregor sich diesem Geschäfte, schickte auf der Stelle einen Eilboten nach Constantinopel, und gab demselben einen sehr umständlichen Bericht mit, über den erwünschten, glücklichen Ausgang seines Geschäftes. Auch dem Philippicus sandte er schleunige Nachricht, daß das Heer wieder zu seiner Pflicht zurückgekehrt, er daher ungesäumt sich jetzt zu demselben begeben möchte. Gregor selbst ging nach Antiochien zurück.

10. Als die Soldaten hörten, daß Philippicus in Antiochien angekommen sey, gingen sie ihm einige Meilen entgegen. Die Neugetauften stellten

sie an ihre Spitze, hoffend, daß diese in den Augen des Feldherrn jetzt um so leichter Gnade finden würden. Als sie vor ihm erschienen, warfen sie sich zu seinen Füßen, und ihr Schweigen und ihre bittende Haltung waren beredter, als Worte es hätten seyn können. Philippicus ward gerührt, stieg vom Pferde ab, und reichte ihnen die Hand zum Zeichen völliger Versöhnung. Einige Stadien ging er mit ihnen zu Fuße, brach aber gleich am andern Tag mit ihnen wieder auf nach dem Lager vor Martyropolis, wohin der größte Theil des Heeres, dessen Bevollmächtigte sie gewesen, sich indessen schon begeben hatte. — Was der Kaiser und so viele seiner höchsten Kriegs- und Civil-Beamten zu bewirken nicht im Stande waren, hatte nun das Ansehen eines einzigen frommen und erleuchteten Bischofes vollbracht.

11. Das päbstliche Schreiben hatte auf Johannes von Constantinopel wenig Eindruck gemacht. Er beharrte bei seiner Anmaßung, und fuhr fort, den Titel eines allgemeinen Bischofes zu usurpiren. Der sanftmüthige, friedeliebende Pelagius wollte dem Patriarchen Raum zur Besinnung lassen, trieb also für jetzt die Sache nicht weiter, und da das traurige Schicksal Italiens, die gefährdete Lage der Stadt Rom und die Widerspenstigkeit der schismatischen Bischöfe Istriens ihm ohnehin viel zu schaffen machten; so hatte es bei der oben erwähnten päbstlichen Protestation und den darin enthaltenen Drohungen einstweilen sein Bewenden. Johannes, der nachher auch der Ermahnungen des Nachfolgers des Pelagius, des großen und heiligen Gregors nicht achtete, lebte und fastete bis gegen das Ende des Jahres 595. Daß er ein Heuchler war, daran ist nicht zu zweifeln. In dem Schreiben, in welchem Gregor der Große ihm einen sehr scharfen Verweis

gab, fragte ihn dieser heilige Pabst: „ist das die Wirkung euers so berühmten Fastens? Wäre es nicht besser, daß Fleisch in euern Mund einging, aber dafür nicht Trug und falsche Rede aus demselben herausgingen?" Johannes hatte einen jungen Menschen bei sich, dem er großen, höchst ungeziemenden Einfluß gestattete. Pabst Gregor sagt von demselben, daß die öffentliche Stimme ihn einer Menge Verbrechen anklage, daß er reiche Erbschaften zu erschleichen suche, weder Gott noch die Menschen fürchte, und Liebe seinem Herzen fremd wäre. — Wenn dem wirklich so war, woran nicht leicht zu zweifeln ist; so möchte man in Versuchung gerathen, von dem Schüler auf den Meister zu schließen. Reichthümer suchte übrigens Johannes nicht zu sammeln; er lebte und starb arm. Möchte er doch im Geiste eben so arm gewesen seyn, als an zeitlichen Gütern. Einige Zeit vor seinem Tode hatte er von dem Kaiser etliche Tausend Thaler entlehnt, und in dem darüber ausgestellten Schuldschein seine ganze bewegliche Habe zum Unterpfand verschrieben. Als man nach seinem Tode ein Verzeichniß davon fertigen wollte, fand man nichts als eine kleine holzene Bettstätte, ein ärmliches Bett, mit einer schlechten Decke von Wolle, und einen alten, abgetragenen Mantel. Der Kaiser, hoch erfreuet über der evangelischen Armuth des Johannes, zerriß die Schuldverschreibung, befahl, die erwähnten Meubeln, als kostbare Reliquien, nach seinem Pallaste zu bringen, und schlief jedes Jahr während der Fastenzeit auf dem ärmlichen Bette seines heiligen Patriarchen. Wirklich versetzte auch die griechische Kirche den Patriarchen Johannes unter die Zahl der Heiligen. Mit welchem Rechte: mag uns, unter vielen Andern, auch folgender Zug aus dem Leben des Johannes sagen. Einige, der Zauberei angeklagte und überführte Verbrecher wurden, zu Folge

der, gegen dergleichen lose und unlautere Künste bestehenden Gesetze, zum Tode verurtheilt. Der Kaiser nahm Anstand, das gefällte Urtheil zu bestätigen. Er wünschte, daß die Geistlichkeit einen Versuch machen möchte, durch die Kraft ihrer Worte, durch Belehrungen und Ermahnungen, die Verirrten zum Gefühl der Reue und dem Vorsatze wahrer Besserung zu führen, und dann auf dem Wege strenger Buße sie wieder mit Gott und der Kirche zu versöhnen. Diesem Vorhaben des milden Kaisers widersetzte sich der harte Patriarch aus allen Kräften; und unter der lieblosen Voraussetzung, daß Menschen dieser Art weder Reue noch Besserung mehr fähig wären — welch' eine unchristliche Vermessenheit, welcher frevelhafter Eingriff in die Rathschlüsse unendlicher Barmherzigkeit Gottes! — drang er so lang in den Kaiser, bis dieser das Todesurtheil unterzeichnete, und auf dem Schaffot das Blut jener Unglücklichen floß. Wir müßen gestehen, daß wir in dem ganzen römischen Martyrologium auch nicht einen einzigen Heiligen finden, der ähnlicher Gesinnung, ähnlicher erbarmungsloser Handlung fähig gewesen wäre.

12. Unstreitig machten die Longobarden, die Exarchen, die griechischen Herzoge und Statthalter, die schismatischen Bischöfe von Istrien und Venetien, und endlich auch Johannes von Constantinopel dem ehrwürdigen Pabste nicht wenig zu schaffen. Aber reichlich ward er für seine vielen Sorgen, und für den Kummer, der ihn oft schwer drückte, wieder belohnt und getröstet durch die, während seiner Regierung, unter göttlichem Beistande endlich vollbrachte Bekehrung der arianischen Westgothen in Spanien. Um jedoch die wunderbaren göttlichen Fügungen, wodurch dieses, für die Kirche so erwünschte und trostvolle Ereigniß zu Stande kam, in ihrem vollen Zu-

sammenhange zu überschauen, wird es jetzt für uns nothwendig werden, in der Weltgeschichte wieder einige, obgleich nicht sehr bedeutende Rückschritte zu machen; nur in der Vergangenheit schließt sich das Geheimniß der Gegenwart auf; daß aber die zahllosen und mannigfaltigen Fäden, an welchen das Schicksal der Menschen und Völker sich fortspinnt, stets richtig aufgefaßt, nicht verwirret, nicht zerrissen, nicht verloren werden: dieß ist das verborgene Werk der Allmacht, die geheime Zeugung unendlicher Weisheit Gottes.

XXII.

1. Dem König Athanagild, *) gestorben im Jahre 567, folgte, nach einem fünfmonatlichen Zwischenreich, Liuva auf dem Thron der Westgothen in Spanien. Athanagild hatte keine männlichen Erben hinterlassen, und Liuvas Erhebung war das Werk der freien Wahl der Nation. Indessen war dieselbe doch nicht ganz einstimmig geschehen, und die Unzufriedenheit einiger mißvergnügten Großen ließ auf das neue wieder innere Unruhen und Bürgerkrieg befürchten. Um diese in ihrer Geburt zu ersticken, war Liuvas schleunige Gegenwart in Spanien erforderlich. Aber längst schon lauerten die Franken auf einen günstigen Augenblick, den Westgothen den Ueberrest ihrer

*) Man sehe in der zweiten Abtheilung des 19. Bandes, in dem 26. Abschnitte den §. 2. — Von allen seinen Unterthanen geliebt, hatte Athanagild fünfzehen Jahre geherrscht und, obgleich selbst Arianer, dennoch die Rechtgläubigen mit so vieler Schonung und Milde behandelt, daß am Ende die Rede ging, der König sey ein heimlicher Katholik.

Besitzungen in Gallien zu entreißen, und bei den gegenwärtigen, durch Athanagilds Tod und Liuvas nicht allgemein anerkannte Wahl, eingetretenen Conjunkturen war mehr, als je, ein feindlicher Angriff der Franken zu befürchten. Liuva wagte es daher nicht, seine bisherige Statthalterschaft zu verlassen. Um aber sein neues Reich nicht blos gegen äußere, sondern auch gegen dessen innere Feinde zu schützen, ernannte er, mit Zustimmung der ihm anhangenden Großen, seinen Bruder Leovigild, Statthalter von Charthagena, zum Mitregenten und König der Westgothen. Von jetzt an herrschte Leovigild in Spanien; Liuva in den, diesseits der Pirenäen den Westgothen noch gehörenden Provinzen.

2. Liuva und Leovigild gehörten zu dem ältesten, westgothischen Adel. Leovigild hatte Theodosia, eine Tochter des Herzogs oder Satthalters von Carthagena zur Gemahlin gehabt. Sie gebar ihm zwei Prinzen Hermenegild und Recared, starb aber bald darauf und, um seinen Thron zu befestigen, vermählte er sich nun zum zweitenmal mit Athanagilds hinterlassenen Gemahlin, der verwittweten Königin Goswintha. Sie besaß ungeheure Reichthümer, stand in großem Ansehen bei der Nation, und eine bereitwillige Unterwerfung der wenigen, mit Liuvas Wahl unzufriedenen Großen war nun die Folge dieser staatsklugen Verbindung.

3. Vier Jahre darauf starb Liuva (572) und sein Bruder war nun wieder einziger Beherrscher des westgothischen Gesammtreichs. Leovigild war ein großer, tapferer und staatskluger Regent. Alle seine äußern und innern Feinde unterlagen seinem Genie oder der Stärke seines Arms. Die kriegerischen, gleich im Anfange seiner Regierung gegen ihn rebelli-

renden Gebirgsvölker in Biscaja und Arragonien zwang er durch Waffengewalt wieder zum Gehorsam, eroberte alle ihre festen Plätze und Schlösser und benahm ihnen auf immer die Lust wie die Möglichkeit einer neuen Empörung. Gegen die Römer kriegte er mit stetem Glück, schloß ihr Gebiet in immer engere Grenzen ein, nahm ihnen beinahe alle ihre Besitzungen, und machte endlich sogar auch noch dem suevischen Reiche ein Ende und vereinigte es mit seiner Monarchie. Unter seiner Regierung erreichte das westgothische Reich die höchste Stufe seiner Größe und seines Ruhms.

4. Nichts lag dem staatsklugen König schwerer auf dem Herzen, als die Glaubenstrennung seiner Unterthanen. Spaniens Eingeborne waren alle in dem Schoos der wahren Kirche. Die Katholiken bildeten demnach eine ganz unverhältnißmäßige Mehrzahl; aber jene, welche die Minderzahl ausmachten, nämlich die Gothen, waren im Besitze aller Macht und alles Ansehens, und zugleich die ersten und reichsten Grundeigenthümer. Um eine Annäherung zwischen beiden Theilen zu erleichtern, ward auf einer Synode arianischer Bischöfe, welche unbedingt von dem König abhingen, die zweite Taufe der Arianer aufgehoben, auch in deren Glaubensformeln hie und da eine Abänderung getroffen. Aber weder die abgeschaffte zweite Taufe, noch das neue, obgleich den Irrthum etwas mehr verhüllende, aber demungeachtet nicht minder ketzerische Glaubensbekenntniß konnten den Katholiken genügen, noch weniger des Königes glänzende Versprechungen die Bischöfe verführen, und alle Versuche Leovigilds, eine Vereinigung zu bewirken, waren ohne Erfolg.

5. Um die Krone in seinem Hause zu erhalten,

ward mit Genehmigung des westgothischen, hohen Adels, Leovigilds beiden Söhnen die Thronfolge zuerkannt; aber den Hermenegild erklärte der Vater zum Genossen in der Herrschaft, wieß ihm die schöne Provinz Bätica an, und vermählte ihn mit einer märovingischen Prinzessin, der Tochter Brunehildes und Siegeberts von Austrasien. Die schöne und junge Ingundis ward mit ungemeiner Liebe und Achtung am Hofe von Toledo empfangen. Aber bald mißbrauchte Gosuintha ihr zweifaches mütterliches *) Ansehen. Eine fanatische Anhängerin des arianischen Wahns, plagte sie Tag und Nacht die unschuldige Ingundis, den Glauben ihrer Väter zu verlassen, und durch eine zweite Taufe sich zu der Secte ihrer Schwiegereltern zu bekennen. Als alle ihre Schmeicheleien fruchtlos blieben, schritt sie endlich zu Gewaltthätigkeiten, vergaß sich sogar eines Tages so weit, daß sie Ingundis bei den Haaren faßte, auf die Erde riß, sie blutig schlug, mit Füßen trat, und endlich ihren Dienern befahl, die Prinzessin zu entkleiden, und in einen Fischdeich zu tauchen. Die alte Närrin glaubte, Ingundis habe jetzt die zweite Taufe erhalten und sey nun eine Arianerin geworden.

6. Prinz Hermenegild, entrüstet über diese grausame Behandlung seiner Gemahlin, verließ Toledo, und schlug mit Bewilligung seines Vaters in Sevilla sein Hoflager auf. Der heilige Leander saß damals auf dem bischöflichen Stuhle dieser Stadt; und mit den Bitten und Thränen einer liebenswürdigen Gemahlin vereinigten sich nun die Ermahnungen und salbungsvollen Reden dieses ehrwürdigen Oberhirten,

*) Gosuintha war Brunehildes Mutter, mithin Großmutter und nun auch zugleich Schwiegermutter der Ingundis.

um den Prinzen seinem gefährlichen Wahn zu entreissen. Das vereinte Gebet des heiligen Bischofes und der frommen Fürstin, zog den Segen von Oben auf ihre Bemühungen herab. Von einem Strahle göttlicher Gnade erleuchtet, erkannte Hermenegild die Wahrheit, und an den Stufen des Altars entsagte nun feierlich der künftige Erbe der spanischen Monarchie seinem bisherigen Irrthum, bekannte freudig die Gottheit Jesu und dessen gleiches Wesen mit dem Vater, und ward durch Auflegung der Hände des Bischofes ein würdiger Sohn der katholischen Kirche.

7. Leovigild entbrannte in Zorn, als er seines Sohnes Uebertritt zur katholischen Kirche erfuhr. Er sandte ihm auf der Stelle Befehl, Sevilla zu verlassen und ohne Verzug sich zu ihm nach Toledo zu begeben. Hermenegild glaubte nicht, dem väterlichen Befehle gehorchen zu müssen, und mancherlei Vorwände und Entschuldigungen ersinnend, suchte er unter diesen das Sträfliche seines Ungehorsams zu verschleiern. Leovigild liebte seine beiden Söhne, auch der Einfluß der Stiefmutter der beiden Prinzen würde wenig über ihn vermocht haben, und sein Zorn gegen Hermenegild wahrscheinlich von kurzer Dauer gewesen seyn, hätte nicht der Prinz, sey es aus falschem Religionseifer, oder aus Furcht vor den Folgen des väterlichen Zorns, sich zuerst feindlich gegen den Vater gerüstet. Sevilla und noch einige Städte versicherten ihn ihres Beistandes, und der Patricier, der als Statthalter die römischen Besitzungen in Spanien verwaltete, versprach ihm ein ansehnliches Hülfscorps. Aber Leovigild erhielt bei Zeiten Kunde von den zwischen seinem Sohne und dem Patricier gepflogenen Unterhandlungen. Eiligst ordnete er also ebenfalls Gesandte an den Griechen, drohete diesem mit der Ungnade des Kaisers, wenn er ohne dessen Wissen den zwischen bei-

den Nationen bestehenden Frieden brechen würde; bot ihm aber auch zugleich eine sehr bedeutende Summe Geldes, und schloß nun mit demselben einen neuen Vertrag, welchem zu Folge der Patricier versprach, dem Sohne nicht nur keinen Beistand zu leisten, sondern ihn auch von dem nunmehr geänderten Entschluß der Römer nicht in Kenntniß zu setzen.

8. Sobald Leovigild von dieser Seite nichts mehr zu befürchten hatte, zog er mit dem Heere gegen seinen Sohn. Hermenegild blieb ruhig bei der Nachricht von dem Anmarsch eines feindlichen Heeres; er zählte mit Zuversicht auf den Beistand der Römer; Boten über Boten sandte er jetzt an den Patricier; aber demungeachtet kamen keine Römer. Der Prinz sah endlich ein, daß er verrathen wäre. Seine eigenen Streitkräfte waren viel zu schwach, um Etwas damit unternehmen zu können. Leonigild stand schon unter den Mauern von Sevilla; an einen Widerstand war nicht mehr zu denken und Hermenegild floh in eine Kirche.

9. Leovigild wünschte den Prinzen in seiner Gewalt zu haben, wagte es jedoch nicht, die geheiligten Rechte des Asyls zu verletzen. Er sandte also Hermenegilds Bruder Recared an denselben, gelobte ihm, wenn er seine Gnade anflehen würde, nicht nur völlige Verzeihung, sondern auch noch neue Beweise seiner väterlichen Huld. Recared vollzog den Auftrag seines Vaters; Hermengild ward von dessen Güte gerührt, verließ seinen Zufluchtsort, und warf sich seinem Vater zu Füßen. Hart fuhr Leovigild seinen Sohn an und, uneingedenk des gemachten Versprechens, überhäufte er ihn mit Vorwürfen, beraubte ihn seines königlichen Schmuckes, ließ ihm ein, seiner Geburt und seines hohen Ranges unwürdiges Gewand um-

werfen, und befahl ihm, ferne von Hof in der Verbannung zu leben. — Bis jetzt kann man Leovigild keiner Grausamkeit beschuldigen; denn daß er den Prinzen, der die Pflichten eines Sohnes und Unterthans verletzt, für sein Verbrechen bestrafte, dieß kann man wahrhaftig keine Ungerechtigkeit nennen; daß er ihm aber erlaubte, in einer ziemlich anständigen Verbannung sich ungestört zu seiner Religion zu bekennen; dieß war gewiß von einem, einer blutdürstigen Sekte blindlings ergebenen Monarchen ein Beweis seltener Schonung und lobenswerther Mäßigung.

10. Aber desto furchtbarer traf Leovigilds Zorn alle Rechtgläubigen überhaupt; und da ein neuer Vereinigungsversuch der Katholiken mit den Arianern dem König abermals mißlang, so brach nun eine allgemeine, mitunter bisweilen sogar blutige Verfolgung gegen alle Katholiken in Spanien aus. Wie gewöhnlich ward zuerst und am heftigsten gegen Bischöfe und Geistlichkeit gewüthet. In kurzer Zeit standen beinahe alle katholischen Kirchen in Spanien verwaißt; denn man hatte ihre Oberhirten vertrieben, den einen dahin den andern dorthin verbannt. Mausona, Metropolitanbischof von Merida, stand wegen seiner Frömmigkeit und tiefen Kenntnisse, bei allen spanischen Kirchen in dem größten Ansehen. Einen solchen Mann für seine Parthei zu gewinnen, gab Leovigild sich alle nur erdenkliche Mühe. Als weder Drohungen ihn schreckten, noch Versprechungen ihn lockten, ward er ebenfalls verbannt. Aber um die katholische Kirche einer solchen Stütze zu berauben, suchte man sich seiner auf immer zu entledigen; gab ihm daher, in der sichern Hoffnung, daß er unter Weges den Hals brechen werde, ein ungemein wildes, noch nie geritten

nes, durchaus unbändiges Pferd. Aber den Rath der Gottlosen machte die Hand des Herrn zu Schanden. Das unbändige Pferd, sobald Mausona, dessen Geschäft es doch sein ganzes Leben hindurch nicht gewesen, wilde Rosse zu zähmen, es bestiegen hatte, ward sanft wie ein Lamm, trug ruhig den Bischof an den Ort seiner Verbannung, und zwang die darob erstaunten Arianer nun selbst, weil sie dem König Bericht erstatten mußten, diesem Wunder Zeugniß zu geben.

11. Auch eine Menge Laien aus allen Ständen und von jedem Alter und Geschlechte theilten das Loos der Geistlichkeit; größtentheils wurden sie aller ihrer Güter, ihrer ganzen Habe beraubt und in das Elend verwiesen, nicht selten vorher noch den Qualen der Folter unterworfen, oder mit Geiselhieben bis auf das Gebein zerfleischt. Schade, daß nicht, wie einst die Rechtgläubigen in Afrika unter der Vandalen blutigen Verfolgung, auch jetzt die Katholiken in Spanien einen Viktor Vitensis zum Zeugen ihrer Thaten hatten; wie viele, Herz erhebende Beispiele christlicher Standhaftigkeit, evangelischen Heldensinnes, und freudiger Bekenntniß unter Marter und Qual, würden dann nicht ebenfalls auch von Rechtgläubigen in Spanien auf uns gekommen seyn! Zerstreut finden wir indessen doch bei Gregor von Tours und einigen spanischen Schriftstellern manche nicht unmerkwürdige Züge, von welchen wir nur folgende unsern Lesern hier mittheilen wollen.

12. Ein katholischer Geistliche, wahrscheinlich seiner Frömmigkeit wegen von den Feinden der Kirche vorzüglich gehaßt, sollte in höherm Maße nun die Wirkungen ihrer Grausamkeit erfahren. Nachdem er schon unter der Folter alle Qualen

standhaft ertragen, ward er andern Henkersknechten mit dem Befehle übergeben, ihn so lange mit dem Geisel und Peitschen-Hieben zu zerfleischen, bis er das Bekenntniß würde abgelegt haben, daß der Sohn nicht gleiches Wesens mit dem Vater sey. Aber nur die drei ersten Peitschenhiebe waren für ihn schmerzhaft; von allen übrigen hatte er keine, auch nicht die mindeste Empfindung. Die Henkersknechte denen dieses nicht entgehen konnte, fühlten, daß eine höhere Hand hier im Spiel sey; sie wagten daher nicht, ihre blutige Henkersarbeit fortzusetzen, sondern meldeten es dem arianischen Beamten, der bei diesen grausamen Exekutionen den Vorsitz führte; dieser gab sogleich Befehl, den Gefangenen bei Seite zu führen, und ihm mit einem Beil den Kopf abzuschlagen. Aber auch diesem Befehle wollten die Knechte sich nicht fügen, denn zu tiefen Eindruck auf sie hatte schon das gemacht, was sie so eben gesehen; den Priester führten sie zwar bei Seite, setzten ihn aber sogleich in Freiheit, nachdem er ihnen hatte versprechen müssen, daß er, damit sie nicht verrathen würden, Spanien unverzüglich verlassen wolle. Er ging hierauf nach Gallien; daher es auch Gregor von Tours ist, der, wahrscheinlich von dem standhaften Bekenner selbst von Allem unterrichtet, in seinem Buche de Gloria Martyrum, diese wunderbare Geschichte erzählt.

13. Der heilige Vinzentius war Abt des Klosters zum heiligen Claudius zu Leon. Er hatte ein Buch gegen König Leovigild und die Arianer geschrieben, daher deren Zorn gegen sich nur um so mehr noch gereizt. Sein Tod ward also ebenfalls beschlossen, und nur dann sollte ihm ebenfalls noch Gnade werden, wenn er von seinem Glauben abfallen, und zu jenem der Arianer sich bekennen

würde. Unverzüglich wurden Soldaten nach dem Kloster geschickt, die den frommen Abt zuerst unmenschlich geißelten und marterten und, als sie seine Standhaftigkeit nicht erschüttern konnten, ihn unter der Klosterpforte ermordeten. Die Mönche nahmen den entseelten Körper, bestatteten ihn unter vielen Thränen zur Erde und wählten sogleich aus ihrer Mitte den heiligen Ramirus zu ihrem Vorstand. Als in der darauf folgenden Nacht die, über den Verlust ihres geliebten Abtes, tief gebeugten Mönche um ihren neuen Vorstand im Gebet versammelt waren, ward die Kirche plötzlich von einem ganz ungewöhnlichen Licht, wie am hellen Tage, erleuchtet; und von himmlischer Glorie umstrahlt, stand der heilige Vincentius in ihrer Mitte. „Die Arianer," sagte jetzt der Verklärte, „haben beschlossen, Euch Allen gleiches Schicksal, wie mir, zu bereiten. Wer also Standhaftigkeit genug fühlt, das Bekenntniß heiliger Lehre mit seinem Blute zu besiegeln, kann in kurzem gleicher Herrlichkeit, wie ich, theilhaftig werden. Wer sich aber zu schwach glaubt, diesen Kampf zu kämpfen, der verlasse unverzüglich das Kloster, und fliehe einstweilen in die benachbarten Gebirge." — Jetzt ward es wieder dunkel in der Kirche, der Heilige war verschwunden, und nur die vor dem Hochaltar flammende Lampe beleuchtete noch sparsam den Kreis der erstaunten und erschrockenen Mönche. Aber — es ist eine peinliche Empfindung es sagen zu müßen — in der ganzen zahlreichen Klostergemeinde fanden sich nur zwölf, welche nach der Märtyrerkrone sich sehnten, nur zwölf, welche Gott würdig fand, nach derselben zu ringen, und in heißem Kampfe sie zu erkämpfen; alle Uebrigen flohen aus dem Kloster und verbargen sich, der erhaltenen Weisung gemäß, in den Thälern und Schluchten der nahe liegenden Gebirge. Wirklich erschienen

nun gleich am Morgen des folgenden Tages auch die Arianer wieder vor dem Kloster. Als der heilige Ramirus ihr Lärmen und Pochen an der Pforte hörte, ging er ihnen mit seinen zwölf Mönchen unter dem Gesang des nicänischen Glaubensbekenntnisses entgegen. Dieß machte die Leugner der Gottheit Jesu nur noch wüthender. Der heilige Abt ward das erste Opfer ihrer Wuth, dann fielen sie auch über die Uebrigen her, und erwürgten sie insgesammt, jeden auf eine andere, wo möglich noch unmenschlichere Weise. Das Kloster ward hierauf geplündert und in Brand gesteckt.

14. Leovigilds nun schon lange anhaltende Verfolgung der Katholiken erschöpfte endlich die Geduld der Unterdrückten. Die Vasconier (Basken), ein rauhes und kriegerisches Gebirgsvolk, das in Navarra wohnte, ging über die Pyrenäen, und suchte neue Wohnsitze in Gallien; es ließ sich gleich in den erstern Thälern diesseits des Gebirges nieder, und breitete sich bis an die Garonne aus. Gegen die neuen Ankömmlinge schickte König Chilperich ein Heer; aber dasselbe ward geschlagen, und die Vascons oder Vasconier behaupteten sich auch unter Chilperichs Nachfolgern in ihren Besitzungen. Die Gegend, welche sie bewohnten, erhielt den Namen Vasconie, aus welchem, durch Abänderung des V in ein G, endlich Gascogne ward.

15. Aber mehrere Städte Andalusiens, worunter Sevilla, Merida und Cordova die bedeutendsten waren, faßten den kühnen Entschluß, das Joch der Tyrannei zu zerbrechen, griffen zu den Waffen und sandten geheime Botschaft an Hermenegild, ihn bittend, sich an die Spitze zu stellen, für den heiligen Glauben zu fechten, und nicht zu dulden, daß

derselbe von dem spanischen Boden vertilgt werde. Hermenegild fand Mittel, aus seinem Verbannungsort heimlich zu entfliehen, und kam glücklich in Sevilla an. Auf sein Geheiß mußte jetzt der heilige Leander, Bischof der Stadt, das Meer durchsegeln, um an dem byzantinischen Hofe Unterhandlungen anzuknüpfen, und von dort her den unterdrückten Katholiken Hülfe zu verschaffen.*) Auch an die Franken ordnete er Gesandten, mit der Bitte, ungesäumt ihren hart verfolgten Glaubensbrüdern in Spanien zu Hülfe zu eilen. Aber der thätige Leovigild, dem alle Schätze Spaniens und die ganze westgothische Nation zu Gebote standen, hatte bald ein zahlreiches Heer unter seinen Fahnen vereint. Als er damit vor Sevilla rückte, entfloh sein Sohn in eine andere der verbündeten Städte. Zwar hatte der Prinz seine Zurüstungen noch nicht beendiget; demungeachtet zog er jetzt dennoch alle seine Streitkräfte zusammen, ging seinem Vater entgegen, und ward von dessen, ihm weit überlegenen Heere völlig geschlagen. Die verlorne Schlacht benahm indessen den, wie sie meinten, zu einem heiligen Zwecke verbundenen Städten noch lange nicht den Muth; sie waren alle entschlossen, sich auf das äußerste zu vertheidigen. Durch die Belagerung derselben zog sich zwar nun der Bürgerkrieg in die Länge; aber Leovigild eroberte eine Stadt nach der andern; und als endlich die letzte und bedeutendste derselben, nämlich Cordova erstürmt ward, fiel der unglückliche, oder übel berathene Hermenegild zum zweiten Male in die Hände seines erzürnten Vaters.

16. Ueber des Prinzen Schicksal wollte Leo-

*) Die eigentliche Absicht des H. Leanders war blos, den Kaiser um seine Vermittelung, und für den Prinzen, im widrigsten Falle, um einen sichern Zufluchtsort an dem kaiserlichen Höfe zu bitten.

vigild noch nicht entscheiden. Er ließ ihn anfänglich nach Toledo, dann nach Tarragon und endlich nach Valencia bringen. Aber der heilige Leander hatte indessen zu Constantinopel nicht fruchtlos unterhandelt, und der römische Patricier in Spanien erhielt Befehl, sein Heer mit jenem des Hermenegilds zu vereinigen. Dazu war es nun freilich zu spåte. Indessen rückten die Römer wahrscheinlich in der Hoffnung den Prinzen zu befreien, sogleich gegen Valencia vor; aber Leovigild merkte ihre Absicht, und ließ seinen Sohn nach Sevilla führen, und in einem festen gothischen Thurm dort einsperren. Die Abreise des Prinzen und seine Transportirung waren mit solchem Geheimniß geschehen, daß von dessen zahlreichen Anhängern in ganz Spanien auch nicht ein Einziger den Aufenthaltsort des erlauchten Gefangenen jetzt kannte. Mit seinem Heere ging der König nun den Römern entgegen und hemmte sehr bald derselben weitere Fortschritte.

17. In dem Vorgefühle des ihm nahenden Heils, lebte Hermenigild in dem Thurn zu Sevilla das Leben eines Heiligen. Ernsten und frommen Betrachtungen, und anhaltendem Gebete, verbunden mit strengem Fasten und harten Abtödtungen, weihete er alle seine Zeit. Aber Leovigild hielt die Religion seines Sohnes unverträglich mit der Ruhe seines Reiches und der Sicherheit seiner Krone. In allen, während des Bürgerkrieges wieder eroberten Städten, war er mit ungemeiner Härte, ja wohl bisweilen mit Grausamkeit gegen die Rechtgläubigen verfahren. Jeder Katholik erschien ihm blos unter dem Bilde eines Aufrührers, und seinen gefährlichsten Feind, wähnte er, in seinem Sohne erblicken zu müssen, so lange derselbe ein Glied der, die Gottheit Jesu bekennenden und

anbetenden Kirche wäre. Einen arianischen Bischof sandte er daher jetzt nach Sevilla und ließ durch diesen dem Prinzen nicht nur Verzeihung und Gnade und völliges Vergessen alles Geschehenen, sondern auch völlige Wiederherstellung in seiner vorigen Würde und Theilnahme an der Herrschaft versprechen, wenn er nur den angenommenen Glauben wieder verlassen, und zum Beweise, daß er ihm entsagt, die Communion aus den Händen des ihm gesandten Bischofes empfangen wollte.

18. Der Bischof, dem der König diesen Auftrag gegeben, war einer der verständigsten und daher auch gemäßigsten Arianer. Er machte dem Prinzen das Anerbieten, ihm die Communion bei nächtlicher Weile und ganz im Verborgenen zu reichen, so daß Niemand den Schritt, den er jetzt thun würde, jemals rfahren sollte. „Aber," versetzte Hermenegild, „kannst Du, Bischof, einen solchen Verrath, wenn ich dessen fähig wäre, auch vor dem allschauenden Auge des Ewigen verbergen? Kehre zurück und sage meinem Vater, daß ich auf Krone und Leben und selbst auf seine Gnade und Liebe verzichte, so bald Verleugnung meiner heiligen Religion der Preis dieser vergänglichen Güter seyn soll." — Mit der Miene und dem Tone edeln Unwillens befahl der Prinz dem Bischof, ihn sogleich zu verlassen und mit einem ähnlichen Auftrage nie mehr vor ihm zu erscheinen.

19. Der arianische Bischof kehrte nach Toledo zurück, erstattete dem König wahren und treuen Bericht, und Leovigild, mehr in einer Anwandlung von Verzweiflung als von Zorn, gab Befehl zur Hinrichtung seines Sohnes. Die Vollstrecker des grausamen Befehles eilten nach Sevilla. Von Sol-

daten begleitet, gingen sie in nächtlicher Stunde in das Gefängniß des Prinzen. Hermenegild ahndete den Zweck ihres Besuches; in stillem Gebete erhob er sein Herz zu Gott, empfahl seinen Geist in die Hände seines Erlösers. Aber noch hatte er nicht geendiget, als Soldaten, oder Henkersknechte über ihn herfielen, ihn zu Boden rissen, und mit einem Beil ihm den Kopf abschlugen. — Es geschah gegen Mitternacht; dichte Finsterniß deckte die Erde; aber in dem nämlichen Augenblicke, in welchem das Haupt des Heiligen unter dem mörderischen Eisen fiel, ward der Thurm und die ganze Gegend weit umher wie vom Glanze der Mittagssonne erleuchtet. Himmlische Harmonien ertönten in der Luft, und Chöre seliger Geister sangen ein Loblied auf das unbefleckte Lamm, Dem allein Macht, Ehre, Herrschaft und Anbetung gebühren. *)

*) Drei Zeitgenossen des heiligen Hermenegilds, nämlich der Pabst Gregor der Große, der spanische Bischof Johannes von Biclar, endlich Gregor von Tours und nachher noch mehrere andere spätere kirchliche Schriftsteller sind hier unsere Gewährsmänner. Gregor hatte als päbstlicher Legat am kaiserlichen Hofe schon zu Constantinopel die Bekanntschaft des heiligen Leander gemacht, stand auch als Pabst mit demselben immer noch im Briefwechsel, konnte demnach von Allem sehr gut unterrichtet seyn. Solche Zeugnisse sind nicht ohne Gewicht. — — Uebrigens müßen wir uns hier noch folgende kleine Bemerkung erlauben. Durch eine ziemlich unlogische, ja man könnte sagen, etwas boshafte Zusammenstellung, suchen protestantische Schriftsteller Hermenegilds Schilderhebung gegen seinen Vater, und dann die Heiligsprechung des Prinzen von der Kirche, ganz dicht an einander zu reihen. Die Unlauterkeit der Absicht liegt von selbst am Tage. Hermenegilds Empörung hat die Kirche nie gebilliget, im Gegentheil der heilige Gregor von Tours in sehr starken Ausdrücken sie gerüget. Also nicht deswegen hat die Kirche Leovigilds Sohn heilig gesprochen. Wohl aber, und mit dem

20. Ingundis, welche Hermenegild gleich beim Ausbruch des Krieges, mit ihrem Söhnchen, dem kleinen Athanagild, auf das römische Gebiet hatte geleiten lassen, wollte, als sie ihres Gemahls Tod erfuhr, zu ihrem Bruder Childebert nach Frankreich entfliehen. Aber bei den damaligen politischen Verhältnissen zwischen dem Kaiser und dem König von Austrasien, betrachtete der Patricier die unglückliche Fürstin als ein kostbares Unterpfand der Treue Childeberts gegen den Kaiser. Auf sein Gebot eilte ihr ein Trupp Reiter nach, welche leider die Prinzessin bald wieder einholten und zurückbrachten, worauf der Patricier, um ihr alle fernere Mittel zur Flucht abzuschneiden, sie an den Statthalter

größten Recht hat sie ihn den Heiligen zugezählt, weil er Alles, was die Welt ihm Großes und Herrliches bieten konnte, Kron und Zepter, der heiligen Lehre zum Opfer brachte; selbst sein Leben dafür hingab, *ein herrliches Bekenntniß ablegte*, und dieses mit *seinem Blute besiegelte*. Ja noch mehr als sein Leben gab Hermenegild freudig hin; auch eine, seinem Herzen unendlich theure, von ihm heiß geliebte Gattin, und ein Söhnchen, noch in dem zartesten Alter, brachte er seinem Gott zum Opfer dar. — Was übrigens seine Empörung gegen den Vater betrifft; so richtet Gott ganz anders, als Menschen richten können. Er, der Ewige blickt in das Herz des Sünders und sieht da oft entschuldigende Gründe, wo das beschränkte menschliche Auge keine zu erblicken vermag. Wahrscheinlich war es irrige Ansicht, falscher Religionseifer, der den Prinzen zum Aufstand reitzte, und für dieses aus **Unwissenheit** und **Irrthum** begangene Vergehen hatte Hermenegild in einer zehenmonatlichen Gefangenschaft, durch die härtesten, sich selbst auferlegten Bußwerke strenge gebüßt. Kurz er starb den, Gott gefälligen Tod eines heiligen Bekenners und Märtyrers, dessen Andenken, und zwar mit dem größten Rechte, unsere heilige, sich hierin nie irrende Kirche auch bis auf den heutigen Tag noch immer verehrt.

in Africa, den Knaben Athanagild aber dem Kaiser selbst nach Constantinopel schickte. Dieser letzte Schlag brach der holden Dulderin das Herz; sie erlag dem schmerzhaften Gefühle des doppelten Verlustes ihres Gemahls und ihres Kindes. Zu Carthago machte der Tod ihrem Leiden ein Ende; und Athanagild, der, obgleich noch von sehr zartem Alter, dennoch den ganzen Umfang seines Unglückes schon zu fühlen schien, starb ebenfalls bald darauf zu Constantinopel.

21. Leovigild, welcher indessen auch das suevische Reich erobert und mit dem seinigen vereiniget hatte,*) wandte jetzt seine ganze väterliche Zärtlichkeit seinem zweiten Sohne Recared zu. Wirklich verdiente der königliche Jüngling auch in vollem Maße die Liebe des Vaters, so wie der ganzen Nation, die er nun bald zu beherrschen berufen ward. Mit großem Verstande verband er treffliche Eigenschaften des Herzens. Voll Einsicht und Bescheidenheit in dem Kreise der geheimen Räthe seines Vaters, und tapfer und kühn,

---

*) Dem suevischen König Theodemir — dessen sich der Leser aus der zweiten Abtheilung des 19. Bandes, Abschnitt 29. §. 9. erinnern wird — war dessen Sohn Mir in der Regierung gefolgt. Derselbe machte dem Thron Ehre, regierte mit Milde und Weisheit, war ein treuer Sohn der Kirche, und hinterließ das Reich ebenfalls seinem Sohne Eboric, gegen welchen aber, weil er ein nur zu guter, zu nachsichtiger Fürst war, einer seiner Großen, Namens Andeka, sich empörte, ihn vom Thron stürzte, den Kopf ihm scheren ließ und ihn in ein Kloster sperrte. Gegen diesen Thronräuber zog Leovigild zu Felde, schlug ihn in einem Treffen, eroberte eine seiner festen Städte nach der andern, nahm zuletzt den Usurpator in Braga, wo er seinen Hof hielt, gefangen, vereinigte hierauf Gallicien mit dem westgothischen Reiche, und machte der Reihenfolge suevischer Könige ein Ende.

wie ein deutscher Ritter, an der Spitze des Heeres, mit welchem Leovigild ihn gegen die Franken gesandt hatte, vereinigte er in sich alle Eigenschaften eines Helden mit den sanftern Tugenden eines milden, Friede liebenden Regenten. Da nach Königs Chilperichs Tode die politischen Gründe nicht mehr vorwalteten, aus denen man für Recared die Hand der Prinzessin Rigunthis begehrt hatte, dieselbe auch gar nicht nach Spanien gekommen war; so bekümmerte sich nun auch Leovigild nicht mehr weiter um Chilperichs und Fredegundens Tochter, und vermählte seinen Sohn mit Bada, der Tochter eines Herzoges aus einem der ältesten und mächtigsten Geschlechter des gothischen hohen Adels. Eine bessere Wahl hätte der alte König nicht treffen können. Eben so ausgezeichnet durch Schöne der Seele, wie durch Wohlgestalt des Körpers, von der Nation geliebt und den Großen des Reichs geehrt, schien Bada von der Natur bestimmt, die Tage eines Königes zu verschönern, dessen Regierung zu verherrlichen und die drückenden Sorgen seines schweren Regentenamts ihm zu versüßen. Das Fest der Vermählung war ein allgemeines Nationalfest; Alles jubelte ob dieser glücklichen Verbindung; und Niemand ahndete noch, daß die liebenswürdige, geistvolle Fürstin nur wenige Jahre einen Thron schmükken sollte, auf welchen sie, vor allen Töchtern Spaniens und Galliens, erhoben zu werden verdient hatte.

22. Mit Sieg und Ruhm gekrönt, hatte Leovigild jetzt ungefähr gegen achtzehen Jahre über Spanien geherrscht, die Grenzen seiner Monarchie ungeheuer erweitert, mehrere Städte erbauet, weise Gesetze gegeben, und in der Verwaltung des Reichs viele treffliche Einrichtungen gemacht. An seiner Seite erblickte er einen hoffnungsvollen Prinzen, den er Sohn nannte, und der, vollkommen würdig eines

großen Vaters, nun in jeder Hinsicht dessen größter Stolz, wie die Stütze seines sinkenden Alters war. Mit allen benachbarten Königen, stand er in friedlichen und freundschaftlichen Verhältnissen; nur Gunthram von Burgund machte hierin eine Ausnahme; aber gegen die Einfälle der Franken schützte sein Reich des gothischen Herzoges Claudius tapferer und siegreicher Arm. Heiter und ruhig würde also Leovigild, gleich dem müden Wanderer nach einer schweren und harten Tagreise, sich der letzten Strahlen der untergehenden Sonne seines Lebens haben erfreuen können, hätten nicht eine Menge trüber, schwarzer, bisweilen selbst schreckender Rückerinnerungen sich in die Erfahrungen seines Lebens gemischt. Alter und körperliche Leiden führten ihn nun oft zu Betrachtungen, denen er unter dem Geräusch der Waffen und in dem Gewühl des thätigsten Regentenlebens, bisher nie oder nur selten Raum gegeben hatte. An diese, gewöhnlich sehr ernsten Betrachtungen knüpften sich nun auch noch bittere Vorwürfe seines Gewissens, und das, ihn tief beugende Andenken an die vielen, des Bekenntnisses des heiligsten Namens Jesu wegen, auf sein Gebot, verbannten, beraubten, gemarterten, ermordeten Rechtgläubigen. Die, wie er wähnte, ihm zürnenden Schatten der Erschlagenen störten jetzt nicht selten seine nächtliche Ruhe, und die blutige Gestalt seines, seinem Herzen einst so theuern, von ihm selbst erwürgten Sohnes ängstigte noch immer mehr und mehr seine, ohnehin schon trauernde, tief bekümmerte Seele. Aber gerade alle diese schmerzhaften Betrachtungen, alle diese traurigen Bilder und Rückerinnerungen wurden jetzt für ihn ein wohlthätiges Licht, das seine schwankenden Schritte nun täglich näher und näher zur Quelle des Heils, des Trostes und heiliger Wahrheit leitete. Von einigen, zur Bestätigung seiner

heiligen Kirche von Gott gewirkten Wundern war er selbst Augenzeuge gewesen, von mehreren andern ihm sichere, nicht zu bezweifelnde Kunde geworden. Nun machte er den ganz vernünftigen Schluß, daß eine Lehre, welcher der Himmel selbst, wundervoller Weise, so oft Zeugniß ertheile, keine andere als eine göttliche, mithin die einzige wahre Lehre seyn müsse; und als jetzt noch über dieß, in einem, mehrere Nächte nacheinander sich wiederholenden Traumgesicht, ihm dräuhend befohlen ward, den frommen, in der Verbannung lebenden Bischof Mausona unverzüglich seiner Kirche zurückzugeben; so gelangte ein, längst schon in ihm keimender Gedanke nun endlich zu seiner vollen, nothwendigen Reife. Nicht nur den Bischof Mausona, sondern alle verbannten Bischöfe, Aebte, Priester und Mönche rief Leovigild wieder zurück, stellte den Katholiken die ihnen entrissenen Kirchen wieder zu, berief den heiligen Leander von Sevilla an seinen Hof nach Toledo, überhäufte ihn mit Liebkosungen, gestand ihm in Geheim, daß er eben so sehr von der Wahrheit der Lehre der katholischen Kirche, als von der Unmöglichkeit überzeugt sey, dem gothischen Reiche noch fernere Dauer und ehrenvollen Bestand zu geben, so lange ein gemeinschaftliches, heiliges Band der Religion nicht den Monarchen und dessen Unterthanen, wie alle Stände derselben, innigst mit einander vereinte. Er empfahl ihm hierauf seinen Sohn Recared, und bat ihn, nun diesem zu seyn, was er ehemals seinem, ihm unvergeßlichen Hermenegild gewesen wäre.

23. Leovigild stand jetzt am Rande des Grabes; aber die wenigen Wochen oder Monate, welche ihm noch zu leben geahnt waren, wußte der heilige Bischof von Sevilla trefflich zu benutzen. Auf

dem Wege ernster Buße führte er ihn zur wahren Erkenntniß Seiner selbst, heilte sein tief verwundetes, blutendes Herz durch die zuversichtliche Hoffnung auf die grenzenlosen, unendlichen Erbarmungen Gottes, söhnte ihn dann mit dem Himmel wieder aus, und führte ihn, gleich einem lange verlohrnen und beweinten Sohne, in den Schoß und die Arme seiner liebvollen Mutter, der wahren Kirche zurück. Auf seinem Sterbebette also, wo alle Illusionen der Welt dahinschwinden, wo beim Anblick der sich öffnenden Pforten der Ewigkeit jedes irdische Interesse und alle Leidenschaften schweigen, und nur die Stimme der Wahrheit sich mächtig und kräftig erhebt, ward Leovigild ein Katholik. Er starb gegen das Ende des Jahres 585. *)

24. Nach Leovigilds Tod ward Recared sogleich, unter dem Jubel der ganzen Nation, als König ausgerufen und anerkannt. Sein frommer, aber auch stets von Weisheit und der größten Be-

*) Leovigilds Uebertritt zur katholischen Kirche wird zwar von Einigen bestritten; selbst Gregor der Große sagt, derselbe sey als ein Arianer gestorben; aber der Pabst konnte nur nach Dem urtheilen, was man ihm in Briefen aus Spanien gemeldet hatte; und wie leicht konnte er da nicht irrig berichtet worden seyn, besonders da man am Hofe zu Toledo Leovigilds Bekehrung zur katholischen Kirche, wegen der noch nicht genug gesicherten Thronfolge seines Sohnes, geheim halten mußte. Alle, sowohl der letzten Krankheit des Königes vorangegangene, als damit verbundene Umstände, besonders die stete Gegenwart des heiligen Leanders bei dem sterbenden König und endlich dessen eigenen Sohnes, des Königes Recared, lautes und öffentliches Zeugniß, erheben Leovigilds Bekehrung auf dem Sterbelager über allen und jeden Zweifel.

hutsamkeit geleiteter Eifer erlaubte ihm nicht, mit dem großen Werke der Bekehrung der gothischen Nation noch lange zu zögern. Gleich in den ersten zehen Monaten nach seiner Thronbesteigung berief er eine allgemeine Versammlung aller arianischen Bischöfe und aller Großen seines Reichs. In wenigen Worten machte Recared ihnen den Zweck ihrer Zusammenberufung bekannt. Er erklärte ihnen, daß sein Vater, von der Wahrheit der katholischen Lehre überzeugt, in der Gemeinschaft dieser Kirche gestorben sey, und kurz vor seinem Tode ihm die Bekehrung der Nation empfohlen habe. Nach reifer Ueberlegung und genauer Selbstprüfung, sey er demnach entschlossen, mit seiner ganzen Familie zu der katholischen Kirche überzutreten. Dem Gewissen keines seiner Unterthanen wolle er Zwang anthun, aber wahre Liebe zu denselben und zarte Besorgniß für deren ewiges Heil machten es ihm zur Pflicht, sie wenigstens alle zu ermahnen und öffentlich aufzufodern, nun ebenfalls dem Beispiele ihres Königes zu folgen. — Zu verständig, um in theologische Streitigkeiten sich einzulassen, oder mit Lösung schwerer theologischer Fragen sich jetzt zu beschäftigen, legte Recared der Versammlung Beweise ganz anderer Art vor, Beweise, welche auch selbst der Ungelehrteste fassen konnte. Die Erde und der Himmel, sagte er, zeugen für die Wahrheit der katholischen Lehre; die Erde, indem die ganze, über dieselbe verbreitete Christenheit, der ganze Orient, das römische Afrika, Gallien, Austrasien, Italien, die ganze suevische Nation, und alle Eingebornen Spaniens, sich zu dem nicänischen Glauben bekennen, und durch dieses Bekenntniß in einer allgemeinen Kirche vereint sind, von welcher jetzt blos die, im Verhältniß mit jenen zahllosen Völkern, kleine Nation der Gothen,

der allgemeinen Ueberzeugung der ganzen christlichen Welt widersprechend, noch getrennt ist; der Himmel endlich, durch die, der allgemeinen Kirche überall und zu allen Zeiten beiwohnende Wunderkraft, welche kein Vernünftiger, wegen der vielen, zur öffentlichen Kunde gelangten und von zahllosen Zeugen bestätigten, wunderbaren Gnadenerweisungen Gottes, mehr in Abrede stellen könne. Er selbst habe über diesen Punkt alles genau erforscht, sorgsam geprüft, strenge erwogen, und volle Ueberzeugung erhalten; auch wisse er, daß selbst Viele von den hier Anwesenden schon mehrere Proben und Beweise davon, während der Regierung seines Vaters, erhalten hätten.

25. Recareds Rede machte starken Eindruck auf die Versammlung. Vier und zwanzig arianische Bischöfe, welchen bald noch eilf Andere folgten, und alle anwesenden Grafen und Herzoge pflichteten dem König bei, zeigten sich bereitwillig, ihrem bisherigen Wahn zu entsagen, und traten an dem nämlichen Tage, an welchem Recared mit seiner ganzen Familie in die katholische Kirche aufgenommen ward, ebenfalls zu derselben über. Selbst die alte, nun zum zweitenmal verwittwete Königin Goswintha heuchelte Ueberzeugung, und ward katholisch. Aber in ihrem Herzen war und blieb sie eine verstockte Arianerin; denn es dauerte nicht lange, so ward eine von ihr angesponnene und genährte Verschwörung gegen das Leben des Königes entdeckt. Zu gleicher Zeit griffen auch zwei mächtige Grafen oder Herzoge, in dem narbonensischen Gallien, zu Gunsten des Arianismus förmlich zu den Waffen. Aber der thätige Recared kam seinen geheimen und offenen Feinden zuvor. Er bemächtigte sich der ganzen Rotte der Verschwornen, schlug

ben, als ein ewiges Denkmal seiner warmen Anhänglichkeit an die katholische Lehre, in den Archiven der spanischen Kirche niederzulegen. Von einem Notar der Kirche von Toledo ward nun Recareds Glaubensbekenntniß den versammelten Vätern vorgelesen. Es war zusammengesetzt aus den Glaubensdefinitionen der Concilien von Nicäa, Constantinopel, Ephesus und Chalcedon, in klaren und bestimmten Ausdrücken abgefaßt, und dem Lehrbegriffe der Kirche so vollkommen entsprechend, daß alle Bischöfe, als der Notar geendigt hatte, in lauten Jubel ausbrachen, zuerst Gott, dem Vater des Lichtes alle Ehre gaben, und dann ihre Glückwünsche dem Könige darbrachten, dem christlichen Eroberer, der Jesu Christo so viele Seelen, nämlich die ganze, zahllose Nation der Gothen gewonnen hätte.

28. Auf Geheiß des Conciliums trat einer der alten katholischen Bischöfe auf, und hielt an Jene aus der Versammlung, welche früher dem arianischen Wahne gefolgt waren, eine Rede, in welcher er sie auffoderte, zum Thriumphe der Wahrheit und zur Beruhigung aller Rechtgläubigen, nun öffentlich ihre ehemaligen Irrthümer zu verdammen, und laut zu Dem sich zu bekennen, was die katholische Kirche lehre, und zu glauben ihnen aufstelle. Die Neubekehrten, sowohl von der Geistlichkeit, als aus den Großen des Reiches, erwiederten, daß sie zwar in dem nämlichen Augenblicke, in welchem sie vor einigen Jahren mit ihrem glorreichen Monarchen zur allgemeinen Kirche übergetreten wären, auch dasselbe Glaubensbekenntniß mit dem lautersten Herzen (toto corde) abgelegt hätten, jedoch auch jetzt wieder bereit wären, vor dem versammelten Concilium und der ganzen Nation dasselbe auf das neue zu wiederholen. In drei und zwanzig Artikeln

ward ihnen demnach die heilige Lehre der Kirche nun vorgelesen. Freudig bekannten sie sich zu jedem derselben, und sprachen mit lauter Stimme das, jedem Artikel beigefügte Anathema gegen alle diejenigen aus, welche je das Gegentheil gelehrt hätten, oder in Zukunft noch lehren würden. — Von allen Neubekehrten, sowohl aus dem höhern und niedern Clerus, als auch aus den anwesenden Herzogen und Grafen ward dieses Bekenntniß eigenhändig unterzeichnet.

29. Der Hauptzweck der Zusammenberufung eines Nationalconciliums war nun erreicht, das Dogma festgestellt, und den Neugläubigen Spaniens eine sichere und feste Richtschnur ihres Glaubens gegeben. König Recared hob demnach für diesen Tag die Sitzung auf; ermahnte aber die versammelten Väter, in der folgenden Sitzung ihre ganze Aufmerksamkeit der Wiederherstellung der, unter dem Druck arianischer Regierungen, welche so lange Zeit alle Versammlungen rechtgläubiger Bischöfe theils zu verhindern, theils zu erschweren gesucht hätten, nothwendig ganz verfallenen Kirchenzucht zu widmen. Nachdem das Concilium den Tag seiner nächsten Sitzung festgesetzt hatte, trennte es sich unter den aufrichtigsten Segenswünschen auf das Haupt des frommen, für das Heil seiner Völker so zärtlich besorgten Königes.

30. Das Concilium entwarf drei und zwanzig Canons, und befahl überhaupt genaue Befolgung aller ältern, längst schon bestehenden kirchlichen Satzungen, so wie auch aller Decrete oder Synodalschreiben der Päbste. Damit aber ja die heilige Lehre in der Brust der Neubekehrten desto tiefer wurzele, ward zugleich verordnet, daß unter dem heiligen Meßopfer, jedesmal vor dem Pater noster, nach Weise der orientalischen Kirchen, das Glaubensbekenntniß der

hundert und fünfzig Väter von Constantinopel, von dem Volke mit lauter und klarer Stimme (voce alta et clara) sollte gesungen werden. Die Bischöfe des Conciliums waren der Meinung, daß ein fester und lebendiger Glaube das Volk dem Herrn heilige, und es am besten zum Empfang des allerheiligsten Altarssakraments vorbereite. — Das Veräußern der Kirchengüter, oder der Einkünfte der Kirche ward den Bischöfen verboten. Will jedoch, heißt es in einem der sich hierauf beziehenden Canons, ein Bischof eine Pfarrkirche in ein Kloster verwandeln, und diesem Etwas von seinen Einkünften zuweisen; so kann solches zwar geschehen, jedoch blos mit Zustimmung der Geistlichkeit seiner Kirche und ohne daß diese dadurch zu sehr belastet werde. — Da viele der ehemals arianischen und daher verheiratheten Priester und Diaconen immer noch fortfuhren, in ehelichem Zustande zu leben; so gebot das Concilium, daß sie von jetzt an entweder ewige Enthaltsamkeit geloben, oder des heiligen Amtes entsetzt werden sollten. Eine strenge Sonderung ward vorgeschrieben, und einem solchen verheiratheten Geistlichen selbst nicht mehr gestattet, mit seiner Frau, gleich Bruder und Schwester, in einem und demselben Hause zu wohnen. Die Kirche, sagten die versammelten Väter, sey die reine, keusche und heilige Braut Jesu; ihre Diener müßten daher sich der nämlichen Reinheit, Keuschheit und Heiligkeit befleißigen, und jeder, diese Tugenden in Zweifel ziehende, und den Gläubigen zum Aergerniß gereichende Verdacht auf immer von denselben entfernt werden. — Um müßigem Geschwätze an den Tafeln der Bischöfe keinen Raum zu geben, machte das Concilium es Letztern zum Gesetze, während des Mahles stets irgend einen Theil aus den heiligen Schriften vorlesen zu

lassen. *) — Mit der Buße ward damals in den spanischen Kirchen ein schändliches Spiel getrieben. Notorische Sünder ließen nach Belieben sich lossprechen, und ergaben sich nach erhaltener Lossprechung auf das Neue wieder ihren vorigen Thorheiten und Ausschweifungen. Durch den eilften und zwölften Canon verordnete nun das Concilium, daß in Zukunft auf die Büßenden alle die alten, auf büßende Sünder sich beziehenden Kirchensatzungen, in ihrem ganzen Umfange und mit der, dem wahren Geiste

*) Das Concilium von Trident erneuerte eben diese Verordnung, und der heilige Carl Borromäus war der erste, welcher sie in seinem erzbischöflichen Pallaste in Ausführung brachte. Heute zu Tage ist dieser fromme Gebrauch an den mehrsten Orten verschwunden. Dieses möchte noch hingehen, wenn nur andere belehrende und erbauende Gespräche den Abgang der Lectüre ersetzten. Aber leider tritt an deren Stelle jetzt nur gar zu oft gerade das, was das Concilium von Toledo zu entfernen suchte, nämlich müßiges, mit unverbürgten Tagesneuigkeiten sich befassendes, oft sogar die Liebe verletzendes Geschwätz. Wenn aber auch Dieses, wie so manches Andere, noch lange nicht ist, wie es seyn sollte; so fällt doch die Schuld davon wahrhaftig nicht auf die Bischöfe; diese sind hierin gefesselt, theils durch Pflichten der Gastfreiheit überhaupt, theils auch durch den Rang ihrer Gäste, wodurch ihnen Verbindlichkeiten auferlegt werden, denen sie, ohne alle Gesetze conventionellen Anstandes zu verletzen, sich nicht wohl entziehen können. — An eine bischöfliche Tafel gezogen zu werden, ist unstreitig eine große Auszeichnung; das Wünschenswertheste bei der Sache wäre also unter diesen Umständen, daß Jeder, dem diese Ehre erwiesen wird, auch die, seinem Oberhirten gebührende Ehrerbietung nicht vergessen, ja sogar die, schon von einer bischöflichen Wohnung von ihm mit Recht gefoderten, zarten und bescheidenen Rücksichten nicht außer Acht lassen möchte.

der Buße, eigenen Strenge sollten in Anwendung gebracht werden. Wer zur öffentlichen Buße wollte zugelassen werden, müßte damit anfangen, sich die Haare abschneiden zu lassen oder, wenn es eine Frauensperson wäre, die Kleidung zu verändern. Der Bischof oder Priester sollte ihn hierauf von der Gemeinde und deren Kirchengemeinschaft trennen, ihm eine, seinem Zustande angemessene Buße auferlegen, auch die Bußzeit bestimmen, und dann, wenn diese Tage vollendet wären, ihn durch Auflegung der Hände wieder in seine Kirchengemeinschaft aufnehmen. Würde der Büßende, während der Bußzeit, oder gleich nach geschehener Aussöhnung, wieder in die nämliche Sünde verfallen; so sollte er nach aller Strenge der alten kirchlichen Gesetze bestraft, das heißt, ihm gar keine Buße mehr gestattet werden. — Wittwen, die das Gelübde der Keuschheit gethan, wie überhaupt alle Frauen und Jungfrauen, wenn sie auch durch keine Gelübde gebunden sind, sollen nie zum Ehestand, oder zu einer Verbindung gezwungen, und die Dawiderhandelnden mit dem Banne belegt werden. — Den Juden ward verboten, öffentliche Aemter zu verwalten, christliche Sclaven zu haben, Christinnen zu heirathen, oder solche zu Concubinen zu haben. Würde aber dennoch ein Jude mit einer christlichen Frau oder Jungfrau Kinder erzeugen; so sollten Letztere sogleich getaufet und als Christen erzogen werden. — Kein Geistlicher kann vor einem weltlichen Richter belangt werden, und zwar unter der Strafe, für den Kläger, sein Recht, das heißt, den Gegenstand seiner Klage zu verlieren. Nach Lage der Umstände sollen Kläger und weltliche Richter, nämlich wenn diese die Klage angenommen, oder vielleicht gar schon in der Sache erkannt hätten, mit dem Banne belegt werden. — Da es unter der ärmern Classe

der spanischen Nation, besonders bei der grossen Fruchtbarkeit der Frauen, sehr oft an Mitteln gebrach, eine grosse Anzahl Kinder zu ernähren, und daher der Kindermord beinahe zur Sitte geworden war; so eiferten die versammelten Bischöfe ebenfalls gegen diesen, alles menschliche Gefühl empörenden Greul, und machten durch einen besondern Canon es den weltlichen Beamten zum Gesetze, auf jedem Wege und nach allen Kräften diesem Uebel zu steuern. — Obgleich, zu Folge der ältern Canons, die Bischöfe jeder Provinz sich zweimal im Jahre zu einem Concilium versammeln sollten; so ward jedoch, in Rücksicht auf die grosse Armuth der mehrsten spanischen Kirchen, jetzt in dem achtzehnten Canon beschlossen, daß die Provincialconcilien nur einmal im Jahre, an dem, von dem Metropoliten hiezu bezeichneten Ort, statt haben sollten. Aber durch den nämlichen Canon ward zugleich auch von dem Concilium, vermöge der, von dem König hiezu ertheilten Ermächtigung, sämmtlichen Richtern, Intendanten der königlichen Domainen und andere Beamten in jeder Provinz geboten, bei der, auf den ersten November festgesetzten Eröffnung des Conciliums gegenwärtig zu seyn. Die Bischöfe hätten alsdann die Art und Weise, wie jene ihre Untergebenen administrirten, die Gerechtigkeit verwalteten, für das Wohl der Provinz sorgten rc. zu untersuchen, sie über ihre Pflichten zu belehren, ihnen Weisungen, Ermahnungen, Warnungen zu ertheilen, und diejenigen, welche die mahnende und warnende Stimme der Bischöfe nicht hören wollten, aus ihrer Kirchengemeinschaft auszuschliessen, und dem Könige Anzeige davon zu machen. — Der drei und zwanzigste und letzte Canon machte es endlich allen Geistlichen und weltlichen Behörden zur Pflicht, darüber zu wachen, daß an den Festtagen der Heiligen, die Kirchen nicht in Oerter öffentlicher und unanstän-

diger Ergötzlichkeit verwandelt würden. Es sollten in denselben an solchen Tagen keine Maskeraden mehr statt finden, darin nicht mehr getanzt, auch während des Gottesdienstes keine profanen, die Andacht der Anwesenden störenden Gesänge gesungen werden. —

31. Sämmtliche Canons wurden durch ein königliches Edikt bestätiget, und deren genaue Befolgung allen Bewohnern der gothischen Monarchie zur Pflicht gemacht. Der heilige Leander von Sevilla, als päbstlicher Legat, schloß endlich das Concilium mit einer feierlichen Rede, in welcher er, für das herrliche Werk der jetzt völlig vollendeten Bekehrung der, nunmehr gegen jeden Rückfall gesicherten gothischen Nation, dem Allmächtigen seinen Dank darbrachte, und zugleich eine heilige Freude äußerte, in der Hand der Vorsehung ein unwürdiges Werkzeug der unendlichen Erbarmungen Gottes gewesen zu seyn. Die Rede machte auf Recared und alle Anwesende tiefen Eindruck. Als der Legat aufhörte zu sprechen, beurlaubten sich sämmtliche Bischöfe bei dem König, und kehrten, alle froh und freudig und Gott lobend und preisend, in ihre Diöcesen zu ihren Kirchen zurück.

32. Die plötzliche, ohne alles Geräusch, ohne vorhergegangenen Partheienkampf, mit so vieler Ruhe und Ordnung, und so planmäßig, und bald möchten wir sagen, so methodisch und consequent durchgeführte Bekehrung einer ganzen, zahlosen Nation gehört unstreitig zu den merkwürdigsten Ereignissen in der Geschichte unserer heiligen Kirche. Gewöhnlich zehrt jede, von der Kirche getrennte Sekte sich selbst auf; sie vergehet und verschwindet, weil sie nicht Gottes, sondern Menschen-Werk ist. So wie ihr

lüftiges Gebäude allmälich in Trümmern zusammen stürzt, fällt auch den Bessern ihrer Anhänger, die wenigstens eines reinen Willens sind, nach und nach die Binde von den Augen; sie erkennen ihren Irrthum und retten sich dann in den, ihnen immer offenstehenden, sichern Hafen der einzig wahren, weil von Jesu selbst gegründeten Kirche; während die Uebrigen, leider meistens der größte Theil, lichtscheu und mit sich selbst zerfallen, von Wahn in noch ärgern Wahn, und endlich in ein Labyrinth von Zweifeln und Widersprüchen gerathen, die bald einen, das Herz völlig erstarrenden, religiösen Indifferentismus in ihnen erzeugen, alles Gefühl für das Göttliche gänzlich abstumpfen, selbst die Fähigkeit zu glauben, mithin auch zu hoffen und zu lieben in ihnen ertödten, und auf diese Weise sie aus dem Gebiete des Christenthums auf immer hinausweisen. Dieses war ungefähr auch das Loos des Arianismus. Aus den Morgenländern, dem römischen Africa, ganz Gallien, bis auf die westgothischen Provinzen, ward er von der weltlichen Macht verdrängt, und fanden sich in diesen Ländern auch hie und da noch einige Arianer, so mußten sie im Dunkeln und Verborgenen wandeln und bildeten weder eine Kirche noch eine Gemeinde. Unter den Longobarden, obgleich von Niemand gedrängt oder verfolgt, verschwand die arianische Sekte, ohne daß man wußte, wie und warum, nach und nach von selbst, jedoch nur allmählig und sehr langsam, denn zu den Zeiten Warnefrieds gab es, wie der Diacon selbst gesteht, noch eben so viele arianische, als rechtgläubige Longobarden. Spanien war demnach das eigentliche, wahre und weitschichtige Domain der arianischen Sekte; hier hatte sie tiefe Wurzeln geschlagen, war im Besitz alles Grundeigenthums, mit

versammelten Väter wachten blos über der Aufrechthaltung der, im vorigen Jahre, von dem großen Nationalconcilium zu Toledo gemachten Verordnungen und Satzungen, und suchten nur nachzuhelfen da, wo es allenfalls noch einiger Nachhülfe bedurfte. Nur auf dem Concilium von Sevilla ward ein, bisher noch nicht besprochener Gegenstand zur Sprache gebracht. Pesagius, Bischof von Ecija, berichtete dem Concilium, daß sein Vorgänger, Gaudentius, einigen Leibeigenen seiner Kirche die Freiheit ertheilt, Andere wieder verschiedenen seiner Anverwandten geschenkt habe. Pesagius bat die versammelten Bischöfe, über die Gültigkeit, oder Unhaltbarkeit dieser Cessionen zu entscheiden. Nach reifer Ueberlegung entschied das Concilium, und erklärte alle diese Schenkungen, weil im Widerspruch mit den Verordnungen des Nationalconciliums von Toledo, welche den Bischöfen jede Veräußerung kirchlicher Güter verbieten, für null und nichtig. *) — Auf der nämlichen Synode ward noch beschlossen, daß Frauen, welche Priester und Diacone, der von ihrem Bischofe erhaltenen Warnungen ungeachtet, noch in ihren Wohnungen bei sich behielten, von der weltlichen Obrigkeit mit Gewalt aus denselben herausgenommen, in Nonnenklöster eingesperret, und diesen als dienstbare Mägde überlassen werden sollten.

---

*) Kann denn irgend ein Gesetz eine rückwirkende Kraft haben? — Nein! aber dieß war auch hier nicht der Fall; denn der Canon des toledanischen Conciliums, der die Veräußerung der Kirchengüter verbietet, war kein neuer Canon; sondern blos eine Erneuerung eines längst schon bestandenen, und in allen Kirchen unzählige mal wiederholten und erneuerten Canons.

XXIII.

1. Während, unter dem sichtbaren Segen von Oben, die Bischöfe in Spanien überall die Angelegenheiten ihrer Kirchen auf Concilien ordneten, eingeschlichene Mißbräuche abschafften, und die ernste und strenge Disciplin früherer und schönerer christlichen Jahrhunderte wieder aufleben ließen, wurden Gallien und Italien von einer schrecklichen Pest verheert. Noch furchtbarer, als in Gallien, wüthete die Seuche in Italien, und zwar auf der ganzen Halbinsel, von den rhätischen und julischen Alpen bis an das adriatische, tuscische und mittelländische Meer. Keine Stadt, kein Dorf, kein einsames Thal blieben verschont.*) Am stärksten war die Sterblichkeit in Rom. Hier gab es auch nicht eine einzige Familie, welche nicht den Verlust einiger, oft beinahe aller ihrer Angehörigen zu beweinen hatte. Aber den schwärzesten und dichtesten Trauerflor warf über die Stadt der Tod des allgemein geliebten, und der allgemeinen Liebe und Verehrung so würdigen Pabstes Pelagius II. Er fiel als ein Opfer seiner wahrhaft evangelischen, rastlos thätigen Nächstenliebe. Einen Theil seines

---

*) In der Zeit dieser furchtbaren Pest war oft das Niesen oder ein gewisses krampfhaftes Gähnen der sichere Vorbote eines nahen und schnellen Todes; wodurch, wie eine Menge älterer Schriftsteller bezeugen, der auch heute zu Tage noch übliche Gebrauch entstand, dem Niessenden zuzurufen: Gott helfe Euch, und endlich auch, daß der Gähnende, um wo möglich noch sich gegen die Folgen dieses Gähnens zu schützen, den geöffneten Mund mit jenem Zeichen, in welchem der Tod und die Hölle überwunden werden, nämlich mit dem Zeichen des heiligen Kreutzes bezeichnete.

Pallastes hatte er in ein Spital für bejahrte Armen, und einen andern Theil in ein Krankenhaus verwandelt. Seine Milde kannte keine Grenzen, und die zarte Fürsorge, mit welcher sein Herz alle Leidenden umfaßte, glich der Zärtlichkeit eines, für alle seine Kinder ängstlich besorgten Vaters. In die Herrlichkeit seines Herrn ging er ein am 8. Februar des Jahres 590, und seine sterbliche Hülle ward beigesetzt in der Kirche zum heiligen Apostel Petrus.

2. Zwölf Jahre und nicht volle drei Monate hatte Pelagius mit Weisheit, englischer Milde und erleuchtetem Eifer der Kirche Jesu vorgestanden, und in zwei Ordinationen im Monat December zwei und achtzig Priester, acht Diacone und acht und vierzig Bischöfe geweihet. Die in eine Ruine verwandelte Kirche des heiligen Laurentius bauete er von Grund aus wieder auf, und schmückte das Grabmal des heiligen Märtyrers mit silbernen Platten. Bevor aber Pelagius dieses Gott gefällige Werk vollbringen konnte, mußte er erst den Platz aufsuchen lassen, wohin man die Reliquie des heiligen Märtyrers Laurentius gelegt hatte. Als die Arbeiter, so erzählt Gregor der Große in einem seiner Briefe, die Erde ausgruben, fanden sie bald, was sie suchten; aber aus frevelndem Vorwitze öffneten sie die geheiligte Grabstätte, und starben nun, obgleich stark und gesund, in Zeit von zehn Tagen schnell nach einander hinweg. Auch der Gottesacker des heiligen Märtyrers Hermes ward von diesem Pabste wieder erbauet, und das Grab des heiligen Apostels Petrus, wie jenes des heiligen Laurentius, ebenfalls mit silbernen Platten geschmückt.

3. Von diesem Pabste sind zehen Briefe auf uns gekommen. Man findet sie in allen Conciliensammlungen; aber mehrere kritische Schriftsteller haben vier derselben, nämlich den ersten, zweiten, achten und neunten für unächt erklärt. Der erste dieser Briefe, deren Ächtheit in Zweifel gezogen wird, ist an den Bischof Benignus, über die Versetzung der Bischöfe von einer Kirche zur andern. Pelagius verbietet dieselben und rüget in sehr scharfen Ausdrücken den unevangelischen Geist jener Bischöfe, welche, entweder um ihre Einkünfte zu vermehren, oder in ansehnlichern, volkreichern, ihnen mehr Bequemlichkeit und größere Lebensgenüsse und Zerstreuungen darbietenden Städten zu wohnen, ihre Kirchen zu verlassen und andere dafür zu erhalten suchen. Nur dann, sagt der Pabst, wären solche Versetzungen erlaubt, wenn das Wohl der Kirche es durchaus so erfoderte, und der zu versetzende Bischof nicht selbst diese Veränderung nachsuche, sondern im Gegentheil gleichsam dazu gezwungen würde. — Der zweite Brief ist an sämmtliche Bischöfe Italiens, über die den Bischöfen gebührende Ehre, worin der Pabst den sehr wahren und von selbst einleuchtenden Grundsatz aufstellt, daß man nicht von Jedem eine Klage gegen einen Bischof annehmen könne und dürfe. — Der Achte ist an den Patriarchen, Johannes den Fastenden von Constantinopel. Der Pabst cassirt darin, jedoch mit Ausnahme der Lossprechung des Bischofes Gregorius von Antiochien, alle Verhandlungen des von Johannes in Constantinopel gehaltenen Conciliums, und gibt dem Johannes, wegen des, sich angemaßten Titels eines allgemeinen Patriarchen, einen scharfen Verweis. — Wir müssen gestehen, daß die Verwerfungsgründe, welche man gegen die so eben bezeichneten drei Briefe will gel-

tend machen, uns keinesweges befriedigten. Selbst das, was Pagius gegen den Brief an Benignus vorbringt, welches Gewicht auch schon der blose Name des scharfsinnigen Kritikers in die Wagschale legen mag, schien uns dennoch nichts weniger als überzeugend. Aber beinahe lächerlich, möchte man sagen, sind die Einwendungen, die man gegen den Brief des Pelagius an den Patriarchen Johannes von Constantinopel macht. Die Ursache, warum man denselben in Abrede zu stellen sucht, liegt am Tage. Die Gegner nämlich des päbstlichen Stuhles wollten in eben diesem Schreiben an den Johannes Waffen gegen das römische Primat gefunden haben, und nun glaubten die Vertheidiger desselben, Nichts besseres thun zu können, als dasselbe anfänglich in Zweifel zu ziehen, und endlich ganz zu verwerfen. Unstreitig würde es erwünschter gewesen seyn, wenn sie — was doch nicht sehr schwer war — alle die darin enthaltenen Stellen gesammelt und zusammengestellt hätten, welche gerade das sprechendste und lauteste Zeugniß für das römische Primat ablegen. Ein gewiß sehr zuverlässiger Gewährsmann dieses päbstlichen Breve ist Pelagius unmittelbarer Nachfolger, nämlich der heilige Pabst Gregorius der Große. — Ungleich erheblicher sind die Einwürfe, welche man der Aechtheit jenes Briefes entgegensetzt, welcher an die Bischöfe Galliens und Germaniens gerichtet, und in der Briefsammlung Pabstes Pelagius II. gewöhnlich der neunte ist. Erstlich müßte man in jedem Falle unter den Bischöfen Germaniens, die Bischöfe Austrasiens verstehen, zu welchem Reiche auch wirklich damals ein sehr beträchtlicher Theil Deutschlands gehörte. Diesem Briefe zu Folge hätten demnach die gallischen und fränkischen Bischöfe an den Pabst geschrieben und ihn gefragt, welcher Präfationen sich die römische

Kirche in der Messe bediene, worauf Pelagius ihnen die Antwort gegeben, daß schon seit langer Zeit folgende 9 Präfationen bei der römischen Kirche im Brauch wären; nämlich: 1. am Osterfeste; 2. am Himmelfahrtstage des Herrn; 3. am Pfingstfeste; 4. am Weihnachtsfeste; 5. am Feste der Verklärung Christi; 6. an den Apostelstagen; 7. am Feste der heiligen Dreifaltigkeit; 8. am heiligen Kreuzfeste; 9. in der Zeit der vierzigtägigen Fasten. — Diesen Brief erklärt Alexander Natalis geradezu für unterschoben. Den Beweis seiner Behauptung stützt er auf das Sacramentarium des Pabstes Gregorius des Großen, welches für einzelne Messen die Präfationen enthält, welche also entweder zu den Zeiten des Pelagius schon bei der römischen Kirche eingeführt waren, oder erst von Gregor selbst hinzugefüget wurden. War das Erstere; so ist auch der in Frage stehende Brief offenbar unrichtig, mithin unterschoben; aber das Letztere anzunehmen, verbietet uns des heiligen Gregors bekannte, strenge Anhänglichkeit an alles Bestehende und schon lange Bestandene, so wie dessen ungemeine Ehrfurcht und Vorliebe für Alles, was aus dem Alterthum der Kirche herüber kam. Zudem beruft Alexander sich auch auf Gregors Brief an Johannes von Syracus, in welchem der Pabst sich wegen der, in der Liturgie von ihm gemachten Neuerungen und Veränderungen rechtfertiget, aber die Präfationen mit Stillschweigen übergehet, deren er doch ganz gewiß, wenn er neue verfertiget hätte, nun ebenfalls würde erwähnt haben. Ein klarer Beweis, daß er keine gemacht hatte, folglich die in dem Sacramentarium enthaltenen schon vor seinen Zeiten im Brauch waren, mithin jener neunte Brief des Pelagius eine, diesem Pabst unterschobene Fiction ist.

4. Die gefahrvollen Zeiten erlaubten es nicht, den Stuhl des heiligen Petrus lange ledig zu lassen; und schon am dritten Tage nach dem Tode Pelagius II. ward Gregor, Diacon der römischen Kirche, von der Geistlichkeit, dem Senat und dem Volke einstimmig zum Oberhaupt der Kirche erwählt.

XXIV.

1. Gregor, ein Oberhaupt der Kirche, wie bis auf die heutigen Tage die Christenheit nur selten noch sah, gleich groß durch Geist, Seelenhoheit und Milde des Herzens, war in dem Jahre 540 geboren. Rom war seine Vaterstadt. Gordianus hieß sein Vater, Sylvia seine Mutter. Beide waren einander würdig; denn dem Glanze ihrer Geburt — Gordianus war ein Sprößling des uralten anicischen Geschlechtes — entsprach *in beiden* der noch höhere Adel ihrer Seelen. Gregor war die einzige, aber kostbare Frucht dieser Ehe. Als aber der Himmel den frommen Eltern dieses Kind geschenkt hatte, ward die bisher so zärtliche Gattin ihrem Gemahl eine liebende Schwester; und als Gordian, obgleich mit senatorischer Würde bekleidet, alle seine Ehrenstellen niederlegte, und in den geistlichen Stand trat, ging auch Sylvia in ein Frauenkloster, um Gott, nicht die letzten Tage eines hinfälligen Alters, sondern den schönsten Theil der Blüthenzeit ihres Lebens ausschlieslich zu weihen. Gordianus ward einer der Cardinal-Diacone, denen die Fürsorge für alle Armen, Nothleidenden und dürftigen Waisen, so wie das Pflegamt aller Spitäler und anderer Wohlthätigkeits-Anstalten in Rom anvertraut war. Da Rom in sieben Stadtviertel eingetheilt war, so gab es ebenfalls sieben solcher

Cardinal-Diaconen, die man gewöhnlich Regiarios zu nennen pflegte. *) — Bis an das Ende seiner Tage bekleidete der Edle dieses Amt mit Treue und unermüdet thätiger Nächstenliebe.

2. Gregor genoß eine treffliche Erziehung. Die gelehrtesten Männer waren seine Lehrer; aber schon dem Jüngling Gregor war Gelehrsamkeit nicht eigentlicher Zweck, sondern blos Mittel zu ungleich höhern Zwecken; und die reiche, wissenschaftliche Bildung seines Geistes sollte seinem edeln Herzen einst nur die Mittel darbieten, in allen seinen Beziehungen desto wohlthätiger und segenreicher zu wirken; daher die besondere Vorliebe, mit welcher er sich dem Studium der Grammatik, Rhetorik, Dialektik und vorzüglich des römischen nnd canonischen Rechtes überließ. Aber seinem Durst nach Kenntnissen und seinem Streben, sich solche zu erwerben, lag von seinem zartesten Alter an stets ächte, kindliche Frömmigkeit zum Grunde; auch der Knabe Gregor hatte schon gelernt, daß die Furcht des Herrn jeder Weisheit Anfang ist, und daß alles Licht blos von Oben, nur vom Vater des Lichtes kommt. Wissenschaft blähete demnach sein Herz nicht auf, machte im Gegentheil es immer nur noch demüthiger; und der Diacon Johannes, der vorzüglichste Biograph dieses großen Pabstes, bemerkt es als einen seltenen, aber nur desto liebenswürdigern Zug in Gregors jugendlichem Charakter,

*) Andere kirchliche Geschichtschreiber behaupten, daß die Zahl der römischen Cardinal-Diacone blos in Nachahmung und zur Erinnerung der, von den Aposteln gleich im Anfang, bei der Mutterkirche zu Jerusalem, angestellten sieben Diacone, ebenfalls auf sieben festgesetzt worden sey.

daß er, als Jüngling, nie die Gesellschaft der in gleichen Jahren mit ihm stehenden jungen Leute, sondern stets nur jene der Männer von reifem Alter, oder ehrwürdiger Greise suchte, und sich nie besser gefiel, als in der Mitte frommer, der Wege Gottes kundiger Klostermänner, die, reich an Jahren und Erfahrung, durch ihr strenges, Ehrfurcht gebietendes Aeußere, eher geeignet, die leichtsinnige Jugend zu verscheuchen, den bescheidenen, wißbegierigen Jüngling nur um so mehr noch an sich zogen. Aufmerksam horchte er dann ihren Worten zu, erlaubte jugendlichem Vorwitze nie eine Frage, und liebte vorzüglich den Unterricht in Denksprüchen und kurzen Sentenzen, die er seinem Gedächtniß tief einzuprägen suchte, aber gewiß nicht um damit vor der Welt zu glänzen, sondern um einst, wenn auch seine Zeit gekommen seyn würde, Andere auf diese Weise zu belehren.

3. Ein junger Römer, der in der ersten Stadt der damaligen Welt alles, was die Aufmerksamkeit der Menschen gewöhnlich zu fesseln pflegt, in sich vereinte: glänzende Geburt, ungeheure Reichthümer, Wohlgestalt des Körpers, dabei voll Talent und Kenntniß, und lieblich und blühend, konnte natürlicher Weise auch der Aufmerksamkeit des Hofes von Constantinopel nicht lange entgehen; und Gregor hatte noch nicht einmal das vier und dreisigste Jahr zurückgelegt, als ihm schon die Prätur, Roms höchste, der consularischen Würde beinahe gleich kommende Magistratur, von Kaiser Justin II. übertragen ward.

4. Ganz und ohne eine Lücke zu lassen, füllte Gregor den erhabenen, von dem Kaiser ihm angewiesenen Wirkungskreis aus; jede der oft schweren

und drückenden Pflichten seines Amtes, zu welchem er alle dazu erforderlichen Eigenschaften in reicher Fülle mitgebracht hatte, war ihm heilig, und mit der zartesten Gewissenhaftigkeit befolgte er nun selbst alle die trefflichen Vorschriften, die er nachher als Pabst in so vielen seiner Briefe den weltlichen Richtern ertheilte. Aber auch unter dem täglichen Gewühl der Geschäfte und ihrer Zerstreuungen, liebte und suchte Gregor noch immer die Einsamkeit, pflegte, wie früher, des Umganges mit einigen erleuchteten Aebten und gottesfürchtigen Klostergeistlichen; und die Pracht, mit der, um seinem Stande und hergebrachter Sitte zu genügen, es ihm nun sich zu umgeben geziemte, hatte auch nicht den schwächsten Einfluß auf sein Herz, minderte in Nichts seinen demüthigen Sinn; und nie ging jetzt der, mit der höchsten obrigkeitlichen Gewalt ausgerüstete, junge Prätor bescheidener und demüthiger einher, als wann er in der reich mit Gold gestickten, und mit den kostbarsten Juwelen besetzten Trabäa*) öffentlich erscheinen mußte.

5. Sich ganz und ungetheilt Gott zu ergeben, war zwar schon, seit den frühesten Jahren, Gregors fester Entschluß; da er jedoch jetzt sich das viele Gute nicht bergen konnte, welches er in seinem gegenwärtigen, so weit gezogenen Kreise täglich zu wirken im Stande wäre, auch der reinste und lauterste Wille ihn dabei beseelte, so beschloß er, nunmehr an das Ewige auch das Zeitliche zu knüpfen, und Gott und zugleich auch dem Staate und der Menschheit zu dienen.**) Aber, wie er

*) Die Amtskleidung eines römischen Prätors.

**) Der Regel nach läßt sich auch sehr gut Beides mit

nachher selbst gestand, kannte er damals noch nicht die tiefern und verborgenern Falten seines Herzens. Mit Gütern dieser Erde überhäuft, mit dem Beifall Roms und selbst ganz Italiens beehrt, und gesucht von den vornehmsten und reichsten italienischen Geschlechtern, die ihre Töchter, die Blüthen

---

einander vereinigen; besonders wenn man, aus dem einzigen wahren, das heißt religiösen Gesichtspunkt ausgehend, Alles nur auf Gott bezieht, in allen Lagen und Verhältnissen stets nur Gott im Auge hält. Das thätigste und geräuschvollste Geschäftsleben wird dann nicht die innere Stille und Ruhe der Seele unterbrechen, ja wohl selbst eine Art von ununterbrochenem Gottesdienste werden. Aber eine Ausnahme hievon machen Jene, welche Gott unmittelbar zu etwas Höherm beruft, und die alsdann der Geist der Lüge, unter täuschenden Vorspiegelungen alles des Guten, das sie in ihrer gegenwärtigen Lage wirken könnten, von ihrem höhern und wahren Berufe abzuziehen sucht. Oefters als man vielleicht glaubt, treten auch jetzt noch diese Fälle ein, besonders bei denjenigen, welche Gott zum geistlichen Stand beruft; die aber, während sie sich selbst und die Aechtheit ihres Berufes zu prüfen wähnen, leider nur gar zu oft blos den Einflüsterungen ihrer, noch allzu sehr an der Welt und deren bunten Gaukelgestalten hangenden Eigenliebe sich hingeben. Sollen solche Selbstprüfungen zur Erkenntniß unserer wahren Bestimmung führen, so müßen sie, entfernt von allem Geräusch der Welt, ja wo möglich, selbst entfernt von allem Umgange mit unsern täglichen Umgebungen, besonders mit Jenen, die unserm Herzen gerade am nächsten und am theuersten sind, in völlig abgeschlossener Einsamkeit angestellt werden. Nur in dem Maße, als alle äußere Eindrücke in uns erlöschen, und Ruhe und Stille in unserer Seele herrschen, wird die Stimme Gottes in unserm Busen vernehmbar. Gott nahet sich Jedem, der auch Ihm sich zu nahen verlangt; aber der erste und wichtigste Schritt zu dieser Annäherung ist Flucht vor den Creaturen.

von Italiens weiblicher Schönheit, ihm gleichsam stillschweigend antrugen: hatten an einem Herzen, das Gott ausschließlich für sich besitzen wollte, die Welt und deren Herrlichkeit einen noch ungleich größern Antheil, als Gregor selbst es wohl hätte ahnden können, und die, jedem Menschen so schwer zu überwindende Eigenliebe spiegelte ihm nun, als seinen wahren und eigentlichen Beruf vor, was doch im Ganzen nichts Anderes, als Regungen seiner, noch nicht völlig erstorbenen Eitelkeit und Selbstsucht waren.

6. Aber bei Allem dem war Gregor doch nie ruhig; stets sehnte sich sein Herz nach etwas Höherem, und diese Sehnsucht vermochte die Welt, selbst in ihrer christlichen Anschauung, nie völlig zu befriedigen. Gordian war indessen gestorben, und der Tod des Vaters hatte den Sohn zum Erben unermeßlicher Reichthümer gemacht. Ganz Rom erwartete, daß Gregor, groß in allen seinen Handlungen und Umgebungen, den Glanz seines Hauswesens, oder vielmehr seiner kleinen Hofhaltung, nun noch um vieles vermehren, neue Paläste und Villas erbauen, und diese mit Allem, was nur immer im Gebiete der Kunst mit Geld zu erkaufen ist, mit erhöheter Prachtliebe schmücken und bereichern werde. Aber zum Glücke war Gregor mit diesen Prahlereien der Selbstsucht noch unbekannt *).

*) Bei einem irreligiösen Volk, oder in einem irreligiösen Zeitalter gebricht es stets an voller Kraft, an Idealität und an Tiefe und Gediegenheit des Gemüthes. Von einem wahren, ächten Kunstsinn kann also, bei einem solchen Volke, oder in einem solchen Zeitalter durchaus nicht die Rede seyn. An die Stelle desselben treten aber alsdann gewöhnlich ein gewisses Tändeln

Von Allem, was man erwartete, geschah Nichts, und mit großem Erstaunen vernahm nun bald ganz Rom, daß der reiche Erbe in Sicilien, wo er die größten und einträglichsten Ländereien besaß, sechs Klöster auf einmal gestiftet habe. Aber noch mehr staunten die Römer, als nicht lange nachher Gregor gar seinen eigenen Palast in Rom in ein Kloster verwandelte und, weil es nicht zu seinen Grundsätzen gehörte, daß Klostergeistliche sich blos durch Handarbeit ernähren sollten, sowohl dieses, als auch die sechs andern Klöster in Sicilien, so reichlich dotirte, daß nicht nur für alle Bedürfnisse, sondern auch für geziemende Bequemlichkeit ihrer künftigen Bewohner vollkommen gesorgt war. Das Kloster in Rom ließ Gregor dem heiligen Andreas weihen, führte allda die Regel des heiligen Benedikts ein, und ordnete zum Vorstand desselben einen gewissen Hilarion oder Valention, welcher früher schon in der Provinz Valeria als Abt einem Benediktiner-Kloster vorgestanden hatte *).

---

mit der Kunst, und jene plumpe, geldstolze Eitelkeit, die sich vorzüglich im Zusammenschleppen und Aufhäufen einer Menge, um schweres Geld, erkaufter Kunstwerke gefällt, denen man freilich, als eben so vielen Trophäen eigener prahlerischer Selbsucht, von Zeit zu Zeit huldiget, jedoch gerade nur so, wie auch das Kind zu gewißen Zeiten seiner Puppe huldiget.

*) Die Ansprüche des Benediktiner-Ordens auf den großen Pabst Gregor sind gerecht und über jeden Zweifel erhaben. Des Cardinals Baronius und noch einiger anderer Schriftsteller Einwürfe dagegen sind von geringem Gehalte, und werden von dem gelehrten, französischen Benediktiner, Dionysius von St. Martha, in dessen Lebensbeschreibung Gregors des Großen (B. 1. K. 2. §. 14, 15 und 16) vollkommen befriedigend widerlegt.

7. Aber auch für Gregor schlug jetzt die Stunde höherer Begnadigung. Er erkannte seinen wahren Beruf, legte seine Ehrenstellen nieder, verkaufte alle seine Güter, seine Paläste und Landhäuser, seine kostbaren Geräthschaften, all sein goldenes und silbernes Geschirr, alle seine Juwelen und prachtvolle Gewandte, und ging in das, von ihm selbst gestiftete Kloster zum heiligen Andreas; und der Mann von senatorischer und consularischer Würde, in dessen Händen so viele Jahre lang Roms Schicksal lag, der gerechte Gegenstand der allgemeinen Liebe und Verehrung von ganz Italien, und der alle wesentliche wie zufällige Vorzüge in sich vereinte, gehorchte nun, gleich dem geringsten Novitzen, mit kindlicher Folgsamkeit allen Befehlen seines Abts, übertraf alle Brüder im Kloster an Demuth und Liebe, und achtete sich durchaus als den geringsten und letzten von Allen. Alle Bilder aus seinem vorigen Leben schienen jetzt seiner Seele plötzlich entschwunden, und er glich vollkommen Einem, der Schiffbruch gelitten, all sein Gut und alle seine zeitliche Habe verloren, aber dafür auch in einem sichern Hafen des Heils und ungestörter Ruhe allen Stürmen des Lebens auf immer glücklich entflohen war.

8. Das Lesen der heiligen Schriften, fromme und ernste Betrachtungen und lange anhaltendes Gebet waren von jetzt an Gregors einzige Beschäftigung. Aber die Abtödtungen, denen er sich unterwarf, waren so hart und so streng, daß sie bald eine ganz ungewöhnliche körperliche Schwäche und völlige Erschlaffung des Magens erzeugten. Alles Fasten mußte er sich nun untersagen, denn, wenn er nicht öfters im Tage einige Nahrung zu sich nahm, ward er sogleich von heftigem Schwindel und nicht selten von lange dauernder Ohnmacht

überfallen. Nichts schmerzte jetzt Gregor so tief, als der beugende Gedanke, daß er sogar am Samstag vor Ostern, an welchem Tage doch selbst die Kinder zu fasten pflegten, nun zum Essen gezwungen seyn sollte. Mit dem Abte des Klosters und noch einigen Brüdern im Gebete vereint, flehete er zu Gott um Stärkung und um seine vorigen Kräfte. Da Christus stets in der Mitte derer ist, die vertrauungsvoll seinen allerheiligsten Namen anrufen, so ward auch Gregors frommes Gebet erhört. Die Krankheit verschwand; die vorigen Kräfte stellten sich wieder ein, und von dem öftern, ihm so lästigen Essen war er nun auf immer befreit. Seine ganze Nahrung bestand von jetzt an in einigen rohen, nur mit etwas Wasser abgeschwelgten Kräutern, die seine Mutter Sylvia, die noch lebte, ihm in das Kloster schickte, anfänglich in einem silbernen Gefäße, das er aber gleich in den ersten Tagen, weil er nichts anderes mehr zu geben hatte, einem an der Klosterpforte um eine milde Gabe flehenden Armen schenkte.

9. Wie Gregor selbst erzählt, war es hier in dem Kloster zum heiligen Andreas, wo er in ungestörter Ruhe des Geistes seine schönsten und seligsten Tage verlebte. Aber glühende Liebe zu Gott und eine, an dieser göttlichen Glut entzündete, die ganze Menschheit umfassende Nächstenliebe waren auch bei Gregor die einzige Triebfeder aller seiner Handlungen, die einzige Gebärerin aller seiner Gedanken, Wünsche und Empfindungen; und noch nie, vielleicht selbst kaum in Heiligen, standen, wie bei ihm, Kopf und Herz in einem so schönen, vollkommen harmonischen Einklang. Jede fromme Empfindung, jedes heilige Gefühl flammte daher stets bei Gregor schnell zum Licht eines Gedankens empor;

sowie auf der andern Seite jeder Gedanke, den sein Kopf gebar, sogleich wieder eine entsprechende fromme und heilige Empfindung in seinem Herzen erzeugte. Einen Beweis davon liefert folgender schöner Zug aus der damaligen Periode seines Lebens. — Gregor ging eines Tages in Rom über den Marktplatz, als gerade zum öffentlichen Verkaufe mehrere Sclaven allda ausgestellt waren. Die Wohlgestalt und schönen körperlichen Formen derselben zogen die Blicke aller Vorübergehenden auf sich. Auch Gregor trat zu dem Sclavenhändler und fragte ihn, zu welcher Nation diese schönen Menschen gehörten. Man sagte ihm, es seyen Engländer. Gregor forschte nun weiter, ob sie auch Christen wären. Diese Frage ward mit Nein beantwortet; indem die gegenwärtigen Herren von Britanien, die Angelsachsen, noch alle ohne Ausnahme Götzendienst und heidnischem Wahn ergeben wären. Gregors frommes Herz ward bei dieser Nachricht mit Wehmuth erfüllt; aber sein schmerzhaftes Gefühl zerfloß jetzt nicht in unfruchtbaren und nutzlosen Elegien, sondern es ward sogleich in seiner Seele zu einem lichten Gedanken, und dieser ging nun eben so rasch in That und Ausführung über. Ohne seinen Weg fortzusetzen, oder in sein Kloster zurückzukehren, begab Gregor sich augenblicklich zu dem Pabst Benedikt I., warf sich ihm zu Füßen, und stellte ihm in den rührendsten Ausdrücken vor, welch ein Gott gefälliges Werk es seyn würde, einer ganzen, noch in dem Schatten des Todes und den Finsternissen des Heidenthums wandelnden Nation das Evangelium zu verkündigen. In kurzer Rede entwickelte er dem Pabste die Leichtigkeit des Unternehmens, und bot sich, weil Andere es schwer finden könnten, selbst dazu an. Den dringenden Bitten Gregors vermochte Benedikt nicht zu widerstehen; er gab ihm die Erlaubniß,

Rom zu verlassen und zu jener Nation, welche seine zarte Theilnahme so sehr erregt hätte, jenseits des Meeres, die Leuchte des Evangeliums zu tragen.

10. Bald waren alle Vorbereitungen zu dem weit aussehenden Unternehmen vollendet, und nach wenigen Tagen trat schon Gregor in Begleitung einiger Mönche und Priester, welche der Pabst ihm beigesellt hatte, seine Reise nach England an. Aber schnell verbreitete sich auch jetzt in ganz Rom das Gerücht, daß Gregor die Stadt verlassen habe, daß er über das Meer schiffen, vielleicht nie mehr zurückkehren werde. Schon als Prätor, als Roms höchste obrigkeitliche Person, hatte Gregor den Römern manche Beweise seiner Weisheit, seiner tiefen Einsicht, und besonders seiner Milde, und fürsorgenden Liebe zum Volke gegeben. Seine jetzige ungeheuchelte Frömmigkeit, und die vielen und großen Opfer, welche er der Religion gebracht, waren nicht minder bekannt, und so glaubte nun alles Volk in Gregor, besonders in den gegenwärtigen drangvollen Zeiten, einen, durch seine Fürbitte bei Gott, alles vermögenden Schutzengel zu besitzen. Bei jener unvermutheten Nachricht kam also die ganze Stadt in Bewegung. Als der Pabst am folgenden Tage in die Peterskirche gehen wollte, warfen ganze Scharen flehender Bürger sich ihm in den Weg. „Du hast," rief man ihm von allen Seiten zu, „den heiligen Petrus beleidiget und, indem Du den Gregor aus der Stadt ziehen ließest, dieselbe einer ihrer festesten Stütze beraubt." — Wohin der Pabst sich wandte, schollen ähnliche klagende Stimmen ihm entgegen. Benedikt erschrack bei dem Anblick so vieler trauernden und zum Theile schon gährenden Gemüther, und schickte noch am Abend desselben Tages dem Gregor einen reiten-

den Eilboten nach, mit dem Befehle, unverzüglich wieder nach Rom zurückzukehren. Daß so Etwas geschehen könnte, ja wohl geschehen würde, hatte Gregor geahndet, daher zu Beschleunigung der Reise nach Kräften seine Gefährten angetrieben. Als er aber am dritten Tage, der großen Hitze wegen, ihnen einige Stunden der Ruhe gönnen mußte, ward er von dem Boten ereilt, vernahm trauernd die Befehle des Oberhauptes der Kirche; und eingedenk der Lehre, daß Gehorsam Gott wohlgefälliger sey, als Opfer, ehrte er dieselben durch schnelle und augenblickliche Folgeleistung. Aber welche wohlthätige und segenvolle Folgen demungeachtet Gregors fromme Rührung auf dem Marktplatz in Rom noch herbeiführte, werden wir bald freudig in dem fernern Laufe unserer Geschichte noch hören.

11. Gregor setzte, nach seiner Rückkehr nach Rom, seine vorige, fromme und strenge Lebensweise wieder fort. Aber die Vorsehung hatte ihn zu etwas Höherm bestimmt; nicht länger sollte er für jetzt in klösterlicher Ageschiedenheit mehr leben, und der Pabst, der von der stets zunehmenden Heiligkeit des ausserordentlichen Mannes sich immer mehr überzeugte, weihete ihn zu einem der sieben Diacone der römischen Kirche, vorzüglich in der Absicht, um sich dessen Beistandes in der Führung seines, ihm immer schwerer und drückender werdenden Kirchenregiments zu bedienen.

12. Auch in diesem neuen Amte entfaltete Gregor wieder neue, nicht minder liebenswürdige Eigenschaften. Die Diacone der römischen Kirche waren die Gehülfen, gleichsam die Minister der Päbste. Das römische Diaconat war demnach eine der höchsten kirchlichen Würden; aber auch diese, so wie

Alles was mit Gregor in Berührung kam, veredelte er noch durch seine, an die Reinheit der Engel, dieser Diacone und Minister des Allerhöchsten, grenzende Lauterkeit seines Herzens, und indem er sich auch auf seinem jetzigen erhabenen Posten als den Letzten und Geringsten aller Menschen betrachtete, ward er gerade durch diese seine Demuth über Alle erhöhet. — Bald darauf starb Benedikt I. und dessen Nachfolger, Pelagius II. ernannte Gregor zu seinem Legaten am Hofe von Constantinopel.

13. Wie überall ward auch, an dem Hoflager des Kaisers, Gregor bald der Gegenstand einer allgemeinen Verehrung. Kaiser Tiberius behandelte ihn mit der größten Auszeichnung, und dessen Nachfolger und Schwiegersohn, der Kaiser Mauritius wählte Gregor zum Pathen bei der Taufe seines erstgebornen Prinzen. — Mit beklommenem Herzen hatte Gregor sein Kloster in Rom verlassen; zwar hatten einige der Brüder ihn nach Constantinopel begleitet; aber vielseitig verstrickt und verflochten in eine Menge mehr weltlicher, als kirchlicher Unterhandlungen, sehnte Gregor sich jetzt oft seufzend in jenen, gegen alle Stürme des Lebens sichernden Hafen — so nannte er sein Kloster — aus welchem man ihn mit Gewalt gerissen, wieder zurück. Indessen machte er die Bekanntschaft mehrerer, mit ihm geistig verwandter Männer, besonders jene des heiligen Eulogius von Alexandrien. Auch den heiligen Leander von Sevilla, welcher während Gregors ziemlich langem Aufenthalte an dem kaiserlichen Hoflager, ebenfalls dahin kam, lernte er kennen, und das gottgefällige Band der Freundschaft, welches beide große Männer bis an das Ende ihres Lebens vereinte, ward hier in Con-

ntinopel geknüpft. Endlich ward Gregor auch
ch der Trost, daß der heilige Maximianus, Abt
s Klosters zum heiligen Andreas in Rom, mit
hrern Brüdern, ihn zu besuchen nach Constanti-
pel kam. Ungemein erfreut war Gregor über
esen Besuch; sein liebes Kloster, sagte er, sey ihm
gt gefolgt; und aus dem Geräusch des Hofes und
n zerstreuenden Beschäftigungen mit Welthändeln
ttete er sich nun gewöhnlich in den Kreis seiner
ommen Mönche, vereinte sich mit ihnen zu ge-
einschaftlichem Gebete, stärkte und nährte seinen
eist durch heilige Gespräche über göttliche Dinge
d glaubte, in der Mitte dieser demüthigen Klo-
rgeistlichen, jedesmal wieder zu finden, was er
ter dem Tand des Hofes und dem geschäftigen
ichts des Weltlebens verloren haben könnte.

14. Gregors sehnlichster Wunsch ging endlich
Jahre 584 in Erfüllung; der Pabst rief ihn
mlich zurück, und ernannte den Laurentius
n zum Nachfolger in der Nunciatur *). Mit

*) Nicht nur über das Jahr, in welchem Gregor nach Constantinopel reiste, sondern auch über jenes, in welchem er wieder nach Rom zurückkehrte, mithin über die ganze Zeit seines Aufenthaltes an dem kaiserlichen Hoflager, so wie über noch manche andere Zeitbestimmungen in dem Leben des großen Mannes, sind die Meinungen der Schriftsteller sehr getheilt. Bis zu dem Jahre, in welchem Greger den Stuhl des heiligen Petrus besteiget, werden alle Perioden seiner vielseitigen Thätigkeit, durch die Chronologie des Cardinals Baronius ungemein verkürzt, während wieder Andere, wie z. B. Dionysius von St. Martha ihnen eine ungleich größere Dauer geben. Diese Verschiedenheit der Angaben hat nun natürlicher Weise eine Menge gelehrter Dissertationen veranlaßt, die, wie beinahe immer in solchen Fällen, zu

Schätzen beladen kam Gregor in Rom an; freilich bestanden diese Reichthümer nicht in gemünztem und ungemünztem Gold und Silber, oder orientalischen Perlen und edeln Steinen, wohl aber in Dingen, deren Werth gar keiner Berechnung unterliegt, nämlich in Reliquien heiliger Apostel und Evangelisten. Die größten und wichtigsten davon waren das Haupt des heiligen Evangelisten Lucas, und ein

---

keinem andern Resultat führen, als daß man weiß, der Eine sage dieß und der Andere sage Jenes, und daß mithin die ganze, wenig bedeutende Sache am Ende doch blos auf ein ungefähr hinauslaufe. Diese Bemerkung wollen Wir einmal für allemal gemacht haben, indem der Fall, wo Wir sie wiederholen müßten, nur gar zu oft eintritt. Nach Art der gelehrten, französischen Benediktiner eine kritische Geschichte zu schreiben, in welcher man alle dergleichen Varianten, ohne auch eine Einzige zu vergessen, nach einander aufführt, mit einander vergleicht, sorgfältig prüfet, wäget, discutirt rc., dieß ist nicht unsere Sache. Zwar würde es große Belesenheit und eine Art von ehemals sehr beliebter Erudition verrathen, aber auch ganz gewiß unsern Lesern eine, bis zum Einschlafen ermüdende Langeweile verursachen. Wir glauben daher aus guten Gründen uns ein- für allemal davon dispensiren zu müßen. — Es ist und bleibt eine große historische Wahrheit, obgleich man sie hie und da noch nicht recht einsehen will, daß nämlich, wenn eine große und erhabene, geistige Bezeichnung, wie z. B. gerade das Leben des großen Pabstes Gregor, von einer Menge kleinlicher, zufälliger und nichts sagender Thatsachen gleichsam umstellt ist, der Blüten- und Knospen- lose Umfang der Letztern der höhern Wichtigkeit der Erstern weichen muß. Es verschwinden alsdann Zahlen und Namen, von Personen wie von Städten und Ländern, und sind bei der großen Idee, dem geistigen Gebilde, welches die Geschichte darstellt, entweder durchaus völlig unbedeutend, oder haben höchstens nur einen äußerst bedingten Antheil daran. — —

rm des heiligen Apostels Andreas. In feierlichem
uge und mit geziemendem Gepränge wurden die
stbaren Reliquien nach der Kirche des von Gre-
or gestifteten Klosters gebracht und dort mehrere
age nach einander zur Verehrung dem Volke
ısgesetzt.

15. Aber der Vorstand des Klosters, der
eilige Maximianus nämlich war indessen auf den
ischöflichen Stuhl von Syracus erhoben worden, *)
nd die ganze Gemeinde wählte nun einstimmig
Gregor zu ihrem Abt. Der Heilige sah die Noth-
endigkeit ein, die Führung des Klosters zu über-
ehmen, und unter seiner Leitung bildeten sich in
en fünf Jahren, in welchen er der Gemeinde vor-
and, alle Glieder derselben zu wahren und treuen

*) Der heilige Maximian hatte Constantinopel viel früher, als Gregor verlassen. Aber seine Reise war nicht glücklich. Das Schiff wurde von einem fürchterlichen Sturm überfallen, in welchem es alle seine Masten und Steuerruder verlor, und solche Spalten und Ritze erhielt, daß das Wasser von allen Seiten eindrang, den innern Schiffsraum völlig anfüllte, und die Wellen schon über das Verdeck hinwegspülten. Maximian und seine Gefährten hatten einen nahen und gewißen Tod vor Augen, richteten daher ein kurzes Gebet zu Gott und stärkten sich mit der heiligen Eucharistie, die man zu jener Zeit Allen, welche eine weite Seereise zu machen hatten, mitzugeben pflegte. In dem elendesten, hoffnungslosesten Zustande setzte indessen das Schiff, ganz unbegreiflicher Weise, seinen Lauf fort, ging ungleich mehr unter, als ober dem Wasser, und lief nach acht Tagen, zum größten Erstaunen der Matrosen, glücklich in dem Hafen ein. Zur Bestätigung und Bekräftigung der wunderbaren Erhaltung des Schiffes, ging dasselbe augenblicklich unter, so bald Maximian und Alle, die sich auf demselben befanden, und deren Leben Gott dem Heiligen geschenkt hatte, an das Land getreten waren.

Schülern des heiligen Benedikts.*) Aber nichts lag Gregor auch so sehr am Herzen, als genaue und treue Befolgung der Ordensregel, und so nachsichtvoll und schonend er auch gewöhnlich bei den Fehlern und Schwachheiten Anderer war, so strenge ahndete er jede Verletzung irgend einer von dem großen Ordensstifter gemachten Verordnung. Von seiner unerbittlichen Strenge hierin wollen wir hier nur folgendes Beispiel anführen.

16. Einer seiner Mönche, Namens Justus, war ein sehr geschickter Arzt, und hatte durch seine Kenntnisse in der Arzneikunde nicht nur den Brüdern, sondern dem Abte selbst, viele und sehr wesentliche Dienste geleistet. Endlich ward Justus selbst krank. Die Krankheit machte schnelle Fortschritte und nach wenigen Tagen war der Zustand des Kranken schon höchst gefährlich. Seinem Bruder, ebenfalls Arzt zu Rom, der ihn in seiner Krankheit behandelte, entdeckte nun Justus, daß er drei Goldstücke besitze, solche aber, weil die Ordensregel es verbiete, sehr sorgfältig verborgen habe. Das Geständniß des Kranken ward in dem Kloster ruchbar. Unverzüglich wird nun alles sorgfältig durchsucht, und nach langem Suchen werden endlich die drei Goldstücke in einem mit Arznei gefüllten Gefäße gefunden. Voll des gerechten Eifers läßt Gregor sogleich allen Mönchen verbieten, den Kranken ferner mehr zu besuchen; nur dessen Bruder, dem Arzt, ward es gestattet, seine Besuche auch ferner noch fortzusetzen.

*) Gregor entzog jedoch, auch als Abt eines Klosters, seine Dienste nicht der päbstlichen Kanzelei; und Er war es, der z. B. die weiter oben schon erwähnten Briefe Pabstes Pelagius II. an die schismatischen Bischöfe Venetiens und Istriens entwarf.

Aber Justus fühlte sich seinem Ende nahe; es verlangte ihn nach dem Beistande der Brüder, er wünschte, daß, nach hergebrachter, klösterlicher Sitte, deren vereintes Gebet an seinem Sterbelager ihm in der schweren Stunde des Scheidens den letzten Trost gewähren möchte. Jetzt erst wird ihm das Verbot des Abtes bekannt gemacht; es wird ihm gesagt, daß er, seines heimlich gesammelten Mammons wegen, in den Augen seiner Brüder ein Scheusal wäre. Diese Worte waren für den Sterbenden ein Donnerschlag; aber sie erzeugten Früchte ernster Buße. Justus bekannte laut sein Verbrechen, bat Gott, den Abt und seine Brüder um Verzeihung, und starb bald darauf unter allen Zeichen der tiefsten Reue und innigsten Zerknirschung.

17. In den Augen des heiligen, jedoch jetzt nothwendig so strengen Abtes hatte indessen Justus noch nicht hinreichend gebüßt; Gregor wollte, daß die Strafe an dem Gefallenen in den Gemüthern aller seiner Mönche einen bleibenden, unauslöschlichen Eindruck zurücklasse. Statt also die Leiche des Justus auf dem gewöhnlichen Begräbnisplatz beerdigen zu lassen, ward auf des Abtes Befehl in dem Mist eine Grube gegraben, der entseelte Körper dahingebracht, in die Grube gesenkt, und das Gold, mit dem Fluche beladen, demselben nachgeworfen: „Möge dein Geld sammt Dir verderben,„ erscholl es mit dumpfer Stimme von der ganzen versammelten Gemeinde in die Grube hinab. Für den Verstorbenen durfte weder gebetet, noch das heilige Opfer dargebracht werden. — Gregor hatte sich in seinen Erwartungen nicht getäuscht; seine Strenge verbreitete unter sämmtlichen Mönchen einen heilsamen Schrecken; und da die Regel ihnen verschiedene Kleinigkeiten zu besitzen erlaubte,

so durchsuchten sie sorgfältig jetzt Alles, ob ja nicht etwas Verbotenes sich darunter befände; alle ihre kleinen Habseligkeiten brachten sie zu dem Prior des Klosters, legten sie zu den Füßen desselben, und betheuerten ihm, daß sie, auf seinen Wink, alles freudig hinzugeben bereit wären.

18. Als Gregor sah, daß sein wohlthätiger Zweck erreicht wäre, ließ er den Prior wieder zu sich rufen. „Es ist Zeit," sagte er ihm, „daß wir den Leiden unsers verstorbenen Bruders, so viel es in unsern Kräften steht, ein Ende machen. Man bringe von Morgen an, dreißig Tage nach einander, für ihn jeden Tag das heilige Opfer, und alle Brüder versammeln sich täglich, diese Zeit hindurch, zum gemeinschaftlichen Gebete für die Ruhe seiner Seele." — In der Nacht nach dem dreißigsten Tage hatten die Brüder ein Gesicht, in welchem der abgeschiedene Geist des Justus ihnen erschien, Allen für ihr Gebet und das, für ihn dargebrachte heilige Opfer dankte, und ihnen den Trost gab, daß die Zeit seiner Strafe und Entsündigung dadurch abgekürzt worden, und er nun in den Ort ewiger Ruhe eingegangen sey.*) — Dieß geschah kurz vor Gregors Erhebung auf den päbstlichen Stuhl.

19. Ueberhaupt war Gregors Mönche fromme Lebensweise ein wahres Muster heiliger, klösterlicher Zucht. Ordnung und stiller Friede herrschten in dem Kloster, Liebe und Eintracht unter allen Brüdern; und der große Pabst sagte nachher selbst, daß er zu

*) Seit dieser Zeit werden die Messen, welche an dreißig auf einander folgenden Tagen, für die Seele eines Gestorbenen gelesen werden, die Gregorianischen genannt.

glauben sich gezwungen fühle, der heilige Andreas, unter dessen Schutz er sein Kloster gestellt, habe unsichtbar selbst die Leitung desselben übernommen, und wache nun mit waltender Vorsicht über der Aufführung seiner Mönche. *) Endlich wollte man allgemein bemerkt haben, daß von einem gewissen Tage an, wo Gregor ein seltenes Beispiel unerschöpflicher Geduld, verbunden mit grenzenloser Milde, gegeben hatte, ein ganz besonderer Segen auf dem Kloster desselben ruhe. Ein fremder, seinem Vorgeben nach, durch unverschuldetes Unglück, zu Grunde gerichteter Kaufmann war in das Kloster gekommen, und hätte unter vielen, und zwar ziemlich lauten Klagen, um eine Unterstützung gebeten. Gregor befahl, demselben vier Goldstücke zu reichen. Noch war keine Stunde verflossen, als der erwähnte Kaufmann schon wieder in das Kloster kam, unter vielem Lärmen und Geschrei den Abt versicherte, daß die erhaltene Unterstützung nicht zureiche, er noch eines Mehreren bedürfe, und nun auch sogleich auf Gregors Befehl das doppelte der ihm schon gereichten Summe erhielt. Aber auch das dreifache Geschenk genügte noch nicht dem Kaufmann, und es dauerte nicht lange, so stand er schon wieder vor dem Abte, wiederhohlte mit gewöhnlichem Ungestüm die alte Bitte, und Gregor, der nicht ermüdete, ihn auf das neue wieder zu trösten, fügte zu dem ihm schon gegebenen Gelde noch einmal sechs Goldstücke hinzu. Des Kaufmanns drei Besuche hatten am Vormittag statt gehabt; und nun hatte Gregor mit den übrigen Brüdern sich kaum von dem gewöhnlichen frugalen Mittagsmal erhoben, als

*) Indico autem quia ob tanta miracula, tanta custodia Monachorum in eodem Monasterio ejusdem Apostoli est, ac si specialiter Abbas Monasterii ipse sit. (epist. Greg. M. l. 9. ep. 58.)

der lästige Bittende schon wieder gemeldet ward. Unter lauten Klagen über sein Unglück trat er ein, und begehrte mit einer Zudringlichkeit, die man wohl Frechheit hätte nennen mögen, zum viertenmale Geld von dem Abt. Ohne eine Spur des Unwillens, oder auch nur der Ungeduld an sich erblicken zu lassen, erneuerte jetzt ebenfalls zum vierten Male Gregor den alten Befehl, nämlich den Bittenden nicht ohne eine Gabe aus dem Kloster zu entlassen. Aber nun meldete der Oeconom des Klosters, daß auch nicht ein Obol mehr in der Casse vorräthig sey. „Nun gut," erwiederte Gregor, „so suche man nach, ob sich nicht etwas Anderes in dem Kloster finde, womit man den Unglücklichen trösten könne." Ein an Silber ziemlich schweres Geschirr, welches Sylvia dem Kloster geschenkt hatte, ward jetzt herbeigebracht; und Gregor, äußerst erfreuet über diesen Fund, übergab es sogleich mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit dem wirklichen oder vermeintlichen Kaufmann. Dieser kam nun nicht mehr wieder; aber von dem Augenblicke an bemerkte man an Gregor eine gewiße miraculöse Kraft, welche vorzüglich in Auflegung seiner Hände auf Kranke und in Vorhersehung künftiger, sein Kloster oder deren Bewohner treffender Ereigniße sich kund gab.

20. Als die fürchterliche Pest, welche auch das Oberhaupt der Kirche dahinraffte, über Rom und Italien kam, brach sie zuerst in dem Kloster zu dem heiligen Andreas aus. Gregor, weniger um seine Erhaltung, als um das Heil der Seinigen besorgt, wollte nun durchaus sein Kloster — jetzt ein Aufenthalt des Todes und der Trauer — nicht verlassen. Allen von dem Pestübel Befallenen stand er bei, linderte ihre körperlichen Leiden, stärkte und kräftigte ihre zagenden Herzen, und flehete, kniend an ihrem Sterbelager, mit den übrigen Brüdern für das Heil ihrer Seelen. —

Ein junger Mensch, Namens Theodor, wohnte seit einiger Zeit in dem Kloster; aber dieser Theodor war ein ungerathener Jüngling, und nicht aus Beruf, nicht aus freiem Willen, sondern blos aus Noth, und weil die Welt ihm kein Mittel seiner Erhaltung darbot, in das Kloster gegangen. Seine Aufführung war schlecht, betrübte öfters den Abt, gereichte allen Brüdern zur Aergerniß. Demungeachtet duldete Gregor ihn in dem Kloster, theils aus Rücksicht auf dessen ältern Bruder, der, wirklich ein frommer Mönch, dem Abte nie Ursache zur Unzufriedenheit gab, theils auch und vorzüglich, weil sein, jetzt abermal den Schleier der Zukunft durchschauender Blick die einstige Besserung des verwilderten Jünglings voraussah. Dieser Theodor ward ebenfalls von der Pest ergriffen. Der Prior ermahnte ihn, sein Herz jetzt zu Gott zu erheben, und ein sündhaftes Leben wenigstens mit einem, durch Reue und Buße, Gott gefälligen Tod zu beschließen. Aber höhnend wieß der Unglückliche die Ermahnung zurück, verhärtete und verstockte vorsätzlich sein Herz gegen alle Bitten der Brüder. Als er endlich, dem Tode ganz nahe, für die Welt unwiederbringlich verloren schien, begaben sich sämmtliche Mönche im Gefolge des heiligen Abtes in die Zelle desselben, warfen sich auf ihre Knie, und fleheten zu Gott um Erbarmung für den Sünder. Plötzlich erwachte jetzt Theodor aus seinem Todesschlummer, und rief den Brüdern zu, sie möchten sich entfernen, mit ihrem Gebete ihn nicht länger quälen; ein furchtbarer Drache stehe vor ihm, habe sein Haupt schon gefaßt, wolle ihn verschlingen, werde durch ihr Gebet daran verhindert, aber seine eigene Qual auch dadurch noch vermehrt; eiligst möchten sie sich daher entfernen, unbekümmert seinem Schicksal ihn überlassen. Die Mönche ermahnten ihn, sich mit dem Zeichen des heiligeu Kreuzes zu bezeichnen. Theodor erwiederte, er vermöge es nicht, der

Drache habe alle seine Glieder gelähmt. Mit erhöheter Inbrunst beteten nur der Abt und die Brüder zu Gott; und zum zweitenmal erwachte nun wieder Theodor nach einiger Zeit aus seinem Schlummer; aber die Züge der Verzweifelung waren jetzt auf seinem Gesichte verschwunden. Freudig wandte er sich gegen die Brüder, ihnen dankend für ihr frommes Gebet, der Drache, sagte er, habe sich entfernt, Gottes Erbarmung sich ihm wieder genahet. Von dieser Stunde an ward es mit ihm besser, und schon nach wenigen Tagen war er vollkommen wieder hergestellt. Aber Theodor war jetzt ein ganz anderer Mensch; überzeugt, daß Gott, blos um ihm Raum zur Buße zu lassen, seine Tage verlängert habe, führte er von nun an das Leben eines Büßenden, beweinte täglich die Thorheiten und groben Verirrungen seiner Jugend, erbauete nun eben so sehr die Brüder, als er durch seinen ehemaligen Wandel sie geärgert hatte, und starb endlich nach zwei Jahren den Tod eines begnadigten reumüthigen Sünders, über dessen Bekehrung die Himmel sich mehr erfreuet hatten, als über neun und neunzig Gerechte. *)

*) Einem jeden unserer Leser steht es frei, diesem, wie den übrigen, obigen Berichten ähnlicher Art, Glauben beizumessen, oder auch, als Geburten einer kranken Phantasie, sie ohne weiters zu verwerfen. Weder Theodor, noch Justus, noch der Kaufmann ꝛc. sind Glaubenslehren. Aber bemerken müssen wir dennoch, daß es Gregor selbst ist, der sich als Gewährsmann der Wahrhaftigkeit dieser Erzählungen darstellt, und daß man sie daher nicht verwerfen kann, ohne zugleich auch den großen Pabst, dem Rom seine Erhaltung, Italien so manche Periode der Ruhe und des Friedens, ganz Europa seine Schulen, seine Waisenhäuser, seine Armenanstalten, die Kirche ihren erhabenen Gesang und die erhöhete Pracht ihres feierlichen Gottesdienstes zu danken hatten: kurz, ohne zugleich auch Gregor, den großen und heiligen Pabst, den erleuchteten Kirchenlehrer, den scharf und

21. Fünf Jahre hatte Gregor als Abt seinem Kloster vorgestanden, als die Hand der, stets erbarmungsvoll über ihrer Kirche waltenden Vorsehung ihn, nach Pelagius II. Tod, auf den ersten und erhabensten Stuhl der Christenheit erhob.

XXV.

1. Rom und Italien jubelten, der ganze katholische Erdkreis frohlockte bei der Nachricht von Gregors Erhebung auf den apostolischen Stuhl. Nur Er allein trauerte, nur Er war tief gebeugt. In der Einfalt seines lautern Herzens glaubte er sich der schweren, heiligen Bürde nicht gewachsen, und der äußere Glanz, der sie umgab, schreckte noch mehr seine ohnehin schon so schüchterne Demuth zurück. Um einer Größe zu entgehen, die man von allen Seiten ihm aufdringen wollte, that nun Gregor alles was nur immer menschliche Klugheit ihm gebot. Zuerst schrieb er an den Kaiser, ihn flehentlichst bittend, die in seiner Person getroffene Wahl nicht zu bestätigen. Sein Flehen war so dringend und aufrichtig, und die Gründe, die er entwikkelte, menschlichen Ansichten so scheinbar, daß er mit Zuversicht auf Willfahrung von Seite des Monarchen hoffen konnte. Aber Germanus, Präfekt von Rom, der den Heiligen schon kannte, ahndete, welchen Schritt derselbe thun würde. Er gab also Befehle, alle Briefe nach Constantinopel aufzufangen, hielt jene des Gregors zurück, schickte aber einen, von dem ganzen Senat und mehrere der vornehmsten Römer

---

weit blickenden Staatsmann, mit einem Worte, den größten Mann seines Jahrhunderts, entweder für einen Betrüger, oder für einen Schwachkopf zu erklären.

unterzeichneten, der Wahrheit so vollkommen treuen Bericht an den Hof, daß Mauritius, den Finger der Vorsehung in Gregors Wahl erkennend, mit freudigem Danke gegen Gott, die erforderliche Bestätigung unverzüglich ertheilte.

2. Indessen hatte Gregor auch noch an mehrere Andere seiner Bekannten in Constantinopel, größtentheils Männer von bekanntem Einfluß, geschrieben und sie inständigst gebeten, sein Gesuch bei dem Kaiser zu unterstützen. Aber alle seine Freunde, selbst der Patriarch Johannes von Constantinopel waren weit entfernt, sich den Bitten ihres Freundes zu fügen, beschleunigten vielmehr die kaiserliche Bestätigung durch die lauten und ungetheilten Lobeserhebungen, die sie ihm einstimmig ertheilten; gaben ihm jedoch, als jene wirklich erfolgt war, bei Zeiten davon Nachricht, ihn freundschaftlichst ermahnend, dem vereinten Verlangen der Kirche, des Kaisers und aller Rechtgläubigen nicht länger zu widerstreben.

3. Aber weder die gegebene kaiserliche Bestätigung, noch die Bitte seiner Freunde konnten Gregors Entschluß wankend machen. Ernstlich dachte er jetzt an schleunige Flucht. Aus der Stadt heimlich zu entweichen, schien indessen beinahe unmöglich, denn die Römer bewachten sorgfältig alle Thore ihrer Stadt. Aber Gregor fand Mittel, die Wachsamkeit der Römer zu umgehen; und verkleitet und verborgen in einem großen Korb von Weiden geflochten, ward er glücklich von einigen fremden Kaufleuten zur Stadt hinausgeschafft. Seine Absicht war, sich in Wäldern und Höhlen so lange zu verbergeu, bis die Nothwendigkeit die Geistlichkeit und den Senat von Rom gezwungen haben würde, einen würdigern auf den Stuhl des heiligen Petrus zu erheben, und dann nach ge-

troffener neuen Wahl, still und ungekannt zu den stillen Mauern seines Klosters wieder zurückzugehen.

4. Gregors Flucht aus Rom konnte nicht lange ein Geheimniß bleiben. Die ganze Stadt ward erregt. Scharenweise ergossen sich die Einwohner in die umliegende Gegend, alle Hütten und Höhlen sorgfältig durchsuchend, um wo möglich sich wieder der Person des großen Flüchtlings zu bemächtigen. Aber alles Forschen und Suchen blieb fruchtlos. Wie in Zeiten großer Calamitäten ward jetzt öffentliches Gebet angestellt, ein allgemeiner Fasttag verkündet. Was vermag nicht das vereinte fromme Gebet eines ganzen, von demselben Geiste der Liebe und kindlichen Zutrauens beseelten Volkes? Eine von dem Himmel sich herabsenkende Feuersäule entdeckte einer Schaar suchender Römer den verborgenen Aufenthaltsort des demüthigen Heiligen. Im Triumphe ward der Gefundene wieder nach Rom zurückgebracht und, da er nun den ganz unumhüllt sich kundgegebenen, göttlichen Rathschlüssen sich in Demuth unterwarf, auch gleich am folgenden Tage, am 30. September 590 in der Peterskirche zum Bischof von Rom und Oberhaupt der Kirche Jesu geweihet.*)

*) Die wunderbare Entdeckung der Höhle, in welcher der heilige Gregor sich verborgen hatte, erzählt Gregor von Tours; er beruft sich auf das Zeugniß eines Diacons seiner Kirche, welcher Geschäfte wegen sich damals in Rom aufgehalten hatte. Aber noch mehr wird die Sache bestätiget durch des Pabstes Gregor eigene Worte, in welchen er deutlich zu verstehen gibt, daß in Beziehung auf seine Wahl Gott selbst, durch ein Wunder, seinen allerheiligsten Willen zu erkennen gegeben habe. Divinis judiciis non poteram resultare lib. I. ep. 20.) — Aber noch bestimmter spricht er sich hierüber in einem andern Briefe aus: Secretiora loca petere aliquando decreveram, sed superna mihi indicia adversari conspiciens, jugo Conditoris subjeci cervicem cordis. (lib. 6. epist. 4.)

5. Aber bei Allem dem vermochte Gregor dennoch lange nicht, sich über seine Erhöhung zu trösten; mündlich und schriftlich klagte er darüber gegen seine Freunde; und der Geist der Wehmuth und heiligen Traurigkeit, der in diesen Briefen wehet, so wie der elegische, halb schmerzlich halb liebevoll klagende Ton, der durchaus darinn herrscht, erheben die Wahrhaftigkeit dieser seiner Gefühle über alle Zweifel boshafter Gegner. — In einem Schreiben an die Prinzessin Theoktista, Schwester des Kaisers Mauritius, klagt Gregor, daß man ihn unter dem Mantel und Namen des Episcopats in alle Stürme und Zerstreuungen des Weltlebens zurückgeschleudert habe, und daß nun jede wahre, das Herz beseligende Freude seines Lebens für ihn auf immer verblichen wäre. Selbst als Laie, hätten weltliche Sorgen und Angelegenheiten ihn ungleich weniger beschäftiget, als jetzt, wo leider die Welt wieder seine ganze Seele erfülle. „Nichts mehr," fährt er dann fort, „von der Erde hoffend, noch von ihr verlangend, fühlte ich mich schon über alles Irdische erhaben; ich genoß die namenlose Wonne, mich ganz in Betrachtung göttlicher Vollkommenheiten zu verlieren, mich völlig in den Abgrund göttlicher Liebe und Erbarmung zu versenken; und erfüllt ward in mir das Wort des Propheten: Tunc delectaberis super Domino, et sustollam te super altitudines terrae. (Isajae c. 58. 14.) „Von diesem Gipfel der Seligkeit sehe ich mich jetzt plötzlich hinabgestürzt; und indem man mich in den Augen der Menschen erhöhet hat, werde ich, weil nunmehr weniger mit Gott beschäftiget, nur desto tiefer unter dieselben erniedriget werden. — — Dem Kaiser wird einst sein Gewissen Vorwürfe machen, daß er den Schultern eines Unwürdigen eine so schwere, dessen Kräfte weit übersteigende Bürde auferlegt

hat." — Aehnlicher Klagen voll sind auch Gregors übrige, bei dieser Gelegenheit an den h. Leander von Sevilla, den heiligen Eulogius von Alexandrien, und Andere seiner Freunde geschriebene Briefe. Gegen Narses, den er vorzüglich schätzte, beklagte er sich, daß jetzt, wenn er zu sich selbst zurückkehren wolle, weltliche Gedanken und Sorgen ihm den Zugang versperrten, ihn daher immer mehr und mehr seinem Innersten entfremdeten.*) — Aber segenreich in seinen Folgen war das Schreiben des Johannes von Ravenna an den neuen Pabst. Der Bischof erlaubte sich in demselben, dem Heiligen einige gelinde Vorwürfe zu machen, daß er, ungeachtet des lebendigen Gefühls seiner Kräfte und Fähigkeiten, sich dennoch so lange gesträubt

*) Dem heiligen Leander von Sevilla, welcher ebenfalls dem neuen Pabste über dessen Erhebung seine herzliche Freude in einem Schreiben bezeiget hatte, schrieb er unter Anderm, daß es stets sein einziges höchstes Verlangen gewesen wäre, sein ganzes Leben hindurch zu seyn opprobrium hominum et abjectio plebis. — Alle Lobsprüche, die man ihm ertheilte, waren für ihn eine wahre Marter; denn nichts, sagte Gregor, hemme so sehr die Fortschritte auf der Bahn der Vollkommenheit, als eitles Menschenlob; er vergleicht es mit einem heftigen Sturmwind, der auch starke Seelen oft wankend machen, ja selbst bisweilen zu Boden werfen könnte. — — Wir können nicht umhin, bei dieser Gelegenheit noch zu bemerken, daß einsichtsvolle Asketen sogar der Meinung sind, das jedes Lob — um so mehr also das unverdiente — nur die Schuld desjenigen, dem man es ertheile, jedesmal in dem nämlichen Verhältnisse vermehre; — und wie Wenige möchten wohl auch selbst unter den Guten und Bessern zu finden seyn, die gegen Gott nicht ohnehin schon insolvente Schuldner wären. Welch' ein wichtiger Grund also nicht nur kein Lob zu verlangen, sondern auch, wo immer möglich, demselben sich sorgfältig und ängstlich zu entziehen. (Lib. 7 epist. 126.)

habe, das oberste Kirchenregiment zu übernehmen. Statt aller Antwort verfertigte Gregor sein treffliches Buch von den Pflichten des Hirtenamts (Regula pastoralis) und sandte es dem Erzbischof nach Ravenna. Auf diese herrliche, durch Würde des Vortrages, Anschaulichkeit in der Moral, und warmes Gefühl für die Heiligkeit und Erhabenheit bischöflicher und priesterlicher Pflichten, sich so sehr auszeichnende Schrift, welche unbedingt für Alle, die in ein heiliges Amt treten, der allgemeine Canon ihres Lebens und deren tägliches Manual seyn sollte, werden wir wieder weiter unten, wenn von des heiligen Gregors hinterlassenen Werken überhaupt die Rede seyn wird, noch einmal zurückkommen.

XXVI.

1. Mit Gregor hatte nun die *Fülle aller Kräfte* und Fähigkeiten den päbstlichen Stuhl bestiegen. Aber Demuth und Liebe waren auch die beiden Elemente seines ganzen Daseyns und Wirkens, und indem er durch beispiellose Selbstverläugnung sich völlig in sich vernichtete, ward er eben desto inniger mit Gott vereint, von der Hand des Ewigen daher desto höher erhoben, und nun von oben mit jener übermenschlichen Kraft ausgerüstet, mit welcher er Dinge vollführte, die schon blos nach dem Maß der physischen, dem Menschen zugetheilten Kräfte, — sey dieses auch das höchste, — selbst der größeste der Sterblichen nie würde haben ausführen können. Nicht minder gekräftiget ward Gregor ferner durch seine, an dem Strahl göttlicher Liebe entzündete, seine ganze Seele durchglühende und verzehrende Liebe zu Gott und den Menschen; diese kannte bei ihm, im eigentlichen Sinne des

Wortes weder Schranken, noch Maaß oder Ziel; aber allmächtig ist ächte, reine Liebe; auch das Unmögliche vermag sie, denn sie verähnlichet den Menschen Gott, dem Urquell aller Liebe, und läßt ihn gleichsam theilnehmen an Gottes, aller seiner Werke, mit unendlicher Liebe sich erbarmenden Allmacht. Daher das Gelingen aller, stets nur das zeitliche und ewige Heil der Menschen bezweckenden Unternehmungen des heiligen Gregors; daher der überströmende Segen, der auf seine ganze kirchliche, wie weltliche*) Regierung sich unaufhörlich ergoß.

*) Was Gregor der Große, durch den Drang der Ereignisse gewaltsam hineingezogen und vielseitig verflochten in die Welthändel seiner Zeit, der Stadt Rom, den Völkern Italiens und den italienischen Inseln war; wie er überall mit Weisheit, Kraft und Festigkeit eingriff, wo das allgemeine Wohl und die Erhaltung des Ganzen es erfoderten; wie er oft der hin und her schwankenden Unentschlossenheit des Exarchen zu Hülfe kam, die Raubgier selbstsüchtiger griechischer Herzoge und Statthalter zügelte, mit dem Ueberblick eines vollendeten Staatsmannes den Hof von Constantinopel über dessen wahres Interesse belehrte; jetzt dem Andrang der Feinde muthig und furchtlos widerstand, dann wieder, bald durch große Geldsummen, bald durch wohl geleitete Unterhandlungen, die Wildheit zornmüthiger Barbaren sänftigte; in Zeiten öffentlicher Calamitäten, wie der Hungersnoth, der Pest, verheerender allgemeiner Ueberschwemmungen rc. durch weise bürgerliche Verordnungen und zahllose Handlungen beispielloser Milde, die Leiden des Volkes linderte und oft in kurzer Zeit sie endete; kurz, wie er Alles rettete, was noch zu retten, Alles erhielt, was noch zu erhalten, und er selbst Allen Alles, ja — wie er bisweilen scherzweise zu sagen pflegte — sogar der Longobarden Zahlmeister war: mit Allem diesem haben wir unsere Leser schon in einigen der vorhergehenden Abschnitte dieses Bandes, in dem Laufe der allgemeinen Weltgeschichte bekannt gemacht. Jetzt

beschränken wir uns demnach darauf, in Gregor blos den großen und heiligen Pabst, den erleuchteten Kirchenlehrer und den, für das zeitliche wie ewige Wohl der, ihm insbesondere *) anvertrauten Heerde, mit rastloser Thätigkeit und englischer Herzensgüte, unermüdet wachenden Bischof zu bewundern. — — — Ohne den schimmernden Titel zu führen, war Gregor in gewisser Rücksicht wahrer Souverain, übte auch bei vielen Gelegenheiten anerkannte Hoheitsrechte aus. Ganz aus eigener Machtvollkommenheit ertheilte er das römische Bürgerrecht; schickte Befehl an Städte des römischen Gebiets, ihre Mauern zu vertheidigen, ernannte Kriegstribunen, übernahm es selbst, die Bewegungen und Verrichtungen der Provinzialtruppen zu leiten, ließ einigemal Roms Einwohner die Waffen ergreifen, ordnete ihre Vertheidigungsanstalten, und zwang den Feind durch den Widerstand, den er ihm leistete, seinen vermittelnden Vorschlägen endlich Gehör zu geben. Als durch die Unentschlossenheit und unzeitige Sparsamkeit des byzantiner Hofes, durch die Ungeschicklichkeit und Treulosigkeit der Exarchen, und den *völligen Mangel* an Gemeingeist unter den griechischen Herzogen, *Alles* verloren schien, und die Römer weder Krieg zu führen, noch einen Frieden zu schließen mehr vermochten, trat

*) Alle Kirchen der Christenheit waren zwar, wie auch jetzt noch, der römischen Kirche untergeordnet; aber außer dieser allgemeinen Unterordnung, standen sämmtliche Kirchen des mittlern und untern Italiens, so wie auch der Inseln Sicilien und Sardinien, noch in einem besondern, weit unmittelbareren Abhängigkeitsverhältniß von dem römischen Stuhle; so daß die Päbste in allen diesen Kirchen die Bischöfe setzten und sie weiheten; daher auch, wie man schon oft wird bemerkt haben, die Anzahl der Bischöfe, welche ein Pabst, während seiner Regierung weihete, stets größer ist, als jene der Priester und Diacone, von welchen er nur diejenigen weihete, die wirklich bei der Kirche in Rom angestellt waren, oder angestellt wurden.

Gregor, gleich einer neuen Macht, in das Mittel und, ohne eine andere Vollmacht zu haben, als jene, welche die allgemeine Noth der um Hülfe flehenden Völker Italiens ihm ertheilte, knüpfte er neue Unterhandlungen mit den Longobarden an, schloß endlich einen definitiven Frieden, verschaffte dem geängstigten Rom und den gequälten erschöpften Provinzen wieder einige Jahre der Ruhe und Erholung, und nahm die ungeheuern Summen, womit er oft Italien von Plünderung und Verwüstung freikaufte, nicht aus dem kaiserlichen Schatz, nicht von dem Schweiße der Unterthanen, sondern von seinem und seiner Kirche eigenen Vermögen und Einkünften. — Grenzenlos und stets zu jedem Opfer bereit war Gregors Vaterlandsliebe, und diese Tugend strahlte in desto größerm Glanze bei ihm, da er in den Wohlthaten, die er Rom und Italien erzeigte, nicht seine eigene Größe suchte, nicht Selbstsucht und Eitelkeit sich darin spiegelten, sondern offenbar die reinste und lauterste Liebe zu Gott und den Menschen die einzige Quelle davon war. Einst schrieb dieser große Pabst an den Kaiser Mauritius, daß, wenn er die Feinde, durch einen Sieg über deren Moralität, hätte besiegen wollen, er es längst schon dahin gebracht haben würde, daß die Longobarden sich selbst unter einander aufgerieben, gegenseitig sich selbst von dem italienischen Boden vertilgt hätten. — Wenn in Zeiten harter Drangsale und unerhörter Unglücksfälle die Existenz eines Landes, oder auch einer volkreichen Stadt und deren Gebiet bedroht sind, Niemand in der Nähe wie in der Ferne mehr zu helfen vermag, und nun ein außerordentlicher Mann, gleich einer fremdartigen, übernatürlichen Erscheinung, sich plötzlich zeiget, nicht nur zu helfen, zu retten und zu erhalten ganz allein im Stande ist, sondern auch wirklich hilft, rettet und erhält; so wird dieser nun, und zwar von Rechtswegen, auch der natürliche Souverain des Landes oder Gebietes, das die Fortdauer seines Daseyns, als ein freiwilliges Geschenk von ihm erhält; und da die Mittel, mit welchen Gregor alles das Große that und hervorbrachte, blos in der Größe seines Geistes, seinem allumfassenden Genie, der Hoheit und dem Adel seiner Seele, und endlich in der geheimen, un-

2. Gleich in den ersten Tagen nach seiner Erhebung machte Gregor bedeutende Reformen, nicht blos in den nähern Umgebungen seiner Person, sondern in der sämmtlichen, päbstlichen, so wohl höhern, als niedern Dienerschaft. Alle Laien wurden aus dem Pallaste entfernt, deren Stellen blos mit Welt- oder Klostergeistlichen besetzt. Seine Wahl traf nur Männer von Verdienst, ausgezeichnet durch Frömmigkeit und geschmückt mit Wissenschaft, und deren natürliche und erworbene Fähigkeiten sie zu den schwersten und wichtigsten Kirchengeschäften brauchbar machten. Seine nächsten Umgebungen bildeten die Diacone Paterius, Aemilianus und Petrus. — Letztern führt Gregor in seinen Dialogen redend auf. — Johannes, Defensor der römischen Kirche, ferner Augustinus, Prior des Klosters zum heiligen Andreas, Mellitus, Probus Marinianus und noch einige andere, nicht minder erprobte Ordensgeistlichen aus demselben Kloster. Alle diese trefflichen Männer berief Gregor gleich in den ersten Tagen nach seiner Erhebung, näherte sie seiner Person, nahm sie in seinen Pallast auf, und machte sie zu den täglichen Genossen seiner, auch auf dem päbstlichen Thron, von ihm noch beibehaltenen, strengen klösterlichen Lebensweise; und der große Pabst, dessen Hand Roms und Italiens Schicksal lenkte, dessen Blick mit waltender Thätigkeit alle Kirchen der Christenheit überschauete, der überall mit Weisheit und Kraft eingriff, wo Eingreifen nothwendig war, mit erleuchtetem Eifer

---

sichtbaren Macht seiner, von Gott selbst durch Wunder, bestätigten höhern Tugend und Heiligkeit lagen; so kann man kühn sagen, daß es die Hand der Vorsehung selbst war, welche Gregor den Großen zum Regenten und Priesterkönig gesalbt hatte.

überall half, wo um Hülfe gerufen ward: dieser ausserordentliche Mann kehrte nun gewöhnlich nach einem, unter dem betäubenden Tumult von Geschäften und Sorgen, mühsam hingebrachten Tag, in den stillen Kreis seiner frommen Hausgenossen zurück, um in ihrer Mitte, unter heiligen Gesprächen, die Ruhe seiner Seele, die Freiheit seines Geistes, kurz, Sich selbst in seinem Innersten wieder zu finden. *)

3. Auch die Verwaltung der zahllosen, der römischen Kirche gehörigen, in Italien, Sicilien, Sardinien und Afrika liegenden Ländereien entzog er den Laien. Keine Weltleute, blos Geistliche wollte er zu seinen Beamten haben; denn Geistliche, sagte er, haben, weil unverheirathet, keine Familie, werden daher desto eher alle Armen und Dürftigen als

*) Paterius, Petrus und Aemilianus waren des Pabstes Secretäre. Ersterer machte aus Gregors sämmtlichen Werken einen Auszug; des Petrus bediente sich Gregor bei seinen Dialogen, und Aemilianus schrieb unter den Augen des Pabstes dessen vierzig Homilien über die Evangelien nieder. Den Johannes sandte er in einer sehr wichtigen Angelegenheit nach Spanien, um nämlich den dort mit Unrecht entsetzten Bischof Januarius von Malacca wieder auf seinem bischöflichen Stuhle herzustellen. Den Marinianus ernannte er zum Erzbischof von Ravenna, und dem Augustinus und Mellitus übertrug er die Bekehrung der Angelsachsen in England. — Mehrere von Gregors Hausgenossen, wie z. B. Paterius, Augustinus, Mellitus ꝛc. warden nach ihrem Tode von der Kirche den Heiligen zugezählt. Gregors Biograph, der Diacon Johannes sagt, der päbstliche Pallast wäre einem Kloster ähnlich — was freilich im Ganzen genommen ungefähr jedes christliche Familienhaus seyn sollte, — und eine treffliche Pflanzschule großer Bischöfe und heiliger Aebte gewesen.

ihre Familie, oder wenigstens als Glieder derselben betrachten.

4. Alle Einkünfte seiner Kirche, alle ihre vielen und reichen Güter und Ländereien betrachtete Gregor blos als ein Patrimonium der leidenden Menschheit, denn, sagte er, wenn der gute Hirt für seine Schafe sogar sein Leben läßt, um wie viel mehr muß er ihnen nicht auch das überlassen, woran der Rost nagt, Geld und flüchtigen Reichthum. Aus diesem Grunde schenkte er auch der Verwaltung der päbstlichen Güter und Ländereien eine ganz besondere, alles überschauende Aufmerksamkeit, und man muß wahrhaft erstaunen, wenn man aus einigen seiner Briefe ersieht, daß dieser große Pabst, bei der ungeheuern Last so vieler anderen drückenden Geschäfte, dennoch nicht verschmähet, auch in das kleinste Detail der Bewirthschaftung seiner Meierhöfe einzugehen, und den Beamten Weisung und nöthige Belehrung zu ertheilen.*)

5. Ueberhaupt übersteigt es jeden Begriff und jede Vorstellung, mit welcher überfließenden Milde und Herzensgüte Gregor für Arme und Nothleidende sorgte; er betrachtete sie als die Glieder, in welchen Jesus Christus lebend auch jetzt noch auf Erden wandelte. Der zärtliche Vater aller Armen zu seyn, hielt er daher für seine heiligste Pflicht, und zwar nicht blos in Rom, sondern in ganz Italien; und selbst fremde, entfernte Länder erhielten öfters Beweise seiner, stets zum Geben bereiten, und hierin weder politische noch geographische Grenzen kennenden Menschenliebe. Am ersten Tage jedes Monats ließ er an alle Armen der Stadt, nach Beschaffenheit

*) Man sehe z. B. lib. 12. epist. 30.

der Jahrszeit, Getreide, Wein, Hülsenfrüchte, Fleisch, Fische, Käse und Oel austheilen. Eigen von dem Pabste dazu bestellte Beamten hatten die Straßen Roms unter sich vertheilt, mußten täglich sie durchwandern, jeden darin befindlichen Armen das ihm bestimmte Almosen reichen und dann noch dafür sorgen, daß denjenigen von diesen Armen, welche krank waren, die nöthigen Arzneimittel und die ihrem Zustande zukommende Nahrung in ihre Hütten gebracht wurden. Als ihm eines Tages gemeldet ward, daß man in der letzten Nacht, in einer Straße Roms einen ärmlich gekleideten Menschen todt gefunden habe, erschrack er heftig darüber; dachte sich sogleich die Möglichkeit, daß dieser Unglückliche wohl aus Mangel und Noth gestorben seyn könnte, und machte sich nun solche Vorwürfe darüber, daß er sogar einige Tage sich des heiligen Meßopfers enthielt.

6. Gregor der Große war der erste, der nicht nur in Rom, sondern auch in andern Gegenden, wo die Päbste große Ländereien hatten, Waisenhäuser, Armenschulen, und verschiedene andere, bis dahin noch unbekannte Wohlthätigkeitsanstalten errichtete. Der Zweck dieser Einrichtungen war so schön, sprach jedes menschliche Herz und Gefühl so freundlich an, daß bald in allen christlichen Ländern Europens ähnliche Institute errichtet wurden, deren durch so viele Jahrhunderte fortdauernden Segen auch bis auf den heutigen Tag noch überall ein Theil der leidenden Menschheit fühlt. Gleich dem weisen und frommen Pabste Gelasius, verwandelte daher Gregor einen Theil der Naturallieferungen der päbstlichen Unterthanen in Geld, und ließ dieses alle drei Monate an seine Waisen- und Armen-Häuser, Hospitäler, Lazarethe, arme Klöster und Kirchen vertheilen; unter-

hielt und ernährte noch überdies mehr als drei Tausend, theils aus den obern Gegenden Italiens, theils aus andern Ländern vertriebene Geistlichen; während zu gleicher Zeit über zwei Tausend Matronen und Jungfrauen aus Roms, durch das Elend der Zeiten zu Grunde gerichtetem Adel, täglich Nahrung und Kleidung aus seinen Händen empfingen.

7. Mit nicht minder zärtlicher Sorgfalt wachte Gregor auch über jene, welche geheime, verborgene Armuth drückte, denen Geburt und Stand nicht erlaubten, Almosen zu fodern, und doch desselben oft im höchsten Grade bedurften. Diesen wieß der mildthätige Pabst Pensionen in Geld und Naturalien an, machte, um ihr Zartgefühl zu schonen, unter mancherlei, von der Liebe ersonnenen Vorwänden, ihnen bedeutende Geschenke und setzte dadurch Manchen in Stand, seine völlig gerütteten häuslichen Umstände auf das neue wieder zu ordnen. In dem Lateran ward über 300 Jahre ein großes, dickes Buch aufbewahrt, in welchem die Namen aller öffentlichen und verborgenen Armen, deren Geschlecht, Alter, Stand, kurz, Alles aufgezeichnet war, was nur immer Gregors stets von Weisheit geleitete Freigebigkeit zu wissen vonnöthen hatte.

8. Reiche sah man an seiner Tafel nur höchst selten; aber dafür eine desto größere Menge wenig oder gar nicht Bemittelter; und einer seiner Sacristane hatte einmal für allemal den Auftrag, jeden Tag zwölf Fremdlinge oder Pilger zur päbstlichen Tafel zu laden; und es wird erzählt, der heilige Gregor habe, zum Lohn seiner Milde, einst das Glück gehabt, in einem dieser Fremdlinge Jesum Christum selbst, und ein anderesmal seinen eigenen Schutzengel zu bewirthen. — Sei diese Erzählung auch

blos eine Legende, oder fromme Sage; so benimmt ihr dieß noch nichts von ihrem Werthe; denn wer, wie das Evangelium lehrt, um Gotteswillen, das heißt, aus reiner Liebe zu Gott, einen Armen speist, tränkt oder kleidet, der speist, tränkt und kleidet Jesum selbst, wenn Er ihn auch nicht sogleich, in verhüllter Gestalt durch seine unmittelbare Gegenwart beglückt. Indessen fehlt es jedoch auch an dieser nicht, denn, mit überschwänklicher Seeligkeit jede Brust erfüllend, thront und winkt sie uns liebreich in dem allerheiligsten Sacrament des Altars; freilich in noch tiefer verhüllter, noch tiefer verborgener Gestalt; aber was liegt Dem, der Jesum aufrichtig liebt, wohl daran, ob er seinen Gott und Herrn und Meister in der demüthigen Gestalt eines Gärtners, oder strahlend in seiner Herrlichkeit auf Tabor erblickt? wenn er nur weiß, daß Er es ist, Er, in welchem allein unser Herz Ruhe, Friede, und jede Wonne begnadigter Heiligen findet *).

*) Was wir um Gotteswillen — (denn dieß ist die erste und unerläßliche Bedingung von Allem, was in den Augen Gottes einen Werth haben soll) — irgend einem Armen reichen, kömmt eben so gewiß in die Hände Jesu, als jene Hälfte des Mantels dahin kam, welche der heilige Martinus, als er noch Soldat war, einst in einem sehr strengen Winter einem, ihn um ein Almosen bittenden Armen gegeben hatte. Keine, auch nicht die geringste Gabe, welche wahre Liebe gibt, verschwindet aus dem Register unsers Vermögens, denn angehäuft und angeschwellt von wucherischen Zinsen werden wir jede derselben in der Ewigkeit wieder finden. In allen vier Evangelien findet sich beinahe kein Kapitel, das nicht mit einem starken und gewaltigen Aufruf zu Werken der Barmherzigkeit sich endigte; so wie wir auf der andern Seite nicht minder oft darin aus dem Munde der ewigen Wahrheit vernehmen, welches furchtbare, schreckliche Gericht den Unbarmherzigen einst erwarte.

9. Nur also um jede fremde Noth zu lindern, jede Thräne zu trocknen, sorgte Gregor unermüdet

---

Möchten diese Wahrheit — so tröstlich den Einen, so schreckbar den Andern — wir doch alle, aber besonders jene, denen dieser Erde Güter im Uebermaß zu Theil geworden sind, täglich und ernstlich beherzigen; wie sorgfältig würden sie sich hüten, daß ihnen, wie jener liebenswürdige Heide schon sagte — von dem Licht des Evangeliums erleuchtet, was würde er dann erst gesagt haben? — auch nicht ein Tag verloren ging. Aber unter dem ununterbrochenen, durch sinnreiche Erfindung täglich noch höher gesteigerten Genuß aller sinnlichen Freuden, und unter den geräuschvollen und lärmenden Zerstreuungen dieser Welt, hören sie nicht die Seufzer und klagenden Stimmen ihrer nothleidenden Brüder, sehen nicht die im Verborgenen oft so häufig fließenden Thränen des Jammers; denn würden sie jene hören und diese sehen, wie wäre es dann möglich, daß sie z. B. besonders zur Zeit der ohnehin *ganz heidnischen* Feier unserer, in den Annalen der *Unsittlichkeit* so merkwürdigen Carneval, bei üppigen, mit stolzem, der Armuth höhnendem Ueberfluß prangenden und wetteifernden Gelagen und Festen, ganze Tage und Wochen ununterbrochen fortschwelgen, und ungeheuere, ihrer schnöden Lust geopferte Summen vergeuden könnten, während so viele ihrer dürftigen Brüder und Schwestern, gerade jene, in welchen, wie der große Past Gregorius sagt, Jesus lebend auf Erden herumwandelt, in Hunger, Kummer, Noth und Elend schmachten, und oft nicht haben, womit sie des Nachts ihre, durch des Tages Kälte und Arbeit ermüdeten und halb erstarrten Glieder wieder erwärmen möchten — Wie furchtbar und schrecklich wird diesen nicht einst die Stimme des, sonst so erbarmungsvollen, liebreichen und freundlichen Weltrichters entgegen donnern: „Ihr habt mich weder gespeist, noch getränkt, noch gekleidet; Mich nicht besucht, nicht beherberget; wenn von Angst und Traurigkeit mein Herz beklommen war, habt Ihr es nicht getröstet, nicht erfreuet; Ihr habt mit Mir nicht getrauert, mit Mir nicht geweint. Meine Wunden und Geschwüre

r getreue, gewissenhafte und verständige Verwal-
ng seiner Güter und Ländereien. Aber auch hierin
aren es wieder Liebe und väterliche Sorgfalt, welche
en seiner Schritte leiteten. Die zarteste, schonendste
ehandlung der Bauern und Unterthanen der Kirche
achte er allen seinen Beamten zur ersten und heilig-
n Pflicht. Als er erfuhr, daß in Sicilien einige sei-
r Unterthanen, mit ziemlicher Strenge, zur Zah-
ng des ersten Termins ihrer Steuern angehalten
ürden, schrieb er sogleich an den, mit der Ober-
fsicht über die Verwaltung dort beauftragten Sub-
acon Petrus, und that unverzüglich diesem Verfah-
n Einhalt. „Wir haben vernommen," sagt der
abst in seinem Schreiben an Petrus, woraus wir
er nur das Wesentlichste ausheben, „daß, um den
etrag der Steuern des ersten Termins einzutreiben,
an unsere Unterthanen hart plage. Da sie jetzt ihre
rüchte noch nicht verkauft haben; so ist es sehr be-
eiflich, daß Viele davon auch ihre Abgaben noch nicht
zahlen können, und daß sie, wenn man sie mit Ge-
alt dazu anhält, gezwungen seyn werden, Geld zu
weren Interessen zu borgen. Aber der Ertrag ihrer

(Lib. 1. ep. 44.)

---

waren euern verzärtelten Sinnen ein Gegenstand des Ekels und des Abscheues; kein Tropfen lindernden Balsams, keinen Tropfen Oels oder Weins habt Ihr in dieselben gegossen; alle meine Leiden waren euch fremd; weichet also auch jetzt auf ewig von Mir; Ich kenne Euch nicht" — — Leichtsinn in einer so ernsten und wichtigen Angelegenheit, von welcher eine ganze Ewigkeit abhängt, wird zu offenbarem, gegen Gott sich empörendem Frevel; und Wehe einst dem, Frevel auf Frevel häufenden Leichtsinn, der unfähig hier war, auch je nur einen Augenblick, und nicht einmal von weitem sich von einem Gedanken beschleichen zu lassen, bei welchem doch selbst der Gerechte von Schauder, Schrecken und Beben ergriffen wird!

Erzeugnisse, jetzt hinreichend zur Bezahlung ihrer Steuern und zum Unterhalt ihrer Familien, wird dann, weil die Interessen einen großen Theil davon hinwegnehmen, nicht mehr zureichen, und das Hauswesen dieser guten Leute in Unordnung gerathen. Wir gebieten euch demnach, nicht nur unsere Bauern vor dem Verkaufe ihrer Früchte nicht mehr zu beunruhigen, sondern ihnen auch, wenn Sie Geld nothwendig haben, solches aus dem Fond der Kirche, ohne Interessen vorzuschießen, und zu gestatten, daß sie es nur nach und nach, und so wie ihre Kräfte es erlauben, an unsere Einnehmer wieder zurückzahlen." — In dem nämlichen Schreiben äußert Gregor seine Unzufriedenheit, daß man, wie er gehört, von den Heirathen der Bauern eine übermäßige Gebühr erhebe. Er befiehlt daher, daß diese Gebühr in Zukunft bei den Reichen einen Goldsou nicht übersteigen, bei den Armen aber noch um vieles geringer seyn müsse. „Wenn es," fügt der Pabst noch hinzu, „den Nutzen und das Beste unserer Bauern und Unterthanen betrifft; so darf eine Vermehrung oder Verminderung unserer Einkünfte nie in Betracht gezogen werden" *). — Bei einem so milden, wahrhaft väterlichen Verwaltungs-

*) Die Gebühren von den Ehen war eine, auf den Ganz- und Halb-Leibeigenen lastende Abgabe; sie war demnach nicht kirchlich, sondern rein herrschaftlich, und ward auch von allen weltlichen Herren, welche Unterthanen und leibeigene Bauern hatten, zu allen Zeiten erhoben. — Uebrigens müssen wir hier noch bemerken, daß unter den vielen Briefen dieses großen Pabstes, sich eine Menge findet, voll der heilsamsten Lehren und Ermahnungen an seine Beamten, ja von allen, besonders zweifelhaften Prozessen abzustehen, stets redliches Maaß und Gewicht zu halten, erbetene Fristen zu bewilligen, das Kopfgeld der Leibeigenen zu mindern, und die Bürde ihres Lebens ihnen auf alle Art zu erleichtern.

ſtem wird es gewiß nie an ſehr bedeutenden Rück-
änden gefehlt haben, und dennoch gebrach es Gre-
or nie an Mitteln, der allgemeine Pflegevater und
Johlthäter Roms und ganz Italiens zu ſeyn. Be-
chnet man nun noch die Summen, welche dieſer
abſt an verarmte Kirchen, Klöſter und Geiſtlichen
ißer Landes ſendete, und endlich die Menge Goldes,
elche er während ſeiner dreizehnjährigen Regierung
t die Longobarden, um deren Freundſchaft den rö-
iſchen Provinzen zu ſichern, ſo oft bezahlen mußte;
iſt wirklich ganz unbegreiflich, und überſteigt alle
enſchliche Berechnung und Vorſtellung, wie der hei-
ge Gregor mit ſeinen, verhältnißmäßig ſo be-
ränkten Finanzkräften, ſolche ungeheure, die Schatz-
mmer eines großen Reiches erſchöpfende Ausgaben
it beſtreiten können. Aber gleich dem menſchen-
eundlichen Kaiſer Tiberius Conſtantinus hatte der
oße Pabſt ebenfalls einen Schatz gefunden, und
oar einen Schatz, welchen ſelbſt ſeine grenzenloſe
ilde und Freigebigkeit nicht erſchöpfen konnten; denn
fand ihn in dem Alles erhaltenden, verdoppelten, und
hn- und hundertfach vermehrenden Segen von
ben *).

---

*) Bei allem dieſem war Gregor für ſeine Perſon wahrhaft arm. Von ſeinen großen und reichen Einkünften nahm er nur das höchſte Nothwendige für ſeinen und ſeiner geiſtlichen Räthe und Hausgenoſſen ſparſamen Unterhalt. Einſt hatte er nicht einmal ein Pferd in ſeinem Stalle. Er ſchrieb einem ſeiner Verwalter, ihm eines zu ſchicken; dieſer ſandte dem Pabſte ein Pferd und fünf Eſel; aber das Erſtere war ganz unbrauchbar, kaum noch tauglich, in einen Karren geſpannt zu werden. Gregor ſchrieb ihm zurück: „Ihr habt mir ein Pferd und fünf Eſel geſchickt; das Pferd iſt jedoch ſo ſchlecht, daß ich es nicht brauchen kann; die Eſel ſind zwar gut; aber auf Eſeln kann ich ja doch nicht reiten; ſchicke mir

XXVII.

1. Gregors I. Pontificat ist eine der glänzendsten Perioden in der Geschichte unserer heiligen Religion. Des großen Pabstes Wachsamkeit erstreckte sich über alle Kirchen des christlichen Erdkreises. Voll heiligen Eifers in Aufrechthaltung heiliger Canons und kirchlicher Satzungen, wachte er als wahrer oberster, apostolischer Hirt über der Reinheit der Lehre und der Zucht und dem Wandel aller, dem Oberhaupte der Kirche von Jesu unterworfenen Unterhirten; und wo seine flehende oder freundlich mahnende Stimme nicht gehört ward, glich er einem flammenden Wetterstrahl, der plötzlich aus reinem, unumwölktem Himmel hervorbrach, und den Schuldigen, wie das verschuldete Aergerniß traf. Von Weisheit war stets sein glühender Eifer geleitet, und von seiner grenzenlosen Milde und Herzensgüte, war, wo es die Ehre Gottes erforderte, stets heilige Strenge die unzertrennliche Gefährtin. Gregor demüthigte, oder entsetzte straffällige Bischöfe ihrer Stühle, und erhob Andere mit Unrecht entsetzte wieder auf dieselben. Aus apostolischer Machtvollkommenheit, und blos nach dem Ermessen seiner Weisheit, gründete, vereinte, trennte und verlegte er bischöfliche Sitze. Die Beschlüsse und Urtheile der Bischöfe wurden von ihm vernichtet oder bestätiget, ganze Concilien von ihm verworfen oder angenommen, von allen Orten Appellationen vor seinen Stuhl gebracht; und den, von ihm hierin gefällten Definitivur-

---

also doch ein Pferd, das mir nur einigermaßen zu meinem Gebrauch dienen kann" — Welch ein erhabenes Vorbild! Wie unermeßlich reich war nicht der große Pabst in seiner heiligen, ihn mit Jesu Christo verähnlichenden Armuth.

theilen unterwarfen ehrfurchtsvoll sich die Bischöfe des Orients, und selbst der stolze, anmaßungsvolle Patriarch von Constantinopel wagte es nicht, die in Sachen der beiden Priester Athanasius und Johannes von Rom gefoderten Verhandlungen und Aktenstücke zu verweigern; sandte im Gegentheil selbst Abgeordnete nach Rom und fügte sich ehrerbietig dem, sein eigenes Urtheil cassirenden Spruch des römischen Stuhles. Alle grobe, in irgend eine Kirche eingeschlichene Mißbräuche bekämpfte Gregor mit Nachdruck und unermüdetem Eifer; dem schändlichen Frevel der Simonie, der besonders in Frankreich schamloser als je sein Haupt wieder erhoben hatte, steuerte er nach Kräften, setzte in Afrika der immer zunehmenden Frechheit der Donatisten eine festere Schranke, stieß einen unwürdigen, durch der Donatisten Geld gewonnenen Bischof von seinem Stuhl, cassirte die Beschlüsse eines ganzen Conciliums numidischer Bischöfe, und unterdrückte ihre satzungswidrigen Verordnnngen mit Hülfe des, ihm überall zu Gebote stehenden weltlichen Arms.

2. Selbst ganz nahe am Mittelpunkt der Christenheit, sprachen noch immer Götzendienst und heidnischer Wahn dem Bilde des Gekreuzigten Hohn. Gregor vertilgte in Sardinien und Corsica die letzten Überreste des Heidenthums; aber nicht mit Feuer und Schwert, sondern blos durch die Kraft seiner Worte; und der klugen Wahl seiner Missionaire hatte die Kirche von Cagliari es zu danken, daß in kurzer Zeit die kleine, in Sardinien wohnende Völkerschaft der Barbaricinen, freiwillig und freudig sich herbeidrängend, die heilige Taufe erhielt. Eine Menge Verirrter, besonders longobardischer Arianer führte Gregor wieder in den Schoos der Kirche zurück, unterwarf in dem fernen England eine ganze zahlreiche Nation dem sanften Joch des Evangeliums; belehrte die schismatischen

kländischen Bischöfe über die wahre Natur und Tendenz des fünften allgemeinen Conciliums von Constantinopel, vereinte diese, sammt einem großen Theile des höhern und niedern istrischen Clerus, wieder in Gemeinschaft heiliger Lehre und Zucht mit der römischen Kirche, widersetzte sich, mit all der weltlichen Macht gebührenden Ehrerbietung, einem von dem Kaiser gegebenen, aber dem Geiste der Religion Jesu zuwiderlaufenden Gesetze, vernichtete durch sein Ansehen in den Augen aller morgenländischen Bischöfe die stolzen Ansprüche des Patriarchen von Constantinopel auf den Titel eines öcumenischen Bischofes; und bekehrte eine Menge Juden, während er doch zugleich den jüdischen Cultus schützte, und jeder gewaltsamen Bekehrung derselben zum Christenthum sich kräftig widersetzte *).

3. Aber während der große Pabst mit unermüdet waltender Thätigkeit über alle Kirchen und deren Hirten wachte, hier lobte und ermunterte, und dort strafte; jetzt Weisung mit zarter Schonung gab, und dann wieder in schärfern Worten die Trägheit des Ei-

*) Zu Cagliari, der Hauptstadt Sardiniens und Sitz eines Bischofes, hatte man sich mit Gewalt der Synagoge bemächtiget, und wollte sie in eine christliche Kirche verwandeln. Um bei dem Pabste Klage darüber zu führen, kamen nun Juden aus Cagliari nach Rom; und Gregor befahl auf der Stelle, den Juden ihre Synagoge wieder zurückzugeben, und das Kreuz des Erlösers, wie auch das Bildniß seiner heiligeu, jungfräulichen Mutter, welches man schon dahin gebracht hatte, sogleich wieder hinweg zu nehmen. Man muß, schrieb er an den Bischof Januarius, sich jeder Gewaltthätigkeit enthalten, nur durch sanfte Belehrung, Liebe und wohlwollende Ermahnungen, die Juden für unsere heilige Religion zu gewinnen suchen.

nen weckte, *) während er den zu raschen Eifer des Andern zügelte und, nach den Erfordernissen und Verhältnissen eines jeden, auch mannigfaltig in seinem Betragen, bald mild, bald streng, bald nachgiebig, bald wieder fest gleich dem Demant war; pflegte er zugleich mit nicht minderer Liebe und Sorgfalt auch die kleinern, weniger wesentlichen Angelegenheiten der Kirche. Durch ihn ward die Liturgie verbessert, erweitert und veredelt. Gregor regelte den Kalender der Feste, ordnete die bis auf den heutigen Tag noch beobachteten Ceremonien bei der Taufe, der Priesterweihe, bei feierlichen Umgängen oder Prozessionen, Litaneien, das Weihen des Wachses, der Asche, der Palmzweige, und eine Menge anderer, durch graues Alterthum ehrwürdiger und Andacht einflößender Gebräuche; und endlich, durch eigene reiche Erfahrung überzeugt von dem Nutzen und der Wirksamkeit eines feierlichen und prachtvollen Ritus, wie sehr derselbe nämlich den Glauben befestige, indem er den Geist erhebt, und besonders bei barbarischen Völkern deren Wildheit sänftiget, führte er nun auch seinen herrlichen, herzerhebenden Gesang, der jetzt noch der Gregori-

---

*) Mit welchem scharfen, nie schlummernden Auge dieser heilige Pabst den Wandel seiner Bischöfe beobachtete, beweist, unter einer Menge anderer Beispiele, auch dessen Brief an Marinianus, den Erzbischof von Ravenna. Gregor hatte vernommen, daß derselbe einigen durch Ravenna reisenden Pilgern die milde Gabe, um die sie ihn gebeten, verweigert habe. Sogleich schrieb er an Secondinus, einen frommen und heiligen Klostergeistlichen, und gab ihm den Auftrag, den Bischof aus seinem Schlummer zu wecken. Auch an Marinianus selbst schrieb Gregor, gab ihm einen sanften Verweis, und machte ihn darauf aufmerksam, daß seine engherzige Sparsamkeit sehr leicht die Folge erkalteter Liebe seyn könnte.

anische heißt, zuerst in seinen Kirchen zu Rom ein. Die weniger harmonische Einfachheit des ambrosianischen Gesanges war blos auf vier Modi beschränkt; aber die ungleich vollkommenere Harmonie des gregorianischen umfaßte acht Modi, oder fünfzehnten Chorden der alten Musik. Entzückt von dem harmonischen Reichthum dieser Töne, führte bald das ganze Abendland den gregorianischen Gesang in seinen Kirchen ein, und die rohen Franken waren die ersten, welche den Pabst flehentlich baten, ihnen zu ihrem Unterricht hierin italienische Meister zu schicken, die er ihnen auch bald darauf mit den nach England reisenden Missionaren sandte. — Neuere Geschichtschreiber, denen es weder an Kenntnissen noch feinem Takt gebricht, wie z. B. der Abbee Dubos, versichern, daß die Vorrede und viele Stellen des gregorianischen Officiums ein ewiger Gegenstand der Bewunderung aller Kenner, aller Zeiten und aller gebildeten Völker bleiben würden. Aber Gregor hatte auch zuerst besondere Sänger-Schulen in Rom angelegt, die Er, der große Pabst, troz der ungeheuern Geschäfte, die jeder Tag über ihn herwälzte, dennoch, weil selbst Kenner und Mann von Geschmack, in eigener Person einrichtete, die Lehrmethode festsetzte, auch oft mehrere Stunden den Singübungen der Knaben beiwohnte; und sein Biograph, der Diacon Johannes, welcher dem neunten Jahrhundert zugehört, versichert, mit dem Original des Antiphonariums des heiligen Gregors, auch das Ruhebette gesehen zu haben, auf welchem er gewöhnlich bei den Uebungen der kleinen Sänger lag, so wie auch den kleinen Stab, dessen er sich dabei bediente, und den er bisweilen drohend gegen unaufmerksame Schüler erhob.

4. Mit dem lebendig machenden Wort Gottes nährte Gregor selbst, so lange seine Kräfte es

erlaubten, das römische Volk. Oft bestieg er in gesunden Tagen die Kanzel; seine Beredtsamkeit war kunstlos und rührend; jeden Eindruck, den er wollte, konnte er erzeugen, und zu den nämlichen Gefühlen, welche seine eigene Brust durchglüheten, wußte er stets auch die Herzen seiner Zuhörer zu entflammen. Täglich las Gregor die heilige Messe; und als Krankheit und das schmerzhafteste Podagra ihn in den letztern Jahren oft Tage lang auf sein Bette warfen, erhob er sich jedoch jeden Sonn- und Festtag von seinem Lager, trotzte allen körperlichen Leiden und begieng die, damals drei Stunden lang dauernde Feier des heiligen Opfers. Aber bis zu seinem letzten Athemzuge lehrte Gregor durch Verordnungen und Beispiele; denn Alles, was er den Kirchen gebot, hatte er stets schon in der römischen eingeführt, und jede Verpflichtung, die er den Bischöfen auflegte, hatte er stets schon selbst auf das heiligste erfüllt; kurz, bis zum Ende seines thatenvollen Lebens, war von allen Kirchen, vom Aufgang bis zum Niedergang, Gregor nicht blos das Oberhaupt, sondern auch die Seele und der sie belebende Geist.

XXVIII.

1. Die Früchte jener schönen Rührung Gregors, bei dem Anblick einiger Sclaven aus England, waren endlich in dem sechsten Jahre seines glorreichen Pontificats zu ihrer vollen Reife gelangt. Gleich bei dem Antritt seiner Regierung hatte er dem Priester Candidus, Verwalter einiger, dem römischen Stuhl in Gallien gehörigen Ländereien, den Auftrag gegeben, von einem Sclavenhändler englische Knaben zu kaufen, und in einem Kloster

sie erziehen zu lassen. Er hoffte, in ihnen zu seiner frommen Unternehmung einst sehr taugliche Werkzeuge zu finden. Aber dem apostolischen Eifer des heiligen Pabstes ward bald die Zeit zu lange, und bevor noch die Erziehung jener Knaben vollendet war, gab er in dem Jahre 596 dem Augustinus, seinem Hausgenossen und Prior des Klosters zum heiligen Andreas, den Auftrag, jene ferne und volkreiche Insel, an welcher des großen Cäsars Waffenglück einst gescheitert hatte, für Jesum Christum zu erobern. Die Legion, welche er ihm zu dieser weitaussehenden und, dem Scheine nach, gefährlichen Unternehmung mitgab, bestand aus einigen zwanzig frommen Mönchen, denen Augustinus von dem Pabste nun zugleich auch zum Oberhaupt gegeben ward.

2. Schon hatten Augustinus und seine Gefährten die Alpen überstiegen; schon waren sie in der Provence, in der Nähe der Stadt Aix angelangt, als der Muth, der sie bei ihrer Abreise aus Rom beseelte, ihnen plötzlich entschwand. Vieles hatten sie auf ihrer Reise gehört von dem unbändigen Charakter der Engländer, der Rohheit ihrer Sitten, den großen Schwierigkeiten, ihre Sprache zu lernen, und den fürchterlichen Stürmen und Gefahren, welche sie bei ihrer Ueberfahrt auf dem Meere erwarteten. Im festen Vertrauen auf den sie schützenden Arm der Vorsehung, würden sie indessen vielleicht doch ihre Reise fortgesetzt haben; aber jener ewige Feind Gottes und der Menschen, der alles Gute, jedes Gott gefällige Werk gleich in seinem Beginnen zu zerstören sucht, bediente sich jetzt der eigenen Demuth und Herzenseinfalt der Missionaire, um deren frommes Vorhaben zu vereiteln. Jeden Tag flüsterte er ihnen zu, daß von

Leuten ihrer Art ein solches Unternehmen eine wahre Vermessenheit sey; ganz andere Männer würden hierzu erfodert, Männer von bewährter Heiligkeit, von Gott selbst berufen zum Apostelamt und gesalbt mit den höhern Gaben des heiligen Geistes. Augustinus Gefährten beschlossen, die Reise nicht weiter fortzusetzen; sie baten ihren Abt, nach Rom zurückzukehren, dem Pabste die unübersteiglichen Hindernisse, denen sie fruchtlos entgegen gehen würden, vorzustellen, und von ihm auch für sie die Erlaubniß zu erwirken, wieder in ihr Kloster nach Rom zurückgehen zu dürfen.

3. Als Augustinus vor dem Pabste erschien, und seines Auftrages sich entlediget hatte, äußerte Gregor ungleich mehr Freude als Unwillen. Durch lange Erfahrung überzeugt, daß jedes fromme, wahrhaft gute Werk, besonders im Anfang, große Hindernisse finden müsse, und stets auch finde, ward er jetzt in seinem Unternehmen nur noch mehr befestiget, nur noch mehr gestärkt in der Hoffnung auf den Beistand Desjenigen, der einst den Aposteln und deren Nachfolgern gesagt hatte: „Gehet hin in alle Welt und tauft und lehrt die Völker Alles, was ich Euch selbst gelehrt habe." — Augustinus mußte also unverzüglich zu seinen Gefährten wieder zurückwandern; doch gab, zu deren Trost und Beruhigung, Gregor ihm ein Schreiben an sie mit *); auch versah er ihn mit Briefen, theils an

*) Das Wesentlichste des päbstlichen Schreibens an die Missionaire war, daß sie auf der Menschen thörichtes Geschwätz nicht hören, ihr ganzes Vertrauen auf Gott setzen, und der Schmach sich nicht preisgeben sollten, ein Gott gefälliges Werk angefangen und gleich dar-

die Königin Brunehilde und deren Enkel, die bei den jungen Könige von Burgund und Austrasien, theils auch an mehrere, angesehene gallische Bischöfe, jene bittend und diese ermahnend, seinen Missionairen auf ihrer Durchreise alle nur mögliche Hülfe und Liebe zu erweisen.

4. Allem Ansehen nach, machten die gallischen Bischöfe sich von dieser Mission nichts weniger, als sehr überspannte Hoffnungen; im Gegentheil schienen sie den Erfolg derselben zu bezweifeln, daher auch anfänglich sie nicht ganz besonders zu begünstigen. Aber die Briefe des heiligen Pabstes weckten die Bischöfe aus ihrem Schlummer; und wahrscheinlich machte ihr eigenes, nun erwachendes Bewußtseyn ihnen ebenfalls nicht wenige Vorwürfe darüber, daß sie, so nahe an England, gleichsam Nachbarn dieser Insel, dennoch ihrer, dort in der Finsterniß des Heidenthums wandelnden Brüder bis jetzt nicht gedacht, ihnen eine hülfreiche Hand zu bieten, noch nie einen Versuch gemacht hätten. Um also eigenes Versehen wieder gut zu machen, theils auch den Wünschen des heiligen Vaters Genüge zu leisten, zeigten die Bischöfe durchgängig den größten Eifer, das fromme Werk auf alle Weise zu befördern. Ueberall fanden die Missionaire in Gallien die beste Aufnahme; und durch der Bischöfe Mitwirkung gesellten sich zu ihnen nun auch bald mehrere fränkische Priester, die, wegen der nahen Verwandtschaft der fränkischen mit der angelsächsischen

---

auf aus Kleinmuth wieder aufgegeben zu haben. Wäre er durch seinen Beruf nicht daran gehindert, würde er sehr gerne selbst alle ihre Arbeiten, Sorgen und Gefahren mit ihnen theilen.

Sprache, das Missionsgeschäft nicht wenig erleichtern konnten. Dem heiligen Augustinus gereichte dieses zu großem Trost, und gleich in den ersten Monaten des folgenden Jahres 597 durchschiffte die ganze heilige Schaar, ungefähr 40 Mann stark, den Kanal, und trat auf der Insel Thanet, an der Küste des Königreichs Kent, an das Land.

5. Der Landungsplatz hätte nicht besser gewählt werden können; denn über Kent herrschte Ethelbert, der Gemahl Bertha's, einer Tochter Königs Charibert von Paris. Bertha hatte, als der angelsächsische König sie zur Gemahlin begehrte, freie Ausübung ihrer Religion zur ersten Bedingung ihrer Verbindung mit ihm gemacht, daher auch, mit dessen Genehmigung, von dem Hofe ihres Vaters mehrere Priester, und unter diesen den heiligen Letard, Bischof von Senlis, mit sich nach England gebracht; und es ist, wie auch Rapin sagt, höchst wahrscheinlich, daß der Pabst schon vorher an die Königin geschrieben, sie von der Absendung der Missionaire benachrichtiget, und diese ihrem Schutze ganz besonders empfohlen habe.

6. Sehr weislich fing Augustinus die Bekehrung der Nation mit dem König selbst an. Er ordnete einige seiner Gefährten nach Dorobern *), wo Ethelbert seinen Hof hielt, um ihm die Ankunft der Missionaire zu melden: „Nicht zeitlichen Gewinnes wegen," sagten die Abgeordneten zu dem König, „sondern blos aus Liebe zu Dir und deinem Volke haben wir die weite Reise von Rom

*) Bald darauf ward diese Stadt Canterbury genannt, wie sie bekanntlich auch heute zu Tage noch heißt.

nach England unternommen. Wir sind gekommen, Dir eine freudige Bothschaft, nämlich einen Gott zu verkünden, der Jenen, welche seinem heiligen Gesetze sich unterwerfen, mit ewiger Herrlichkeit lohnt. Von Dir, König! wird es also jetzt abhangen, nicht nur in diesem Leben eine Krone zu tragen, sondern auch nach Deinem Tode mit einer noch ungleich herrlichern, unvergänglichen Krone geschmückt zu werden." — Ruhig und mit sichtbarem Wohlgefallen hatte der König den Abgeordneten zugehört; er sagte ihnen, sie möchten einstweilen nur ruhig in Thanet bleiben; für ihren Unterhalt werde er sorgen, auch selbst nächstens auf die Insel kommen, um über diese wichtige Angelegenheit mit ihnen sich näher zu besprechen.

7. Wenige Tage darauf kam wirklich Ethelbert mit seinem ganzen Hofe, jedoch ohne die Königin, nach Thanet. Aber den Missionairen wollte er nicht anders, als unter freiem Himmel Audienz geben; die Ursache davon war ein gewisser heidnischer Aberglaube, dem zu Folge er befürchtete, daß in einem geschlossenen Hause die Fremdlinge, mittelst geheimer Zaubermittel, seinen Verstand so bestricken könnten, daß er Alles, was sie ihm sagten, würde glauben müssen. Die Missionaire fügten sich gerne einem Vorurtheil, welches, wie sie hofften, das Licht des Evangeliums nun bald zerstreuen würde. Als der König und die ihn begleitenden Großen sich niedergesetzt hatten, nahm Augustinus das Wort und, sich herablassend zu den Fähigkeiten und der Fassungskraft seiner Zuhörer, trug er in der Sprache kindlicher Einfalt die wichtigsten Lehren des Christenthums vor, und indem er Alles, was dem, noch nicht von Oben erleuchteten Verstande völlig unverständlich scheinen mußte, nur leise berührte, ver-

breitete er sich desto mehr über die Reinheit und Heiligkeit der christlichen Sittenlehre, und über die Wunder, welche Jesus Christus zu Bestätigung seiner heiligen Lehre gewirkt habe, und schloß endlich mit der Bemerkung, daß die mächtigsten und gebildetsten Völker des Erdkreises, der Kreuzfahne des Erlösers huldigend, dessen heiligstem Gesetze sich längst schon unterworfen hätten. — Diese erste Glaubenspredigt machte noch nicht ganz den gehofften Eindruck; zwar hatte sie dem Könige und auch den, ihn umgebenden Großen sehr wohl gefallen; aber demungeachtet konnte Ethelbert sich noch nicht entschließen, Götter, welche, wie er sagte, seine ganze Nation und deren Vorfahren schon so viele Jahrhunderte hindurch angebetet hätten, jetzt plötzlich zu verlassen. Indessen erlaubte er ihnen doch, in seiner Residenzstadt Dorobern, wo er für eine bequeme Wohnung für sie sorgen würde, sich niederzulassen, in der, seit seiner Vermählung mit Bertha, zum Gebrauche seiner Gemahlin eingerichteten, christlichen Kirche öffentlich zu predigen, und Alle aufzunehmen und zu taufen, welche an Jesum Christum würden glauben wollen.

8. In feierlicher Procession, das Bild des Gekreuzigten an der Spitze, und unter wechselndem Gebete und Psalmengesang, zog Augustinus und seine Gefährten in Dorobern ein. Um die Fremdlinge aus weitem, fernem Lande zu schauen, war vieles Volk herbeigeströmt; und laut beteten nun die Missionaire zu Gott, daß Er deren, die da noch säßen im Schatten des Todes und der Finsterniß, sich erbarmen, daß ein Strahl seiner göttlichen Gnade vorbereiten möge alle Herzen zu williger Annahme des heiligen Glaubens. Von der ihnen angewiesenen Kirche nahmen die Missionäre

sogleich Besitz; und bald sollte nun von hier aus das Licht heiliger Lehre ganz England erleuchten. Aber Augustinus und seine Begleiter fühlten sehr wohl, daß, wenn apostolische Salbung auf ihren Worten ruhen sollte, auch ihre Lebensweise jene der Apostel seyn müßte. Von jetzt an führten sie also ein strenges, alle Sinnlichkeit ertödtendes, büßendes Leben. Von Allem, was der König und die Großen des Landes zu ihrem Unterhalt ihnen schickten, nahmen sie nur das Allernothwendigste, sandten alles Ueberflüssige zurück, oder vertheilten es unter die Armen. Jeden Morgen brachten sie das heilige Opfer, lehrten und predigten beinahe den ganzen Tag in der Kirche, gingen dann noch in die Häuser der Vornehmsten, setzten dort den Unterricht fort; und wenn sie so, unter ununterbrochenen apostolischen Arbeiten, den Tag hingebracht hatten, durchwachten sie demungeachtet bisweilen noch ganze Nächte im Gebete.

6. Von Gott selbst ist dem mit Vernunft und Freiheit begabten Menschen das Gefühl der Schönheit der Tugend in die Brust gegossen, und sogar dem Untugendhaften schwebt noch immer ihr reitzendes Bild vor der Seele; daher die unsichtbare, große Macht der Tugend, welcher zu widerstehen selbst das Laster nicht vermag. Der König, die Großen und alles Volk, erstaunt über Tugenden, von welchen sie bis jetzt auch nicht von weitem noch einen Begriff gehabt hatten, betrachteten die Missionaire als Wesen einer höhern Art, die nichts Irdisches mehr suchend, von der Welt nichts verlangend, über die Bedürfnisse gewöhnlicher Menschen erhaben, und nur begeistert von Liebe zu dem Gott, den sie verkündeten, blos aus Wohlwollen zu der englischen Nation, und um diese einer ewigen

Glückseligkeit theilhaftig zu machen, eine so weite, gefahrvolle Reise unternommen hätten. So oft Augustinus oder seine Gefährten jetzt predigten, war die Kirche mit Menschen angefüllt; in jedem Hause, in welches sie eintraten, wurden sie, als Heil bringende Boten empfangen; und als ihnen jetzt auch noch wunderthätige Kräfte beiwohnten, und sie Kranke und Gebrechliche, ihnen die Hände auflegend, heilten und gesund machten, neigte alles Volk sich zu ihnen hin; und König Ethelbert und einige seiner Großen, jetzt völlig überzeugt von der Göttlichkeit der Lehre dieser wunderbaren Fremdlinge, so wie von der Wahrhaftigkeit aller ihrer Verheißungen, waren nun die ersten, welche hinzutraten und die heilige Taufe verlangten.

10. Da dieser glänzende Anfang für die Zukunft noch glänzendere und herrlichere Erfolge versprach; so reis'te nun Augustinus, zu Folge der, vor seiner Abreise von Rom, vom Pabste erhaltenen Weisung, nach Gallien, ward allda von Virgilius, Bischof von Arles, zum Bischofe geweihet, kehrte hierauf eiligst nach England zurück, und taufte am Vorabende des heiligen Weihnachtsfestes, an den Ufern der Swala, über zehen Tausend Engländer an einem Tage.

11. Diese frohe Botschaft dem Pabste zu überbringen, sandte Augustinus zwei seiner Geistlichen, den Laurentius und Petrus nach Rom. Er ersuchte den heiligen Vater zugleich, noch mehrere Arbeiter in den jungen, zu so großen Hoffnungen berechtigenden Weinberg des Herrn jenseits des Meeres zu schicken; auch erbat er sich Belehrung über verschiedene, die Einrichtung der neuen Kirche in England betreffenden Gegenstände. Die Fragen des

heiligen Augustinus bezogen sich hauptsächlich auf die Anzahl der, in England — in der Voraussetzung, daß das Christenthum sich bald über den größten Theil der Insel verbreiten würde — zu errichtenden bischöflichen Kirchen, auf die Verlegung der bischöflichen und erzbischöflichen Sitze und auf mehrere, in Ansehung der Heirathen im verbotenen Grade, bestehenden kirchlichen Bestimmungen. Gregor beantwortete unverzüglich alle Fragen des Augustinus, wählte aus dem Kloster zum heiligen Andreas die zum Apostelamt tauglichsten Subjekte, worunter Mellitus, Justus, Paulinus, Rufianus nachher sich vorzüglich auszeichneten, und schickte sie mit dem Laurentius und Petrus nach England, auch versah er die neuen Missionaire mit vielen Büchern, und für die neue Kirche in Dorobern mit einer Menge heiliger Gefäße, nebst allen übrigen, zur Zierung des Altars, sowie überhaupt zum feierlichen Gottesdienste erforderlichen Geräthschaften.

12. Aber König Ethelbert ward jetzt einer der eifrigsten Beschützer und Verbreiter der christlichen Religion. Von Augustinus belehrt, daß nur freiwillige und nicht erzwungene Opfer Gott angenehm wären, zwang er zwar keinen seiner Unterthanen zum Christenthum, zeigte sich aber jenen, welche es angenommen hatten, viel geneigter. Wo nur immer die Gerechtigkeit es ihm erlaubte, begünstigte er die neuen Christen, schenkte ihnen größeres Vertrauen, und erklärte öffentlich, daß diese, weil durch ein gemeinschaftliches, heiliges Band mit ihm enger verbunden, seinem Herzen, wie seinem Throne nun auch näher stünden. Auf seinen Befehl wurden die alten zerstörten christlichen Kirchen wieder hergestellt, die Götzentempel verschwanden, und an ihrer Stelle erhoben sich Tempel des

lebendigen Gottes; und Ethelberts Frömmigkeit verdankte die, nachher so reich und berühmt gewordene und nach den beiden heiligen Aposteln Petrus und Paulus genannte Abtei bei Canterbury ihr Daseyn; kurz, der, vor noch nicht langer Zeit, falschen Göttern opfernde König ward jetzt selbst ein eben so eifriger, als hochbegnadigter Bote des Heils.

13. Da das Christenthum immer größere Fortschritte machte, es auch schon in Rochester, einer an der nördlichen Grenze des Königreiches Kent gelegenen Stadt, unter überschwänglichem Segen gepredigt, und endlich, Ethelberts Neffe, König Seberth von Essex, sammt dem größten Theile seines Volkes war getauft worden; so erhob der Pabst den Augustinus zum Metropolitanbischof; schickte ihm das Pallium, und ermächtigte ihn, zwölf Suffraganbischöfe zu weihen *). In der Voraussetzung, daß nun die mehr nördlich gelegenen Provinzen Englands ebenfalls bald zum Christenthum bekehrt seyn würden, erhob der Pabst auch die Stadt York zum Sitze eines Metropolitanbischofes, welchem, wie jenem von Canterbury, zwölf Suffraganbischöfe untergeordnet seyn sollten; endlich ernannte Gregor den Augustinus auch zum Primas des Königreiches, verband jedoch das Primat nicht mit der Kirche von Canterbury, sondern verordnete, daß nach dem Tode des Augustinus, von den beiden Metropoliten von York und Canterbury, stets der älteste in der bischöflichen Würde auch Primas

*) Man wird von selbst einsehen, daß die hier obwaltenden Umstände den Pabst nöthigten, von den alten Kanons der Kirche, denen zu Folge bei der Consecration eines Bischofes wenigstens drei Bischöfe gegenwärtig seyn müssen, für diesmal abzuweichen.

von England seyn sollte. Anfänglich hatte der Pabst im Sinne, den erzbischöflichen Sitz des Augustinus nach London, in dem Königreich Essex, zu verlegen; aber wie es scheint, machte Augustinus Gegenvorstellungen, worauf die Sache unterblieb. Die von König Ethelbert erbaute schöne Christuskirche ward nun die Cathedral von Canterbury, und zu Priestern derselben wählte Augustinus blos Geistliche seines Ordens; und da man, aus Ehrfurcht für alle Einrichtungen des heiligen Augustinus, auch in der Folge das Kapitel blos mit Ordensgeistlichen besetzte, so geschah es, daß stets auch ein Mönch zum Erzbischof erwählt, und es endlich zum Gesetz ward, vermöge welchem blos ein Mönch den erzbischöflichen Stuhl von Canterbury besteigen konnte. — Von den Bischöfen, welche Augustinus jetzt weihete, erhielt Mellitus die Kirche von London, und Justus jene von Rochester.

14. Der beginnende Flor der Kirche von England erfüllte das Herz des heiligen Gregors mit Freude und Trost. Alle seine Freunde in Constantinopel, Spanien, Gallien, Afrika ꝛc. sollten daran Theil nehmen. Er schrieb ihnen, meldete ihnen die gesegneten Fortschritte des in England nun wieder aufblühenden Christenthums, und dankte ihnen, daß sie durch ihr frommes Gebet so vieles dazu beigetragen hätten; dem heiligen Eulogius schrieb er, daß der glückliche Erfolg der Mission in England ein Beweis sey, daß sein Gebet nicht nur der Kirche von Alexandrien, sondern selbst den entferntesten Kirchen des Erdkreises Heil bringe. Den gallischen Bischöfen legte er in allen diesen Briefen die größten Lobsprüche bei; wenn man ihn hört; so möchte man glauben, die Bischöfe Galliens hätten ganz allein die Bekehrung der Engländer zu Stande gebracht. Aber blos

um die Ehre dieser glorreichen Unternehmung, die seiner aufrichtigen Demuth eine wahre Last war, gleichsam von sich zu wälzen, suchte dieser große und heilige Pabst, das Verdienst davon auf jede nur mögliche Weise irgend einem Andern zuzuschreiben. — Als das Gerücht von den vielen Wundern, welche Gott durch den heiligen Augustinus wirkte, auch nach Rom gelangte, schrieb Gregor unverzüglich an denselben, ihn ermahnend, ja sorgfältig den Geist der Demuth zu bewahren und sich der Worte zu erinnern, die Jesus Christus zu seinen Aposteln sprach, daß sie nämlich sich nicht darob freuen sollten, daß die Teufel ihnen unterthan wären, sondern vielmehr darüber, daß ihre Namen aufgezeichnet wären in dem Buch des Lebens. Nicht um ihn (den Augustinus) vor den Augen der Welt zu verherrlichen, fügte Gregor hinzu, sondern aus Barmherzigkeit gegen ein abgöttisches Volk, und um der Göttlichkeit des Christenthums Zeugniß zu geben, habe Gott alle jene Wunder und Zeichen gethan.

15. Als der lange und blutige Kampf zwischen den Britten und Angelsachsen endlich zum Vortheil der Letztern entschieden hatte, flohen Alle, welche den Siegern sich nicht unterwerfen wollten, in die Gebirge von Wales. *) Hier lebten sie unter eigenen Fürsten, und unabhängig von den Sachsen, denen sie, als den Räubern ihres Landes unauslöschlichen Haß geschworen hatten. Während demnach in

---

*) Zu leichterm Verständniß dieses ganzen Abschnittes möchte es nothwendig seyn, aus dem 37. Abschnitt des 17. Bandes, die Geschichte Britanniens von dem Augenblicke an, wo es die Römer seinem eigenen Schicksal überlassen hatten, wieder in das Gedächtniß zurückzurufen.

allen übrigen Provinzen Britaniens, das man nun von seinen neuen Herren, den Angel-Sachsen, Anglia (Angelland, England) nannte, alle christliche Kirchen zerstört waren, und eine Menge Götzentempel den Boden Britaniens bedeckte, blühete zwischen jenen unzugänglichen Gebirgen das Christenthum noch immer fort. Von den Eroberern war demnach die brittische Kirche auf der Insel nicht völlig vertilget, nur in äußerst enge Grenzen eingeschlossen worden, beinahe völlig abgeschnitten von dem ganzen übrigen christlichen Erdkreis. Aber in einem höchst traurigen, ja wohl verwaiseten Zustande befand sich jetzt eben diese Kirche; die Geistlichkeit war in Unwissenheit versunken, und ihr Wandel nicht wohlgefällig vor dem Herrn. Das Dogma hatte sie zwar in ihrer Reinheit erhalten, trennte sich aber in Ansehung der Zeit der Osterfeier, sowie in der Art das Sakrament der Taufe zu ertheilen, von der römischen Kirche und demnach auch von allen abendländischen *) wie morgenländischen Kirchen; und endlich war der Haß, den die Christen von Wales, Geistliche wie Weltliche, auch gegen die neubekehrten Engelländer noch immer in ihrer Brust nährten, in den Augen Gottes, wie der Kirche, ein offenbarer Greuel.

16. Mit dieser brittischen Kirche, die man, um sie von der von Augustinus gegründeten zu unterscheiden, die alte, sowie jene des Augustinus die neue Kirche nannte, kam nun der Apostel Englands ebenfalls in nähere Berührung. Als Primas des ganzen Reiches, durchreiste er dasselbe, — so weit nämlich das Christenthum sich in dem

*) Nur mit Ausnahme der Kirche in Irrland.

selben verbreitet hatte — um von dem Zustande der jungen Kirchen sich zu unterrichten, das allenfalls noch Fehlende nach Kräften zu ersetzen, und endlich wo möglich die alte Kirche mit der neuen zu vereinigen. Sobald er also auf der Grenze von Wales angekommen war, suchte er eine Unterredung mit einigen brittischen Bischöfen und Doctoren ihrer Kirche zu Stande zu bringen. Die Britten zeigten sich geneigt; und der Zusammentritt hatte wirklich statt, an einem Orte, den man lange nachher, wenigstens zu Beda's Zeiten noch die Augustinuseiche nannte.

17. Ueber dem Unglück der Zeit hatten die Britten, wie schon erzählt worden, auch den Frieden mit der Zeit verloren. Ihrem Herzen diesen Frieden wieder zu geben, sie mit den gegenwärtigen Verhältnissen des Landes auszusöhnen, war Augustinus vor Allem bedacht; denn er wünschte nichts sehnlicher, als daß auch sie sich jetzt mit ihm und den Seinigen vereinigen möchten, um das Wort vom Kreuze in den nördlichen, noch heidnischen Provinzen Englands zu verkündigen. Endlich drang er auch mit der ganzen Gewalt der Liebe in sie, daß sie doch das Schisma, in welchem sie in Ansehung der Zeit der Osterfeier, und noch verschiedener anderer Theile ihres Ritus, mit der römischen Kirche begriffen wären, verlassen und dem allgemeinen, in allen Kirchen angenommenen Brauche hierin sich fügen möchten. Aber leider war in der Brust der Britten der Haß gegen die Engelländer noch zu tief gewurzelt; sie sträubten sich gegen jede Vereinigung und, um einer bestimmten Erklärung auszuweichen, gaben sie vor, daß die Sache zu wichtig sey, als daß ohne Zustimmung der gesammten Geistlichkeit und ihrer ganzen Nation hierin Etwas entschieden werden könnte.

18. Noch war die Geduld des heiligen Augustinus nicht erschöpft. Er verlangte von den Britten, daß sie eine allgemeine Versammlung ihrer Bischöfe, worauf auch er erscheinen würde, zusammenberufen möchten. Diese Versammlung kam wirklich bald darauf zu Stande; gegenwärtig auf derselben waren sieben brittische Bischöfe, und außer diesen noch mehrere ihrer Doktoren und sehr viele gelehrte Mönche aus dem, bei den brittischen Christen in ungemein großem Ansehen stehenden Kloster von **Bangor**. Es wird erzählt, die Britten hätten einen, unter ihnen lebenden berühmten Einsiedler gefragt, ob sie die Vorschläge des Augustinus annehmen sollten, und dieser habe ihnen gesagt, daß, wenn Augustinus ein demüthiger Mann wäre, sie seinen Anträgen Gehör geben, wo nicht, solche verwerfen sollten. Um nun die Demuth desselben zu prüfen, habe der Einsiedler ihnen noch ferner den Rath gegeben, es so zu veranstalten, daß sich Augustinus mit seinen Geistlichen zuerst an dem Versammlungsort einfinden müßte; würde er dann, wenn sie kämen, um sie zu begrüßen, sich von seinem Stuhle erheben; so wäre dieß ein Beweis seiner Demuth; würde er es aber unterlassen; so sollten sie sich auch nicht weiter mit ihm einlassen. Unglücklicher Weise stand Augustinus nicht auf; und obgleich er ihnen ungleich sprechendere Beweise seiner Demuth gab, indem er sich sogar erbot, im Falle die Vereinigung zu Stande käme, das Primat an den brittischen Erzbischof von St. Davids abzutreten, so wurden dennoch alle seine Vorschläge verworfen. Auf Alles, was Augustinus ihnen sagte, um ihren harten Sinn zu erweichen, wußten sie nichts anderes zu antworten, als daß sie fest entschlossen wären, an das **Herkommen** — diesem Götzen alternder Corporationen wie alternder Staaten — und an ihre

Ueberlieferungen sich zu halten. Augustinus, der die Herzensunlauterkeit der Britten durchschauete, drohete ihnen mit dem Gerichte Gottes; und da auch diese Drohungen keinen Eindruck machten, so sagte er ihnen im prophetischen Geiste voraus, daß Gott sich eben dieser Engelländer, die sie jetzt so sehr haßten, als einer Zuchtruthe bedienen werde, um sie, wegen ihres unversöhnlichen Hasses gegen diese Nation, in Kurzem nach der Strenge seiner Gerechtigkeit zu bestrafen. — Unverrichteter Dinge kehrte Augustinus wieder zu seiner Kirche nach Canterbury zurück.

19. Die den Britten angekündigten Strafgerichte erfolgten zwar noch nicht sogleich; nur langsam zogen sie heran, denn wie immer, ließ Gott auch diesen Schismatikern noch Raum zur Besinnung und zur Buße. Als sie aber hartnäckig in der Trennung beharrten, überzog der noch heidnische König Ethelfried der Wilde von Northumberland sie mit Kriege und drang, alles mit Feuer und Schwert verheerend, bis in das Herz von Wales vor. Die Britten stellten ihm endlich ein Heer entgegen. Um Gottes Segen auf ihre Waffen herabzuziehen, ließen sie alle Mönche aus dem oben erwähnten Kloster von Bangor in ihr Lager kommen. Während die Britten das Heer der Northumbrier angriffen, warfen die Mönche sich auf die Erde und fleheten zum Himmel; aber von der allgemeinen Kirche getrennt, und zwar blos aus Stolz und Haß von ihr getrennt, nahm dieselbe auch keinen Antheil an ihrem Gebete; von Gott ward es demnach verworfen, und die Britten wurden in dem mörderischen Treffen völlig geschlagen. Als der wilde Ethelfried die betenden Mönche sah, sprach er zu den Seinigen: „die Gebete dieser Leute können nur

Flüche und Verwünschungen gegen uns seyn; laßt uns daher sie alle von der Erde vertilgen." Diese wenigen Worte waren das Signal zu einem schrecklichen Blutbade, und alle Mönche — man sagt zwölf hundert an der Zahl — wurden nun erbarmungslos erwürget.

20. Der heilige Augustinus starb am 26. Mai des Jahres 607, nachdem er vorher noch bei Lebzeiten sich den Laurentius zum Nachfolger erwählt und ihm die bischöfliche Weihe ertheilt hatte *). Begraben ward er Anfangs ganz nahe bei der Kirche zu den heiligen Aposteln Petrus und Paulus, welche gerade damals König Ethelbert, weil er sie zum Begräbnißort der Könige und Erzbischöfe bestimmte, außerhalb der Mauern von Canterbury aufführen ließ. Sobald der Bau dieser Kirche vollendet war, ward auch die Reliquie des heiligen Augustinus dahin gebracht. Bei Beda lies't man *folgende*, dem Heiligen gesetzte Grabschrift: „Hier ruhet Augustinus, erster Erzbischof von Canterbury, der, „gesandt in dieses Land von dem heiligen Gregor, „Bischof in Rom, und ausgerüstet von Gott mit „wunderthätiger Kraft, den König Ethelbert „und dessen Volk vom Götzendienst zum Glauben „an Jesum Christum bekehrte, und nach in „Frieden vollbrachten Tagen, unter der Regierung „erwähnten Königs, den siebenten der Calende des „Junius starb."

---

*) Auch dieses war gegen die Canons; aber bei den Gefahren, welche der noch nicht genug befestigten Kirche, im Falle einer langen Erledigung des erzbischöflichen Sitzes, drohen konnten, glaubte Augustinus mit Recht jetzt eine Ausnahme machen zu dürfen.

21. Die Kirche hat den Augustinus den Heiligen beigezählt, und das, im Jahre 747 zu Cliff in England gehaltene Concilium verordnete, daß das Fest des heiligen Augustinus, jedes Jahr in dem ganzen Lande gefeiert werden sollte; auch setzte es den Namen desselben in die Litanei, und zwar unmittelbar nach jenem des heiligen Pabstes Gregor.

22. Eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch war Augustinus Andenken allen Engländern heilig und ehrwürdig; sie alle erkannten und verehrten in ihm den großen, von Gott gesandten und von Gott beglaubigten Apostel ihrer Nation. Aber die Reformation in England, in welcher alles Große, Heilige und Ehrwürdige untergieng, zerstörte und vertilgte in der Nation auch alles Dankgefühl gegen das Andenken eines Heiligen, welchem England das Licht des Evangeliums, und mit diesem seine steigende Cultur und Civilisation, seine Gesetzgebung, Kunst und Wissenschaft und noch so viele andere zahllose Wohlthaten zu danken hatte; und die auf jene unselige Epoche folgenden, englischen Geschichtschreiber schmähen nun eben so sehr Augustinus Name, als ihre Vorfahren, beinahe ein ganzes Jahrtausend hindurch, denselben dankbar und liebend geehrt hatten. Läge den Vorwürfen, die sie dem Heiligen machen, auch nur ein matter Schein von Menschenverstand zum Grunde; so würden wir jetzt unsere Leser damit bekannt machen, auch der Widerlegung derselben einige Zeilen noch schenken. Aber zu groß ist die Erbärmlichkeit, als daß man mit gutem Gewissen auch nur einen Augenblick darüber verlieren könnte *).

*) So z. B. zankt der anglicanische Bischof Parker den heiligen Augustinus recht derb darüber aus, daß

23. Völlig vollendet war zwar jetzt noch nicht das große Werk von Englands Bekehrung; aber in dem mittägigen Theil desselben stand doch bei Augustinus Tod schon in drei Reichen das Christenthum in voller Blüthe. Die neu gegründete englische Kirche sollte jedoch nicht gleich eine siegende und triumphirende, sondern vorher erst noch eine kämpfende, streitende und duldende Kirche seyn. Nicht unter lauen Lüften, sondern unter heftigen Stürmen des Nordens sollte der von Augustin gepflanzte Baum des Lebens erstarken. Nach Seberts, Königs von Essex Tod, fielen dessen Söhne zuerst wieder von dem Christenthum ab, jagten den Bischof Melitus und dessen Geistliche aus ihrem Lande, verfolgten die Christen, und öffneten auf das neue wieder die Tempel der Götzen. Selbst des gottseligen Ethelberts Sohn, Edbald, verließ die Wege seines frommen Vaters, opferte wieder den Götzen, verbannte die Bischöfe Melitus und Justus aus seinem Reiche, sündigte selbst und machte auch sündigen sein Volk. Aber der Verdienste des Vaters wegen, erbarmte sich Gott des verirrten Sohnes. Ein Strahl göttlicher Gnade traf Edbalds Herz, er gieng in sich, fühlte tiefe Reue über seine begangenen Frevel, rief die Bischöfe zurück, that Buße, und suchte nun eben so sehr das Reich der

---

er den König Ethelbert und dessen Unterthanen nicht gezwungen hätte, den Erstern seine Krone, die Andern all ihr Grundeigenthum an die, vielleicht selbst größtentheils nicht mehr lebenden Nachkommen derjenigen Britten abzutreten, welche das Land vor 150 Jahren besessen, und von denen es bekanntlich die Angelsachsen, unter der Anführung des Hengist, welcher im Jahre 457 das Königreich Kent gründete, nach hartem Kampfe erobert hatten!!

Wahrheit zu verbreiten, als er in den ersten Jahren seiner Regierung es zu zerstören bemühet war.

34. Unter Mellitus, Justus, Honorius, Deusdetit, Theodor und Brithwald, den Nachfolgern des heiligen Augustinus auf dem erzbischöflichen Stuhle von Canterbury, verbreitete sich das milde Licht des Evangeliums immer mehr und mehr auch über die übrigen Provinzen. Als aber nun ebenfalls fromme Missionäre aus Irrland an der Küste von Cambrien (Cumberland) gelandet, unter großem Segen das Evangelium in dem abgöttischen Northumberland geprediget, endlich die Kirche und das Bisthum Lindisfarne allda gegründet hatten, und so nun gleichsam an den beiden Polen Englands die Sonne der Wahrheit über der Insel aufgegangen war; dann wurden schnell die finstern Schatten des Heidenthums überall verscheucht, und bevor noch das siebente Jahrhundert verflossen war, huldigten schon alle sieben Reiche Englands der Kreuzfahne unsers göttlichen Erlösers. —

25. Mit immer mehr erhellendem und belebendem Strahl flammte von jetzt an das Licht heiliger Lehre in allen Kirchen von England; denn auch die so lange ersehnte Vereinigung der alten mit der neuen Kirche war unter dem Erzbischof Theodor von Canterbury, in der zweiten Hälfte des eben erwähnten Jahrhunderts glücklich zu Stande gekommen. Aber nicht eine, wie die protestantischen, deutschen wie englischen Geschichtschreiber, eben so Gottes, als Wahrheit, vergessen, behaupten, blos in äußerlichen Gebräuchen bestehende Religion, war das Christenthum, welches Augustinus und dessen Nachfolger den Engländern gelehrt hatten. Mächtig und wohlthätig wirkte es auf den

geistigen und sittlichen Zustand der Nation. Blos durch eine Religion, welche vor Allem auf Reinheit des Herzens und Liebe zu Gott und den Menschen dringt, konnten so geschwind jene unmenschliche Wildheit in den Charakteren, jene zurückstoßende Rohheit in den Sitten und jene, beinahe viehische Unwissenheit verschwinden, welche die neuen Herren von Britanien bis dahin von allen übrigen, obgleich selbst noch ziemlich rohen Völkern des Abendlandes geschieden hatten. Kinder in zartem Alter wurden von ihren eigenen Eltern nun nicht mehr als Sclaven verkauft, Jungfrauen nicht mehr geraubt, und einem Götzen geopfert, Mord und Raub nicht mehr blos durch Geld gesühnt, und die auf den Wittenagemots gegebenen und nun dem Geiste des Christenthums mehr angepaßten Gesetze veredelten in allen seinen Verhältnissen den gesellschaftlichen Zustand der Nation. Ein Geist des Strebens nach dem Geistigen, dem Höhern, ja wohl dem Höchsten, was die Menschheit besitzt, ward bald nach Einführung des Christenthums unter allen Ständen in England rege. Edle und Große und ganze Reihe von Königen und Königinnen entsagten, nicht aus Ueberdruß des Lebens, oder erdrückt unter der Last der Jahre, sondern in der vollen Kraft ihres Alters, dem Glanz ihrer Kronen, stiegen freudig und freiwillig von ihren Thronen herab und zogen sich hinter die stillen Mauern eines Klosters zurück, damit ihr Geist, entfesselt von jeder irdischen Sorge, sich desto freier zu dem Ewigen emporschwinge, desto inniger sich mit demselben vereinige.*) In allen Gegenden und

---

*) In seiner Geschichte von Großbrittanien führt Speed acht Könige und zwei Königinnen an, welchen die Religion Kraft gegeben, die Schmach des Kreuzes hö-

Distrikten Englands wurden Kirchen und Kapellen erbauet, Altäre geschmückt und Klöster gegründet; und alle diese Klöster wurden nun eben so viele hohe Schulen, aus welchen Männer hervorgingen von gediegenem Geiste, geschmückt mit Wissenschaft, die, sich erhebend über die Vorurtheile eines barbarischen Zeitalters, scharenweise nach Rom wanderten, dort an der Quelle des Lichts und der Wahrheit ihre Kenntnisse erweiterten, dann in ihrem Vaterlande Zierden der Kirche oder Stützen des Staates wurden, und so in kurzem die nämliche Nation, die, als Augustinus zu ihr kam, noch nicht einmal Schrift hatte und die Buchstaben kannte, nun zu einem der gelehrtesten und gebildetesten Völker des Abendlandes emporhoben. Dankbar erwiederten sie jetzt die Wohlthaten, die ein großer und heiliger Pabst ihren Vorfahren erzeugt hatte; denn auch aus der englischen Kirche gingen nun apostolische Männer, vollendet in Geist und Salbung nach allen Weltgegenden aus, trugen auch ihrer Seits die Leuchte des Evangeliums zu entfernten Nationen, und wurden nun ebenfalls was einst Augustinus und seine Gefährten waren, nämlich die Apostel, Lehrer und Wohlthäter barbarischer, in roher Unwissenheit und Geistesstumpfheit versunkener Völker. — Selbst der äußere Cultus trug in England überall das Gepräg des kindlich frommen, religiösen Sinnes der Nation; nirgends wie hier, erhoben sich dem Ewigen so herrliche Tempel; nirgends waren die Altäre so prachtvoll geschmückt, die heiligen Gefäße so schwer an Silber oder Gold;

---

her zu halten, als den Glanz einer Krone, und daher die Regierung niederlegten und sich in klösterliche Einsamkeit zurückzogen, um desto freier und sicherer Jesu nachzufolgen.

und nirgends strahlten die reich in Gold gestickten Meßgewandte und andere Altargeräthschaften mit so vielen Perlen und edeln Steinen, wie in den Hauptkirchen von England. Die Freigebigkeit der Monarchen, wie der Nation hatte die Kirchen und Klöster reichlich dotirt; und während man in andern Ländern, besonders in Deutschland und Frankreich, das Kirchengut kaum mehr gegen die Raubsucht des Adels schützen konnte, wetteiferten gleichsam die Könige mit ihren Großen, den zeitlichen Wohlstand ihrer Kirchen immer noch blühender zu machen. Aber den Gebrauch, den alsdann diese von ihren Gütern machten, rechtfertigte, ja heiligte sogar die Freigebigkeit der englischen Könige und ihres Adels. Bischöfliche Kirchen, Klöster und Abteien waren Sitze der Wissenschaften und freien Künste; alle Arme und Nothleidende wurden von ihnen ernährt; die vom Schicksal Gebeugten fanden in ihnen eine sichere Zufluchtsstätte und den Wendepunkt ihrer Leiden; und in Zeiten allgemeiner Noth waren sie noch überdies unversiegbare Hülfsquellen für den König und den Staat. Zu einer Zeit, wo eine Büchersammlung, selbst in Frankreich eine äußerst seltene Erscheinung war, prangten beinahe schon alle englische Abteien mit den prächtigsten Bibliotheken und auserlesensten Urkundensammlungen. Die großen Schulen an den Hauptkirchen ersetzten den Mangel der damals noch nicht gekannten Universitäten, und erzeugten Männer, wie Beda, Winfried (Bonifacius) Flaccus Alcuin oder Alchwin, und noch mehrere andere dieser Art. Nicht einzele Heilige, sondern ganze Scharen heiliger Männer, Jungfrauen und Matronen, waren die Zierde, wie der Ruhm der englischen Kirche, und erwarben Jahrhunderte hindurch England den Beinamen der heiligen Insel. — Wie überall, beschränkten auch in England Kunst, Wissenschaft

und wahre Gelehrsamkeit sich lange Zeit blos auf den geistlichen Stand; aber welche große Männer, in allen wissenschaftlichen Zweigen: Theologie, Philosophie, Geschichtschreibung, vorzüglich aber Mathematik, Astronomie, Chemie, Mechanik ꝛc. zählte nicht der englische Clerus in seiner Mitte? Was hatte z. B. das gelehrte Europa nicht jenem unbekannten, stillen englischen Franziscaner-Mönch aus dem 13. Jahrhundert zu danken, der hinter den einsamen Mauern seines Klosters zuerst das Licht wog und maß, dessen Strahlen den Gesetzen seines Geistes unterwarf, die Ferngläser, Fernröhre und Brennspiegel erfand, und schon die Natur des Schießpulvers kannte, und dessen Erfindung durch seine Ideen herbeiführte? Schwer ist es, eine Bahn zu brechen, viel leichter, auf der gebrochenen weiter vorwärts zu schreiten. Hätte Roger Baco, so hieß dieser Mönch, 4 Jahrhunderte später gelebt; so würde jetzt sein Name zwischen jenen eines Newton und Leibnitz glänzen;*) — Wie viele andere ähnliche, der englischen Kirche angehörige Gelehrte könnten wir hier nicht anführen, deren Andenken und Schriften aber leider die, gleich nach der Reformation beginnende, dann immer höher steigende, und jetzt die höchsten Gebirge überflutende Ueberschwemmung von schlechten und stets schlechter werdenden Schriften längst schon in das

---

*) Brennspiegel waren freilich schon von Archimedes und den neuern Griechen, unter Kaiser Anastasius, erfunden worden. Aber im Abendlande waren sie völlig unbekannt; zudem machten auch die Griechen ein Geheimniß aus dieser Erfindung, und sie blieb lange Zeit das Eigenthum der Erfinder und ihrer Schüler. Kurz, Baco's Genie gebührt eben so sehr das glänzende Verdienst dieser Erfindung, als es nur immer selbst dem Archimedes gebührt haben konnte.

Meer der Vergessenheit hinweggespület hat. — Selbst unter den Stürmen bürgerlicher Kriege, und bei dem lange anhaltenden Kampf leidenschaftlich entflammter, wüthender Partheien, wußte die englische Kirche auf dem weiten, blutigen Tummelplatz ihr Ansehen und ihre Hoheit zu behaupten; beugte bei Zeiten der, in jener wild bewegten Periode drohenden Verwilderung der Nation vor, steuerte dem Verderbniß der Gesinnungen, und ward endlich die Mittlerin, die das Toben anarchischer Elemente stillte, und die lange entzweiten und getrennten Gemüther durch religiösen Bürgersinn wieder zu einem gemeinschaftlichen, staatsgesellschaftlichen Ganzen vereinte. — So strahlte, hehr und majestätisch, Englands Kirche durch eine lange Reihe von Jahrhunderten: wohlgefällig vor dem Herrn, hochgeehrt von der Christenheit, innigst verbunden im Glauben wie in der Liebe mit dem erhabenen Stuhl von Rom, gebietend durch die geheime Macht ihrer Tugend und Heiligkeit, und zugleich umgeben mit der größten, ihr geziemenden äußern Pracht und weltlichen Herrlichkeit! Aber längst schon und vielleicht auf immer ist nun erloschen dieser Glanz. Man öffne die Geschichtbücher Englands, und vergleiche seine ehemalige, wahre Kirche mit Dem, was sie ward, als das, Geist und Körper tödtende Gift der Reformation auch jenseits des Meeres sich verbreitete; als die tyrannische Laune des schändlich wollüstigen, oft halb wahnsinnigen Heinrichs VIII. anfänglich die heilige Lehre trübte, sie hierauf völlig vertilgte und die Nation von der allgemeinen Kirche und dem Mittelpunkt der Einheit losriß; als ferner dieses eben so blutdürstigen als raubsüchtigen Tyrannen nicht minder blutdürstige und raubsüchtige Gefährten, Helfer und Helfershelfer Kirchen und Kapellen, Klöster und Abteien, allen Schmuck der Altäre, Bilder und Bildsäulen, Grabmäler und Re-

liquien, unschätzbare Klosterbibliotheken und die seltensten Urkundensammlungen, kurz die ältesten und ehrwürdigsten Monumente und Denkmäler einer ehemals edeln und hochherzigen Nation, mit einer Wuth, wovon die Geschichte kein Beispiel kennt, zerstört und zertrümmert, und dann dem entweihten, mit Raub und Mord gefüllten Lande eine, von barem Aberwitz *) erzeugte und auf zahllose Schaffotte, Galgen und Scheiterhaufen gegründete, neue Lehre aufgedrungen hatten. — Was ist seit jener unseligen Zeit aus Englands Kirche geworden, und was ist leider die sogenannte anglicanische Kirche selbst noch heut zu Tag? Ein bloser, auf politischen Zwecken beruhender Verein eines zahllosen Haufens Indifferentisten zu einem gemeinschaftlichen äußern Cultus in leerer, todter Form; — ohne Geist und Salbung; — in sich gespalten und getrennt; — preisgegeben jedem Wahn, wie dem Spiel jeder Sekte; — befleckt und berauscht von dem Blute zahlloser Schaaren heiliger Märtyrer und Bekenner, und bereichert durch schändlichen Raub an der katholischen Kirche. — Möchte doch der Ewige, dessen allerbarmendes Auge einst so wohlwollend auf England ruhete, sich des unglück-

---

*) Ja, Aberwitz, und zwar in dem strengsten Sinne des Wortes; denn nur dieser konnte z. B. ein Dogma aufstellen, welches, wie der Fall bei der Königin Elisabeth war, eine Frau, deren Geschlechte doch der große Apostel Schweigen und Verstummen in der Kirche Gottes zum Gesetze machte, nun gar zum geistlichen Oberhaupt eben dieser Kirche erklärt. — Elisabeth selbst soll von Herzen gelacht haben, als ihre Bischöfe und Staatsräthe, unter andern Dogmen und Glaubenslehren, ihr auch dieses nur gar zu närrische Dogma zum Unterzeichnen vorlegten.

lichen Landes in Zukunft noch einmal wieder er barmen! *)

---

*) Wenn diejenigen, welche, an der Seuche des Materialismus unheilbar krank danieder liegend, keinen andern Gott haben, als Sich Selbst, und nächst diesem, als erste Untergottheit, Aarons goldenes Kalb, England ganz anders beurtheilen, und nach längst hergebrachtem Gebrauch alle Einrichtungen der so glücklichen Insel enthusiastisch, in Prosa wie in Versen besingen, beloben und erheben, so denken und handeln sie ganz consequent; denn man muß gestehen, nirgends sind jener Untergottheit, nämlich dem goldenen Kalbe so viele und herrliche Tempel errichtet, und nirgends lohnt dieser Götze seinen Anbetern mit so verschwenderischer Freigebigkeit, wie in England. Was nur immer mit Geld errungen, geschaffen und möglich gemacht werden kann, wird auch dort errungen, geschaffen und möglich gemacht. Ohne zu andern Göttern Zuflucht nehmen zu müßen, erhält man von dem goldenen Kalbe Alles, was nur immer eine Untergottheit zu geben vermag. Freilich kann alsdann auch der Mensch keinen andern Rang, als jenen einer Maschine, das heißt, einer künstlich zusammengesetzten Nervenmaschine, und keinen andern Werth, als blosen Geldwerth haben; und eben so natürlich ist es, daß alsdann auch die sogenannten geistigen Kräfte des Menschen, weil ganz in das Materielle und Physische versenkt, nun ebenfalls, und zwar mit dem größten Recht, mit Waaren-Ballen und Kaufmannsgütern aufgewogen werden können. Dieses macht jedoch nichts zur Sache; wer einmal zu dem System sich bekennt, muß nothwendig alles dieses bewundern und trefflich finden; in eine nationaloeconomische Discussion werden wir daher uns nicht mit ihm einlassen; was wir fodern, ist blos, daß auf der andern Seite auch uns gestattet werde, England, wenn wir dessen Verfassung, Gesetzgebung, kirchlichen Zustand, Cultur, Sitten, Volkscharakter rc. aus einem höhern, rein geistigen, religiösen Gesichtspunkt betrachten, statt es zu bewundern und glücklich zu preisen, vielmehr von ganzer Seele beklagen, bejammern und dessen unseligen Zustand beweinen.

XXIX.

1. Glänzend und ruhmvoll, obgleich nicht gerade überall vom Glücke begleitet, war die erste Hälfte der Regierung des Kaisers gewesen. Mauritius hatte den Stolz der Perser gedemüthiget, ihre zahlreichsten Heere und tapfersten Feldherren überwunden, die wichtigen Grenzfesten Dara und Martyropolis wieder gewonnen, die beiden Armenien mit seinem Reiche vereiniget, und endlich Persien eben so sehr durch Grosmuth wie durch seine Waffen besiegt. — Wer hätte damals geglaubt, daß das so hell leuchtende Gestirn dieses Kaisers nun bald völlig verbleichen, manches trübe, tief beugende Bild sich in die Erfahrungen seines Lebens mischen und endlich die schauderhafteste Catastrophe seiner Regierung, wie seinem Leben ein Ende machen würde!

2. Während dem Laufe seiner Siege gegen Persien, mußte Mauritius oft vieles von den Avaren und deren Chagan erdulden. Nur mit wechselndem Glücke focht er gegen dieselben, konnte daher auch oft die Verheerung eines Theils seiner europäischen Grenzprovinzen nicht hindern; und auf den noch rauchenden Trümmern des, von ihnen von Grund aus zerstörten Singedunums foderte jetzt der Chagan abermals eine Erhöhung des, unter dem Namen eines Geschenkes, den Avaren vom Kaiser bezahlten jährlichen Tributs.

3. Aber der an Persiens Grenze mit einem Monarchen, der dem Kaiser Thron und Leben zu danken hatte, unlängst geschlossene Friede versprach Sicherheit und eine lange Dauer. Eines römischen

Heeres bedurfte jetzt nicht mehr der Orient. Seine gesammten Streitkräfte konnte demnach der Kaiser gegen die Avaren gebrauchen; und eingedenk seines frühern Feldherrn-Ruhms, beschloß Mauritius, auch als Kaiser, sein Heer selbst gegen die Feinde zu führen.

4. Seit Theodosius dem Großen, hatte kein römisch-morgenländischer Kaiser sich mehr selbst an die Spitze seiner Heere gestellt; der Titel Imperator hatte, wie es scheint, eine andere Bedeutung erhalten; wenigstens erinnerte er nicht mehr diejenigen, die ihn trugen, daß der Purpur einst blos der Lohn der kriegerischen Verdienste ehemaliger Cäsaren gewesen war. Ganz Constantinopel staunte daher, als der Entschluß des Kaisers bekannt ward. Weinend warf die Kaiserin Constantia mit ihren noch unmündigen Kindern sich ihrem Gemahl zu Füßen, ihn flehentlich bittend, *ein so kostbares Leben doch den Zufällen des Krieges nicht preiszugeben*. Die Bitten und Thränen der Kaiserin wurden unterstützt durch jene eines weibischen Senats, so wie des ganzen, längst schon in Weichlichkeit und ruhmlose Unthätigkeit versunkenen Hofes. Mauritius ließ sich jedoch nicht irre machen, und sobald er die, nach und nach aus dem Orient angekommenen Truppen gemustert hatte, zog er gegen den Feind.

5. Die Gegenwart des Kaisers entflammte den Muth aller Soldaten; unter den Augen seines Monarchen sich auszuzeichnen, war jeder Einzele entschlossen, und gleich Eingeweiheten des Schicksals in Sieg oder Tod, begannen alle Legionen den Marsch nach der untern Donau. Auf Befehl des gekrönten Feldherrn — eine Erscheinung, die

man seit Jahrhunderten nicht mehr gesehen — wehete an der Spitze der ersten Colonne des Heeres die Kreuzfahne des Erlösers. Aber ein Heerführer im Purpur, ausgerüstet mit unumschränkter Herrschergewalt, eben so tapfer als kundig des Krieges, und dabei noch fromm und Gottvertrauend, zu welchen großen und kühnen Erwartungen mußte dieser nicht berechtigen, und wirklich hatten in dem Augenblicke, in welchem Mauritius durch die Thore von Constantinopel hinauszog, die Avaren auch aufgehört, den Römern furchtbar zu seyn.

6. Aber bald verschwand leider wieder die schöne Täuschung. Von dem, zum Theile aus dem Heidenthum herrührenden Aberglauben seiner Zeit war Mauritius nicht völlig frei. Ein wilder Eber, der aus dem Gehölze hervorbrach und das Pferd des Kaisers anfiel; eines der kaiserlichen Handpferde, das, obgleich gesund und stark, plötzlich todt zur Erde fiel; ein sehr mißgestaltetes Kind — eine wahre Mißgeburt — welches eine schwangere Frau aus dem Heer zur Welt gebar, und mehrere ähnliche Erscheinungen, denen vielleicht die kluge Constantia und einige verschmitzte Höflinge von ihren Vertrauten nicht ganz fremd waren, hielt Mauritius für eben so viele, nichts als Unglück verkündende Zeichen. Diese üblen Vorbedeutungen erschütterten nun seinen Entschluß. Vorurtheile vermochten mehr über seinen Geist als Vernunftgründe; und da gleich darauf abermals eine Deputation der Kaiserin und des Senates in dem Lager ankam, um ihn zur Rückkehr zu bewegen; so gab er nun, ohne sich lange bitten zu lassen, nach, übertrug den Oberbefehl des Heeres dem Priscus, und kehrte nach Constantinopel in seinen Pallast zurück. — Unter einer völlig unumschränkten, des-

potischen Regierung ist ein zahlreiches Heer eben so oft die Stütze des Thrones, als auch wieder der gefährlichste Feind des auf demselben sitzenden Despoten. Mauritius hatte durch einige gewagte Versuche, große Ersparnisse und eine strengere Oeconomie bei der Armee einzuführen, die Herzen der Soldaten von sich abgewandt, und zugleich deren Hang zu Meuterrien, durch seine bisher gezeigte Nachgiebigkeit, noch um vieles vermehrt *). Um die Gunst und das Zutrauen der Soldaten wieder zu gewinnen, die erschlaffte Kriegszucht wieder herzustellen, und der, in der Armee liegenden coercitiven Gewalt sich wieder völlig zu bemächtigen, gab es für den Kaiser kein anderes Mittel, als sich selbst an die Spitze des Heeres zu stellen, gegen den Feind es siegreich zu führen und mit feindlicher Beute den Soldaten zu bereichern. Diese erwünschte Gelegenheit hatte sich Mauritius dargeboten; unbenutzt ließ er sie entwischen; und diese Kleinmüthigkeit, die man bisher in seinem Charakter noch nie bemerkt hatte, entschied nun, wie wir bald hören werden, das Schicksal des unglücklichen Monarchen.

7. Priscus war ein erfahrner und tapferer

*) Die vielen Soldaten-Aufstände und Meutereien unter der Regierung des Mauritius findet man sehr umständlich beschrieben in Theophylakts Geschichte, 3, 6, 7 und 8 Buch. In Europa wie in Asien, in den Lagern am Euphrat, wie in jenen an der Donau herrschte öfterer und wüthender Aufruhr; und das häufige Hin- und Herschwanken des Kaisers zwischen Versuchen, Einschränkungen bei dem Heere zu machen, und dann wieder der Zurücknahme dieser Einschränkungen und der Bewilligung noch größerer Vortheile, nährte den Trotz der Legionen, und entdeckte ihnen nicht nur das Geheimniß ihrer eigenen Stärke, sondern auch jenes der Schwäche ihres Herrn, des Kaisers.

Feldherr, aber bei dem Heere wenig beliebt. Ohne eine Schlacht zu liefern, schloß er mit den Avaren Friede, weil der Chagan, geschreckt durch eine fein ersonnene List des Kaisers, um jeden Preis Frieden zu schließen wünschte. Priscus, der von den Avaren nichts mehr zu fürchten hatte, gieng nun über die Donau, griff die Slaven an, schlug sie in einer mörderischen Schlacht, machte ungeheure Beute, schickte diese aber dem Kaiser zum Geschenke nach Constantinopel, und erbitterte dadurch nur noch mehr die Gemüther der Soldaten. Aus gerechter Schonung gegen seine eigenen Provinzen, theils aber auch um wieder neue Ersparnisse zu erzielen, befahl jetzt Mauritius dem Priscus, mit dem Heere jenseits der Donau zu überwintern. Nur mit Mühe kam der Feldherr dem Ausbruch eines neuen Aufruhrs zuvor, und blos mit dem größten Widerwillen folgte ihm dasselbe jenseits des Stroms. Aber kaum hatte Priscus die Winterquartiere bezogen, als er die Nachricht erhielt, daß ein zahlreiches Heer der Avaren auf das neue feindlich gegen die Römer heranrücke. Die von den Römern besiegten und beraubten slavischen Stämme zahlten den Avaren einen jährlichen Tribut, und der Römer Einfall in das Land dieser Völker betrachtete der Chagan nun als einen treulosen Bruch des unlängst geschlossenen Friedens. An Streitkräften war der Chagan den Römern weit überlegen, und Priscus, ein zu erfahrner Feldherr, als daß er zwischen einen fünfmal stärkern Feind und einen breiten Strom sich selbst hätte einsperren sollen. Er gieng also über die Donau zurück, knüpfte jedoch zu gleicher Zeit wieder neue Unterhandlungen an; und abermals gelang es ihm den Zorn des Chagan zu besänftigen, indem er ihm fünf Tausend zu Gefangenen gemachte Slaven als Antheil an der Beute überließ. In dem

Herzen des Winters nun noch einmal mit dem Heere anf das linke Donau-Ufer zu gehen, wäre jetzt nach geschlossenem Frieden eben so ungerecht, als in Berücksichtigung der ohnehin schon zum Aufruhr gestimmten Gemüther auch höchst gefährlich gewesen. Seine Winterquartiere bezog also Priscus diesseits des Stroms. Aber gerade damit war der Kaiser höchst unzufrieden, denn die Verpflegung des Heeres lastete nun größtentheils auf dem kaiserlichen Schatz. Statt der Belohnung erwartete den Feldherrn also blos Undank am Hofe von Constantinopel; und unter dem Vorwande, in den Unterhandlungen mit den Avaren, die Grenzen seiner Vollmacht überschritten zu haben, ward ihm der Oberbefehl des Heeres genommen, und dem Petrus, einem Bruder des Kaisers übertragen. Da der Kaiser den letzten, von Priscus mit dem Chagan geschlossenen Vertrag auf diese Weise nicht genehmigte; so ward der Krieg nun fortgesetzt, oder brach vielmehr jetzt erst auf das neue wieder aus.

8. Peters Feldherrnverdienst bestand blos darin, daß er ein Bruder des Kaisers war; in den Augen der Soldaten hatte freilich dieses Verdienst wenig oder gar keinen Werth, und von allen Feldherren war er vielleicht am wenigsten geeignet, die unter den Truppen immer schlaffer werdende Kriegszucht wieder herzustellen, oder dasjenige, was der Kraft des Heeres durch Mangel an Subordination gebrach, durch eigenes Talent und eigene Personalgröße zu ersetzen. Während zweier Feldzüge ärndete daher Peter nichts, als Schmach und Spott. Vor den Avaren mußte er stets fliehen; von seinem eigenen Heere ward er einigemal fortgejagt, und sogar von den Mauern einer römischen Stadt,

deren Privilegien er verletzen wollte, schimpflich zurückgetrieben *).

9. Peters schlechter Waffenerfolg zwang den Kaiser, die Führung des Krieges wieder dem tapfern Priscus zu übergeben. Aber in dem Zustand, in welchem dieser das Heer übernahm, und dabei an Streitkräften noch unverhältnißmäßig schwächer, als die Avaren, durfte er es nicht wagen, dem Chagan eine Schlacht zu bieten; sein ganzes Feldherrn-Talent beschränkte sich also blos darauf, stets eine solche Stellung zu wählen, in welcher er von dem Feinde zu keiner Schlacht konnte gezwungen werden, und dann, wann der Chagan mit seinem Heere aufbrach, ihm mit dem seinigen von weitem zu folgen, dessen Bewegungen in der Ferne zu beobachten, aber auf diese Weise auch Zeuge zu seyn, wie Klein-Scythien und ganz Mösien indessen von den Avaren ungestraft geplündert und verheert wurden.

10. Der die Avaren jetzt beherrschende Chagan hieß Bajan, und seine Regierung bezeichnen die Geschichtschreiber als den glänzendsten Zeitpunkt des Reichs der Avaren. Von dem Fuße der Alpen erstreckte es sich unter diesem Fürsten bis an das schwarze Meer, und von der Mündung der Donau, über das heutige Ungarn, Polen, Böhmen, Schle-

*) Die Stadt hieß Acimontium, und der Leser wird sich vielleicht ihrer aus dem 16. Band unserer Geschichte noch erinnern. Acimontium war nämlich die einzige Stadt, vor deren Mauern der furchtbare Attila unverrichteter Dinge wieder abziehen mußte. Wie es scheint, hatte sich die Tapferkeit der damaligen Einwohner von Acimontium auch auf ihre Enkel und Urenkel fortgeerbt.

sien, die Mark Brandenburg und Pommern, bis an die Ausflüsse der Oder in das baltische Meer. An Charakter und Handlungsweise hatte Bajan viele Aehnlichkeit mit Attila, dessen hölzernen Pallast in Ungarns weiten Ebenen er wirklich bewohnte. Auf gleiche Weise, wie der große Hunnenkönig, führte auch Bajan seine Kriege, nämlich mit Feuer und Schwert, alles verheerend und verwüstend, und die Heiligkeit eines Eides wenig oder gar nicht achtend. Aber gleich seinem Vorbilde, war auch Bajan oft wieder schöner Regungen und edler Empfindungen fähig; und die Stadt Anchialus ward mit der größten Schonung und Milde von ihm behandelt, blos weil die Heilquelle dieses Ortes die Gesundheit der geliebtesten seiner Gemahlinen wieder hergestellt hatte. Auch in dem gegenwärtigen Feldzug gegen Priscus gab er den Römern wieder neue Beweise seines Edelmuths.

11. Bajan nämlich wollte die Stadt Tomi in Klein-Scythien belagern; aber Priscus errieth die Absicht des Feindes, kam demselben zuvor, und nahm nahe bei Tomi eine Stellung unangreifbar dem Feinde, und doch zugleich auch, um die Stadt zu schützen und vollkommen zu decken, trefflich gewählt. Aber bald ward drückender Mangel an Lebensmitteln in dem Lager der Römer fühlbar; und nur aus weiter Ferne kamen bisweilen noch sparsame Zufuhren an. Es war gerade um die Zeit der Ostern. Bajan, obgleich ein Heide, kannte doch die bei den Christen übliche Feier dieser hohen Festtage, und sandte dem römischen Feldherrn nun folgende Botschaft: „Obgleich die Römer mir zur Unzufriedenheit und zum Krieg mit ihnen gerechten Anlaß gegeben, so kann ich doch nicht zusehen, daß sie an Tagen, die für alle Christen Tage der Freude

und festlichen Feier sind, ganz allein hungern und traurig seyn sollten. Wenn du also einen Waffenstillstand für diese Zeit mit mir eingehen willst, so werde ich Dich und dein Heer mit Lebensmitteln versorgen." — Priscus befürchtete anfänglich, hinter dieser Botschaft möchte eine Kriegslist verborgen seyn; als aber der Bote die Aufrichtigkeit der Gesinnungen seines Herrn mit einem Eide bekräftigte, ward der Waffenstillstand geschlossen, und nun erschienen wenige Stunden darauf mehr als vierhundert, mit Getraide, Fleisch und andern Lebensmitteln beladene Wagen in dem römischen Lager. Bajan begehrte nichts dafür, als Etwas Gewürz, das er sehr liebte und an welchem er gerade Mangel hatte. Was nur immer an Pfeffer, Zimmet und andern indischen Gewürzarten in dem Lager aufzutreiben war, ward sogleich dem Bajan geschickt. Schaarenweise kamen die Avaren in das Lager des Priscus, aßen und tranken mit den römischen Soldaten, waren lustig und wohlgemuthet, schliefen sogar mit den Römern unter einem Zelte, und während der ganzen acht Tage der österlichen Feier war unter beiden Nationen auch nicht die mindeste Spur eines feindlichen Verhältnisses merkbar; aber sobald die Zeit des Waffenstillstandes abgelaufen war, rief auch der Chagan sogleich wieder alle seine Leute in sein Lager zurück. Priscus, der den Edelmuth des Chagans zu würdigen wußte, glaubte dessen gegenwärtige, den Römern günstige Stimmung zu neuen Friedensunterhandlungen benutzen zu müssen; und schon stand er im Begriffe, dieselben wieder anzuknüpfen, als er plötzlich die ganz unerwartete Nachricht erhielt, daß man ihm abermals in Constantinopel einen Nachfolger ernannt, und daß **Commentiolus**, so hieß derselbe, mit

einem neuen Heere im Anzuge und nur noch einige Tagmärsche entfernt sey.

12. Schlechtern Händen hätte der Kaiser nicht leicht das Armee-Commando übergeben können. Commentiolus verstand nichts vom Kriege, war dabei zaghaft, feig und prahlerisch bis zum Eckel. Kam es darauf an schnell vorzurücken und durch einen raschen, dem Feinde unerwarteten Angriff, dessen Plane zu vereiteln, so waren für ihn selbst die anmuthigsten Thäler des Hämus ganz unübersteigliche Hindernisse; war aber das feindliche Heer recht weit entfernt, oder vielmehr weit und breit gar kein Feind mehr da, dann wollte er stets auf der kürzesten Linie vorrücken, und suchte mit der Neugier des unermüdetsten Topographen die veraltesten, daher unbrauchbarsten, seit Jahrhunderten schon verlassenen Landstraßen auf, die oft selbst den ältesten Einwohnern der Gegend nicht mehr *bekannt* waren. Zudem war Commentiolus ein Mann von sehr zartem Temperament; seine Gesundheit erfoderte ungemein sorgsame Pflege, und nicht selten hatte er das Unglück, daß gerade bei der Eröffnung eines Feldzuges ihn irgend eine Krankheit befiel, die dann gewöhnlich so hartnäckig war, daß sie ihn erst dann verließ, wenn die Truppen die Winterquartiere bezogen hatten, und er selbst wieder an den Hof nach Constantinopel zurückkehren konnte.

13. Aber der Kaiser hatte bei der Wahl des Commentiolus eine geheime, tief verborgene Absicht. Niemand war das Geheimniß bekannt, nur der neue Feldherr in dasselbe eingeweihet. Mauritius war nämlich der unaufhörlichen Meutereien der immer frecher und trotziger werdenden syrischen Legionen endlich müde; sie als Monarch oder ober-

ster Feldherr nach den Gesetzen des Krieges zu bestrafen, glaubte er nicht wagen zu dürfen; sicherer und gefahrloser schien es ihm, sich ihrer durch List, allenfalls mit Hülfe des Schwerts der Avaren zu entledigen; und um an denjenigen, deren Anführer man ist, zum Verräther zu werden, dazu war wirklich Commentiolus der Mann, wie ihn nur immer der Kaiser sich wünschen konnte.

14. Sobald Commentiolus seine Truppen mit jenen des Priscus vereint, dieser die Armee verlassen, und jener den Oberbefehl übernommen hatte, gab er dem ganzen Heere den Befehl, am folgenden Tag auf die vor dem Lager sich hinstreckende Ebene auszurücken. Aber dieser Befehl ward so lau und nachlässig gegeben, daß die Soldaten des alten Heeres, in der Meinung, der neue Feldherr wolle sie blos mustern, nur ganz leicht bewaffnet sich in ihre Reihen und Glieder stellten. Aber kaum waren sie aufmarschirt, als sie auch schon die Lanzen, Speere, Schilde und Schwerter der Avaren blänken sahen. Voll Unwillen gegen ihren Feldherrn stürzten sie eiligst in ihre Zelte, bewaffneten sich, wie man am Tage der Schlacht sich zu bewaffnen pflegte, und formirten dann eben so schnell wieder ihre Schlachtlinie. Aber nun schickte Commentiolus einem Theil der Truppen, welche er von Constantinopel mitgebracht hatte, den Befehl, sich eiligst zurückzuziehen. Um diesen Rückzug vor dem übrigen Heere zu verbergen, veränderte er unaufhörlich die Schlachtordnung, zog Legionen aus dem Centrum nach einem der beiden Flügel, detaschirte dann wieder andere Truppen bald von dem rechten auf den linken, bald von diesem auf den rechten Flügel oder auch nach dem Centrum, kurz das ganze Heer setzte er unaufhörlich in Bewegung. Aber troß allem diesem

Hin- und Hermarschiren blieb doch der Rückzug einer so bedeutenden Truppenabtheilung nicht unbemerkt, und ohne die fernern Befehle des Feldherrn zu erwarten, trat nun das ganze Heer, und zwar im Eilschritt und ziemlicher Unordnung den Rückzug an.

15. Was bei Tage nicht völlig ausgeführt werden konnte, ward nun bei Nacht vollendet. Sobald das Heer am Abend desselben Tages, nach römischer Weise, sein Lager bezogen hatte, ließ Commentiolus allen Corps, mit Ausnahme der syrischen Legionen, den Befehl zugehen, sich zum Abmarsch in der Nacht bereit zu halten. Um die zweite Nachtwache setzte er sich selbst an die Spitze einiger Haustruppen und verließ zuerst das Lager, worauf dann alle Divisionen, welche obigen Befehl erhalten hatten, ihm eiligst folgten.

16. Man stelle sich das Erstaunen der Veteranen des Orients vor, als sie mit Anbruch des Tages sich von dem größten Theile des Heeres verlassen sahen; sie knirschten mit den Zähnen, brachen in die schrecklichsten Verwünschungen gegen den Feldherrn aus, griffen jedoch zu den Waffen und gaben sich gegenseitig das Wort, als Männer von Ehre zu sterben. Von den Avaren sogleich angegriffen, zogen sie sich fechtend, obgleich nicht ohne großen Verlust, zurück. Aber bei den Gebirgspässen vor Nicopolis angekommen, fanden sie dieselben schon von den Avaren besetzt. Wüthend und gleich Verzweifelten stürzen sich jetzt die verrathenen Veteranen auf den Feind; aber der Kampf war zu ungleich; nur Wenigen gelang es, durch die feindlichen Haufen sich durchzuschlagen; die nicht unter dem Schwert des Feindes fielen, wurden von den Ava-

ren zu Gefangenen gemacht, und die Anzahl derselben belief sich wenigstens auf zwölf tausend Mann.

17. Seines geheimen Auftrages hatte Commentiolus sich jetzt erlediget; aber nun fehlte es ihm an Feldherrn-Talent, um die weitern Fortschritte der Avaren zu hemmen, mit dem Heere, das er noch hatte, wenigstens Thracien zu decken. Unaufhaltsam, und Städte und Dörfer verbrennend, rückte also der Chagan im Herzen von Thracien vor. Constantinopel sah sich jetzt in der Nähe bedrohet. Schrecken und Verwirrung herrschten in der großen Stadt; und mit ihrer ganzen fahrbaren Habe wollten schon alle Einwohner jenseits des Bosphorus fliehen, als der Senat noch auf einige Zeit die Gemüther dadurch beruhigte, daß er den Kaiser dringend bat, unverzüglich Gesandte an Bajan zu schicken, um von demselben um jeden Preis einen Frieden zu unterhandeln.

18. Aber in dem Lager der Avaren war indessen eine schreckliche Pest ausgebrochen; und als die Gesandten des Kaisers in Drasipara, dem Hauptquartier des Bajans ankamen, waren schon sieben seiner Söhne, nebst dem Drittel des Heeres ein Opfer der Seuche geworden. Bajan war untröstlich über den Verlust seiner Kinder; den kaiserlichen Gesandten wollte er anfänglich gar kein Gehör geben, denn da er die Römer als die Urheber des Krieges betrachtete, so verabscheuete er sie nun auch als die Ursache des Todes seiner Söhne; indessen änderte er doch bald seinen wilden Sinn; daß er mit seinem durch die Pest geschwächten Heere Constantinopel nicht erobern könne, dieß sah er wohl ein; das Bedürfniß des Friedens fühlte er demnach eben so sehr, wie die Römer; und da nun

hierin das Interesse beider Theile sich begegnete; so war auch in wenigen Tagen der Friede schon geschlossen. Sehr ehrenvoll war er freilich nicht für die Römer; denn der jährliche Tribut, den der Kaiser dem Bajan zahlen wußte, ward jetzt noch um zwanzig Tausend Goldstücke erhöhet. Uebrigens blieb die Donau die Grenzscheide beider Reiche.

19. Da der Friede auf diese Weise wieder hergestellt war; so erbot sich nun der Bajan, den zwölf Tausend gefangenen Römern, gegen ein mäßiges Lösegeld, den Kopf nämlich zu einem Goldstück gerechnet, die Freiheit zu geben. Dies Anerbieten ward von dem Kaiser verworfen, und zwar zum zweiten und drittenmal verworfen, nachdem doch der Bajan die gefoderte Summe schon so sehr vermindert hatte, daß sie, nach unserm heutigen Gelde, keine zehn Tausend Thaler mehr betrug. Der Bajan, unkundig der geheimen Motive des Kaisers, gerieth darüber in den schrecklichsten Zorn, und auf seinen Befehl wurden nun sämmtliche zwölf Tausend römische Gefangenen von den Avaren erbarmungslos zusammen gehauen.

20. Nur ein Schrei des Schreckens und des Abscheues erscholl in Constantinopel, wie in allen Provinzen des Reiches, bei der Nachricht von diesem unerhörtem, mit kaltem Blute begangenen Mord. Selbst Mauritius erschrack heftig; denn diese grausame Handlung hatte er sich von dem Bajan nicht vermuthet, blos erwartet, daß lebenslängliche Leibeigenschaft unter den Avaren das Loos der Gefangenen seyn würde. Aber die Liebe aller seiner Unterthanen, von jedem Stande wie von jedem Alter, hatte der Kaiser nun auf immer verloren; und da man blos seinem unersättlichen Geitz

den Tod jener Unglücklichen zuschrieb; so war Mauritius nun eben so sehr ein Gegenstand des Hasses, wie der allgemeinen Verachtung. Auch das Heer gerieth in eine furchtbare Gährung. Aus ihrer Mitte wählten die Soldaten eigene Abgeordnete, welche sogleich nach Constantinopel gehen mußten, um gegen Commentiolus, seines an der Armee begangenen Verraths wegen, Klage zu erheben und dann dessen öffentliche Hinrichtung als Genugthuung für die grausame Ermordung so vieler ihrer ehemals so tapfern Kameraden zu fodern.

21. Unter den Truppen diente seit einigen Jahren ein gewißer Phocas, ein Mensch von ganz obscurer, äußerst niedriger Herkunft, der, anfänglich als Bereiter in den Diensten des Priscus, von diesem Feldherrn bei dem Heere angestellt, und nach und nach bis zum Grade eines Centurio war befördert worden. Weder als Soldat noch als Mensch, hatte der Elende auch nur den mindesten Werth; kriechend und sich schmiegend vor dem Mächtigern, beispiellos insolent gegen Alle, von welchen er weder Etwas zu fürchten noch zu hoffen hatte, dabei ohne Verstand wie ohne alle Treue und Glauben, und bei jeder Gelegenheit zaghaft und feig vor dem Feinde, war er demungeachtet in Lagern und Winterquartieren der lauteste, kühnste, frechste und schamloseste Raisonneur; Nichts war dem Kerl ehrwürdig oder heilig; und leider besaß er wirklich in hohem Grade jene rohe, militairische Swade, die dem gemeinen Mann imponirt, und eines gewißen Eindrucks auf denselben nie leicht verfehlt. *) Dieser Phocas war von den Soldaten

*) Wegen der großen Rolle, die dieses, schon in seiner äußern Gestaltung, von der Natur scharf und stark ge-

zum Haupt der Deputation gewählt worden. Aber jetzt kannte dieses Menschen Frechheit auch gar keine Schranken mehr, und in Constantinopel erlaubte er sich vor dem versammelten Senat solche unerhört vermessene Reden gegen den Kaiser, daß Einer der anwesenden Patricier, vom Zorn überwältiget, von seinem Sitze aufsprang, den Majestätslästerer am Bart faßte, mit der Faust ihm das Gesicht blutig schlug, und dann aus dem Versammlungssale ihn hinauswarf. — Indessen hatte Mauritius, wie man weiß, gute Gründe, den Commentiolus zu schützen. Durch reiche Geschenke wurden also die Abgeordneten leicht dahin gebracht, von ihrer Klage abzustehen; auch das Heer ward durch allerlei Concessionen und Gnadenerweisungen beruhiget und so das drohende Ungewitter wenigstens auf einige Zeit wieder abgeleitet.

22. Tief und schmerzhaft fühlte jedoch Mauritius den Verlust der Liebe seines Volkes und des jetzt beinahe völlig erloschenen Glanzes seines ehemaligen Ruhms; und bei dem Kummer, der an seinem Innern nagte, war der Gedanke an dem unlängst mit den Avaren geschlossenen Frieden wahrhaftig keine Linderung für sein Herz. Er beschloß, die Schmach zu tilgen und durch Tilgung derselben sein so tief gesunkenes Ansehen wieder zu heben. Da einzele Haufen der Avaren öfters über die Donau gingen, und auf dem disseitigen Ufer plündernd und raubend herumstreiften; so boten sie ihm bald selbst die erwünschte Gelegenheit dar, den so schmählig geschlossenen Frieden wieder zu brechen.

zeichnete Ungeheuer in der Folge noch spielen wird, glaubten wir jetzt schon unsern Leser mit demselben etwas näher bekannt machen zu müßen.

Die Legionen waren indessen ergänzt, die Truppen aller Waffengattungen bedeutend verstärkt worden. Mauritius befahl, das Heer zusammen zu ziehen und mit demselben wieder über die Donau zu gehen; den Oberbefehl darüber gab er zwar noch einmal dem Commentiolus, setzte ihm aber doch auch den Priscus zur Seite.

23. Priscus wußte, wie hoch in der Gunst des Kaisers sein Mitfeldherr Commentiolus stehe; ohne die Genehmigung und Mitwirkung desselben wollte er also nicht das Mindeste unternehmen; aber zum Glück für die Ehre der römischen Waffen ward Commentiolus wieder krank, bat selbst seinen Collegen, die Leitung des Krieges einstweilen allein zu übernehmen. Niemand war froher, als das Heer. Noch waren die römischen Legionen nicht völlig entartet, und wenn sie bisher öfters unterlagen; so war blos die Schuld, weil es ihnen an einem Feldherrn gebrach. Unter der Anführung des Priscus gewannen die Sachen bald eine ganz andere Gestalt. Noch vor Anbruch des Frühlings ging er mit dem Heere über die Donau, und an seiner Seite folgte auch wieder der Sieg den römischen Fahnen. In fünf blutigen Feldschlachten schlug Priscus die Avaren auf das Haupt, verheerte ihre Länder, tödtete eine Menge Feinde, machte zahllose Gefangene, drang so tief in Dacien ein, als selbst Kaiser Trajan nicht eingedrungen war, und kam, mit unermeßlicher Beute beladen, am Ende des Feldzuges wieder an den Ufern der Donau an.

24. Weder unter Justinian, und Justinus, noch unter dem edeln Tiberius und noch viel weniger unter der bisherigen Regierung des Mauritius, waren die Avaren je so gedemüthiget worden, wie

in diesem Feldzug. Ihre Macht war gebrochen, aller Muth der, sonst so kriegerischen, wilden Nation beinahe völlig verschwunden; und waltete leider jetzt nicht ein unseliges Verhängniß über dem Kaiserhaus in Constantinopel, so hätte Priscus in einem zweiten oder dritten Feldzug das furchtbare Reich der Avaren gestürzt, und auf den Trümmern desselben, am Fuße der Alpen, Roms siegende Fahnen auf das neue wieder wehen lassen. Aber während der tapfere und unternehmende Feldherr in Pannonien und Dacien den Ruhm der römischen Waffen unter den Barbaren wieder herstellte, war zu Constantinopel der lange zurückgehaltene Unmuth des Volkes gegen den Kaiser endlich in förmlichen Aufruhr ausgebrochen.

25. Am heiligen Weihnachtstage ging der gebeugte Monarch baarfuß mit der, an diesem hohen Feste, üblichen Prozession durch die Straßen von Constantinopel. Aber man befürchtete jetzt gerade Mangel und Theurung, denn der Preis des Brodes war in den vorhergegangenen Tagen beträchtlich gestiegen. Ueberall auf dem Wege des Kaisers rottete sich also jetzt der Pöbel zusammen, und schrie zu demselben um Brod. Auf dieses an sich schon trotzige Geschrei folgten nun bald noch gröbere Schmähungen, und auf diese endlich die gräßlichsten Verwünschungen auf den Kaiser und dessen ganze Regierung. Freche Pöbelhaufen drängten sich sogar an die geheiligte Person des Monarchen, dessen Trabanten nun gezwungen waren, mit ihren eisernen Kolben die tobende Menge zurückzutreiben. Aber die Wuth des rasenden Pöbels ward dadurch jetzt nur noch mehr entflammt. Von allen Seiten durchzischten Steine die Luft nach dem Kopf des Kaisers; ein dichter Hagel von Steinwürfen zer-

sprengte das kaiserliche Gefolg, und Mauritius selbst mußte in eiliger Flucht in der, der Mutter des Erlösers geweiheten Kirche in dem Stadtviertel der Blakerner eine Zufluchtsstätte suchen. Die ganze Nacht über tobte wilder Aufruhr in den Straßen von Constantinopel; man drohete, die bekanntesten und ältesten Freunde des kaiserlichen Hauses zu ermorden; viele Palläste und mehrere öffentliche Gebäude wurden ein Raub der Flammen. Ein fanatischer Mönch durchlief die Straßen der Stadt und verkündete dem Kaiser den Fluch und Zorn Gottes; ein entblößtes Schwert hielt der Wahnsinnige in der Hand, hob es öfters empor, und rief dabei aus: «durch das Schwert wird in kurzem der Kaiser und dessen ganze Familie sterben.» —

26. Den vereinten Bemühungen des Senats und des Präfekten gelang es jedoch, den Aufruhr am folgenden Tage völlig zu dämpfen. Der Kaiser kehrte wieder in seinen Pallast zurück; aber die verflossene Nacht und der fürchterliche Ausbruch des allgemeinen Hasses, an welchem er nun nicht länger zweifeln konnte, hatten einen tiefen Eindruck auf sein Gemüth gemacht. Auch schwarzer Argwohn fing jetzt an, sein Herz, wie seine Tage zu vergiften; seinen treuesten Dienern glaubte er nicht mehr trauen zu dürfen, und selbst der fromme Philippicus, welcher doch eine Schwester des Mauritius zur Gemahlin hatte, ward von dem Hofe nach seinem eigenen Pallast verbannt. *) Aber noch ängstlichere

*) Der Grund der kaiserlichen Ungnade lag in der Prophezeihung eines Wahrsagers oder Sterndeuters, welcher dem Kaiser hatte sagen lassen, daß der Name desjenigen, der ihm einst nach seiner Krone und seinem Leben streben würde, mit einem Φ anfange.

Sorge, als der unruhige Pöbel von Constantinopel, machte dem Kaiser das zu jeder Zeit zum Aufruhr so sehr geneigte Heer des Priscus; auch dieses Feldherrn Treue schien ihm jetzt zweifelhaft; und alle Heldenthaten desselben in dem letzten Feldzuge, in Verbindung mit dem dadurch nothwendig erlangten höhern Ansehen bei dem Heere, zeigten ihm nun in Priscus gerade einen der gefährlichsten Feinde seines Thrones. Um sich der treuen Anhänglichkeit der Armee zu versichern, glaubte Mauritius den Oberbefehl über dasselbe nur einem, durch die heiligsten Bande der Natur und des Blutes, mit dem Kaiserhause verbundenen Feldherrn übergeben zu dürfen. Natürlich fiel die Wahl auf des Kaisers Bruder. Priscus ward also zurückberufen, und der, dem Leser schon bekannte Herr Peter übernahm nun leider wieder die Führung des Heeres.

27. Immer trüber und schwüler wurden indessen die Tage des wahrhaft beklagenswerthen Monarchen. Längst schon quälte ihn sein Gewissen mit den bittersten Vorwürfen über den, blos durch seine Schuld, an jenen zwölf Tausend gefangenen Römern begangenen grausamen Mord; traurige Bilder und schreckende Phantome verfolgten ihn in seinen einsamen Stunden, und die blutigen ihn anklagenden Schatten jener Ermordeten, die seine jetzt immer mehr erhitzte Phantasie ihm unaufhörlich vor die Seele führte, störten sogar nicht selten seine nächtliche

* Dieser griechische Buchstabe correspondirt mit dem lateinischen wie mit dem deutschen Ph. Da nun der niedrige, obscure, elende Phocas keiner Seele am Hofe bekannt war; so fiel der ganze, freilich blos auf einer Wahrsagerei beruhende Verdacht auf den redlichen Philippinus.

Ruhe. Einst träumte er, man führe ihn gebunden durch jenes Thor des Pallastes, welches man gewöhnlich das eherne Thor nannte; vor demselben stand das Bild des Gekreuzigten; und von dem Kreuze herab hörte er nun eine Stimme, welche in dem giebietenden Thon eines unerbittlichen Richters rief: «Man übergebe den Mauritius, sammt „seiner Gemahlin und seinen Söhnen in die Hände des Phocas." — Auch im Traume antwortete Mauritius: „Herr! dein Wille geschehe." — Bei seinem Erwachen war es dem Kaiser nicht schwer, das Traumbild zu deuten; unverzüglich befahl er, ihm seinen Schwager, den Philippicus zu rufen. Den Befehl, in dem Pallaste zu erscheinen, hielt Philippicus für eine sichere Botschaft seines nahenden Todes; von seiner Gemahlin nahm er daher, wie er wähnte, den letzten zärtlichen Abschied, stärkte sich durch den Empfang der heiligen Eucharistie, und ging dann getrost nach dem Pallast. Aber sobald er in das Gemach des Kaisers trat, fiel ihm dieser um den Hals, und bat ihn mit Thränen im Auge und in den rührendsten Ausdrükken um Verzeihung wegen des so lange schon auf ihn geworfenen, schmähligen Verdachts: „ein nächtliches Traumgesicht," fügte Mauritius hinzu, „hat mir jetzt den Namen meines wirklichen, höchst gefährlichen Feindes entdeckt." — Der Kaiser fragte nun seinen Schwager, ob er einen gewissen Phocas kenne: „Ja wohl," erwiederte Philippicus, „es ist der nämliche meuterische Centurio, der vor einigen Jahren, in dem Senate, wie Du dich, o Herr! erinnern wirst, selbst die kaiserliche Majestät zu lästern sich erfrechte." — Der Kaiser forschte nun ferner nach dem Charakter dieses Centurio, und als ihm Philippicus versicherte, es sey ein schlechter Mensch, ohne Treue und Glauben, und dabei

furchtsam und feig, so sagte Mauritius mit einem halb erdrückten Seufzer: „Ach, ist dieser Mensch furchtsam und feig, so ist er auch ungerecht und grausam." — Ein wahres Wort, längst schon bestätiget durch alle, seit sechs Tausend Jahren, gesammelten Erfahrungen der Geschichte!

28. Aber bei Allem dem verließ auch jetzt den Kaiser noch nicht seine ihm zur andern Natur gewordene Sparsamkeit. Seinem Bruder, dem Peter, schickte er den Befehl, die Vorräthe der eigenen Provinzen zu schonen, mit dem Heere daher jenseits der Donau im feindlichen Lande zu überwintern. Die erfahrensten Officiere der Armee machten dem Feldherrn begreiflich, daß, wenn man den kaiserlichen Befehl in Vollzug setzen wolle, ein allgemeiner Aufruhr im Heere die sichere und unmittelbare Folge davon seyn würde. Peter sandte einen Eilboten an seinen Bruder, machte demselben die nämlichen Vorstellungen, die seine Officiere auch ihm gemacht hatten, und bat um schleunige Abänderung der getroffenen Verfügung. Während seiner ganzen Regierung wußte Mauritius selten, nach dem Drange der Umstände entweder nachzugeben, oder standhaft zu bleiben; und jetzt wo weise Nachgiebigkeit so nothwendig gewesen wäre, beharrte er mit unheilbarem Eigensinne bei dem von ihm gegebenen Befehl; wie es scheint, war er auch diesmal wirklich entschlossen, entweder zu sterben oder den Trotz der Legionen zu bändigen. Dem Peter ward im Namen des Kaisers geschrieben, ohne fernern Verzug mit dem Heere wieder über die Donau zu gehen, und in dem Lande der Avaren seine Winterquartiere zu nehmen.

29. Aber nun geschah auch bald, was jeder Redliche befürchtet, jeder Vernünftige vorausgesehen

hatte. Das ganze Heer gerieth in anarchischen Aufruhr, als ihm die Verfügung des Kaisers bekannt ward. Die vornehmsten, dem Monarchen treuesten und ergebensten Officiere wurden ermordet, die Uebrigen gezwungen, sammt dem Feldherrn, durch schleunige Flucht ihr Leben zu retten. Alle Corps der Armee waren von demselben aufrührerischen Geist entflammt. In dem ganzen Lager hörte man nichts als die gräßlichsten Verwünschungen gegen den Kaiser; tumultuarisch rotteten sich überall die Soldaten zusammen. Mauritius ward des Thrones unwürdig erklärt, unfähig, tapfere Männer noch ferner zu beherrschen. Es wurde beschlossen, ohne Zeitverlust gegen Constantinopel zu marschiren; und mitten im Tumult einer völlig entzügelten, wüthenden Soldateska ward Phocas, jener feige, blos im Aufruhr, zwar nicht kühne, nur kecke Centurio *) zum Anführer des Heeres ernannt.

30. Einen eben so thaten- als namenlosen, völlig unbekannten Centurio auf den Kaiserthron zu erheben, fiel auch den unsinnigsten der Aufrührer nicht ein; nur einstweilen zum Anführer wollten sie ihn haben; denn ihm allein gebührte auch nur das Verdienst, an Frechheit und Bereitwilligkeit zu jedem Frevel alle übrigen zu übertreffen. Der größte Theil der Armee entschied sich indessen für Theodosius, ältesten Sohn des Mauritius; und unverzüglich wurden geheime Abgeordnete mit den Anträgen des Heeres an den Prinzen gesandt. Theodosius befand sich gerade auf der Jagd, nicht sehr fern von Constantinopel, als er die unerwartete Botschaft

*) Zur Kühnheit ist Kraft, zur Keckheit blos Unverschämtheit erforderlich; und von Letzterer besaß Phocas in Fülle und Ueberfluß.

erhielt; mit dem Prinzen war auch dessen Schwiegervater, der edle Germanus. Mit Abscheu wurden die Anträge der Aufrührer von Theodosius verworfen. Die Abgeordneten wandten sich nun mit ihrem Anerbieten an Germanus; aber auch dieser gab ihnen keine Antwort, sondern gieng eiligst mit dem Prinzen nach Constantinopel zurück.

31. So lange es möglich war, machte Mauritius aus der Empörung des Heeres ein Geheimniß; als aber das Gerücht davon in ganz Constantinopel sich verbreitet hatte, affektirte er eine innere Ruhe, welche seinem Herzen doch längst schon entflohen war. Er gab Spiele des Cirkus, selbst mit grösserer Pracht als gewöhnlich, und indem er die Angst seiner Seele hinter einer lächelnden Miene voll Zuversicht verbarg, ließ er sich herab, sich um die Freundschaft der beiden Faktionen des Cirkus zu bewerben; er erklärte sie für die sichersten Stützen seines Thrones. Aber demungeachtet gaben ihm die Grünen, welche mit den Aufrührern schon ein geheimes Verständniß unterhielten, ziemlich unzweideutige Beweise ihrer Abneigung, und selbst die Blauen, die er bisher immer begünstiget hatte, verhüllten ihre Muthlosigkeit oder ihren völlig gelähmten und ermatteten Eifer unter der geheuchelten Bitte um Schonung und Mäßigung im Kampfe gegen ihre verirrten, unglücklichen Mitbürger.

31. Mauritius befahl jetzt allen Einwohnern von Constantinopel, zu den Waffen zu greifen. In Manipeln und Cohorten eingetheilt, besetzten sie die Thore und Mauern der Stadt, und Commentiolus erhielt den Oberbefehl über die Vertheidigung und gesammte waffenfähige Mannschaft von Constantinopel. Eine ungeheuer volkreiche, mit allen

Gattungen von Waffen, Maschinen und Kriegsbedürfnissen im Ueberfluß versehene Stadt gegen ein, von allen Banden der Subordination völlig gelöstes, und von einem, des Krieges ganz unkundigen, feigen und verächtlichen Centurio angeführtes Heer, mit dem besten Erfolge zu vertheidigen, war unstreitig in jeder Hinsicht keine sehr schwere Aufgabe. Vor den hohen und festen Mauern der Kaiserstadt mußten die Aufrührer bald ihre besten Kräfte fruchtlos zersplittern. Es war mit Grunde zu erwarten, daß bei den vielen Mühseligkeiten einer gefahrvollen und, ohne Aussicht eines glücklichen Erfolges, sich in die Länge ziehenden Belagerung, der Trotz der Solddaten schnell wieder dahin schwinden, und die Hoffnung, Verzeihung zu erhalten, auf der einen, und der Wunsch, wieder verzeihen zu dürfen, auf der andern Seite, auch dieser Empörung, wie schon so vielen andern, ein Ende machen, und zuletzt blos der verächtliche Meuterer, der zum Haupt der Empörung sich aufgeworfen, von den Seinigen alsdann verachtet und verlassen, am Galgen oder unter dem Beil des Henkers für seinen Frevel büßen werde. — Menschlichen Ansichten nach mußte dieß wirklich der Gang und das Ende der Empörung seyn; so dachte wenigstens der Kaiser; so dachten auch alle seine klügsten und treuesten Freunde und Rathgeber. — Aber was vermag alle Klugheit der Weisen und Großen gegen die unabänderlichen Beschlüsse der Allmacht!

32. In der so gefährlich verwickelten Lage, in welcher der Kaiser sich befand, war Mißtrauen, selbst Mißtrauen gegen seine nächsten Umgebungen ihm nicht zu verargen. Mauritius hatte von den Anträgen gehört, welche das empörte Heer seinem ältesten Prinzen und dessen Schwiegervater gemacht

hatte. Der Ergebenheit und unerschütterlichen Treue seines Sohnes war er versichert, aber den Germanus hielt er eines geheimen Einverständnisses mit den Aufrührern fähig. *) Er fuhr ihn hart an, machte ihm bittere Vorwürfe und gebot ihm, sich sogleich aus dem Pallaste zu entfernen. Germanus gehorchte; aber der liebenswürdige Theodosius, für die Lage seines Schwiegervaters zärtlich besorgt, ging ihm nach und flüsterte ihm leise zu: „Rette dich, dein Leben schwebt in Gefahr." Germanus folgte dem Winke und floh in die Sophienkirche. Der Kaiser, der, als die erste Aufwallung seines Zornes vorüber war, die Folgen dieses, nothwendig großes Aufsehen erregenden Schrittes einsah, schickte schnell einen Vertrauten in die Kirche und ließ den Germanus, unter der Verheißung voller Sicherheit für sein Leben, wie für seine Freiheit, ermahnen, die Kirche zu verlassen und ruhig und unbesorgt nach seinem Pallaste zurückzukehren. Germanus, der keine Ursache hatte, den Worten des Kaisers zu mißtrauen, war gleich bereit, sich dessen Wunsche zu fügen, und schon stand er an der Thüre der Kirche, als ein gewißer Andreas, der, weil er oft ganze Tage in der Kirche zubrachte, in dem Rufe der Frömmigkeit stand, dem Germanus plötzlich und aus eigenem Antriebe zurief: „Herr! Du bist verloren, wenn du diese Zufluchtsstätte verlässest." — Germanus erschrack und blieb nun in der Kirche.

*) Was den Kaiser in diesem, obgleich ungegründeten Verdacht bestärken konnte, ja wohl bestärken mußte, war, daß das Heer der Aufrührer auf seinem Marsch gegen Constantinopel, obgleich überall räubend und plündernd und alles verwüstend, dennoch die Landhäuser und Ländereien des Germanus sorgfältig verschonte, auch nicht die geringsten Excesse gegen dieselben sich erlaubte.

33. Für die vielen in Constantinopel gährenden Gemüther, und den, über alle Vorstellung, leichtfertigen, dem Kaiser ohnehin schon so abgeneigten, und zu jedem frevelhaften Unfug stets gleich bereiten Pöbel, bedurfte es nur einer kleinen Veranlassung, um den unter der Asche glimmenden Funken des Aufruhrs auf das neue, und zwar heftiger als je wieder zu entflammen. Germanus war allgemein geliebt, stand wenigstens seiner Verdienste wegen bei dem Volke in gerechtem, wohlverdientem Ansehen. Als jetzt das Alles entstellende und alles vergrößernde Gerücht sich verbreitete: der Kaiser wolle den edeln Germanus ermorden lassen; nur am Fuße des Altars in der Sophienkirche habe derselbe auf kurze Zeit noch Schutz und Sicherheit gefunden; erhob sich sogleich überall wilder Schrei des Aufruhrs. Zahlreiche Volkshaufen rotteten sich zusammen, durchzogen wüthend die Stadt, brandmarkten den Kaiser mit dem Namen eines Tyrannen, riefen sich gegenseitig auf, das Joch der Tyrannei zu zerbrechen; und keine Verwünschung, keine Lästerung, keine Verläumdung war mehr zu erdenken, die man sich nicht gegen den unglücklichen Monarchen erlaubte; es war als wenn ein Hauch der Hölle plötzlich über die ganze Stadt hingefahren, ein böser Dämon sich aller Gemüther bemächtiget hätte; an der Wuth des Einen entzündete sich die Wuth des Andern; die Bürger, welche an diesem verhängnißvollen Tage an den Thoren und auf den Mauern die Wache hatten, verließen in wilder Unordnung ihre Posten, ergossen sich in die Straßen und nahmen nun ebenfalls an dem Aufruhr Theil. Indessen brach auch die Nacht ein, vermehrte nun noch die Verwirrung, und begünstigte um so mehr alle Ausschweifungen eines rasenden Pöbels. Der Pallast des Constantinus Lardys, eines der

erlauchtesten Patricier und vertrautesten Freunde des Kaisers ward in Brand gesteckt. Mehrere andere Palläste und Wohnungen, größtentheils rechtlicher und angesehener Männer hatten dasselbe Schicksal. Endlich waren auch die Thore nicht geschlossen, die Mauern nicht besetzt, und das aufrührerische Donau-Heer, unter Phocas Anführung, näherte sich in angestrengten Eilmärschen der Stadt.

34. Mauritius fühlte, daß er jetzt keinen Augenblick mehr zu verlieren habe, legte den Purpur ab, zog gemeine Kleidung an, und warf sich mit seiner Gemahlin, seinen Kindern, seinem Freunde Lardys, und allen Kostbarkeiten, die er in der Eile hatte zusammenraffen können, in eine Barke. Seine Absicht war, nach Persien zu entfliehen, und an Chosrous Hofe Schutz und Hülfe zu suchen.

36. Tadellos war bisher das Betragen des Germanus gewesen. Als er aber jetzt sah, *wie sehr* die Krone auf dem Haupte des *Mauritius wanke*, und durch die Flucht des Kaisers der Thron ihm sogar schon erlediget schien, widerstand er nicht länger den Lockungen des Ehrgeizes. Bei dem Volke war er beliebt; bei dem Heere stand er in Ansehen; aber in Zeiten gesetzloser Anarchie bildeten die Factionen des Circus eine eigene politische Macht, und Germanus sank nun so tief herab, daß er nicht erröthete, die Freundschaft der Grünen und Blauen zu erbetteln. Aber die Erstern, deren Gegner er bisher gewesen, trauten nicht seinen Worten; die Andern zeigten ihm nur eine höchst kalte, wenig oder gar nichts versprechende Theilnahme, und die Früchte aller seiner geheimen Unterhandlungen waren blos, seinen bis jetzt fleckenlosen Charakter nun auf immer in der Geschichte gebrandtmarkt zu haben.

37. Gegen den aus seinem Pallaste und seiner Residenz vertriebenen Monarchen schienen selbst die Elemente im Bunde mit dessen Feinden. Ein fürchterlicher Sturm erhob sich auf dem Meere; die Barke scheiterte an der Küste von Bithynien, ungefähr sechs Stunden von Constantinopel, und nur mit Mühe und unter den größten Gefahren rettete sich die kaiserliche Familie in die, nahe am Ufer stehende Kirche zum heiligen Autumnus. Mauritius gedachte am folgenden Tage seine Reise fortzusetzen; aber eine unsichtbare Hand hielt ihn fest, und wollte, wie es scheint, ihn jetzt gleichsam gebunden seinen Feinden überliefern. Ein, mit den heftigsten Schmerzen verbundener Anfall von Podagra beraubte ihn des Gebrauches seiner Füße, und lähmte ihm die Hüfte und die ganze rechte Seite seines Körpers. Unfähig sich nur von der Stelle zu bewegen, schickte er nun seinen Sohn Theodosius in Begleitung seines Freundes Lardys nach Persien, um Chosrou aufzufordern, die einst ihm erzeigte Wohlthat jetzt ebenfalls seinem ehemaligen Wohlthäter zu erwiedern.

38. Eine Menge Volkes von Constantinopel hatte indessen die Stadt verlassen und war dem Phocas entgegen geeilet; diesem Beispiel folgten bald mehrere der edlern und angesehenern Einwohner; auch Germanus blieb nicht zurück; eine Niederträchtigkeit hatte er schon begangen, leichter war es ihm, auch die zweite zu begehen, und uneingedenk dessen, was er sich selbst und seiner fürstlichen Geburt schuldig sey, gieng er nun ebenfalls zur Parthei der Empörung über.

39. Bis zum Throne hatte Phocas diese ganze Zeit über seine Hoffnungen noch nie erhoben.

dem Charakter desjenigen, der mit ihren Insignien geschmückt wird, gewöhnlich eine auffallende, auch dem gemeinsten Beobachter nicht entgehende Veränderung; selbst der Seele eines Phocas schien sie in den ersten Wochen eine höhere Würde zu verleihen. Ueber das Loos des unglücklichen, von aller Welt jetzt verlassenen und in Bithynien in der St. Autumnuskirche an unerträglichen Schmerzen danieder liegenden Mauritius hätte Phocas noch nichts beschlossen; vielleicht würde er des Lebens des enthronten Monarchen geschont und blos, wie alle Guten erwarteten, durch Kopfschur und Priesterweihe ihn zur Wiedererlangung der Herrschaft unfähig gemacht haben, hätte nicht die blaue Parthei selbst, ohne es zu wissen und zu wollen, ihrem ehemaligen erhabenen Gönner das Todesurtheil gesprochen.

42. Sobald der neue Kaiser in allen Provinzen des Reiches anerkannt, und selbst in Rom sein Bildniß von dem Pabste, dem Senat und dem Volke, mit der, den römischen Kaisern gebührenden Ehrerbietung war angenommen worden *), dachte

*) Man wird sich aus den frühern Bänden dieser Geschichte erinnern, daß bei der Thronbesteigung eines Kaisers, dessen Bildniß in alle Provinzen, so wie in die größten und ansehnlichsten Städte geschickt wurde, und daß in der Annahme desselben die Huldigung bestand, die man dem neuen Beherrscher erzeigte. Die Statthalter der Provinzen, alle hohe und niedere Beamten, die Magistraturen großer Städte, sammt allem Volke, gingen diesen Bildnissen in feierlichem Zuge entgegen; man warf sich vor ihnen auf die Erde, erzeigte ihnen überhaupt die nämliche Ehrerbietung, die man dem Kaiser selbst, wäre er gegenwärtig gewesen, erzeugt haben würde. Mit der nämlichen Precession wurden sie hierauf in den Kirchen, dem Regierungs-Pallast, den Sitz-

Phocas legte nun den Purpur an, und nachdem er dem Cyriacus, Nachfolger des Johannes des Fastenden auf dem Patriarchenstuhle, versprochen hatte, die Kirche und deren heilige Lehre zu schützen, ward er von demselben in der, nach dem heiligen Johannes dem Täufer, genannten Kirche feierlich gekrönt. — — Seitdem die Welt Cäsaren gehorchte, ward, wie jetzt, noch nie der Purpur so tief erniedriget, so schändlich entweihet, und so ehrvergessen und gefühllos in den Schlamm der tiefsten und verächtlichsten Gemeinheit getreten.

40. Mit mehr als orientalischer Pracht hielt Phocas zwei Tage darauf, in einem mit vier weißen Pferden bespannten Triumphwagen seinen Einzug in die Kaiserstadt. Um jede und auch die leiseste Regung von Ehr- oder Schmach-Gefühl bei dem Heere, wie bei dem Volk zu ersticken, ward der kaiserliche Schatz erschöpft. Während des ganzen Zuges fiel ein Regen von Gold auf das von allen Seiten herbeiströmende Volk; unermeßliche Summen wurden unter das Heer, als Geschenke vertheilt, mit ungeheuerm Aufwande die prächtigsten und mannigfaltigsten Spiele des Cirkus gegeben; und der nämliche Tag, an welchem die treuloseste, tyrannischste und grausamste Regierung begann, ward von dem stupiden Volk und den sclavischen Großen, unter rauschenden Freudensbezeugungen und festlichen Ergötzungen jeder Art, sinnlos verschwelgt. Als die Nacht einbrach, waren alle Palläste, öffentliche Gebäude und Privatwohnungen, zur Ehre des werthlosesten und gehässigsten aller Emporkömmlinge, prächtig erleuchtet.

41. Die höchste Gewalt, wenigstens wenn sie unverhofft und unerwartet gegeben wird, erzeugt in

erhielt; mit dem Prinzen war auch dessen Schwiegervater, der edle Germanus. Mit Abscheu wurden die Anträge der Aufrührer von Theodosius verworfen. Die Abgeordneten wandten sich nun mit ihrem Anerbieten an Germanus; aber auch dieser gab ihnen keine Antwort, sondern gieng eiligst mit dem Prinzen nach Constantinopel zurück.

31. So lange es möglich war, machte Mauritius aus der Empörung des Heeres ein Geheimniß; als aber das Gerücht davon in ganz Constantinopel sich verbreitet hatte, affektirte er eine innere Ruhe, welche seinem Herzen doch längst schon entflohen war. Er gab Spiele des Cirkus, selbst mit grösserer Pracht als gewöhnlich, und indem er die Angst seiner Seele hinter einer lächelnden Miene voll Zuversicht verbarg, ließ er sich herab, sich um die Freundschaft der beiden Faktionen des Cirkus zu bewerben; er erklärte sie für die sichersten Stützen seines Thrones. Aber demungeachtet gaben ihm die Grünen, welche mit den Aufrührern schon ein geheimes Verständniß unterhielten, ziemlich unzweideutige Beweise ihrer Abneigung, und selbst die Blauen, die er bisher immer begünstiget hatte, verhüllten ihre Muthlosigkeit oder ihren völlig gelähmten und ermatteten Eifer unter der geheuchelten Bitte um Schonung und Mäßigung im Kampfe gegen ihre verirrten, unglücklichen Mitbürger.

31. Mauritius befahl jetzt allen Einwohnern von Constantinopel, zu den Waffen zu greifen. In Manipeln und Cohorten eingetheilt, besetzten sie die Thore und Mauern der Stadt, und Commentiolus erhielt den Oberbefehl über die Vertheidigung und gesammte waffenfähige Mannschaft von Constantinopel. Eine ungeheuer volkreiche, mit allen

Gattungen von Waffen, Maschinen und Kriegsbedürfnissen im Ueberfluß versehene Stadt gegen ein, von allen Banden der Subordination völlig gelöstes, und von einem, des Krieges ganz unkundigen, feigen und verächtlichen Centurio angeführtes Heer, mit dem besten Erfolge zu vertheidigen, war unstreitig in jeder Hinsicht keine sehr schwere Aufgabe. Vor den hohen und festen Mauern der Kaiserstadt mußten die Aufrührer bald ihre besten Kräfte fruchtlos zersplittern. Es war mit Grunde zu erwarten, daß bei den vielen Mühseligkeiten einer gefahrvollen und, ohne Aussicht eines glücklichen Erfolges, sich in die Länge ziehenden Belagerung, der Trotz der Soldaten schnell wieder dahin schwinden, und die Hoffnung, Verzeihung zu erhalten, auf der einen, und der Wunsch, wieder verzeihen zu dürfen, auf der andern Seite, auch dieser Empörung, wie schon so vielen andern, ein Ende machen, und zuletzt blos der verächtliche Meuterer, der zum Haupt der Empörung sich aufgeworfen, von den Seinigen alsdann verachtet und verlassen, am Galgen oder unter dem Beil des Henkers für seinen Frevel büßen werde. — Menschlichen Ansichten nach mußte dieß wirklich der Gang und das Ende der Empörung seyn; so dachte wenigstens der Kaiser; so dachten auch alle seine klügsten und treuesten Freunde und Rathgeber. — Aber was vermag alle Klugheit der Weisen und Großen gegen die unabänderlichen Beschlüsse der Allmacht!

32. In der so gefährlich verwickelten Lage, in welcher der Kaiser sich befand, war Mißtrauen, selbst Mißtrauen gegen seine nächsten Umgebungen ihm nicht zu verargen. Mauritius hatte von den Anträgen gehört, welche das empörte Heer seinem ältesten Prinzen und dessen Schwiegervater gemacht

hatte. Der Ergebenheit und unerschütterlichen Treue seines Sohnes war er versichert, aber den Germanus hielt er eines geheimen Einverständnisses mit den Aufrührern fähig. *) Er fuhr ihn hart an, machte ihm bittere Vorwürfe und gebot ihm, sich sogleich aus dem Pallaste zu entfernen. Germanus gehorchte; aber der liebenswürdige Theodosius, für die Lage seines Schwiegervaters zärtlich besorgt, ging ihm nach und flüsterte ihm leise zu: „Rette dich, dein Leben schwebt in Gefahr." Germanus folgte dem Winke und floh in die Sophienkirche. Der Kaiser, der, als die erste Aufwallung seines Zornes vorüber war, die Folgen dieses, nothwendig großes Aufsehen erregenden Schrittes einsah, schickte schnell einen Vertrauten in die Kirche und ließ den Germanus, unter der Verheißung voller Sicherheit für sein Leben, wie für seine Freiheit, ermahnen, die Kirche zu verlassen und ruhig und unbesorgt nach seinem Pallaste zurückzukehren. Germanus, der keine Ursache hatte, den Worten des Kaisers zu mißtrauen, war gleich bereit, sich dessen Wunsche zu fügen, und schon stand er an der Thüre der Kirche, als ein gewißer Andreas, der, weil er oft ganze Tage in der Kirche zubrachte, in dem Rufe der Frömmigkeit stand, dem Germanus plötzlich und aus eigenem Antriebe zurief: „Herr! Du bist verloren, wenn du diese Zufluchtsstätte verlässest." — Germanus erschrack und blieb nun in der Kirche.

---

*) Was den Kaiser in diesem, obgleich ungegründeten Verdacht bestärken konnte, ja wohl bestärken mußte, war, daß das Heer der Aufrührer auf seinem Marsch gegen Constantinopel, obgleich überall raubend und plündernd und alles verwüstend, dennoch die Landhäuser und Ländereien des Germanus sorgfältig verschonte, auch nicht die geringsten Excesse gegen dieselben sich erlaubte.

33. Für die vielen in Constantinopel gährenden Gemüther, und den, über alle Vorstellung, leichtfertigen, dem Kaiser ohnehin schon so abgeneigten, und zu jedem frevelhaften Unfug stets gleich bereiten Pöbel, bedurfte es nur einer kleinen Veranlassung, um den unter der Asche glimmenden Funken des Aufruhrs auf das neue, und zwar heftiger als je wieder zu entflammen. Germanus war allgemein geliebt, stand wenigstens seiner Verdienste wegen bei dem Volke in gerechtem, wohlverdientem Ansehen. Als jetzt das Alles entstellende und alles vergrößernde Gerücht sich verbreitete: der Kaiser wolle den edeln Germanus ermorden lassen; nur am Fuße des Altars in der Sophienkirche habe derselbe auf kurze Zeit noch Schutz und Sicherheit gefunden; erhob sich sogleich überall wilder Schrei des Aufruhrs. Zahlreiche Volkshaufen rotteten sich zusammen, durchzogen wüthend die Stadt, brandmarkten den Kaiser mit dem Namen eines Tyrannen, riefen sich gegenseitig auf, das Joch der Tyrannei zu zerbrechen; und keine Verwünschung, keine Lästerung, keine Verläumdung war mehr zu erdenken, die man sich nicht gegen den unglücklichen Monarchen erlaubte; es war als wenn ein Hauch der Hölle plötzlich über die ganze Stadt hingefahren, ein böser Dämon sich aller Gemüther bemächtiget hätte; an der Wuth des Einen entzündete sich die Wuth des Andern; die Bürger, welche an diesem verhängnißvollen Tage an den Thoren und auf den Mauern die Wache hatten, verließen in wilder Unordnung ihre Posten, ergossen sich in die Straßen und nahmen nun ebenfalls an dem Aufruhr Theil. Indessen brach auch die Nacht ein, vermehrte nun noch die Verwirrung, und begünstigte um so mehr alle Ausschweifungen eines rasenden Pöbels. Der Pallast des Constantinus Lardys, eines der

mer am Hofe von Constantinopel gehörig gewürdiget, bisweilen sogar mit Geringschätzung und Vorwürfen aufgenommen worden; aber Gregor bedurfte keines Menschen Zeugniß, und ohne Dank oder Lohn zu suchen, fand er in der grenzenlosen Ergebenheit eines dankbaren Volkes seinen reinsten und schönsten Lohn; und hätte der große Pabst, Er, den alle Römer und Italiener mit Enthusiasmus verehrten, zu dem Franken und Westgothen mit kindlicher Ehrerbietung emporblickten, und der selbst Longobarden und Arianern Ehrfurcht gebot, sich jetzt der völligen weltlichen Herrschaft über Rom und die, den Römern noch gehörenden Provinzen in Italien bemächtigen wollen, so würden weder der elende Phocas auf seinem wankenden, von Persern und innern Feinden erschütterten Thron, noch der mit dem Hasse aller Italiener beladene Exarch Smaragdus, welcher jetzt wieder nach Italien kam, es haben hindern können; und in der allgemeinen Liebe, wie in dem allgemeinen Wunsch der dankbaren Bewohner Roms und Italiens hätte der große Pabst sicher sein bestes, und nicht zu bezweifelndes Herrscherrecht gefunden.

2. Aber für weltliche Herrschaft war die Seele eines Gregors zu groß. An der Spitze seiner Geistlichkeit, des Senats und des gesammten römischen Volkes, ging der Pabst den Bildnissen des Phocas entgegen, übernahm sie mit den gewöhnlichen hergebrachten Ceremonien, und setzte sie in der Kirche zum heiligen Cäsarius nieder. An den neuen Kaiser schrieb er einen Brief, dessen Eingang uns gleich mit Gregors religiöser Ansicht der in Constantinopel vollbrachten Thronrevolution bekannt macht. „Alle Gewalt," sagt der Pabst, „komme von Oben." — Aber damit wollte

Gregor weder die durch Empörung bewirkte Thronerhebung des Phocas gut heißen, und noch viel weniger sie als ein Gott gefälliges Werk bezeichnen, sondern blos dadurch andeuten, daß, nachdem durch göttliche Zulassung die höchste Gewalt in irgend eine Hand gekommen wäre, die Völker, Gottes unerforschliche Rathschlüsse schweigend und in Demuth anbetend, um Gottes- und wegen Gottes zulassenden Willen, sich nun der neuen Gewalt auch unterwerfen müßten. — In seinem Briefe entwirft Gregor in wenigen, aber treffenden Zügen, das Bild eines schlechten und jenes eines guten, gottesfürchtigen Monarchen; in jenem konnte der Tyrann sich spiegeln, und glimmte auch nur ein Funke von Edelmuth noch in seiner Seele, so mußte das reizende Bild eines tugendhaften Königes, welches Gregor ihm vorhielt, selbst den letzten, wenn auch beinahe völlig erloschenen Funken auf das neue wieder beleben.

3. Die grausame Hinrichtung des Kaisers Mauritius und seiner Söhne hatte Gregor das Glück nicht mehr zu erleben; das heißt, er war schon todt, als die, wegen des wieder ausgebrochenen Krieges mit den Longobarden und der daher gesperrten und gehemmten Communication, sehr verspätete Nachricht von diesem traurigen Ereigniß in Rom ankam. Gregor starb im 65. Jahre seines Alters am 12. März des Jahres 604. Sein Tod war der Tod des Gerechten; ruhig und sanft entschlief er in dem Herrn, um sogleich wieder in namenloser Wonne zu einem neuen, weder der Zeit noch dem Tode unterworfenen Leben zu erwachen.

4. In allen und den schwierigsten Verhältnissen seines viel bewegten, in die Ereignisse der

5. Kein Pabst, und nur Wenige der Väter haben die Welt mit so vielen Schriften bereichert, als Pabst Gregor der Große; sie sind größtentheils auf uns gekommmen; und nach der Zeitfolge, in welcher sie erschienen, werden wir jetzt unsere Leser damit bekannt machen.

I. **Ein Commentar über das Buch Job.** Gregor verfertigte ihn auf die Bitte des heiligen Leanders von Sevilla, während seines Aufenthaltes, als päbstlicher Legat, in Constantinopel. Die Schrift ist in 35 Bücher abgetheilt, und der große Kirchenlehrer sucht darin die in dem Buch Job, unter dem Schleier geheimnißvoller Allegorien enthaltenen Lehren der Weisheit

---

fectione sublimis, ut exclusis omnibus illustrium virorum rationibus, nihil illi *simile* demonstret antiquitas. Vicit enim sanctitate Antonium, eloquentia Cyprianum, sapientia (Augustinum. Hildeph. de Scriptoribus Ecclesiasticis c. 1.) — Viele hundert Jahre hindurch war Pabst Gregor I. der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung und tiefsten Ehrfurcht. Auch nach der Reformation haben selbst die Stimmen protestantischer Gelehrten noch im Lobe dieses großen und heiligen Pabstes sich vereint. Nur dem neuern Protestantismus, das heißt, jenem unsaubern, undulirenden, gegen alles Göttliche und Heilige protestirenden Geiste war es vorbehalten, auch Gregor den Großen zu schmähen, aber gerade dadurch Ihm auch die größte Ehre zu erzeigen; denn gewiß und wahrhaftig, es giebt Zeiten, in welchen g e s c h m ä h e t z u w e r d e n, das größte Lob wie der größte Ruhm ist, und dessen letzte und höchste Stufe nun auch wirklich in unsern Zeiten die Jesuiten erreicht haben: ein vollkommen zureichender Grund, den ganzen Orden — wäre er es nicht längst schon — heilig zu sprechen.

und Moral zu erklären und auf das praktische Leben des Christen anzuwenden. Gleich bei seinem ersten Erscheinen fand dieser Commentar ungetheilten Beifall. Eine Menge Abschriften wurden verfertiget nnd es gab sogar Bischöfe, wie z. B. Marinianus von Ravenna, welche ihn in ihren Kirchen öffentlich vorlesen ließen, welches jedoch Gregor nicht billigte, und dem Erzbischof von Ravenna den Rath gab, statt seines Commentars, vielmehr jenen des heiligen Augustinus über die Psalmen vorlesen zu lassen.

II. Zwei und zwanzig Homilien über den Propheten Ezechiel. Gregor verfaßte sie in dem verhängnißvollen Jahre 592. Auch der heilige Hyeronimus wollte einst diesen Propheten erklären, ward aber lange daran verhindert durch die tiefe Traurigkeit, in welche ihn die Eroberung Roms durch die Westgothen versenkt hatte. Noch ungleich trauriger und hoffnungsloser war die Lage Roms und Italiens, als Gregor die Erklärung des Ezechiel unternahm; aber groß war der Segen, der auf diesen Vorträgen ruhete. Wenn die Erde dem Menschen nichts mehr zu bieten hat, wendet er desto vertrauungsvoller seine Blicke zum Himmel. Ganz Rom drängte sich herbei, den heiligen Pabst zu hören; und unter den vielen Drangsalen, welche jetzt von allen Seiten auf die Römer losstürmten, fanden sie in Gregors salbungsvollen Anwendungen der Prophezeiungen Ezechiels auf die angst- und gefahrvolle Lage ihrer Stadt, himmlischen Trost, und Kraft und Muth, ihre gegenwärtigen Leiden mit vollkommener Ergebung in den Willen Gottes zu ertragen. — Während der Pabst seine Vorträge hielt, waren stets viele

glaube. Ganze Concilien erwähnten desselben mit dem größten Lobe, und ließen nicht selten in ihren Sitzungen mehrere Stellen aus demselben vorlesen. Die Concilien von Tours, Chalons und Mainz machten durch besondere Canons die fleißige Lectüre des Pastorale des heiligen Gregors allen Bischöfen zur Pflicht, und zu den Zeiten Hincmars, Erzbischofes von Rheims war es in den gallischen Kirchen schon zur Sitte geworden, dem neu erwählten Bischofe, nebst den Canons, auch das Pastorale des Pabstes Gregor in die Hände zu geben, und ihm das Versprechen abzunehmen, die darin enthaltenen Vorschriften zur Richtschnur seines ganzen bischöflichen Wandels zu machen.

V. Vier Bücher Dialogen. Eine nicht minder freundliche, überall willkommene Aufnahme fand auch dieses Werk des heiligen Gregors. Zu den Zeiten dieses großen Pabstes und kurz vor ihm, lebte in Italien, zum Trost und zur Stärkung der damals dort so sehr gedrückten, gequälten, blutig gegeiselten Menschheit, eine zahlreiche Schaar heiliger, durch offenbare Wunder von Gott besiegelter Männer, deren in Gott und durch Gott gethane Thaten Gregor nun sammelte, und in dialogistischer Form, und hoher Einfalt so anschaulich darstellte, daß sie den von ihm bezweckten Eindruck auf die Gemüther durchaus nicht verfehlen konnten. Der scharfsinnige Photius, der dieses Buch sehr rühmt, nannte es „das Leben der Väter von Italien.“ Offenbar hatte auch Gregor diese wundervollen Dialogen vorzüglich auf Kräftigung des, von Arianern, Ketzern, Götzendienern damals so sehr angefeindeten Glaubens der Christen überhaupt, und besonders der Italiener berechnet, und Johannes Diaconus versich-

ert, daß die Gespräche Gregors zu dem allmähligen Verschwinden des Arianismus in Italien nicht wenig, ja oft sogar sichtbar und augenscheinlich mitgewirkt hätten. Nichts beweißt mehr den allgemeinen Beifall, mit welchem man Gregors Dialogen überall aufnahm, als die vielen Uebersetzungen, welche in einer langen Zeitfolge unaufhörlich davon gefertiget wurden. Im Jahre 752 übersetzte sie Pabst Zacharias in das Griechische; in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts wurden sie, auf Verlangen Alfreds des Großen, von Verfroy, Bischof von Worchester in das Englische übersetzt; ein Abt oder Mönch des Klosters zum heiligen Simeon übersetzte sie in das Arabische; eine französische Uebersetzung kaufte Johann von Frankreich um fünfzehen Goldstücke im Jahre 1309. Kurz, acht bis neun Jahrhunderte hindurch wurden Gregors Gespräche von der ganzen Christenheit gesucht, geschätzt und mit Erbauung gelesen; und wenn dieselben seit diesem, das heißt, seit der Reformation in ihrem Werthe gesunken, und denselben jetzt sogar in den Augen mancher katholischer Gelehrten beinahe völlig verloren haben; so ist dieß wahrhaftig nicht die Schuld des großen und heiligen Pabstes. — — Wenn eine gewisse Afterphilosophie, die alle Wunder leugnet, auch die von Gregor erzählten verwirft; so handelt sie ungleich consequenter, als jene, welche, gleichförmig mit der Lehre der Kirche, Wunder glauben, und doch gegen Gregors Dialogen so sonderbare, oft wahrhaft lächerliche beinahe aberwitzige Zweifel und Einwendung erheben. Bald scheinen ihnen selbst die Wunder zu wunderbar und daher in hohem Grade unglaubwürdig; ein andermal sind sie mit Zeit und Ort und den Menschen, zu deren Zeugniß die Wunder gescha-

Herzenskundige nicht Mittel hätte? Vielfach und mannigfaltig ist also der Zweck der Wunder. Sie geschehen, um den Namen des Herrn zu verherrlichen; aber sie geschehen auch, um Freunde Gottes in den Augen der Welt zu verherrlichen. Sie geschehen ferner, um der Unschuld, wie der Wahrheit Zeugniß zu geben, Bedrängten und Nothleidenden zu helfen, festes, unerschütterliches Vertrauen nicht zu Schande werden zu lassen, treue Knechte Gottes aus Kerker, Schmach und den Händen ihrer Unterdrücker zu retten. Von Anbeginn an geschahen sie zu allen Zeiten; aber ungleich häufiger und in ungleich größerer Zahl, nachdem aus dem zerrissenen Himmel das lange erwartete Heil der Völker auf die Erde herabgefahren war; und Wunder sind demnach die offenbarsten, herrlichsten und herzerhebendsten Beweise des, durch Jesum Christum, wieder hergestellten unmittelbaren Verkehrs Gottes mit seinen Menschen. Des Menschen *freiem* Willen legte die Sünde Fesseln an; *nachdem* er aber durch das große Werk der Erlösung wieder frei ward, kann der Mensch seinen, von aller Sünde entfesselten Willen so vollkommen mit dem Willen Gottes vereinigen, daß er *nur* das will, was Gott will, und das nicht will, was auch Gott nicht will; und je inniger er alsdann, durch Liebe und in Liebe mit dem Urquell aller Liebe vereiniget ist, je mehr wird er auch der göttlichen Natur theilhaftig, *) nimmt gleichsam Antheil an Gottes Allmacht; und da er nie etwas Anderes

*) »Fac me divinae Tuae consortem naturae« betet unsere heilige Kirche, und mit ihr Tausend fromme, nach Gott dürstende Seelen.

will, als was Gott will; so gehorchen ihm auch jetzt die Gesetze der Natur; er vermag ihren Lauf zu hemmen, oder ihm eine andere Richtung zu geben, und wird, in dem strengsten Sinne des Wortes, ein wahrer, in und durch Gott gekräftigter Wunderthäter. So lehrt uns, beinahe auf allen ihren Blättern, die treue unverfälschte Geschichte der Religion Jesu; und wenn in unsern gegenwärtigen Zeiten nun ungleich weniger, ja beinahe gar keine Wunder mehr geschehen; so liegt die Ursache davon nicht darin, weil das Christenthum allgemein unter uns verbreitet ist— denn, Du guter Gott! zu welcher Zeit bedurfte es mehr als jetzt der Wunder, um die gedankenlose Gottesvergessenheit der Menschen zu wecken?— sondern wenn der Geist der Weissagung jetzt unter uns verstummt; wenn Der, dessen Namen „Wunderbar" heißt, sich uns jetzt entzieht; so sind dieß leider nur niederbeugende Beweise und traurige Folgen des erschütterten, schwankenden, immer schwächer werdenden Glaubens, der nach und nach immer mehr erlöschenden Hoffnung, und der jetzt überall beinahe völlig erkalteten Herzen. Blos ihres Unglaubens wegen that Jesus zu Capernaum nur wenige Wunder. *)

---

*) Was Du Pin in seiner Bibl. des aut. ecc. über die Dialogen des heiligen Gregors sagt, ist des sonst so verdienstvollen Gelehrten durchaus unwürdig. Es ist zum Erstaunen, in welche abgeschmackte Seichtigkeit auch ein scharfsinniger Kopf bisweilen verfallen kann. Da Du Pin ein Franzose ist, so möchte es erlaubt seyn, Alles, was er über die Dialogen vorbringt, ein erbärmliches radotage zu nennen. Ungleich gründlicher, scharfsinniger und dem Geiste des Katholicismus ange-

VI. Das Buch von den Sacramenten. Es enthält die Gebete und Ceremonien, welche bei der heiligen Messe und der Austheilung der h. Sacramente zu beten und zu beobachten sind. Es gewährt himmlischen Trost und eine ganz eigene Wonne, wenn man durch das Sacramentarium des heiligen Gregors die Ueberzeugung erhält, daß selbst die, bei unserm feierlichen Gottesdienst üblichen, kleinsten und unbedeutendsten Ceremonien schon in dem grauesten Alterthum des Christenthums im Brauche waren; aber ein Lehrgebäude, das nicht nur in seinem Wesentlichen, sondern selbst in den kleinsten, ganz außerwesentlichen Dingen, in dem Laufe von achtzehn Jahrhunderten, stets unwandelbar, das Nämliche geblieben, ist offenbar Gottes und nicht der Menschen Werk. — An das Sacramentarium schließen sich auch Gregors Antiphonarium und Benediktionarium segenvoll an.

VII. Zwölf Bücher Briefe; an Personen aus allen Ständen und Classen; an Kaiser, Könige, Bischöfe, Aebte, Priester, Diacone, Patricier, Feldherren, Richter, Senatoren, fromme Jungfrauen und ehrwürdige Matronen; eben so belehrend durch ihren Inhalt, als anziehend und unterhaltend durch die Mannigfaltigkeit der Ge-

messener, hat der gelehrte Benediktiner Ceillier die Gespräche des heiligen Gregors behandelt und commentirt. Die Bemerkungen, die derselbe dazu macht, empfehlen wir Jedem, der mit den Dialogen unzufrieden seyn zu müssen glaubt; er findet sie in Ceillier, histoire des auteurs ecclesiastiques und zwar im 17. Bande Seite 205 — 22 Pariser Ausgabe vom Jahre 1750.

genstände; und da an Allem, was dieser große Pabst that, stets auch dessen mildes Herz Antheil nahm; so spiegelt sich dieses in seiner ganzen Liebenswürdigkeit in den mehrsten dieser Briefe. Endlich gibt es auch keine, die Kirchenzucht betreffende Frage, welche darin nicht behandelt, oft eine ganz neue Ansicht davon aufgestellt, und dann stets mit der größten Klarheit und Bestimmtheit beantwortet wird.

6. Ob der Commentar über das erste Buch der Könige, das hohe Lied, die sieben Bußpsalmen, und die Concordanz mehrerer Stellen der heiligen Schrift, welche alle dem heiligen Gregor gewöhnlich zugeschrieben werden, auch wirklich demselben angehören, darüber sind die Gelehrten nicht einig. Ceillier scheint sich der Meinung hinzuneigen, daß, mit Ausnahme des Commentars über das erste Buch der Könige, Gregor der Verfasser der übrigen sey. — Die Kritik bemerkt, daß die Schriften dieses Pabstes unverkennbare Spuren des verderbten Geschmacks seines Zeitalters tragen. Es mag seyn, in Ansehung der Schreibart, und besonders auch, wie Gregor es selbst eingestehet *), gewisser Ausdrücke, deren er sich bisweilen bedient. Indessen ist es doch, trotz aller Kritik, nicht minder wahr, daß eine männlich-kräftige

*) Unde et ipsam loquendi artem servare despexi .... non metaecismi collisionem fugio; non barbarismi confusionem devito. (Greg Praef. Moral. in Job.) — Offenbar würde Gregor, hätte er gewollt, auch mit der Eleganz des classischen Zeitalters der Römer haben schreiben können. Aber hier, wie überall und in Allem, zeigt des großen Pabstes liebenswürdige Demuth abermals ihr freundliches, holdlächelndes Antlitz.

Sprache, die alles Schwankende und Unbestimmte vermeidet, jeden überflüssigen Redeschmuck verschmäht, und selbst Barbarismen und gemeine Ausdrücke einer erkünstelten Anmuth und oratorischer Ziererei vorzieht, ebenfalls ihre Verdienste hat. — Gregors Werke athmen durchaus einen Geist der Weisheit, der Furcht des Herrn, der Demuth, Kraft und Salbung, wie man ihn selbst in den Schriften älterer heiliger Väter nicht immer findet; und seine Zeitgenossen waren so sehr davon überzeugt, daß er unter dem unmittelbaren Einfluß des heiligen Geistes schreibe, daß bald nach seinem Tode die Legende entstand, ein Diakon habe, während Gregor geschrieben, den heiligen Geist, in Gestalt einer Taube, über seinem Haupte schweben gesehen. Wirklich ward auch sein Bildniß lange Zeit mit einer, über dem Kopfe schwebenden Taube gemahlt. — Das letzte Buch seines Commentars über Job schließt Gregor mit folgenden Worten: „Jetzt, nachdem sich lange Zeit alle meine „Gedanken, Empfindungen und Gefühle nach Außen „ergossen haben, erkenne ich, wie nothwendig es für „mich ist, in mich selbst zurückzugehen, mein Inneres genau erforschend, ob jene Lauterkeit des Herzens, welche nur Gott allein gefallen will, die „einzige Triebfeder meiner Arbeit war, und ob nicht „geheime Regungen der Eitelkeit, und ein leises Verlangen nach Celebrität und dem Beifall der Welt „ebenfalls einigen Antheil daran hatten.“ — Welche kostbare Lehre der Weisheit und Demuth; und wie wenige Schriftsteller möchten wohl, besonders jetzt, eine solche Prüfung bestehen! — Daß Gregor der Große mehrere alte Tempel in Rom zerstört, die Bildsäulen verstümmelt, die große palatinische Büchersammlung verbrannt, und besonders die Geschichte des Livius dem Untergange geweihet habe, ist eine eben so abgeschmackte, als freche Lüge, die

erst das zwölfte Jahrhundert gebar, und deren Vater Johann von Salisbury war, ein bekannter, den römischen Hof anfeindender Schriftsteller desselben Jahrhunderts. Es ist wahr, der heilige Gregor, ängstlich besorgt um die Sittenreinheit seiner Geistlichkeit, sah in ihren Händen nicht gerne heidnische Dichter, deren Schamlosigkeit auch oft gar nicht geleugnet werden kann. „Das Lob der Götzen," sagte er, „verträgt sich nicht wohl in dem nämlichen Munde mit dem Lobe Christi." Hierin hatte der weise Pabst vollkommen Recht; aber daß er Werke zerstört und verbrannt haben soll, deren vernünftiger und geordneter Gebrauch auf Bildung des Geschmackes und eines classischen Sinnes so wohlthätig wirkt, und von jeher gewirkt hat: dieß ist eine hämische Erfindung, von welcher alle gleichzeitige und darauf folgende Schriftsteller, bis in das zwölfte Jahrhundert, nichts wissen.

7. Während einer dreizehnjährigen Regierung weihete Pabst Gregor in zwei Ordinationen 39 Priester, 5 Diacone und 72 Bischöfe. Begraben ward er am Ende der Gallerie der St. Peterskirche; aber der Körper nach hundert fünf und zwanzig Jahren vom Pabst Gregor IV. wieder erhoben, und in der Kirche unter dem ihm geweiheten, und nach ihm benannten Altar beigesetzt. Mit ihm aufbewahrt und an dem, sein Andenken ehrenden jährlichen Festtage, dem Volke zum küssen dargereicht wurden auch sein Pallium, Gürtel, Reliquienkästchen und noch einige Stücke seiner Kleidung; diese war gewöhnlich ein kastanienbraunes Planet und über demselben eine Dalmatik; das Pallium war über der Schulter gefaltet und hing auf der Seite herab; an dem Hals trug er das so eben erwähnte kleine silberne Reliquarium. Im Jahre 826 wurden einige Theile

von dem Körper des heiligen Gregors nach Frankreich gebracht, und in der Kirche der Abtei zum heiligen Medardus zu Soissons aufbewahrt. Mehrere nach der Versetzung in dieser Kirche geschehene Wunder machten dieselbe zu einem der besuchtesten Wallfahrtsörter Frankreichs. Kaiser und Könige kamen, um Gregors Andenken zu ehren und dessen Fürbitte bei Gott zu erflehen. Als Kaiser Ludwig der Fromme dahin kam, legte er vorher seinen Purpur und alle Zeichen seiner kaiserlichen Würde ab, und trat barfuß zu der Schreine, welche die kostbaren Reliquien des Heiligen verschloß.

8. Länger als drei hundert Jahre ward Gregors und seiner Eltern Bildniß in einem, von ihm seinem Kloster zum heiligen Andreas geschenkten Familiengemälde aufbewahrt. Der Diacon Johannes hatte es noch gesehen, und macht uns von dem äußern Ansehen des Heiligen nachstehende Beschreibung. Gregor war von hoher, schlanker Gestalt; sein mehr langes als rundes Gesicht bildete ein schönes Oval; stille Majestät thronte auf seiner gewölbten, hohen Stirne, und aus den großen Augen strahlten Milde und Sanftmuth; seine Nase war lang und gebogen, der Bart mittelmäßig, das Haar schwarz und kraus, aber der vordere Theil des Kopfes, mit Ausnahme zweier kleiner Haarbüschel, völlig kahl, und die geistliche Krone (Tonsur), die er trug, sehr breit und groß. Seine Miene und äußere Haltung waren würdevoll und Ehrfurcht gebietend, und alle Züge seines Gesichts leutselig, edel und voll Anmuth. — Leicht war es der geübten Hand eines Künstlers, uns Gregors äußere Schönheit und Wohlgestalt zu mahlen; wäre es doch eben so leicht gewesen, auch ein nicht minder sprechendes Gemälde seines Geistes, seines Herzens, seiner Tugenden, kurz der ganzen

innern Schönheit seiner großen Seele zu entwerfen! Gregor I. war ein weiser, heiliger, wahrhaft großer Pabst. Als er starb, weinte die Kirche, es trauerte der Erdkreis; aber die Himmel jauchzten, und Chöre seliger Geister jubelten dem großen Vollendeten entgegen *).

*) Beinahe in dem buchstäblichen Sinne des Wortes könnte man sagen, daß die Erde sich in Trauer hüllte; denn in dem Sterbejahr des großen Pabstes trat überall eine solche erstarrende, ungewöhnlich kalte Witterung ein, daß die mehrsten Erzeugnisse des Bodens und alle Früchte des Weinstocks dahin starben.





